

APOKALYPSE

ADRIENNE VON SPEYR

APOKALYPSE

BETRACHTUNGEN über die GEHEIME OFFENBARUNG

*Mit einem Geleitwort von
Hans Urs von Balthasar*

VERLAG HEROLD • WIEN

Mit Druckerlaubnis des Erzbischöflichen Ordinariates Wien
vom 20. April 1950, Zahl 9725

PNMY 102



1988.2037

(b 2400)

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten. Copyright 1950 by
„Herold“, Druck- und Verlags-Ges. m. b. H., Wien VIII, Strozzigasse 8
Druck „Herold“, Wien VIII. — Printed in Austria

DEM HOCHWÜRDIGSTEN HERRN
Dr. BENNO GUT
FÜRSTABT VON EINSIEDELN
EHRFURCHTSVOLL GEWIDMET

ZUR EINFÜHRUNG

Aus dem reich verschlungenen Inhalt des vorliegenden Buches über die Apokalypse des hl. Johannes lassen sich drei Problemkreise besonders hervorheben:

1. Die subjektiven Bedingungen im Apostel für den Empfang der Visionen.
2. Die den Visionen eigentümlichen Formen der Wahrheit.
3. Der Inhalt der Visionen.

Die Aufzählung dieser Themen läßt erkennen, daß das Werk Adriennes von Speyr auf einigen Voraussetzungen aufruht, die nicht eigens bewiesen werden (da es sich nicht um ein wissenschaftliches Werk handelt), wohl aber mit Rücksicht auf die kirchliche Überlieferung gemacht werden durften. Es sind im wesentlichen diese: Der Verfasser der Apokalypse ist der Liebesjünger Johannes; er hat sie als letzte Schrift, nach seinem Evangelium und seinen Briefen geschrieben. Seine Aussagen sind wörtlich zu nehmen: er hat das, was er geschaut zu haben vorgibt, wirklich gesehen, und zwar genau so wie er es berichtet. Er hat also weder die Tatsache der Entrückung vorgetäuscht, weil solches zur Aussageweise der apokalyptischen Literaturgattung gehört, noch hat er, vielleicht um eine tatsächliche Entrückung auszudrücken, nach bestehenden literarischen Formen und Bildern gegriffen. Sein Werk ist ursprünglich und selbständig. Es ist, falls hier überhaupt ernsthaft von einer „literarischen Gattung“ gesprochen werden darf, darin das analogatum princeps. Wenn es die Reihe der echten, biblischen Visionen und Weissagungen abschließt, dann waren diese (vor allem diejenigen Ezechiels und Daniels) in der göttlichen Heilsökonomie auf die abschließende „Offenbarung

Jesu Christi, die ihm Gott gab" ausgerichtet. Sie waren vorbereitende und partielle Voraussagen dessen, was nunmehr Gott durch Christus seinen Dienern in der Kirche offenbaren wollte, indem er es „durch den Engel seinem Knechte Johannes kundgetan hat“ (1, 1). Von diesen Voraussetzungen her wird die Entfaltung der genannten drei Themen des Buches verständlich.

1. *Die subjektiven Bedingungen im Apostel für den Empfang der Visionen.* Wenn wir dieses Thema als erstes herausstellen, dann nicht, weil es in der Apokalypse das wichtigste wäre, sondern weil es die Eigentümlichkeit des vorliegenden Kommentars ausmacht. Dieser ist unseres Wissens der erste gründliche Versuch einer streng theologischen, das heißt biblischen Begründung der christlichen Mystik.¹ Mystik ist primär weder ein religionsgeschichtliches Phänomen (so daß christliche Mystik mit der sogenannten „Mystik“ anderer Religionen unter einen gemeinsamen Oberbegriff eingereiht werden könnte), noch ist sie ein psychologisches Phänomen (so daß ihr Wesen durch Erforschung seelischer „Zustände“ oder durch Selbstaussagen der Mystiker über solche „Zustände“ erkannt werden könnte). Es geht in der christlichen Mystik weder um „Religion“ noch um „Seele“, sondern um Offenbarung Gottes in Jesus Christus, vermittelt in einem besonderen, vom Heiligen Geist gebildeten Zustand eines kirchlichen Empfängers und Vermittlers. Das Prophetische und das Mystische bilden so wenig einen Gegensatz zueinander (wie die Protestanten oft annehmen), daß sie im Ursprung geradezu identisch sind. Damit ist der einzig mögliche Ausgangspunkt gewonnen, theologisch über Mystik zu reden. Die Folgerungen daraus, die von Adrienne von Speyr ausdrücklich oder andeutungsweise gezogen werden, sind diese: a) Alle christliche Mystik in der katholischen Kirche steht unter dem Maßstab

¹ Einen Ansatz dazu bildet das Werk von P. Anselm Stolz: „Theologie der Mystik.“

der Mystik der biblischen Offenbarung, und zwar ebensosehr für ihren Inhalt wie für die Bedingungen ihres Empfanges, und sind von diesem Maßstab her zu beurteilen. b) Alle echte christliche Mystik kommt von Gott in Christus und wendet sich an die Kirche: sie ist wesentlich Vermittlung und in ihrer Bestimmung sozial und kirchlich, und sie ist als Mystik des menschengewordenen Wortes Gottes für glaubende geistliche Ohren verständlich. c) Alle echte christliche Mystik ist für den Vermittelnden Dienst am Worte Gottes; sie ist also nicht primär „Erlebnis“ oder „Zustand“, sondern Durchgabe einer vom Menschen unabhängigen und daher aus keinem Zustand herauszulesenden und mit keinem Zustand zu identifizierenden inhaltlichen und objektiven Wahrheit und Botschaft. Von dem zur Vermittlung ausersehenen Menschen wird die reine Diensthaltung verlangt: volle Indifferenz und Selbstlosigkeit, die nur aus der vollkommenen Liebe erwächst (daher wird gerade Johannes mit dieser abschließenden Aufgabe betraut), und die notwendig ist, damit die Durchgabe der göttlichen Wahrheit in die Kirche hinein nicht durch subjektive Brechung getrübt und verzerrt wird. Die Menschwerdung des Wortes und das Werk des Heiligen Geistes in der Seele des Glaubenden verbürgen die Möglichkeit einer solchen ungetrühten Vermittlung. Die drei aufgezählten Merkmale stellen christliche Mystik in klaren Gegensatz zu allen übrigen Phänomenen der Menschheit, die unter diesem Begriff zu gehen pflegen. Denn außerkirchliche Mystik steht a) nicht unter dem Kanon der biblischen Offenbarung, sondern fordert für sich „religiöse Unmittelbarkeit“; sie ist b) nicht sozial, sondern privat, nicht kirchlich, sondern individualistisch, nicht Vermittlung göttlichen Wortes, sondern Stammeln des Unsagbaren; sie ist c) wesentlich mit dem Erlebnis und dem Zustand des Mystikers beschäftigt. Die Lehre von der christlichen Mystik hat wohl (und gerade in der neueren Zeit) diese Unterschiede und Gegensätze nicht immer klar genug herausgestellt. Das Werk

Adriennes von Speyr könnte hier bahnbrechend wirken. Dennoch sagt es nichts völlig Neues, zumal wenn man auf die größte kirchliche Mystikerin, Hildegard von Bingen, und ihre prophetisch-objektive Mystik zurückblickt.

2. *Die den Visionen eigentümlichen Formen der Wahrheit.*
Mit diesem zweiten Thema, das die Verfasserin weniger ausführlich behandelt, hat sie die schwierige Frage nach der Vielschichtigkeit der einen Wahrheit innerhalb der göttlichen Offenbarung (und deren durch den Heiligen Geist in der Kirche fortwirkenden Aktualität) gestellt. Es mag hier genügen, die Fragestellung ins Licht gerückt und den Leser aufmerksam gemacht zu haben. Nicht nur die menschliche Wahrheit hat ihre Schichten und Ausdrucksformen (wie zum Beispiel geschichtliche und geschichtlose Wahrheiten wahr sind, eine historische Tatsache, eine Dichtung, ein Märchen je eine bestimmte Wahrheitsform haben, und die verschiedenen Ebenen der Wahrheit wieder in der mannigfachsten Art aufeinander bezogen und zueinander relativ sein können), die göttliche Wahrheit ist erst recht so reich, daß in ihr eine Unzahl Arten und Formen des Wahrseins bestehen, deren sich das göttliche Offenbarungswort bedienen kann, um die Menschen zu treffen und zu belehren. Eine davon ist die in den Visionen der Heiligen Schrift enthüllte Wahrheit, die sich zwar nicht vom visionären Zustand her definiert (da dieser sich vielmehr von ihr her sich erklärt), aber doch diesem Zustand korrelativ ist und als solche eine Form der göttlichen Wahrheit ist, die nicht einfachhin mit der Wahrheitsform des auf Erden im Fleische erschienenen Wortes, auch nicht mit der Wahrheitsform der Seligen im Himmel gleichgesetzt werden kann. Diese beiden letztgenannten Formen sind Wahrheit als Leben, Wahrheit als Liebe, also verbindende, soziale, ins Unendliche zu entfaltende Wahrheit. Die in den Visionen von Gott dargereichte Wahrheit dagegen entbehrt gerade dieser sozialen, subjektiv-existentiellen Seite. Sie ent-

stammt einer rein objektiven, nicht weiter zu entfaltenden, sondern in sich geschlossenen und göltigen, eingeklammerten Wahrheitssphäre, die im Sinne der Heilsökonomie funktionell auf die irdisch-kirchliche Wahrheit ausgerichtet ist (ohne direkt von ihr abhängig zu sein, da sie ja von Gott aus dem Himmel stammt), und die auch durch ihre reine Objektivität erlaubt, die sonst in keiner Kommunikation miteinander stehende Wahrheit des Himmels und der Hölle (d. h. der Wahrheit und der Lüge) von einem Blickwinkel aus einzufangen. Gleich der erste Vers des Kommentars führt aus, inwiefern dieser Blickwinkel ein christologisches Geheimnis ist.

3. *Der Inhalt der Visionen* nimmt natürlich im Kommentar den breitesten Raum ein. So ist es auch von der Stellungnahme im ersten Punkt (Mystik als Dienst am Wort) her erfordert. Und wenn dabei immer wieder auf den Seher und seinen Zustand hingewiesen wird, dann nur deshalb, weil die Aussagen des Sehers über sich selbst es veranlassen. Es sind Aussagen, die im Dienst am Wort geschehen und daher zum Inhalt der Offenbarung hinzugehören. Adrienne von Speyr verfolgt in der inhaltlichen Auslegung die gleiche Methode, die sie in ihren übrigen Schriftkommentaren, vor allem im vierbändigen „Johannesevangelium“ (Johannesverlag, Einsiedeln, 1948—1949) angewendet hat, und die sich in drei Grundsätzen zusammenfassen läßt: 1. Jedes einzelne Wort Gottes für sich ernstnehmen, da jedes die Unendlichkeit der göttlichen Wahrheit in sich birgt. Bei jedem in die Tiefe graben, bis man auf den göttlichen, das heißt trinitarischen Grund stößt. In jedem das ganze Wort sehen, nämlich den ganzen Christus. Oder negativ gesagt: nicht, bevor man recht hingehört hat, schon „Zusammenhänge“ mit anderen Worten und Büchern der Schrift suchen, was oft doch nur geschieht, um das unendliche Wort in endliche und menschliche Kerker einzufangen. 2. Der Sendung des betreffenden Hagiographen — die als solche keine von unten stammende

Beschränkung des Wortes, sondern eine von oben aus dem Heiligen Geist gegebene Vermittlungsform ist — die genügende Aufmerksamkeit schenken. So ist es für die ganze Apokalypse, wie für die übrigen Johannesschriften, immer auch theologisch wichtig, daß gerade Johannes es ist, der diese Wahrheit vermittelt, wie bei den Petrusbriefen, daß Petrus, bei den Paulinen, daß Paulus sie schreibt. 3. Das Wort Gottes will nicht menschliche Neugier befriedigen, sondern die nach Gerechtigkeit Hungernden und Dürstenden mit dem Brot des Himmels erquicken. Die Apokalypse macht hierin keine Ausnahme. Was Gott in diesem Buch den Seelen schenken will, kann in erster Linie weder durch zeitgeschichtliche Forschung (über die römischen Kaiser etwa), noch durch Aufspüren absonderlicher und okkulten Geheimnisse (etwa in der Deutung der Zahlen) zutage gefördert werden. Wenn es auch wahr ist, daß Gott in diesem Buch einen Blick in seine unbegreifliche und solange die Zeit währt nie ganz zu enträtselnde Wahrheit werfen lassen will, dann tut er dies noch nicht in Form von verklausulierten Scharaden, deren richtige „Lösung“ man mit viel Scharfsinn „herausbringen“ kann. Man wird beim Lesen dieses Kommentars immer wieder erstaunt sein, wie einfach und unpräzios eine Auslegung sein kann. Neugierde und Sensationslust kommen nicht auf ihre Rechnung. Gottes Wort ist dafür zu ernst. Auch zu dringlich, um nicht mit dem ganzen Gehorsam, dem ganzen Glaubensleben aufgenommen zu werden. Und erst recht ist es zu heilig, um Anlaß poetischer Ergüsse und Paraphrasen zu sein. Auch dieses Werk Adriennes von Speyr ist, wie alle, die erschienen, von einer vollkommenen Zurückhaltung und Sachlichkeit. Man übersehe auch nicht, wie dicht es trotz der Länge ist. Es ist ein Betrachtungsbuch, das aus vollen Händen Anregung für die persönliche Betrachtung streut. Man wird seinen Inhalt dann am besten kennenlernen, wenn man täglich einen kürzeren Abschnitt daraus liest und sich vom Empfangenen

einer persönlichen Begegnung mit dem Wort, das Gott ist, entgegenführen läßt.

Für die Redaktion des Textes gilt dasselbe, was in der Einführung zur Epheserbrief-Auslegung („Kinder des Lichtes“, Herold, Wien 1950) gesagt wurde; außerdem wurde ein Passus aus Kp. 14 zu den Ausführungen zum ersten Vers des 1. Kapitels gezogen, und längere Exkurse, die im Zusammenhang mit dem Kommentar entstanden, wurden späteren Veröffentlichungen vorbehalten.

Zürich, an Mariä Himmelfahrt 1950.

Hans Urs von Balthasar.

EINGANG

1, 1. Offenbarung Jesu Christi, die Gott ihm gegeben hat, um seinen Dienern zu zeigen, was bald geschehen soll, und die er durch die Sendung seines Engels seinem Knecht Johannes kundgetan hat.

Die Apokalypse ist die *Offenbarung* Jesu Christi, eine Offenbarung, die Gott der Vater dem Lieblingsapostel des Sohnes aufgespart hat, und die er ihm durch seinen Engel auf dem Weg der Vision übermittelt. Er hat diesen Weg gewählt, damit in der Kirche nicht der Eindruck entstehe, die Offenbarung Gottes sei mit der Herabkunft des Sohnes und mit dem Evangelium unwirksame Vergangenheit geworden, damit vielmehr die Offenbarung durch die Lebendigkeit der Gnade des Sohnes in den Menschen eine Dauergestalt annehme und sich jeder Generation, die ihr begegnet und sich mit ihr abgibt, neu erschließe. Sie steht in keinem Gegensatz zum Evangelium, sie ist eine Art Erweiterung und Übersetzung seiner Wahrheit auf eine andere Ebene: Während dort die himmlische Wahrheit auf Erden erscheint und betrachtet werden kann, wird hier die Wahrheit über das Diesseits vom Jenseits her beleuchtet. In der Apokalypse öffnet sich dauernd der Himmel und gibt durch diese Öffnung seine Wahrheit preis. Aber nur Christen, Glaubende, Diener des Herrn können von dieser Wahrheit getroffen werden. Auch Johannes steht hier nicht vor allem als der geliebte Apostel, sondern als der Glaubende, der Diener des Herrn. Um die Apokalypse als Offenbarung anzunehmen, wird der feste Glaube vorausgesetzt, der durch das Evangelium vermittelt wurde. Dieser Glaube weiß um die Lebendigkeit der Offenbarung Jesu Christi und ist bereit, sie nicht nur in der

Form einer Bezeugung von Vergangenem, sondern ebensosehr von stets Kommendem, Imminentem entgegenzunehmen.

Zweitens hat Gott diesen Weg gewählt, damit allen Christen, auch denen, die keine Visionen empfangen, klar werde, wie sehr seine Wahrheit stets auch ein völlig jenseitiges, absolutes Gesicht behält. Im Evangelium nahm die Wahrheit Gottes Menschengestalt an; man konnte sich ihr nähern, sie hören, sie befragen, mit ihr zusammen menschlich leben, von ihr erzogen werden in die Geheimnisse Gottes hinein. In der Apokalypse dagegen gibt es keinerlei Relativierung, keinerlei Möglichkeit, sich mit den Trägern der Offenbarung — den Engeln, den Reitern, den Tieren usf. — menschlich auseinanderzusetzen, in eine Beziehung zu ihnen zu treten. Die Wahrheit wird nicht in der entwicklungsfähigen Form vorgeführt, die wir auf Erden einzig kennen, sondern in einer absoluten, erfüllten, vollzogenen Form, als ein Resultat, das nochmals einer rückblickenden Betrachtung unterzogen wird. Auch die Abläufe, die Kämpfe, die geschildert werden, sind nicht Ausschnitte des realen, geschichtlichen Werdens, sondern Überblicke über Dinge, die im Absoluten längst erkämpft und hergestellt sind. Alles Werden, das die Apokalypse schildert, ist immer auch ein Gewesenes, das vom Ende her betrachtet wird. Es wird zugleich als werdend und als abgeschlossen vorgeführt. Damit ist jeder irdische Zeitbegriff aufgehoben und jede zeitliche Ausdeutung der Visionen verunmöglicht. Es gibt deshalb auch kein Ich und Du, kein reales, blutvolles, sich entwickelndes Leben, keine Psychologie, keine Möglichkeit, sich dem Geschehen zu nähern oder sich darin einzuschalten.

Und nicht nur die Zeit, auch der Raum ist aufgehoben. Denn was sich ereignet, geht weder im Himmel noch auf der Erde vor sich, sondern an einem nicht festzulegenden dritten Ort zwischen beiden, der keinem von beiden angehört. Die große Babylon zum Beispiel ist als solche weder auf Erden anzutreffen, noch erst recht nicht im Himmel. Auch die Standorte

der Engel sind weder irdisch noch himmlisch. Sie stehen in einem eigenen Raum, der seine eigene Wahrheit hat: eine Wahrheit, die weder die Wahrheit der realen Erde noch die des realen Himmels ist und doch eine Domäne der absoluten Wahrheit Gottes bezeichnet. Es ist nicht die subjektive Wahrheit irgendeines Geschöpfes, sondern eine Form der objektiven, absoluten Wahrheit. Darum kann sie dem Geschöpf auch nicht in ihm selbst, sondern nur in der Entrückung gezeigt werden. Es gibt eben verschiedene Ebenen der Wahrheit, die aneinanderstoßen, ohne sich zu decken. So wäre es zum Beispiel denkbar, daß ein Mystiker, der sich mit einem anderen Menschen im gleichen Zimmer befindet, darin auch noch, visionär, einen Himmlischen sähe. Er würde beide, den irdischen Menschen und den Himmlischen, gleichzeitig und durchaus objektiv sehen, obwohl der andere Mensch den Himmlischen nicht sieht. Und man könnte von diesem nicht sagen, daß er sich gerade jetzt auf Erden befindet, weil ja der andere, der ihn nicht sieht, das Maß des Irdischen hat; man kann aber auch nicht sagen, daß er sich im Himmel befindet, weil er im gleichen irdischen Raum wie ein anderer Mensch gesehen wird.

Gerade so aber ist es Offenbarung *Jesu Christi*. Nicht im Sinne einer Schilderung Christi. Der Herr kommt zwar hie und da darin vor: in der Vision des Menschensohnes, des Reiters, des geborenen Kindes usf., aber mehr als von ihm ist von anderen Dingen die Rede. Es ist Offenbarung Jesu Christi, weil es die Offenbarung eines Zustandes des Herrn ist, der als Gottmensch sowohl die Erde wie den Himmel überblickt, sowohl die irdische wie die himmlische Wahrheit von einem einzigen Blickwinkel aus auffassen kann. Es ist ein völlig christologisches Geheimnis, eine Möglichkeit, die erst durch die Menschwerdung zustande kommt, die der Sohn in ihrer Fülle besitzt, an der er seinen Glaubenden teilgeben kann und die er hier als erstem in der Liebe dem Johannes übermittelt.

Diese Möglichkeit, Himmel und Erde aus dem gleichen

Gesichtswinkel zu sehen, ist nicht schon in jeder Form der Vision gegeben. Es kann ein Schauender in den Himmel entrückt werden und dort mit den Himmlischen verkehren, er kann auch von dort her eine Sicht der Erde erhalten, er kann dann auf die Erde zurückkehren und in seiner Erinnerung das Bild des Himmels und sogar das Bild der Erde, wie sie vom Himmel her aussieht, behalten. Er kann als Mensch auf der Erde nur die Erde sehen, aber auch Erde und Himmel zugleich, er kann als Schauender in der Vision den Himmel sehen, aber auch Himmel und Erde zugleich. Damit ist noch nicht der besondere Standort des Johannes in der Apokalypse beschrieben, die besondere Ebene zwischen Himmel und Erde, auf der das Apokalyptische sich abspielt. Er steht gleichsam auf einem Beobachterposten zwischen Himmel und Erde. Sein Gesichtswinkel ist durch eine restlose Objektivität gekennzeichnet. Alles Persönliche ist suspendiert und entzogen; der Betrachter wird zum reinen Instrument der Registrierung. Er läßt sich zwar stimmen, aber seine Stimmungen sind nicht die des gelebten Lebens, wie im irdischen Alltag, sondern reine objektive und absolute Stimmungen, die ein Teil der gesehenen und gehörten Vorgänge selbst sind. Die ganze Sphäre des Temperierten, menschlich Gemäßigten, mit seinen Ansätzen, Bewegungen, Versuchen, Beeinflussungen ist vollkommen ausgeschaltet.

Darum ist es auch nicht Offenbarung Jesu Christi im Sinne einer erneuten Selbstaussage des Sohnes, wie das Evangelium von seiner Liebe, seiner Sehnsucht, seinen Freuden und Leiden usw. spricht. Alle diese Schwingungen sind stillgelegt. Ausgeschaltet ist zunächst die ganze leibliche und sinnliche Sphäre mit allen durch sie bedingten Tönungen und Schattierungen. Aber auch jedes Verlangen, jeder Wunsch, sogar jede geistige Entscheidung. Der Seher hat keinerlei Wahl zu treffen — zwischen Himmel und Erde etwa —, er fühlt auch keineswegs den Wunsch, eine solche zu treffen, bei

einer Einzelheit der Vision zu verweilen, irgend etwas zu beschleunigen oder zu verlangsamen. Sosehr wird das Maß durch die Offenbarung selbst angegeben, daß er selber kein Verhältnis zu diesem Maß bekommt.

Insofern ist diese Schau der reine, absolute Dienst, und Johannes nennt sich hier nicht umsonst *Diener* und *Knecht*. Die Mystik der Apokalypse ist reine Dienstmystik. Aber weil der reine Dienst die absolute Selbstlosigkeit voraussetzt und diese die absolute Liebe, wird diese Sendung — die letzte, abschließende des Neuen Bundes — dem Liebesjünger übertragen. Alles in diesem Dienst: das Schauen wie das Geschaute, jeder Blick, jede Reaktion, jede Form des Auffassens, sogar des Verstehens und Nichtverstehens, wird restlos von Gott bestimmt. Es ist eine Form der Indifferenz, die durch menschliche Bemühung nicht zu erreichen ist. Durch Betrachtung, Gebet und Entsagung ist es mit der Gnade zusammen möglich, zu einer bestimmten Indifferenz zu gelangen, in der man versucht, das eine nicht mehr als das andere zu wollen. Die gegenseitige Liebe zwischen dem Herrn und Johannes hatte diesen zur Indifferenz gebracht, den Willen des geliebten Herrn allem anderen vorzuziehen. Er war zu dieser Haltung nicht ohne eigene Mitwirkung gelangt. Er besitzt sie, er lebt in ihr, so total, daß sie nicht mehr in Frage gestellt wird, daß er sie nicht immer wieder zu erstreben braucht. Aber seine christliche Indifferenz wird jetzt als Ausgangspunkt benützt, ihn in eine andere, für die apokalyptische Schau notwendige Indifferenz zu versetzen. Diese neue Form wird — nicht ohne Voraussetzung der ersten — von Gott her geschenkt und aufgelegt. Er gelangt zu ihr nicht durch Verzicht auf die eigene Wahl, er wird von ihr gewählt und genommen. Jede Anstrengung seinerseits wird ausgeschaltet. War die erste wie ein offenes Angebot zu allem, was Gott will, so nimmt sich Gott jetzt aus diesem „alles“ etwas, was Johannes von sich aus gar nicht anbieten konnte. Die von Gott gegebene Erfüllung

sprengt vollkommen den Rahmen dessen, was als offene Disposition zur Verfügung stand.

Diese Offenbarung Jesu Christi hat Gott der Vater dem Sohn *gegeben*. Sie ist ein Geschenk des Vaters an ihn, das das Liebesopfer des Sohnes vervollständigt und krönt. Das ganze Geschenk des Vaters geht an den Sohn, bezieht sich auf den Sohn, wird zum Sohn hin geoffenbart. So hängt die dem Johannes auferlegte Indifferenz nicht irgendwo verloren zwischen Himmel und Erde. Sie ist auch kein für ihn als Menschen erfundener Zustand, sondern sie ist eine Funktion des Sohnes, ein Teil des Geschenkes, das der Vater dem Sohn übermittelt. Es liegt ihr, wenn man sie bis auf ihre Bedingungen zurückverfolgt, die Liebe des Sohnes zugrunde, jene Liebe, die schon im Beschluß der Menschwerdung mit nichts rechnet, weder mit Zeit noch mit Opfern noch mit Ergebnissen, sondern die alles auf einmal so vollkommen verschenkt, daß nichts mehr bleibt, nicht einmal die Lust und der Anspruch, über Frucht und Ergebnis der Passion selber verfügen zu wollen. Es ist jene Liebe, die dann in der Eucharistie noch einmal wie gesteigert erscheint: da er zeitlos und raumlos für Gott und die Welt, für jede Zeit und jeden Raum verfügbar bleibt. Die Liebe des Sohnes ist so sehr die vollkommene Entblößung von allem Eigenen, daß sie absolute Indifferenz zwischen Himmel und Erde ist. Der Sohn wird in der Hand Gottes wie zu einem Nichts, zu einer reinen Materie, zu etwas, das dem Vater so hingegeben ist, daß dieser es formen kann, wie er will, senden, wohin er will. Der Sohn bietet ihm alles an, und dieses Alles scheint wohl zu Beginn Form und Gestalt zu haben. Aber je mehr das Angebot in seiner Ganzheit betrachtet wird, um so mehr zerfließt diese Gestalt in ein „Nichts“, sofern alles mit allem integriert, jeder Summand innerhalb der unendlichen Summe realisiert ist. Das eigentliche Angebot, das der Sohn dem Vater macht, ist die Unendlichkeit seiner verwirklichten Liebe, aus der sich der Vater

den Sohn wählen kann, den er will. Und die Wahl des Vaters zeigt sich im faktischen Lebensweg des Sohnes auf Erden. Dieser Indifferenz des Sohnes dem Vater gegenüber, die das Evangelium ist, antwortet der Vater durch seine Offenbarung an den Sohn, die Apokalypse, in welcher er ihm die Schlüsselgewalt über alle Dinge und Verhältnisse zwischen Himmel, Erde und Hölle übergibt, über den ganzen Alten Bund des Vaters und das ganze dem Vater vorbehaltene Gericht der Gerechtigkeit. Der Sohn geht im Evangelium als Menschensohn gewissermaßen einen Weg, den Weg des Geschaffenen, und Gott zeigt ihm und schenkt ihm jetzt alle Wege, den Weg des Ungeschaffenen. Der Sohn hat auf seinem einmaligen Weg die Möglichkeiten des christlichen Lebens in die Welt gebracht, die ganze Vielfalt der Wege, als Mensch in der Liebe zwischen Vater und Sohn zu leben. Jetzt zeigt der Vater dem Sohn vom Himmel her die ganze Unbegrenztheit überhaupt, die aber irgendwie erst frei und gestaltbar wurde durch die Menschwerdung des Sohnes. Er zeigt sie ihm nicht im Zustand der Teilnahme, des Leidens, der Liebe, wie es innerhalb der Menschwerdung der Fall war, auch nicht in der Finsternis der Hölle, wie am Karsamstag, sondern am Ende der ganzen Menschwerdungsordnung, dort, wo alle differenzierten Möglichkeiten, alle Schattierungen und Abstufungen der Liebe erfüllt und integriert sind. Innerhalb der Erlösung ist die ganze Liebe, die möglich ist, durchgelebt und dargestellt worden. An diesem äußersten Ende der Liebe des Sohnes beginnt die Apokalypse des Vaters an den Sohn. Dieses Ende ist keine Grenze der Liebe des Sohnes, es setzt vielmehr die Vollendung der ganzen Unbegrenztheit der Liebe des Sohnes voraus und bildet nun ihre Krönung als jene Indifferenz, in der alle Differenzen der Liebe vor lauter Erfüllung sich ausgleichen. Menschlich ist eine solche Indifferenz der Fülle nicht ausdenkbar, weil die Suspension der Liebe in der Indifferenz uns menschlich wie ein Mangel an Liebe erscheint,

der notwendig eine Sehnsucht nach neuer, größerer Liebe einschließen müßte. Aber das Undenkbare ist hier verwirklicht: die Gleichheit der absoluten Liebe und der absoluten Indifferenz.

Was Gott dem Sohn zeigt, liegt zwischen dem Alten und dem Neuen Bund. Es ist nicht Neuer Bund, weil die volle Erlösung erst am Schluß gezeigt wird, nachdem vor allem die Gerechtigkeit Gottes im Sinne des Alten Bundes, dessen Visionen und Drohungen sich hier erfüllen, sichtbar geworden ist. Es ist auch nicht Alter Bund, weil der Sohn von Anfang an überall vorkommt, in Menschengestalt, und weil auch die Mutter des Herrn erscheint. Die Apokalypse ist letztlich zu keinem der beiden Testamente in eine eindeutige Beziehung zu setzen. Sie ist weder ein Buch der Gerechtigkeit noch ein Buch der Liebe. Ihre Wahrheit selbst ist nicht im gleichen Sinne real wie die Geschichten des Alten Bundes und die Erzählungen des Lebens des Herrn. Sie ist eine Wahrheit, die außerhalb der konkreten, existierenden Liebe liegt, aber die Liebe zur Voraussetzung hat, eine visionäre, die Liebe einklammernde Wahrheit, die aber nur verständlich ist, wenn die Liebe unsichtbar im Hintergrund steht. Darum wird sie auch dem liebenden Menschen Johannes gezeigt, damit er dauernd aus dieser stets neu zu verarbeitenden visionären Seite der Wahrheit schöpfe, um sie für die Liebe in der Kirche fruchtbar werden zu lassen.

Wenn wir von der Wahrheit, die wir auf Erden kennen, ausgehen, dann stehen sich in ihr gegenüber: die Wahrheit des Evangeliums in sich selbst und seine Wahrheit in uns, wenn wir trachten, nach dieser Wahrheit zu leben. Die Wahrheit Gottes dringt einerseits in unser alltägliches Leben und bewußtes sittliches Bemühen ein, seine Gnade hilft uns, auf seine Wahrheit hinzuschreiten. Andererseits gibt es im christlichen Leben Gnaden, die ganz jenseits der Erfahrung, im Unsichtbaren der Wahrheit des Evangeliums bleiben: zum

der notwendig eine Sehnsucht nach neuer, größerer Liebe einschließen müßte. Aber das Undenkbare ist hier verwirklicht: die Gleichheit der absoluten Liebe und der absoluten Indifferenz.

Was Gott dem Sohn zeigt, liegt zwischen dem Alten und dem Neuen Bund. Es ist nicht Neuer Bund, weil die volle Erlösung erst am Schluß gezeigt wird, nachdem vor allem die Gerechtigkeit Gottes im Sinne des Alten Bundes, dessen Visionen und Drohungen sich hier erfüllen, sichtbar geworden ist. Es ist auch nicht Alter Bund, weil der Sohn von Anfang an überall vorkommt, in Menschengestalt, und weil auch die Mutter des Herrn erscheint. Die Apokalypse ist letztlich zu keinem der beiden Testamente in eine eindeutige Beziehung zu setzen. Sie ist weder ein Buch der Gerechtigkeit noch ein Buch der Liebe. Ihre Wahrheit selbst ist nicht im gleichen Sinne real wie die Geschichten des Alten Bundes und die Erzählungen des Lebens des Herrn. Sie ist eine Wahrheit, die außerhalb der konkreten, existierenden Liebe liegt, aber die Liebe zur Voraussetzung hat, eine visionäre, die Liebe einklammernde Wahrheit, die aber nur verständlich ist, wenn die Liebe unsichtbar im Hintergrund steht. Darum wird sie auch dem liebenden Menschen Johannes gezeigt, damit er dauernd aus dieser stets neu zu verarbeitenden visionären Seite der Wahrheit schöpfe, um sie für die Liebe in der Kirche fruchtbar werden zu lassen.

Wenn wir von der Wahrheit, die wir auf Erden kennen, ausgehen, dann stehen sich in ihr gegenüber: die Wahrheit des Evangeliums in sich selbst und seine Wahrheit in uns, wenn wir trachten, nach dieser Wahrheit zu leben. Die Wahrheit Gottes dringt einerseits in unser alltägliches Leben und bewußtes sittliches Bemühen ein, seine Gnade hilft uns, auf seine Wahrheit hinzuschreiten. Andererseits gibt es im christlichen Leben Gnaden, die ganz jenseits der Erfahrung, im Unsichtbaren der Wahrheit des Evangeliums bleiben: zum

Beispiel die Absolution, überhaupt jede sakramentale Gnade. Das christliche Leben nimmt jeweils an beiden Ebenen teil, an der dem Leben des Menschen immanenten und an der in sich selber bleibenden, transzendenten, und ein christliches Leben kann deshalb seinen Schwerpunkt auch mehr in der einen oder in der anderen Ebene haben. Es kann ein Leben seine Norm vorwiegend aus dem sichtbaren Evangelium und seinem Buchstaben holen, währenddem ein anderes sich ganz aus dem unsichtbaren Gespräch mit Gott nähren kann. Zur absoluten, in sich ruhenden Sphäre der Wahrheit Gottes gehören nun auch jene mystischen Gnaden der Schau und des Erlebens himmlischer oder jenseitiger Dinge, die Gott zum Lebendig-erhalten des christlichen Glaubens in der Welt vermittelt, und dies in besonderen Sendungen. Diese Gnaden stehen zur Sphäre des kirchlichen Evangeliums in einem solchen Verhältnis, daß sie einerseits ebensowenig wie eine Absolution direkt nachgeprüft werden können, aber unbedingt einen Ansatz- und einen Zielpunkt in der Welt des allgemeinen christlichen Glaubens besitzen. Diese Beziehung ist die erste Weise ihrer möglichen Verifizierung. Sie zweigen ab vom kirchlichen Leben, sie behalten stets Fühlung mit dem Dogma und müssen zu ihrem Ausgangspunkt so zurückbezogen werden können wie zurückschnellende Gummibänder. Ebenso müssen sie verbunden bleiben mit dem sittlichen Leben dessen, der sie empfängt: auch daran läßt sich die Wahrheit einer Vision nachprüfen. Würde dieses Leben mit der Norm der christlichen Sittlichkeit nicht übereinstimmen, so wäre die Schau sicher unecht. Die Wahrheit des Evangeliums kann nur e i n e sein, die sich in beiden Sphären deckt; so ist die unmeßbare Sphäre auf die meßbare bezogen, obwohl die Wahrheit des christlichen Lebens vom Äußern, Meßbaren, zum Innern, Unmeßbaren hin wächst.

Die Realität der Visionen gehört ganz zur transzendenten Sphäre Gottes. Sie ist eine in sich geschlossene Sphäre, zu der

vom christlichen Alltag kein kontinuierlicher Übergang hinüberführt, sondern nur ein Sprung. Das Leben der Visionen entsteht jeweils neu und ursprünglich aus Gott, und findet nur sekundär seine Angleichung an die Wahrheit des Alltags. So schildert das Evangelium des Johannes die Wahrheit Gottes in ihrer Erscheinung unter den Menschen, mit vielen Ausblicken zur göttlichen Wahrheit hin. Die Apokalypse dagegen schildert eine Wahrheit Gottes, die auf einer anderen Ebene liegt, zu der Johannes durch die Entrückung Zugang erhält. Die Apokalypse ohne das Evangelium ist unmöglich, sie zweigt von ihm ab und kehrt zu ihm zurück, wie jede unmittelbare Kontaktnahme eines Glaubenden mit der göttlichen Wahrheit vom kirchlichen Dogma abzweigt und zu ihm als ihrem Maß und ihrer Formulierung zurückkehrt. Obwohl die Apokalypse eine solche Auslegung des Evangeliums ist, daß sie das Menschliche in das Unbegreifliche des immer größeren Gottes hinein aufsprengt, bleibt sie als Auslegung dennoch bezogen auf das Evangelium, eine Funktion des Evangeliums, von dessen Wahrheit sie nicht trennbar ist. Man könnte zur Not ohne die Apokalypse auskommen — weil die göttliche Steigerung einschlußweise schon im Evangelium beschlossen liegt — aber niemals ohne das Evangelium. Man kann im reinen Glauben leben, während niemand von Visionen allein und von der Wahrheit der Visionen allein leben kann.

Die Visionen haben ihre eigene Wahrheit, die nicht im Menschen liegt. Wenn Johannes in der Apokalypse den Menschensohn sieht, wie er Werke der reinen Gerechtigkeit ausführt, die der Geist ihm befiehlt, dann hat diese Vision eine durchaus objektive Wahrheit. Aber diese Wahrheit hat einen ganz anderen Charakter als die Wahrheit etwa der Auferweckung des Lazarus, die Johannes miterlebt hat. Diese war ein für alle geltendes, allen zugängliches Ereignis, das auch jeder, der es nicht miterlebt hat, auf Grund irdischer Zeugnisse nachprüfen konnte. Alle im Evangelium erzählten Dinge

sind wahr nach einem für alle geltenden Schlüssel. Die Wahrheit der Visionen hat dagegen zunächst nur Geltung für den, der sie sieht, und zwar ganz genau in dem Umfang und Inhalt, der vorgestellt wird. Für andere werden sie erst durch die Vermittlung des Schauenden wahr. Wenn ein Mensch, der Visionen hat, sich mit einem anderen allein in einem Zimmer befindet, und es erscheint ihm in diesem Zimmer die Mutter Gottes, so wird er, wenn der andere ihn fragt, ob sie allein seien, in Wahrheit antworten können, sie seien allein, weil die Gegenwart der Mutter für den anderen, der nicht schaut, keine Wahrheit im irdischen Sinne ist. Ist er ein Glaubender und ist er geneigt, die Schau des anderen für wahr zu halten, so könnte dieser auch antworten: Nein, wir sind nicht allein, sondern zu dritt, und diese zweite Wahrheit wird für den Nichtschauenden in dem Maße wahr werden, als man sie ihm mitteilt und er glaubend daran teilnimmt. Beide Wahrheiten sind je auf einer anderen Ebene wahr, die eine ist allgemein zugänglich, die andere nur durch den Sehenden hindurch vermittelt.

Das heißt nun aber gerade nicht, daß die Wahrheit der Vision nur für den Sehenden wahr sei. Sie ist im Gegenteil an sich selber wahr, sofern es sich um eine echte Vision handelt. Dadurch unterscheidet sie sich von der Halluzination eines Geisteskranken, dessen Visionen nur in ihm und für ihn wahr sind. Hat die echte Vision auch zunächst nur den gleichen beschränkten Geltungsbereich, weil sie noch nicht mitgeteilt ist, so hat sie doch bereits in diesem Stadium die innere Bestimmung und Tendenz, Teil einer umfassenderen Wahrheit zu werden, weil sie bereits in Gott Teil einer umfassenderen Wahrheit ist. Das heißt: jede echte Vision ist Teil eines Auftrags, den der Schauende hat, und sie wird so vermittelt, daß sie ihren vollen Sinn nur zum Auftrag hin erhält. In sich selbst betrachtet ist sie nur eine Teilwahrheit, und wer sie erlebt, darf sie nicht innerhalb ihrer selbst ver-

vollständigen wollen. Er darf deshalb zum Beispiel nicht mehr erleben wollen, als geboten wird, mehr schauen, mehr tasten, hören, riechen usf., sondern er muß die objektive Wahrheit der Vision so belassen und weitergeben, wie sie ihm dargeboten wurde. Der Zweck der Vision liegt nicht in ihr selbst, aber er ist der Vision mitgegeben und in ihr eingegriffen. Stammt sie von Gott, so ist sie immer die Erfüllung irgendeiner Absicht Gottes. Diese Erfüllung liegt nicht in der Person, die sie empfängt, und die sie nicht nachträglich als ihr gehörig betrachten darf (es sei denn, daß dies ausdrücklich vermerkt werde, wie im Falle, wo Gott einen Martyrer durch eine Vision stärken will, einen Menschen durch eine Vision bekehren, oder auch einen Schauenden, der vielleicht in der Gottverlassenheit sich befindet, erquicken). Die echte Vision ist katholisch: sie geht von der Kirche zur Kirche und dient dem Leben der Kirche.

Der Schauende und das in der Vision Geschaute bilden zusammen eine Einheit, einen Wahrheits-Zusammenhang, der einen bestimmten Zweck und Sinn hat. Aber die Wahrheit, die hier verkörpert wird, ist eine auf einen größeren Zusammenhang hinggerichtete Teilwahrheit, und die Wahrheit des sich in der Vision ausdrückenden Sinnes braucht sich nicht buchstäblich innerhalb der Gesamtwahrheit zu verwirklichen. Jene Wahrheit kann die Wahrheit einer göttlichen Intention oder Konzeption sein, die nicht unter allen Umständen auch zur Durchführung gelangt. Immer kann und muß eine Teilwahrheit in einen größeren Zusammenhang eingebaut werden, und sie kann darin ihren Sinn ganz ändern. So kann zwischen Liebenden eine Kränkung vorkommen; wird sie verziehen, so wird die Liebe vielleicht nur um so größer. Und wenn die Liebenden daran zurückdenken, so erscheint sie ihnen im größeren Zusammenhang der Liebe gar nicht als Schmerz und Entfremdung, sondern nur noch als Anlaß und Ansatzpunkt ihrer größeren Liebe. Und sie werden im Rückblick alles auch

ganz anders erklären als damals, nämlich aus dem umfassenderen Sinn der Liebe.

So können auch die Visionen eine Teilwahrheit enthalten, was nicht heißt, daß ihre Partialität durch die Subjektivität und Beschränktheit des Aufnehmenden bedingt ist oder es sein muß. Sie können eine absolute, objektive, an sich seiende Wahrheit enthalten, die dennoch eine Teilwahrheit ist. Sie sind jeweils ein Teil der ganzen Wahrheit Gottes. Ihre Partialität ist, wenn die Vision von Gott stammt, ganz unabhängig von der Sünde (obwohl sie an einen Sünder ergeht), solange der Schauende im reinen Gehorsam empfängt und seine Subjektivität nicht vordrängt. Freilich, würde er dies tun, so würde die Vision in ihrer Objektivität sofort verzerrt. Der Schauende wäre nicht mehr sachlich, sondern würde die Subjektivität seiner Sünde in das Bild hineinprojizieren und das Ganze verfälschen. Aber Gott kann sich eines Schauenden so bedienen, als habe er die Möglichkeit, objektiv zu sein. Er hat diese Möglichkeit, weil Gott sie ihm zu seinen Zwecken verleiht und ihn dabei zu einem reinen Werkzeug werden läßt. In dem Maße, als er das wirklich ist, darf sich die Subjektivität des Schauenden dienend beteiligen, darf sie die Schau sogar färben. Der Schauende soll sich mit seiner ganzen Persönlichkeit der geschenkten Schau hingeben, und dieses Angebot seiner subjektiven Sehfähigkeit hilft ihm, besser zu erfassen.

Der Inhalt der Vision ist durch Gott bestimmt, und es liegt im Auftrag mit beschlossen, daß er katholisch mitgeteilt werde. Die Wahrheit der Vision hat also ihre Wahrheit innerhalb der Vision, aber sie hat sie zugleich innerhalb der Kirche, der sie mitgeteilt werden muß. Sie ist im kirchlichen Ganzen wahr und hat von ihm aus für den Sünder wahr zu sein. Und wenn es sich einmal um die Schau der reinen Strafgerechtigkeit Gottes handelt, so hat der Inhalt dieser Vision eine in Gott begründete und für die Kirche geltensollende Wahrheit, und

nicht bloß den Sinn einer erzieherischen Maßnahme, den Sünder zu erschrecken. Innerhalb der Vision, die von Gott mitgeteilt wird, kann man nicht einfach ergänzen und synthetisieren, bis die Drohung des Gerichts wie eine harmlose Hypothese erscheint. Die Synthese dieses Gerichts mit der Liebe liegt ganz in Gott, an einem für uns unzugänglichen Ort. Das Wesen der Visionen ist es, wahr zu sein, wenn auch in anderer Weise als die historischen Wahrheiten.

Historische Wahrheiten werden als „Tatsachen“ erfaßt, und innerhalb der Tatsache läßt sich dann durch den, der sie miterlebt oder erzählen hört, der in der Tatsache enthaltene jeweils größere und tiefere Sinn zu Gott hin öffnen. So konnte Johannes ein Wunder miterleben und dann zeigen, daß der Herr noch viel größer, viel gütiger ist als es hier äußerlich sichtbar wurde. In der Wahrheit der Vision dagegen gibt es eine solche Scheidung zwischen dem äußeren Faktum (das alle erleben) und der inneren Fülle nicht. Man kann von keiner äußeren Erscheinung als einer Grundlage der Deutung, der Vergleichung ausgehen. Die Vision ist vielmehr ein Stück Wahrheit Gottes, die als ganze, unverteilt und unverglichen, hingenommen werden muß. Man soll sie in kein System bringen wollen. Gewiß darf man von ihr soviel zu verstehen suchen als möglich ist, aber man muß sich dabei bewußt bleiben, daß die Wahrheit verschiedene Gesichter hat und daß wir mit unserem Verstehen und Deuten nicht an das Verstehen Gottes heranreichen und daher oft gezwungen sind, die Wahrheit nur darum als Wahrheit anzunehmen, weil sie von Gott kommt. Denn sie scheint vorerst in kein System hineinzu passen, das wir uns aus den übrigen uns bekanntgewordenen Wahrheiten Gottes gebaut haben. Was wir als Wahrheit ansehen, ist zunächst immer eine an menschliche Sinne gebundene Wahrheit. Daneben bleibt aber jede andere, übersinnliche Möglichkeit von Wahrheit offen, wenn sie in Gott ist und von Gott kommt, auch wenn wir sie nicht nachprüfen

können; und unsere Ehrfurcht vor Gott zwingt uns, diesen Raum freizulassen.

Denselben Zwang übt auch die echte Vision aus. Wäre eine Vision nur Halluzination, so hätte sie keinerlei zwingende Macht; im Gegenteil: der Gesunde, der Arzt müßte sogleich gegen die scheinbare Wahrheit Stellung nehmen und dürfte sie nicht anerkennen. Denn nie kann etwas Falsches der Wahrheit dienen. Gottes Wahrheit dagegen ist zwingend, auch für den, der sie nicht sieht (für den anderen Christen), sofern er die Demut hat, diese Wahrheit als größer anzuerkennen als was er selber nachprüfen kann, und sofern sie sich in der Kirche beglaubigt. Der Arzt steht über der Scheinwahrheit des Kranken. Er glaubt zwar dem Kranken, wenn dieser ihm von seinen Visionen berichtet, aber der Bericht zwingt ihn in keiner Weise, dem Inhalt Glauben zu schenken. Er zwingt ihn vielmehr dazu, dem Kranken die Vision auszureden. Er hat die Vision als ein Symptom der ihm bekannten Krankheit im voraus erwartet, er kann sie aus natürlichen Ursachen ableiten und verstehen. Ist dagegen die Vision echt, so steht der, dem sie berichtet wird, nicht über, sondern unter der in ihr enthaltenen Wahrheit, und in Ehrfurcht vor der Wahrheit Gottes erwartet er, daß sie wahr sei, und zwar wahr nicht im Sehenden, sondern in Gott.

Die Visionen der Apokalypse werden Johannes geschenkt und von ihm aufgenommen innerhalb eines Auftrags der Liebe. Weil er geliebt und liebend ist, darum darf er sehen, was er sieht. Diese Liebe ist eine bei aller menschlichen Zartheit sehr reine und sehr objektive Liebe. Die ganze Freundschaft des Johannes zum irdischen Herrn behält immer die Züge der ehrfürchtigsten Liebe zu Gott, und die letztere färbt sich mit den Farben der freundschaftlichen Liebe. Daß diese Liebe die Voraussetzung und der Hintergrund auch der Apokalypse ist, wird in den Visionen selbst deutlich. Johannes beschreibt sie im Auftrag Gottes, in seiner Liebe zum Freund,

der der Herr ist. Was immer der Inhalt der Visionen sein mag — auch wenn sie die reine Gerechtigkeit und die Hölle darstellen —, immer stehen sie in der Liebe zwischen dem, der sie vermittelt, und dem, der sie aufnimmt. Der Herr als Gott erläßt den Auftrag und vermittelt ihn dem geliebten Freund. Auf dem Hintergrund dieser Situation allein kann die objektive Wahrheit der Visionen vermittelt werden, denn nur aus Liebe zu Gott wird Johannes so objektiv sein können, daß er die Wahrheit, die er sieht, so aufnimmt und weitergibt, wie er sie empfangen hat. Ist diese Situation der reinen Liebe nicht vorhanden, dann ist die Wahrheits-Voraussetzung nicht da, und es ergeben sich unendliche Verwicklungen, Verzerrungen, schwächere oder gröbere Fälschungen, Übergänge von der wahren Vision zur eingebildeten Halluzination.

Von dieser Situation der Liebe als der vollen Wahrheit aus ist noch einmal das Wesen der Wahrheit der Visionen neu zu beleuchten. Wahr ist alles, was in der Richtung auf die Wahrheit Gottes hingeht: der katholische Glaube, aber auch alles, was zu diesem führt, was vorwärtsgeht zu Gott. Dann aber können die Einzelnen auf jeweils verschiedenen Standpunkten stehen, und zwar weniger im Sinn von Vollkommenheitsstufen als von Richtungen und Führungen. Eine Wahrheit, die für den einen sehr aktuell ist, braucht es für den anderen nicht zu sein, weil beide von Gott auf verschiedenen Wahrheitswegen geführt werden, die innerhalb der Gesamtwahrheit Gottes liegen, aber einander nicht kreuzen. In diesem Sinn haben auch die Wahrheit der Vision und die Wahrheit des christlichen Lebens ihre Einheit und Erfüllung in Gott. Beide stehen daher in einem echten Zusammenhang und beide stammen von Gott. Es gibt eine Wahrheit Gottes in jeder menschlichen Existenz, ob einer Christ ist oder nicht, und diese Wahrheit ist größer, entfalteter, wenn der Mensch im Glauben an ihr teilnimmt, als wenn er nicht um sie weiß. Es gibt aber gewisse objektive Merkmale der Wahrheit Gottes

auch im nichtglaubenden Menschen. Auch er ist von Gott geschaffen, auch seine Todesstunde ist nur Gott bekannt usf. Die glaubende Teilnahme an der Wahrheit Gottes erlaubt dem Christen, den Wahrheitsanteil eines Menschen an der Wahrheit Gottes teilweise zu prüfen. Er kann ihn etwa über seinen Glauben ausfragen und prüfen, ob dieser zu dem allgemeinen Glauben der Kirche paßt. Er mißt dann die Wahrheit an der ihm bekannten, im Evangelium sichtbar gewordenen Wahrheit des Herrn, wie sie in der Kirche weiterlebt und dargestellt wird. Aber diese Nachprüfbarkeit hat ihre Grenzen, weil es in jedem Menschen eine Sphäre der Intimität zwischen Gott und der Seele gibt. Man kann sein Gebet von außen beobachten, aber von außen nicht in seinem Wesen erkennen. Die innere Sphäre wird nur im Verkehr mit Gott enthüllt, mag sie nun das eigene oder das fremde Innere betreffen, in einer Art von Übernatürlichkeit, die jedem glaubenden Christen mehr oder weniger enthüllt und zugänglich ist. Es ist eine Übernatürlichkeit, die aus der des Glaubens erfließt, aber noch nicht gleichbedeutend ist mit der Erschließung der Wahrheits-sphäre der Visionen.

Die Wahrheit der Vision ist ohne Zusammenhang mit dem gewöhnlichen Glauben. Sie wird von Gott bestimmt und in freier Wahl zugemessen. Er weiß, welchen Teil seiner Wahrheit er in der Vision enthüllen will und zu welchem Zweck er es tut. Für diesen von ihm vorgesehenen kirchlichen Zweck bedient er sich einer außerhalb der gewöhnlichen Wahrnehmbarkeit liegenden Weise der Offenbarung, aber so, daß er sich dabei zugleich eines einzelnen Menschen bedient. Dieser Mensch kann nur in der Wahrheit sein. Und wenn Wahrheit die Richtung zu Gott hin ist, so ist Lüge jede Abkehr von ihm und jede Beschäftigung mit sich selber. An diesem sensiblen Punkt ist für den, der eine Vision empfängt, die Möglichkeit der Abkehr von Gott ganz besonders scharf gezeichnet. Vom Augenblick an, da ein Mensch in die Welt

der Visionen eingeführt wurde, ist für ihn jeder Blick, der nicht ein Blick zu Gott hin ist, Entfremdung. In der Mystik wird Ganzheit gefordert, wenn sie nicht entarten soll.

Die Schau, die Gott vermittelt, ist nie ein Spiel. Sie ist um so ernster, als sie Einzelnen zudedacht ist, und zwar Einzelnen über sie selbst hinweg. Es gibt im Staatsdienst gewisse Aufgaben, die die größte Diskretion erfordern, die den Verkehr mit anderen Menschen fast verunmöglichen, weil die Gefahr des Ausplauderns, der Wichtigtuerei allzu groß ist. Der Einzelne, der diesen Dienst für die Gemeinschaft versieht, steht mit seiner ganzen Persönlichkeit dafür gut. Er dient ganz seinem Dienste. Der reinste Fall eines solchen „Dienstes am Dienst“ besteht aber im Dienste Gottes: die Forderungen, die Gott an den stellt, den er in seine Geheimnisse einweiht, lauten zugleich auf absolute Schweigepflicht und letzte Offenheit. Schweigepflicht, weil kein unnützes Wort über Gottes Offenbarung gesagt werden darf; Offenheit, weil das zu Sagende ganz gesagt werden muß, so ganz, daß nichts im Halbdunkel bleibt. Halbdunkel aber ist alles, worin der Mensch sich selber an Stelle Gottes setzt, jede Reflexion auf sich selbst, jeder Gedanke, daß die Offenbarung Gottes eine Form der Bevorzugung bedeuten könnte, was alles dazu führt, sich selbst und seine Schau als die Hauptsache zu betrachten. Die falschen Mystiker sind alle jene, die der Versuchung unterlegen sind, aus irgendeinem Willen nach Selbstbefriedigung mehr zu wollen, die Visionen auszunützen und auszukosten, nicht mehr Gott, sondern sich selber zu suchen. Gott wird zum Diener und Attribut der mystischen Persönlichkeit. Johannes dagegen nimmt das Ganze hin, das ihm geoffenbart wird, ohne sich im geringsten darin zu spiegeln. Er schildert einfach, was er sieht, und die Wahrheit dessen, was er erfährt, wird durch keine eigene Brechung getrübt. Aber schon die geringste Abwendung von Gott kann eine solche Trübung hervorrufen.

Daß die Lüge so nahe an der Offenbarung liegt, ist das

Zeichen unserer unbedingten Freiheit Gott gegenüber. Dem, der sich ihm hingibt, verschwendet er nicht nur seine Liebe, sondern auch seine Wahrheit (obwohl beide oft nicht zu trennen sind), und stellt das Geschenk der Verfügung dessen, dem er es anvertraut hat, anheim. Der Empfänger aber, wenn er wahr bleiben will, kann nur innerhalb der Wahrheit, das heißt der Richtung auf Gott hin von diesem Verfügungsrecht Gebrauch machen wollen. Die Freiheit wird in der Hingabe an den Zweck Gottes liegen, der ein objektiver, kirchlicher Zweck ist.

Johannes beschreibt sachlich, was er sieht. Er schildert weder sich selbst noch das, was er über das Gesehene denkt. Er stellt auch keine Zusammenhänge her zwischen den einzelnen Visionen. Visionen sind wie Kinder, die Gott schenkt, und die man austragen muß in der vollen Geduld der Schwangerschaft. Keine Mutter öffnet ihren Leib, um das Kind eher zu sehen. Der falsche Mystiker dagegen verliert die Geduld. Es wird ihm zu langweilig, nur hinzusehen, er mischt sich hinein, er beschleunigt und steigert. Aber Johannes (und vor ihm alle Seher der Bibel) wollten nur einen Dienst versehen. Und wenn es später in der Kirche Menschen gegeben würde, die gleichen Visionen wieder zu schauen, so würden auch sie nur berichten, nicht bereichern. Nur der Auftrag gilt. Wer die Wahrheit der Vision nicht beeinträchtigen will, der darf auf nichts anderes achten, als den Auftrag der Wahrheit auszuführen.

Es kann nun wohl zum Auftrag gehören, daß man mit seiner Subjektivität stärker oder schwächer dabei ist, daß man vom Geschauten beeindruckt wird, Freude oder Angst empfindet, das Geschaute schön oder häßlich findet, darauf so oder anders reagiert. Es kann zum Auftrag gehören, daß sich der Schauende aus irgendeinem Grund der in der Vision enthaltenen Wahrheit ganz hingeben muß. Etwa, damit ein anderer sich bekehre, sich ändere, eine Belehrung empfangt;

und der Schauende muß die subjektive Wirkung dieser Offenbarung an sich selber erfahren haben. Dann würde diese Wirkung zu einem Teil der Offenbarung selbst gehören, der Inhalt würde an dem Schauenden selbst exemplifiziert. Dies wird aber Ausnahme bleiben. In den Visionen gilt noch mehr als sonst der Satz: *Si comprehendis non est Deus*. Vieles in der Vision kann vom Schauenden nicht erfaßt werden. Gerade darum muß er es so vermitteln, wie er es erhält, weil das, was er nicht erfaßt, vielleicht morgen, vielleicht in hundert Jahren für die Kirche wichtig werden kann.

In ihrem Auftrag und Schicksal stehen Johannes und Maria nebeneinander. Maria muß in einer Art hinterlegter Liebe ein Schicksal ertragen, das sie wesensmäßig nicht mehr versteht. So muß auch Johannes in der absoluten Indifferenz die Visionen bestehen als eine Folge seiner Liebesmission, aber im Vollzug der Schau außerhalb der Liebe. Maria muß mit ihrem Jawort zwischen dem Alten und dem Neuen Bund stehen, an derselben Stelle, von der aus Johannes die Apokalypse sieht, und die der Gesichtswinkel des Herrn selbst ist, der Winkel, der sich ins Unbegreifliche, Je-größere öffnet, über jede erlebbare Liebe hinaus und doch im Auftrag der Liebe. Maria geht als erste über den Alten Bund und das Althergebrachte hinaus: sie verspricht Gott Gehorsam, sie behält nichts, nicht einmal ihre bisherige Jungfräulichkeit, da sie mit der Schwangerschaft von oben eine neue, unbekannte Jungfräulichkeit erhält. Ihr Jawort geht in einen so unbekannteren Raum hinein, daß kein Mensch begreifen kann, was ihr geschieht. Und ihr Jawort ergeht innerhalb der Erscheinung, in der Vision des Engels, der sie grüßt, wie auch Joseph sein Jawort innerhalb der Vision spricht. Aber sie sagt nicht Ja zur Erscheinung selbst, sondern innerhalb der Erscheinung zu Dingen, die sie nicht sieht, in die hinein sie aber verpflichtet wird. So sieht auch Johannes Dinge, deren letzte Bedeutung und Tragweite er nicht begreift, die er nur weiter-

zugeben hat, ohne sie seinem bisherigen Horizont des Glaubens einbauen zu können. Er hat ein Leben des klaren Glaubens hinter sich, in der Freundschaft mit dem Herrn, und nun wird er in seinem Alter aus allem heraus ins Maßlose und Überdimensionierte hineingeworfen, so wie Maria mit dem Manne, dem sie verlobt war, in der Ordnung gelebt hat und nun durch den Gruß des Engels aus allen geordneten Rahmen ins Unübersichtbare versetzt wird. Aber beides ist Offenbarung Jesu Christi.

Der Sohn vermittelt sich der Mutter, so wie der Vater beschlossen hat, ihn auf die Welt zu senden, innerhalb eines menschlichen Schicksals. Und er vermittelt sich in der Apokalypse dem Johannes in der Offenbarung Gottes, in der der Vater beschlossen hat, was er dem Sohne zeigen will. Von hier aus laufen beide Linien parallel: vom Jawort der Mutter her entrollt sich das Evangelium in seiner Klarheit und Helligkeit; vom Jawort des Johannes her die Apokalypse in ihrer Dunkelheit und Beunruhigung. Aber bei beiden ist der Ausgangspunkt eine sprengende Beunruhigung: bei Maria liegt diese Unruhe primär im Fleische: in ihrem Nichtwissen, was kommen wird, entsprechend der Rolle, wie Gott sie Eva auferlegt hat. Bei Johannes liegt die Unruhe im Geiste, entsprechend der Mühsal und Arbeit Adams. Und weil Maria von Anfang an in diesem sprengenden Punkt der Beunruhigung steht, kann sie nachher innerhalb der Unruhe der Apokalypse als das lautschreiende, kreißende Weib erscheinen. Erst wenn man sieht, wie preisgegeben sie schon in ihrem Jawort ist, versteht man, warum sie in der Apokalypse mitsamt ihrem Geheimnis so allen Blicken preisgegeben wird. Innerhalb des Evangeliums ist sie, auch im bittersten Schicksal, immer gedämpft, vornehm, still. In der Apokalypse erscheint sie plötzlich mit lautem Schrei. In einer Haltung, die innerhalb der realen, irdischen Erzählung gar nicht erzählt werden konnte. Von den Zuständen der Mutter war in diesem Sinn

nicht die Rede. In der Apokalypse dagegen, wo himmlische Perspektiven enthüllt werden, ist nichts unschicklich, und man nimmt keinen Anstoß daran. Die ganze Wahrheit der Apokalypse muß der Beunruhigung dienen.

Hier wird die Notwendigkeit der Apokalypse klar. Wäre sie nicht, so läge es nahe, das Evangelium irgendwie in sich abzuschließen, eine Schule, ein System des Weges zu Gott daraus zu machen. So groß die Ereignisse sind, von denen es berichtet, sie scheinen doch übersehbar. Man kann sich hineinleben, sie sich aneignen. In der Apokalypse wankt jeder feste Grund. Man wird so umhergewirbelt, daß jeder Versuch einer Systematisierung verunmöglicht wird. Die Visionen folgen einander ohne jede ersichtliche Logik, nie kann man aus dem Geschauten im geringsten berechnen, was nachkommt. Die Unübersehbarkeit der Wahrheit Gottes gegenüber jeder irdischen Wahrheit wird einem augenfällig vorgeführt. Das ist es, was gerade der Liebesjünger erfahren mußte, um es der Kirche weiter zu vermitteln, um so mehr als ihm die Mutter des Herrn anvertraut wurde und es keinem andern zusteht als ihm, sie in der zentralen Vision in der Mitte des Buches mit überirdischen Augen als Gebärende zu erblicken.

Gott hat dem Sohn diese Offenbarung gegeben, *um seinen Dienern zu zeigen, was bald geschehen soll*. Seine Diener sind alle Glaubenden; ihnen soll das Gesehene geoffenbart werden. Sie sollen es erfahren nicht als etwas, was schon vorbei ist, sondern als etwas, was bald geschehen soll. Einer dieser Diener ist auch Johannes. Glaube ist Dienst, und so sind die Glaubenden Diener. Vom rechten Diener aber erwartet man, daß er etwas vom Dienst, den er verrichtet, versteht. Man erwartet, daß er mehr kann und weiß, als er in der jeweiligen Dienstleistung braucht, daß seine Dienstfähigkeit sich nicht in der Tat erschöpfe, damit der Meister mit der Bereitschaft des Dieners rechnen kann, weitere, andersgeartete Aufträge zu

bewältigen. Jedes bleibende Dienstverhältnis enthält latent eine Forderung über die aktuelle (vielleicht alle Kraft beanspruchende) Arbeit hinaus, und insofern eine Art „Überforderung“. Der Dienst der Apokalypse schließt nun aber nicht bloß die normale christliche Überforderung im Apostolat ein, er ist ein besonderer, qualifizierter Dienst des Geistes, des Wissens und Verstehens. Ein Lehrer muß in der Beherrschung des Stoffes weiter sein als der Schüler, er muß auch, wenn der Schüler Fragen stellt, die über seinen Stoff hinausgehen, Auskunft geben können. So muß zunächst Johannes in allen Dingen des Geistes um der Kirche willen Bescheid wissen. Aber auch die Kirche selbst soll sich durch ihn in diese Dinge einführen lassen (wie Johannes im Evangelium schon mehrfach den Petrus in die Kenntnis des Herrn einführte), weil sie sich in den Ereignissen, die bald geschehen sollen, wird zurechtfinden müssen. Sie soll es tun in einem vertieften Gehorsam an den Herrn, der von seiner Kirche mehr verlangt als bisher, der eine große Entsprechung herbeiführen will zwischen der Kirche und den kommenden Ereignissen. Schon in der Wahl seiner Diener schaut Gott darauf, daß sie beim jeweiligen Dienst der Vermittlung in irgendeiner Weise zu entsprechen fähig sind. So sollen sie nun auch in ein echtes Verhältnis zu dem treten, was sich bald ereignen soll. Sie werden diese Dinge zwar nicht erschöpfend begreifen, aber sie sollen einen gewissen Begriff davon nicht entbehren.

Diese Dinge werden *bald geschehen*. Dieses *Bald* wird wie alle übrigen Zeitbegriffe der Apokalypse nicht im chronologischen Sinn verstanden. Es ist ein Bald, das immer Bald bleibt und das so der Offenbarung den Charakter der dauernden Aktualität verleiht. Immer wird man gewisse Punkte der Offenbarung als mit dem gegenwärtigen Zeitgeschehen zusammenfallend erkennen können, so daß das Nächstfolgende als die unmittelbare Erwartung angesehen werden kann. Darin liegt die ständige Beunruhigung. An diesem Bald wird auch

das Ineinandergreifen von Evangelium und Apokalypse im Christenleben erkenntlich. Beide sind für jede Zeit und jedes Menschenleben aktuell. Das Evangelium stellt an jeden die Frage der Nachfolge und zeichnet an Hand des Lebens des Herrn dem Einzelnen vor, was Christentum ist. Wer es sieht und hört, sieht sich in die Zeit des Herrn versetzt, erlebt im Geiste, was die Apostel erlebten, und kommt so in ein Verhältnis zum Herrn. In dieses unmittelbare Verhältnis zum Herrn, wie zwischen Ich und Du, mündet jeweils die Schule des Evangeliums. Wer aber in die Apokalypse hineingerät und versucht, sich darin zurechtzufinden, kann nicht direkt auf ein solches Verhältnis lossteuern. Der Herr ist da, aber wie unnahbar, man sieht vorerst nur Kräfte, die sich gegeneinander bewegen: Welten, Mächte, himmlische und höllische, und erst durch sie hindurch sieht man das Bild der Gegenwart und sich selber darin widergespiegelt. Was erst fremd und abstrakt erscheint, wird allmählich zur eigenen Welt, aber zu einer unbegreiflich erweiterten: man erkennt, daß es noch unabsehbare Welten gibt, von denen man nichts ahnte, Welten, die nicht beziehungslos neben dem Evangelium stehen, sondern dessen allzeitliche Aktualität und innere Unendlichkeit erst recht ins Licht setzen. Und die Bestätigung unseres Dienstwillens, der dem Evangelium entspricht, erfolgt in der Apokalypse so, daß Gott uns hier in einen ungeahnt weiteren Dienst anfordert.

Und die er durch die Sendung seines Engels seinem Knecht Johannes kundgetan hat. Der Kundtuende ist der Vater, der seinem Knecht Johannes seinen Engel sendet, so wie er seiner Magd Maria seinen Engel gesandt hatte. Wieder erscheinen beide in einer Einheit des Schicksals, wie sie unter dem Kreuz begründet worden war. Wie der Anfang des Evangeliums die Offenbarung durch den Engel an die Mutter war, so ist der Anfang der Apokalypse die Offenbarung durch den Engel an Johannes. Johannes wird die ganze Offenbarung innerhalb der

Botschaft des Engels empfangen, er wird innerhalb dieser Botschaft auch den Herrn und die Mutter zu sehen bekommen. Gott bedient sich, um den Menschen seine Stimme und Offenbarung kundzutun, keines anderen Mittels als der Botschaft des Engels. Diesen sendet er aber *seinem Knecht Johannes*, dem Lieblingsjünger seines Sohnes, der ihm hingegeben ist und der vom Augenblick an, da er dem Herrn begegnete und ihn liebte, nichts anderes getan hat, als in der Sendung der Liebe zu bleiben. Diese johanneische Sendung bekräftigt Gott durch die Erscheinung des Engels. Aber sofern Johannes mit der Schau — wie in jeder christlichen Mystik — unmittelbar auch die Verpflichtung zur Weiterleitung des Anvertrauten an die Kirche übernimmt, wird seine Schau zur vollkommenen christlichen Schau: sie vermittelt das, was zwischen dem Alten und dem Neuen Bund liegt, und sie vermittelt es in der Art der christlichen Botschaften, die sich an Liebende wenden und Liebende betreffen. Der Auftakt der Schau ist, daß sie an den Liebenden ergeht, und ihr Ende, daß sie Liebenden übermittelt wird. Die Mitte ist der Dienst der Vermittlung, wobei der Liebende zum Knecht wird und das Geschaute den Knechten Gottes in Indifferenz übergibt. Immer liegt die wahre Indifferenz zwischen Liebe und Liebe. Sie ist eine Art Hinterlegung der Liebe im Dienst, ohne daß der Diener sich dagegen wehrt. Er stellt seine Liebe Gott zur Verfügung, der sie ihm auch nehmen kann, wenn er es im Dienst der Sendung für gut befindet. Und Gott entspricht dem Angebot und läßt im Dienst der Liebe die Liebe für die Liebe unsichtbar werden, um sie, nachdem sie durch die Nacht des Dienstes hindurchgegangen ist, am Ende wieder aufstrahlen zu lassen. Durch diese Nacht ist der Herr am Karsamstag gegangen, und jeder Diener, vor allem der Schauende, wird ihm in seiner Weise auf diesem Weg nachfolgen müssen. Das ist der christliche Weg, daß der, der die Liebe wirklich gekannt hat, auf die Erfahrung der Liebe verzichten muß.

Nur christlich ist dieses Schicksal aufzulösen; denn die Liebe, die nur Gott geben kann, kann auch von ihm wieder genommen werden, indem er sie für eine Zeit aus Gründen der Liebe bei sich hinterlegt.

Diese Hinterlegung der Liebe, der Zustand des Johannes in der Apokalypse, ist das männliche Gegenstück zum Schwangerschaftszustand der Mutter und zu ihrem Schrei. Während der Schwangerschaft ist die Magd Maria für nichts anderes empfänglich und fruchtbar als für die Frucht, die sie bereits trägt. Sie hat das Kind, man kann ihr keines mehr geben. Und sie ist auch nicht mehr frei, dem Kind, das sie trägt, zu dienen oder nicht zu dienen: sie muß ihm zur Verfügung stehen. Das Wachsen des Kindes verfügt über sie. Auch der Knecht Johannes ist während der Zeit der Vision ganz in sie hineingefangen. Er kann keine anderen Werke, auch keine Liebeswerke verrichten; er ist diesem einzigen Werk ganz hingegeben. Er steht wie außerhalb der Liebe, aber er steht dort im Dienst der Liebe und bleibt in der Liebe von Anfang und Ende aufgehoben. Es ist nicht einmal gesagt, daß Johannes während dieser Zeit Sehnsucht nach Liebe empfindet oder den Glauben hat, dieser Zustand werde je wieder ein Ende nehmen. Auch das schwangere Weib erträgt während der Zeit der Schwangerschaft den Mann mehr als daß sie ihn liebt, und sie kann sich ein Ende ihres Zustandes nicht ausmalen. So ist Johannes jetzt nur der Knecht seiner Sendung. Im Evangelium nennt der Herr die Apostel Brüder und Freunde, und als diese hat er sie auch erlöst; und Johannes bezeichnet sich selber als den, den der Herr liebt. In der Apokalypse kann er sich diesen Namen nicht geben. Er ist nur noch der Knecht, er geht unter in diesem Begriff. Auch das ist ein deutliches Zeichen, daß die Apokalypse und ihre Indifferenz ein Zwischenzustand ist, zwischen Liebe und Liebe.

Aber auch der Zwischenzustand der Apokalypse ist ein trinitarisches Geschehen. Im Evangelium war es der Sohn, der

in seiner Selbstoffenbarung auf den Vater hinweist und den Vater verherrlichte, indem er ihm durch die Erlösung die vollendete weltliche Schöpfung zurückbrachte. In der Apokalypse, die der Vater dem Sohn gibt, offenbart sich der Vater, indem er auf den Sohn hinweist, ihn verherrlicht und ihm die ganze Weite des väterlichen Reiches zur Verfügung stellt. Der Heilige Geist übernimmt beide Male die Funktion, die Offenbarung selbst reell werden zu lassen. Wie er im Evangelium im Verkündigungsendel war und den göttlichen Samen in die Mutter legte, so erscheint er in der Apokalypse wieder im Engel, der dem Apostel die Offenbarung des Sohnes erklärt und in ihm Gestalt werden läßt. Er hat die Rolle des Zeugens und des Werdens. Er übernimmt diese Sendung in Selbständigkeit vom Vater: dort, um den Sohn in der Mutter, hier, um die Schau im Apostel werden zu lassen. Er ist der, der immer neu ermöglicht und verwirklicht. Nachdem er die Menschwerdung des Sohnes gewirkt hat — die der Vater erlaubte und der Sohn erlitt —, lebt er seit der Jordanstaufe neu im Sohn als Lenker seiner irdischen Sendung. Und abermals neu nach seiner Auferstehung, ihm sowohl eine himmlische wie eine sakramentale und kirchliche geistige Lebensweise verleihend. Und nochmals neu, da in der Apokalypse der Sohn die visionäre Daseinsweise in der Kirche erhält. Alle diese Erscheinungsformen des Sohnes sind nur möglich in Verbindung mit dem Wirken des Heiligen Geistes. Er ist der Herr des Evangeliums wie der Apokalypse, er bildet die Brücke von der einen zur anderen Daseinsweise des Sohnes. Er hat ihn im Evangelium seinen ruhigen irdischen Weg geführt, er führt ihn auch durch die Gewitter der Apokalypse, in der alle irdischen Rahmen bersten und das Geisthafte im Sohn am siegreichsten hervortritt. Darum wendet sich die Apokalypse auch mehr an den Geist in uns als an unser irdisches Leben und Begreifen.

1, 2. *Welcher Zeugnis abgelegt hat vom Worte Gottes und vom Zeugnis Jesu Christi, von all dem, was er gesehen hat.*

Johannes hat dieses Zeugnis in seinem Evangelium abgelegt, und ebenso auch in seinem Leben. Das Wort Gottes, das er bezeugte, war sowohl der Sohn Gottes, wie das Wort, das der Sohn aussprach. Beide Worte, das wesenhafte, göttliche, und das ausgesprochene, wurden von Johannes in einer Einheit gesehen und bezeugt. Sein ganzes Leben, vom Augenblick seiner Begegnung mit dem Herrn an, brachte er damit zu, in jeder Weise und auf mannigfache Art das *Wort Gottes* und das *Zeugnis Jesu Christi* zu bezeugen, alles, *was er vom Herrn gesehen hat*, was er erfaßte und erlebte und was der Herr ihm zeigte. Er wandelte es aber in seiner Erfassung jeweils in Liebe um, und diese Liebe war der Inhalt seines Lebens, der Kern seines Apostolats. Wie er ein Leben der Liebe im Herrn lebte, so schenkte er dieses Leben seinen Mitmenschen, denn nichts von dem, was der Herr ihm auf Erden gab, war unbrauchbar für die kommende Kirche. So ist Johannes zum Urbild aller menschlichen Liebe zum Herrn geworden, und diese Liebe hat ihn befähigt, alles Gesehene zu bezeugen. Er hat vom Herrn nicht nur ein trockenes Schema entworfen, sondern ein Bild der Fülle, in dem die Ganzheit der Liebe des Herrn in der Ganzheit der Liebe des Apostels spürbar wird. Er hat damit auch gezeigt, daß die Liebe des Herrn stark genug ist, um sich ungebrochen in der Liebe eines Menschen zu offenbaren; daß die Liebe des Herrn einen Menschen so zu erobern vermag, daß alles in ihm dieser Liebe unterworfen werden kann. Liebt man uns, dann setzen wir der Liebe immer irgendwelchen Widerstand entgegen, so daß die Liebe verdunkelt und abgeschwächt wird. In Johannes ist die Liebe so siegreich, so wesentlich, daß er nur noch Werkzeug der Liebe sein will. Er verleugnet sich selbst, er sagt sich selber ab, er versucht, nur noch von der Liebe gestimmt zu werden, er will, daß die Liebe so rein durch ihn hindurchgehe, wie sie ihm zukommt.

So konnte in ihm die Liebe zum Zeugnis und das Zeugnis zur Liebe werden. Er erhält dadurch einen ganz bevorzugten Anteil an der Sendung des Herrn, und in diesem Anteilnehmen erfüllt er seine eigene Sendung vollkommen, so daß niemand mehr abgrenzen kann, wie weit in Johannes die Sendung des Herrn reicht und wie weit die des Johannes. Eine solche Einheit ist nur in der Überwältigung alles Eigenen durch die Liebe des Herrn möglich geworden.

Er gibt alles wieder, was er gesehen hat. Er unterschlägt nichts. Denn er weiß, daß in allem Geschauten etwas Wesentliches und Wichtiges liegt, auch in dem, was ihm, weil er schon in der Liebe lebte, unwesentlich hätte erscheinen können. Es ist wesentlich, weil es für die Wiedergabe gedacht ist. Er weiß: sein Evangelium muß so gestaltet werden, daß jeder, der es vernimmt, etwas darin findet; denn der Herr hat ja sein Leben für jeden Einzelnen gelebt. Johannes wählt aus dem Leben des Herrn nicht aus, was ihm zusagt, was ihn anspricht, er bezeugt *alles, was er gesehen hat*. Und gerade diese Vollständigkeit des Zeugnisses macht ihn fähig, an der Apokalypse Anteil zu haben. Seine Objektivität in der Liebe macht ihn geeignet, die Offenbarung entgegenzunehmen. Gott weiß: dieser Zeuge wird alles so wiedergeben, wie er es empfangen hat.

1, 3. Selig der, der liest, und die, die hören die Worte der Weissagung und das in ihr Geschriebene bewahren; denn die Zeit ist nahe.

Der Lesende steht in der Einzahl, die Hörenden dagegen in der Mehrzahl. Denn es werden mehr durch Hören getroffen als durch Lesen. Es wird das ausgesprochene, verkündete Wort immer mehr Einfluß haben als das geschriebene. Es gibt die Wenigen, die lesen, und die Vielen, die hören. Aber beide sollen selig sein, wenn sie die Worte der Weissagung bewahren, das heißt, in sich wirken lassen. Über die Art, wie sie sich mit

dem Wort auseinanderzusetzen haben, steht nichts; sie sollen nur die Weissagung *bewahren*, das heißt, lebendig in sich behalten und nicht verdorren lassen. Sie so hegen, daß die Worte der Weissagung ein echtes Leben in ihnen führen. Ihnen also eine Eigenständigkeit in ihrem Herzen einräumen, eine unbeeinflusste, letztlich eine kirchliche Selbständigkeit. Denn es gibt nicht nur die Möglichkeit, daß das Wort der Weissagung in der Seele zu verdorren beginnt; es kann auch mit der Zeit durch Trägheit oder Unglauben oder sonst etwas zu einem veränderten, verkleinerten, verkehrten Wort werden, das nicht mehr im Zentrum der Kirche steht. Das Wort bewahren heißt demnach, seine vom Herrn gewollte Souveränität in sich achten und wahren.

Denn die Zeit ist nahe: Die Zeit, da Rechenschaft über das empfangene Wort gefordert wird, die Stunde des Gerichts. Die Zeit, in der wir über das Wort verfügen dürfen, um es zu behalten, ist eine gemessene Zeit, die bald überholt wird durch die Zeit, die Zeit schlechthin, die das Gericht eröffnet: die ewige Zeit. Wenn Johannes sogleich, nachdem er vom Bewahren der Wahrheit gesprochen hat, von der Erfüllung der Zeit spricht, so drückt er damit eine Mahnung der Liebe aus, der eigenen wie der Liebe des Herrn, als Ansporn für jeden, dem Wort so schnell wie möglich seine ganze Lebendigkeit zu gewähren. Es ist Ansporn der Liebe, nicht Drohung; Entfaltung des Feuers, nicht lähmende Angst.

DER GOTT DER KIRCHE

1. 4—5 a. *Johannes an die sieben Kirchen, die in Asien sind: Gnade sei euch und Friede von dem, der ist und der war und der kommt, und von den sieben Geistern, die im Angesicht seines Thrones sind, und von Jesus Christus, dem treuen Zeugen, dem Erstgeborenen von den Toten und dem Fürsten der Könige der Erde.*

Johannes erfüllt die Pflicht der Mitteilung, indem er die Offenbarung an die *sieben Kirchen* weitergibt. Er nimmt dabei keine aus und bevorzugt keine. Alle sieben sind christliche Kirchen, haben den gleichen Anteil an seiner Mitteilung und an der Offenbarung Gottes. Er braucht sich ihnen nicht lange vorzustellen; sie kennen ihn, weil sie alle schon von ihm empfangen haben: Nachrichten der Liebe. Er ist für sie der Liebesapostel. Sie wissen um sein Leben mit dem Herrn.

Er wünscht ihnen *Gnade und Friede*, beide in einer Einheit, in der der Friede aus der Gnade sich ergibt, als unmittelbare Folge. Die Gnade, in ihnen lebend und sie ausweitend, macht sie fähig zum Empfang des Friedens, den sie weiterzugeben haben. Die Gnade ist das, was von Gott kommt und den Kirchen übergeben wird zu einer Verwaltung, die der Gnadenverwaltung durch den Priester analog ist: sie ist eine Größe, die ihrem Einfluß entzogen bleibt. Den Frieden dagegen, der ein Ausfluß dieser Gnade ist, können sie mitgestalten und ihn, geformt und vermehrt, weitergeben. Die Gnade ist die Bewegung des Herrn zu den Kirchen, der Friede ist die Bewegung von den Kirchen über die Welt zum Herrn. Johannes denkt dabei an den Frieden Christi, wie er ihn selber erfahren hat. Frieden als Annäherung durch die Gnade, im

Willen und Streben, als die Pforte zum Herrn und zur Ewigkeit.

Von dem, der ist und der war und der kommt. Er ist in einem Sinn der Ewigkeit; er ist jetzt und in Ewigkeit. Und er war von Ewigkeit her, so daß im Ist wie im War die ganze Ewigkeit liegt: von der Ewigkeit her zur Ewigkeit hin. Er ist, weil es seine Wesenheit ist, zu sein, weil von seinem Sein im Grunde nichts anderes ausgesagt werden kann, als eben dies: daß es ist, weil er alles Seiende übertrifft, das Gewesene, Seiende, werdende. Als dieses Sein, das immer war und ist, wird er zuerst beschrieben, weil er Gott und erste Person ist. Aber er ist auch der Kommende, und hierin wird der Umriß der zweiten Person sichtbar, die von der ersten her *kommt*, deren sohnhafte Ewigkeit es ist, im ewigen Moment des Kommens, die Ewigkeit im Kommen zu sein.

Und von den sieben Geistern, die im Angesicht des Thrones sind. Diese sieben Geister sind der Heilige Geist, der hier wie in seine sieben Gaben verteilt auftritt. Johannes läßt in seinem Gruß den Sohn zweimal erscheinen, erst als den ewigen Sohn, der ewig vom Vater her kommt, und nachher noch einmal als Jesus Christus, den menschengewordenen. Dazwischen nennt er den Geist in seinen sieben Eigenschaften, so daß er, mit der Einheit des Vaters und den beiden Naturen des Sohnes zusammen die göttliche Zahl Zehn schafft. Auf dem Thron sind Vater und Sohn; die Geister aber stehen im Angesicht des Thrones, als Darstellungen des Heiligen Geistes, der sich in ihnen gleichsam veräußerlicht. Aber wer den Geist so dargestellt sieht, weiß auch, daß er bereits im Kommenden und damit im Seienden vorhanden war, so daß zugleich mit der Zehnzahl die Dreizahl der Trinität erscheint. Johannes sieht den Geist zunächst im Kommenden, noch nicht in Jesus Christus, von dem erst nachher die Rede ist, und weist hiemit auf die ewige Allgegenwart des Geistes hin, im Vater, im Sohn und in sich selber. Er sieht ihn im ewigen Vater als

dessen ewigen Geist, er sieht ihn im Kommenden, der in seiner künftigen Empfängnis durch den Geist vermittelt wird, und er sieht ihn in sich: in der Fülle seiner Gaben.

Diese Art der Verteilung des Geistes entspricht ganz der Apokalypse. Im Evangelium ließen sich die göttlichen Personen scheinbar einfacher unterscheiden und ihre Erscheinungsweise scheinbar besser gegeneinander abgrenzen und umreißen. In der Apokalypse ist das nicht mehr möglich. Der Geist ist zugleich verborgener und in seiner Allgegenwart übermächtig geworden. Er hat sich seiner Eigenschaften wie enteignet in die sieben Gaben hinein, und geht als der so Entäußerte, Hin-gegebene zurück in den Vater und den Sohn.

Und von Jesus Christus, dem Menschgewordenen. Von dem, der die Kirchen liebt und über den Johannes sein Leben lang Zeugnis abgelegt hat; von dem, der seinem Jünger als Freund und Gott erlaubt, Gnade und Friede im Namen des Vaters, des Sohnes und des Geistes den Kirchen zu wünschen. *Dem treuen Zeugen*, der treu seine Sendung erfüllt hat: den Vater zu verherrlichen und verherrlichend den Vater zu bezeugen, der in keinem seiner Worte etwas anderes gewollt und getan hat als Zeugnis ablegen für die Liebe des Vaters. Das ist seine Treue. Für Johannes ist er der Zeuge schlechthin, und von ihm bezieht er dauernd seine eigene Zeugenschaft. *Dem Erstgeborenen von den Toten*, der als erster von den Toten zurückkam. Die Auferstehung des Herrn hat Johannes mit den andern bekräftigt gefunden im Wiedererscheinen des Herrn. Daß er aber nicht der einzig Auferstandene ist, sondern der erste aller Auferstehenden, ergibt sich für Johannes aus seinen Verheißungen wie aus seinem Erlösungsleiden. Er ersieht den Beweis der Sendung der Liebe des Sohnes zum Vater ebenso sehr aus seiner Auferstehung wie aus seinem treuen Zeugnis. Beide sind ihm in Hinsicht auf die Liebe des Herrn gleichbedeutend. *Und dem Fürsten der Könige der Erde*, dem, zu welchem die Könige aufzublicken haben, dem sie Gehorsam

schulden. In diesem Titel liegt eine doppelte Vorwegnahme. Johannes hat das Leben des Sohnes, sein verlassenes Ende am Kreuz und seine Zurückkunft erlebt und gesehen, eine wie kleine Zahl an Glaubenden er hinterließ. Trotzdem ist sein Glaube so stark, daß er mit Sicherheit weiß: der Herr ist der Fürst der Könige der Erde, er muß es sein und er wird es sein. Und ferner weiß er jetzt zu Beginn der Apokalypse, noch bevor er sie geschaut hat, daß er den Herrn als Fürsten der Könige der Erde sehen wird.

Die Reihenfolge der Titel des Herrn: Zeuge, Auferstandener, Fürst, ist eine abklingende. Wenn Johannes sie so anordnet, dann ist es, um durch die Könige, die im Vergleich zum Sohn das Geringere sind, den Zusammenhang mit der Welt der Menschen zu finden.

1, 5 b. Der uns geliebt und uns von unseren Sünden losgetrennt hat in seinem Blut.

Es gibt einen, der uns liebt, so wie wir sind. Er liebt jeden von uns seit einer ewigen Zeit. Er liebt uns, indem er uns mitten in seine Reinheit hineinstellt, in die Reinheit, die er mit dem Vater teilt. Die wahre Liebe ist Reinheit. Reinheit, als göttliche, christliche und schließlich menschliche Eigenschaft, ist im Herrn immer ein Zeugnis und eine Funktion seiner Liebe, immer etwas, was in die Liebe hinein erweitert. Reinheit ist nie die Ängstlichkeit vor dem, was unrein wäre, nie ein Zurückschrecken, ein Sich-verbergen, sondern das freie Vorziehen des Guten, damit nichts Unreines die Liebe trübe und schwäche. Liebe und Reinheit stärken einander gegenseitig. Und indem die Liebe zum Herrn in der Reinheit wächst, erreicht der Herr in uns, daß wir ihn so zu lieben versuchen, wie er uns geliebt hat und liebt.

Er hat uns geliebt und uns von unseren Sünden losgetrennt, von allem, was in uns unrein und unklar war, was unseren Gang zu ihm hemmte. Bevor wir ihn kannten, bauten wir

überall Hindernisse durch unsere Sünden, die uns nicht mehr erlaubten, zu Gott hin zu schauen. Alles, was wir von uns aus bauen konnten, diente dazu, die errichteten Mauern noch mehr zu erhöhen und zu befestigen. Wir sahen es vielleicht einmal ein. Aber wenn wir dann versuchten, das Hindernis abzutragen, verrückten wir nur die Steine: das von der einen Stelle Entfernte häuften wir an der anderen auf. Wir suchten eine Sünde, zum Beispiel die Sinnlichkeit, zu lassen, aber nahmen dabei in einer anderen zu, zum Beispiel in der Eitelkeit. Der Gedanke, die ganze Mauer zu sprengen, kam uns nicht, oder wir fürchteten, darunter begraben zu werden. In allem liebten wir uns selbst. So mußte der Herr erscheinen, um die ganze Mauer einzureißen; er begab sich aber damit in die gleiche Gefahr, von ihr begraben zu werden. Nie besteht seine Liebe darin, uns nur Anweisungen zu geben; was er fordert, das leistet er auch, und jedesmal im ganzen persönlichen Einsatz.

Unsere Loslösung von der Sünde und seine Annäherung an uns bewirkte er, indem er *sein Blut* für alle vergoß. Jedesmal, wenn der Herr die Festung unserer Sünden schleift, geschieht es um den Preis seines Blutes. Er vergießt es nicht nur im allgemeinen, sondern ernstlich für jeden Einzelnen. Das Beste wäre, wir würden seine Macht sogleich anerkennen und die Waffen niederlegen. Aber wir kämpfen weiter und vergießen noch mehr von seinem Blut. Die einzig mögliche Hilfe, die wir ihm leisten könnten, wäre unser Gehorsam und unsere volle Niederwerfung. Wir können dem Herrn keine Ratschläge erteilen, wie er uns erlösen soll. Wir können auch nicht wollen, daß er alles leiste, während wir einfach passiv zuschauen. Wir können ihm helfen, indem wir ihm dienen: ihn wirken lassen, aber in seinem Sinne mitwirken. Das Maß unserer Tätigkeit wird genau durch das angegeben, was er an Mithilfe verlangt. Vielleicht liegt sie bei manchen in der Beschränkung der Hilfe, im Verzicht auf vieles, was sie gerne

getan hätten. Und bei manchen überhaupt nur im Angebot, helfen zu wollen.

1, 6. Und er machte uns zu einem Reich, zu Priestern für Gott seinen Vater. Ihm sei Herrlichkeit und Macht von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen. -

Er hat aus allen einzelnen Personen und aus ihrer Gemeinschaft ein sachliches Reich gemacht; er hat aber auch in uns seine persönliche Liebe, seinen Glauben, seine Hoffnung gelegt, so daß wir zusammen das Reich des Vaters bilden. In uns findet er wieder, was des Vaters ist, weil er es in uns hineingelegt hat, und zwar so, daß jeder von uns die Saat aufgehen lassen kann. Er hat uns nirgends als Automaten hingestellt, die auf seine Fragen mit fertigen Antworten, mit einem fertigen Glauben dastehen sollten, sondern jedem die Möglichkeit einer persönlichen Entfaltung in ihm gegeben. Aber er hat zugleich dieser Entfaltung einen allgemeinen, einen katholischen Charakter verliehen, in dem jeder von uns zu einem Teil des väterlichen Reiches geworden ist. „Wir“ sind zunächst die Apostel und die ersten Glaubenden, dann alle Nachfolgenden, soviel ihrer die Botschaft des Herrn vernehmen.

Und er hat uns zu Priestern für Gott seinen Vater gemacht. Johannes und die übrigen Apostel. Aber so, daß die Gnade des Priestertums, durch sie vermehrt und vergrößert, immer Weitere in sich hineinziehen kann. Obwohl Priestersein ein Privileg ist, hat er diese Gnade doch nicht zu etwas Einschränkungem gemacht, sondern zu etwas, von dem auch jene, die nicht Priester sind, zehren und leben. Auch die Laien mit ihrer apostolischen Sendung sind darin eingeschlossen.

Das alles hat er gemacht zu Ehren Gottes seines Vaters. Das bedeutet nicht, daß er primär nur Gott liebt, uns bloß nebenbei. Auch nicht, daß er den Vater so sehr liebt, daß er uns gerade noch erträgt. Er liebt die Schöpfung des Vaters

auch unmittelbar. Beide Objekte der Liebe fordern, stärken, steigern sich gegenseitig. Aber letztlich ist seine Liebe so beschaffen, daß er nicht anders kann als uns immer neu zum Vater zurückzurufen und -zuführen. Er will nicht, daß seine Liebe zu uns und die unsere zu ihm eine Grenze an ihm finde. Er will keine endgültige Bindung an sich; alles soll durch ihn zum Vater hin streben, alles soll aber durch ihn die Liebe des Vaters lebendiger erleben.

Ihm sei Herrlichkeit und Macht; ihm, dem Sohn, und ihm, dem Vater. Denn niemand kann nur dem einen Herrlichkeit und Macht zuerkennen und dem anderen nicht. Sie sind so eins, daß man sie gerade in der Anbetung nicht trennen kann. Solange man spekuliert und die Vernunft spielen läßt, kann man Vater und Sohn ins Unendliche differenzieren, das Väterliche und Sohnhafte in Gott unterscheiden, und das kann für die Kenntnis Gottes sehr fruchtbar sein. Aber sobald man liebt, sich hingibt, antwortet und anbetet, kann man immer nur beide zugleich meinen. *Von Ewigkeit zu Ewigkeit* sollen sie gepriesen sein. Nie können wir einen Abschluß machen und sagen: so lange, so weit soll unsere Anbetung reichen, soll unser Glaube lebendig sein. Auch unser irdisches Leben als Ganzes gibt kein Maß für die Gott geschuldete Anbetung her. Sie kann nur endlos sein, und wir müssen versuchen, unsere Anbetung dieser Dauer anzupassen, in der Gnade des Vaters und des Sohnes und in ihrer gegenseitigen Liebe.

In rein menschlicher Liebe kann man sich begeistert unendliche Treue schwören, weil die Intensität der Liebe unendlich scheint. Aber diese Liebe steht in einem unerbittlichen Verhältnis zum Maß des irdischen Lebens. Jeder Tag, der vorübergeht, bedeutet an der unserer Liebe zur Verfügung stehenden Zeit einen Abstrich, ein Sich-nähern dem Ende. Selbst wenn die Liebe nach zehn Jahren noch gleich lebendig wäre, ein Teil der ihr eingeräumten Zeit ist vorbei. Und wir wissen nicht, ob wir morgen sterben. Aber sobald wir unsere rein

menschliche Liebe mit der Weite der Ewigkeit in Vergleich und Berührung bringen, überfällt uns ein Unbehagen. Wir ahnen auf einmal, daß es nicht der Zweck unseres Lebens sein kann, uns drüben genau so oder ähnlich wieder zusammenzuführen. Daß unsere Liebe in Gott eine vollkommene Verwandlung erfahren muß, um ewigkeitsfähig zu werden. Wir klammern uns dabei vielleicht an die Ausschließlichkeit der Liebe zwischen Vater und Sohn, um unsere Zweierliebe aus ihr zu rechtfertigen. Aber dabei geht uns auf, daß es in Gott keine Ausschließlichkeit gibt, daß die Liebe zwischen Vater und Sohn undenkbar ist ohne ihre unendliche Ausweitung im Heiligen Geist und die Einbeziehung der ganzen Menschheit in sie. Und nur dadurch erhalten wir eine Ahnung von der göttlichen Liebe, daß unsere kleine, zeitlich begrenzte Liebe teilnimmt an dieser unendlichen Ausweitung.

Die Liebe Gottes ist keine zeitliche Liebe; die Form ihrer Dauer ist die Ewigkeit. Unter Menschen ist Liebe ohne Gegenliebe auf die Dauer unmöglich. Sonst entsteht kein Gespräch, keine Aufnahme des Geschenkten, keine Fruchtbarkeit, und so muß die Liebe verkümmern. Der Nichtliebende empfängt nichts von dem, was der Liebende ihm gibt, kein Händedruck wird im Sinn der Liebe erwidert. So entsteht keine Erkenntnis des Geliebten. Entschließt er sich aber zur Gegenliebe, so wird er die unscheinbarste Äußerung des Liebenden in sich aufnehmen und reifen lassen; das scheinbar Nichtigste wird zu einem Ereignis der Liebe. Für die Liebe des Sohnes nun, die eine Liebe von Ewigkeit zu Ewigkeit ist, kann es keine endgültige Schranke geben. Er hat immer noch eine Möglichkeit, die über die Möglichkeit des Nichtliebenden hinausgeht. Er kann, auch wenn er abgewiesen wird, seine Gnade in einen versteckten Winkel der Seele fallen lassen, wo sie vielleicht später aufgehen wird. Er ist nicht an ein Wort oder eine Gebärde gebunden. Er hat unendliche Möglichkeiten, und die reichste ist vielleicht diese, daß er als Menschensohn den Weg

des Nächsten besitzt. Er kann immer durch einen Dritten, der in seiner Gnade lebt, sich Zugang verschaffen. Die Antwort kann vorläufig an einen Menschen ergehen, an einen solchen, der in der Gnade und von der Gnade des Herrn lebt. Es kann sich um eine scheinbar rein innerweltliche, religiös indifferente Angelegenheit und Beziehung handeln, und doch liegt hier der Anfang einer Begegnung mit Gott: der Anfang von etwas, was die Zeit überragt und in die Ewigkeit hineingeht, was zum Herrn führt und durch ihn zum Vater. So hat die ewige Liebe des Herrn unendliche Zeit. Menschliche Liebe muß immer eilen, um die Zeit auszunützen. Der Herr hat Zeit; er kann uns durch alles treffen: durch sich selbst, aber auch durch alles Menschliche und Weltliche, und uns dadurch an die Ewigkeit heranführen. Die Unendlichkeit seiner Wege ist für uns schon eine Vorahnung dessen, was Ewigkeit ist.

Amen: So sei es. Johannes schließt mit diesem Amen seinen Gruß an alle Kirchen. Er möge sich als ganzer erfüllen. Und alles, was er durch die Gnade des Herrn in seinem Leben erfahren hat und in der Apokalypse jetzt sehen wird, möge der Verherrlichung und der Macht des Vaters und des Sohnes dienen. In diesem Amen rafft er seinen Glauben, seine Liebe und Hoffnung wie zu einer Garbe zusammen. Aus ihm ersieht man, wie verbunden er dem Herrn ist, wie er aus allem, was er tut, empfängt, vermittelt, ein Anliegen des Herrn macht. Er bekundet nochmals seine Einheit mit dem Sohn, aber in dem von ihm vertretenen Sinn einer alle Grenzen sprengenden Einheit mit dem Vater und dem Heiligen Geist.

1, 7. Siehe, er kommt mit den Wolken, und jedes Auge wird ihn sehen, auch jene, die ihn durchbohrt haben. Und alle Völkerschaften der Erde werden wehklagen um seinetwillen. Ja, Amen.

Er kommt mit den Wolken, mit dem also, was vom Himmel her kommt, und doch zugleich von der Erde her aufsteigt.

Nichts verkörpert so die Wechselbeziehungen zwischen Himmel und Erde wie die Wolken in ihrer steten niederfallenden und aufsteigenden Bewegung, nie festzulegen zwischen Himmel und Erde. Der Herr kommt mit ihnen, er teilt dieses Hin und Her zwischen Himmel und Erde: einmalig in seiner Menschwerdung und seinem Wiederaufstieg zum Vater, täglich neu in seinem irdischen Leben, da er nichts tut, was nicht gleichzeitig in der Welt sich auswirkt und vom Himmel her beleuchtet wird, nichts sieht, was nicht himmlisch und irdisch ist, nichts opfert, was er nicht den Menschen und dem Vater hingibt. Diese Gleichzeitigkeit von Himmel und Erde ist aber nicht nur seinem irdischen Dasein eigen; schon seit Urzeiten, von Anbeginn der Welt, ist er Mittler zwischen Himmel und Erde, und er wird es bleiben, solange die Welt besteht. Lange vor der Menschwerdung hat er auf Erden seine Ankunft vorbereitet, denn der Vater hat ihn bei der Schöpfung der Welt und bei ihrer Regierung mit einbezogen. Er hat vom Anfang an mit dem Vater zusammengewirkt und nicht erst in den dreiunddreißig Jahren seines Erdenwandels in das Schöpfungswerk eingegriffen. Seine einmalige sichtbare Teilnahme ist Ausdruck seiner immerwährenden Teilnahme, und diese ist Ausdruck seiner Teilnahme in der Ewigkeit an der Schöpfung des Vaters.

Sein Kommen mit den Wolken umfaßt also sein ganzes Erscheinen in der Welt, vom Anfang bis zum jüngsten Gericht. Sein Kommen ist ein Vorgang, eine Entwicklung; und der letzte Akt dieses Kommens ist keine urplötzliche Erscheinung aus heiterem Himmel, sondern Abschluß dieses sehr langen Geschehens. Was jetzt davon sichtbar ist, ist gleichsam ankommende Wolke: Menschwerdung und Geburt, das erneute Kommen des Auferstandenen, das Kommen in der Kirche in mannigfachen Gestalten; alles aber wie in Wolken verhüllt. Sind aber die Wolken gekommen, ist das Kommen der Wolken vorbei, dann wird nur noch der Herr da sein.

Die Wolken steigen auch von der Erde zum Himmel auf. In dem, was der Herr vom Himmel her bringt, bei der Menschwerdung wie beim Jüngsten Gericht, ist immer auch unser irdischer Anteil enthalten. Auch unser Anteil gehört ihm. Die Menschwerdung geschieht ganz von oben, und dennoch ist sie die Frucht der Erde. Das Gericht ist ganz himmlisch und wird doch durch unsere Taten mitbestimmt. So bildet die Frau aus der männlichen und weiblichen Zelle eine untrennbare Ganzheit, die in ihr wächst und Gestalt annimmt. Mag der Mann sich während der Schwangerschaft entfernen: die schwangere Frau bleibt Beweis und Bürgschaft dafür, daß auch der Mann einmal dem kommenden Kinde beigestimmt hat. So ist die Ankunft des Herrn mit den Wolken, in der von ihm hergestellten Einheit von Himmel und Erde, nicht ohne uns erfolgt.

Und jedes Auge wird ihn sehen, wenn er so für alle sichtbar kommt. Keiner kann sich abwenden. Das Auge, das anderswohin zu schauen versuchte, würde doch überall nur dem Herrn begegnen. Hier unterscheiden sich die Ankunft im Evangelium, die Erlösung am Kreuz, die Ankunft in der Apokalypse und die zum Jüngsten Gericht.

Wer den Herrn im Evangelium, das heißt in seinem irdischen Leben, in seinen Wundern, seiner Lehre begegnet, der hat die Möglichkeit, seinen Blick abzuwenden. Er kann den Unglauben wählen, Nein sagen zu dem, was er gesehen hat. Er kann, gleichgültig, ob er wirklich das Göttliche des Herrn erblickt hat oder nicht, einen negativen Standpunkt beziehen. Aber schon die Entschiedenheit seines Nein wird ein Zeichen dafür sein, daß er wirklich betroffen worden ist. Er kann nicht sagen, er sei nicht begegnet. Er ist vielleicht nicht dem erwarteten Herrn begegnet. Aber doch dem, den er vermeint hat.

Wer dem Kreuz begegnet, vor der Tatsache der Erlösung am Kreuz steht, kann gleichfalls, vielleicht mit Entrüstung,

Nein sagen. Er glaubt vielleicht der Erlösung nicht zu bedürfen, oder diese Form der Erlösung widerstrebt ihm, er besitzt vielleicht ein inneres Wissen von Sünde und Ungerechtigkeit, sucht aber eine andere, größere, klarere Form der Erlösung. Wenn er zum Kreuz Nein sagt, so hat dieses Nein eine andere Form als das Nein zum Evangelium. Das Nein zum Evangelium wird gesprochen auf Grund einer geistigen Auseinandersetzung, eines konstruierten Gegensatzes zwischen den Ansichten des Herrn und meinen Ansichten. Das Nein zum Kreuz erfolgt auf Grund irgendeiner Erwartung, die sich enttäuscht glaubt. Etwas im Suchenden hätte gerne entsprochen, etwa auf Grund einer Krankheit oder Müdigkeit oder eines Hilfebedürfnisses. Aber er glaubt, im Kreuz nicht die rechte Arznei für sein Gebrechen gefunden zu haben, und deshalb sucht er einen besseren Ersatz für das Kreuz.

Wer dem Herrn, wie Johannes, in der Apokalypse begegnet, kann ihm nicht entinnen. Es ist eine Schau jenseits der Entscheidung, abrupt, einer Katastrophe ähnlich, dem Schauenden unangepaßt; das Unmögliche, bevor daraus etwas Mögliches, das Unfaßbare, bevor daraus etwas Faßliches wird. Darin gleicht sie schon der Schau des Jüngsten Gerichtes. Aber sie ist Schau im Auftrag, Schau der Ankunft des Herrn zu seiner Menschwerdung und zum Jüngsten Gericht. In ihr liegt die Aufforderung zur Weitergabe, und darin — noch mehr im Aufgenommenwerden der Schau durch alle anderen — wird der Geist für das Kommen des Herrn zum Gericht vorbereitet. Jeder, der von der Vision des Johannes wahrhaft getroffen wird, bereitet sich auf das Gericht vor, darauf, daß der Herr zu einer unbestimmbaren Stunde kommt. Vom Augenblick an, da er durch die Apokalypse darum weiß, ist er ein anderer geworden. Das apokalyptische Schauen hat, wie das Wissen um die Liebe des Herrn, einen inchoativen Charakter.

Das Jüngste Gericht ist werdend im Kommen des Herrn,

und das Wissen um dieses Gericht entsteht wachsend aus dem Wissen vom Herrn, das jeder durch die Begegnung mit dem Evangelium und dem Kreuz und wiederum mit der Vision des Johannes hat. In der Begegnung mit der Heilswirklichkeit im Evangelium und im Kreuz bleibt jedem eine letzte Freiheit der Entscheidung. Er kann sehen oder nicht sehen, hinblicken oder sich abwenden. Er hat Augen, die sehen könnten, aber er kann sie schließen. Beim Jüngsten Gericht hört diese Freiheit auf. Irgendeinmal wird jeder gerichtet, und seine Werke liegen so offen zutage, daß er sich nicht mehr verbergen oder verwandeln kann. Er kann sich zum Gericht weder äußern noch sich darin verteidigen. Der Sachverhalt wird ihm objektiv gezeigt, und er ist gezwungen, ihn objektiv zu sehen. Er richtet sich selbst durch das, was er jetzt sieht. Er steht in diesem Gericht als ein Doppelter da: als der Sünder, der er war und den er mit sachlichen Augen betrachten und anerkennen muß, und als der, der er mit der Gnade des Herrn hätte sein sollen. Er ist gezwungen, den Herrn zu sehen, nicht bloß so, wie er ihn während seines Lebens gesehen hat, sondern auch so, wie er ihn gesehen hätte, wenn er sich ganz für ihn entschieden hätte. Die Erkenntnis dieser Differenz ist als solche noch nicht das Fegfeuer, das heißt ihre Bereinigung, sondern zunächst nur eine Feststellung. Ich sehe beides: was ich gewählt habe und was ich hätte wählen können, und zwar nicht bloß im ganzen, sondern für jeden Augenblick meines Lebens im besonderen. Dort und dort hätte ich noch umkehren können; ich hätte wenigstens die Möglichkeit gehabt, die Kluft zu verkleinern, und ich habe es nicht getan.

Jedes Auge wird ihn sehen. Die Jasagenden und die Neinsagenden, schlechthin alle, sogar jene, die ihn durchbohrt haben. Es gibt keinen Aufschub dieser Schau, kein Ausweichen des Blickes, kein Schließen der Augen. Es gibt nur die eine Schau auf den Herrn und innerhalb dieser Schau das Erkennen des Herrn als das, was er ist, und das Sich-erkennen als das,

was jeder ist. In dieser Erkenntnis liegt eingeschlossen ein Urteil der Anerkennung, aber in einer Art Suspension, weil es nicht Ergebnis einer freien Wahl, sondern Bestandteil des Gerichtsaktes Gottes ist.

Dieses Jüngste Gericht ist die Summe aller einzelnen Gerichte. Jene, die ihn durchbohrt haben, sind die Vertreter derer, die zu ihm Nein gesagt haben, gleichsam der äußerste Fall. Um ihn durchbohren zu können, mußten sie ihn berühren, und je intimer die Berührung war, um so größer war die Sünde. Jeder, der mit ihm in Berührung kam, ist jetzt gezwungen, die Berührung anzuerkennen.

Und alle Völker der Erde werden wehklagen um seinetwillen. Der Einzelne wird in dieser Anerkennung wie suspendiert sein, aber die Völker als Kollektive werden in Trauer und Klage ausbrechen. Wer zum Beispiel an die Stelle des lebendigen christlichen Glaubens irgendeine „Moral“ gesetzt hat und in ihrem Namen viele vom wahren Glauben abgebracht hat, wird nun die verheerende Wirkung dieses Treibens in der Gemeinschaft zu sehen bekommen. Durch diese vom Herrn weggeführte Gemeinschaft wird wie eine ungeheure Klage gehen. Alle, die nicht in der lebendigen Mitte des Glaubens stehen, sind zuletzt Irreführte. Diese Verirrten, Vereitelten sind es, die jetzt klagen, nicht als Einzelne, sondern als Masse, gegliedert in die zusammengehörigen Stämme und Gruppen. Gemeinschaften bekehren sich ja als solche nie; nur Einzelne können sich bekehren, und diese Konvertiten werden bei ihrer Bekehrung immer irgendwie aus der Masse ausgestoßen. Sie können vielleicht einige mit sich reißen, aber auch diese Bewegung zu Christus und zur Kirche hin wird nie zur Sache der Gemeinschaft als solcher, die außerhalb steht. Jetzt wehklagt die Gemeinschaft, die in ihrer Solidarität des Unglücks sich selbst als Unglück empfindet. So erscheint das Jüngste Gericht wie der Anblick einer Katastrophe.

Ja, Amen, fügt Johannes hinzu. Er macht damit einen

Punkt, weil das geschilderte Kommen des Herrn die Bedeutung eines Fundaments der Apokalypse hat und zugleich die ganze apokalyptische Schau in sich schließt. Indem er das Gericht auf diese Weise vorgeführt hat, macht er jeden auf den Sinn des Ganzen aufmerksam. Jeder wird mehr oder weniger viel von der Apokalypse verstehen, er muß aber wissen, daß sie einen Gesamtsinn hat. Alles zu verstehen ist unmöglich, Johannes selbst hat von der Apokalypse keine erschöpfende Erkenntnis: er versteht so viel als man ihm zu verstehen gibt. Das Ganze ist allen zusammen angeboten, und jeder faßt und nimmt davon auf nach dem Maßstab seiner Beschränkung. Und doch soll jeder nicht nur Einzelheiten, sondern durch diese hindurch etwas vom Gesamtsinn erfassen, von verschiedener Seite her, in verschiedener Tiefe und Eindringlichkeit. Die Apokalypse gleicht einem reichen Mahl, das für alle gedeckt ist; jeder erhält an seinem Platz das seine, jeder kann sich sattessen, und jeder wird es tun in der Weise, die ihm zusagt. Jeder kann nachher bezeugen, daß viel mehr geboten wurde, als für seinen Hunger nötig gewesen wäre. Der eine hat dieser, der andere jener Speise mehr zugesprochen, alle aber sind am gleichen Tisch Gottes gesessen. Es gibt in der Apokalypse eine Totalität.

Johannes weiß um seine Neigung, alle Dinge unter dem Gesichtspunkt der freundschaftlichen Liebe zu sehen. Hinge er dieser Neigung nach, so könnte er die Totalität nicht mehr sachlich und unvoreingenommen betrachten. Auch er muß sachlich bleiben, und das bekräftigt er durch sein beigefügtes *Ja, Amen*. Er will das weitergeben, was ihm gezeigt wird und sich durch keine persönliche Vorliebe bestimmen lassen.

1, 8. Ich bin das Alpha und das Omega, sagt der Herr, Gott, der ist und der war und der kommen wird, der Allmächtige.

Erst nachdem der Apostel das Ganze nochmals bekräftigt

hat, gibt er das ganze Wort des Herrn wieder, von dem er einen Teil schon vorher bei der Ankündigung seines Kommens bekanntgegeben hatte.

Ich bin das Alpha und das Omega, der Anfang und das Ende. Das Leben des Herrn war vom Anfang an und wird am Ende sein, und es füllt die ganze Spanne von Ewigkeit zu Ewigkeit aus. Es füllt die Zeit nicht nur, es gestaltet sie: man kann sich die vergangene Ewigkeit ohne den Herrn nicht vorstellen, sie wäre leer und nichtseiend ohne ihn. Daß es echte Vergangenheit gibt, hängt vom Dasein des Herrn ab. Gesetz, Gott wäre nicht, und wir würden auf die Vergangenheit unserer Weltzeit zurückblicken, so würden wir sie vielleicht durch irgendwelche Ereignisse, große Männer, Kriege, Entdeckungen zu gliedern suchen und uns darnach richten. Aber was so für uns Gestalt gewänne, wären höchstens ein paar Jahrtausende; dahinter läge eine Vorzeit, in der wir uns völlig verlören, die uns fremd wäre und in der wir als Einzelwesen ganz versinken würden. Und genau so müßten wir, wenn Gott nicht wäre, die Zukunft nur nach dem Maß unseres eigenen winzigen irdischen Lebens zu messen versuchen; wir würden die Dauer unseres Lebens abschätzen und uns vorstellen, was etwa an wichtigen Ereignissen noch erwartet werden könnte, um nachher, nach dem Abschluß unseres Lebens, nichts weiter vor uns zu haben als eine eingebildete Welt aus Unberechenbarem. Die kommende Welt wäre uns noch fremder als die vergangene, weil wir bei ihr nur noch auf die von uns selbst gelieferten Maßstäbe angewiesen wären. Zukunft wäre die Aneinanderreihung von Jahren, wie wir sie kennen und erlebt haben: eine Konstruktion aus lauter Vergangenheit.

Wenn aber Gott der Herr Anfang und Ende ist, ist auch die Zeit des Anfangs und die Zeit des Endes seine Zeit. Sie wird durch ihn allein bestimmt, und alles, was wir an Erfahrungen und Erkenntnissen über unsere Zeit und über das, was von ihr erfüllt wird, erworben haben, ordnet sich dem

Wissen um das Anfang- und Endesein des Herrn unter. In ihm liegen auch der Anfang und das Ende des Schmerzes, der Anfang und das Ende der Freude, der Anfang und das Ende der Liebe.

Auch der Glaube liegt in ihm, als das Gegenwärtige, was wir von ihm besitzen, das doch je durch die Hoffnung gesprengt und erweitert wird und mit der Hoffnung zusammen in der Liebe wie in einer großen Schale ruht und endgültig enthalten ist. Nie sind diese drei völlig trennbar, weil die Hoffnung immerfort aus dem Glauben geboren wird und ihre Form durch die Liebe erhält, während der Glaube wie die Grundsubstanz ist, die alles, auch die Liebe, in sich enthält. Der Herr aber in seiner Ewigkeit ist Schale und Inhalt zugleich, und indem er Glaube, Liebe und Hoffnung gleichzeitig enthält, ist er die geoffenbarte Wahrheit. Das Ganze von Glaube, Liebe und Hoffnung wird den Menschen gezeigt als die Wahrheit, und zwar eben als die gezeigte Wahrheit. Daher können über sie keine anderen Aussagen gemacht werden als die, die sie selber über sich macht.

Die Wahrheit aber ist das, was in sich selbst Anfang und Ende enthält. Kein Mensch ist die Wahrheit selbst; er hat Abstand zu ihr, er muß sich sagen lassen, was Wahrheit ist. Er muß sich der Wahrheit entgegen öffnen, muß seinen Anfang und sein Ende aus sich selbst hinausverlegen, in den Herrn hinein, der Anfang und Ende ist. Und je größer die Wahrheit ist, die ein Mensch erhält, um so mehr ist sie eine geschenkte Wahrheit und um so mehr muß der Mensch über sich hinausgehen, um sie zu empfangen. Und weil das Geschöpf Anfang und Ende, den Grund seines Seins nicht in sich hat, darum ist es veränderlich. Es ist einmal rein, einmal unrein, einmal weise, einmal töricht. Und es kann äußerlich als etwas angesehen werden, was es innerlich gar nicht ist.

Ganz anders der Sohn in Gott. Er ist einbeschlossen im Vater. Er braucht nicht aus sich selber hinauszugehen, um

beim Vater zu sein. Er lebt im Mantel des Vaters. Er hat Anfang und Ende in sich, weil er im Vater wohnt. Darum ist sein Wesen vollkommen eins mit seinen Eigenschaften. Die Ewigkeit ist in ihm und deshalb ist er, der Sohn, wie der Vater, Herr und Gott.

Der ist. In dieser Aussage begegnen sich in der Vision die Erkenntnis des Johannes und die des Herrn. Indem der Herr das sagt, öffnet er durch sein Sagen die Begegnung. Er ist, als das Da-sein schlechthin, und Johannes erkennt ihn als den Daseienden. Zwischen dem Sich-daseiend-Setzen des Herrn und seiner Erkenntnis durch Johannes liegt kein Unterbruch, keine Verzögerung. Sobald der Herr sich ihm als daseiend zu erkennen gibt, erkennt ihn Johannes sofort im Glauben. Der Herr zeigt sich hier zu Beginn der Apokalypse als gegenwärtig, um es in allem Folgenden zu bleiben. Er bestätigt die Wahrheit seines Daseins, obwohl Johannes sie bereits kennt. Aber in der jetzigen Aussage liegt mehr als in einer Bezeugung innerhalb seines irdischen Lebens. Die neue Aussage umfaßt zwar sein ganzes Erdenleben, bestätigt es aber von der Ewigkeit her: er *ist* jener, den Johannes kennt, und er ist es noch heute, derselbe, der er damals am Kreuze war. Johannes ist es nicht gegeben, die Lebensbahn des Herrn von Ewigkeit zu Ewigkeit zu sehen; er ist ja nicht Gott. Er hat nicht teil an seinem Anfang und Ende. Aber er erkennt dieses „Ich bin“ innerhalb der Vision, wie er das irdische „Ich bin“ verstanden hatte, und sieht, daß die Wahrheit des Seins des Herrn in der Ewigkeit und im Himmel die gleiche ist wie die Wahrheit seines irdischen Seins, und daß ihm die jetzige Sicht von einem dritten Ort aus verliehen ist, an welchem er beides zur Deckung bringen, beides innerhalb des Herrn als Einheit erleben kann.

Der war. Er war immer und ununterbrochen, weil in ihm das Jetzt immerdar durch das Jetzt übertroffen wurde. Und wenn er vom Anfang an der Gleiche war, so war doch seine

Dauer keine tote, geheimnislose; weil er in der Liebe der Dreieinigkeit lebte, und diese Liebe, die in ihm und um ihn war, eine stets lebendige war, war diese Dauer das ewige Leben. Er ist derselbe, der er immer war, unveränderlich der Gleiche, der aber doch jeweils übertreffende Liebe erhält und schenkt. Und weil er stets die ganze Liebe gibt, so ist sein *War* dasselbe wie sein *Ist*. Vater und Sohn kennen einander ins Unendliche, und doch wird ihre Liebe für sie nie zum Alltag, sondern bleibt stets neues Wunder, neue Überraschung. Menschen, die einander nicht in der Liebe Gottes lieben, gelangen sehr rasch dazu, die „schönsten Momente“ ihrer gemeinsamen Liebe wie etwas Bekanntes anzusehen, an das man sich erinnern, das man höchstens zu wiederholen versuchen kann. „Das Schönste“ ist, so zu lieben, so zu reisen, so zu schlafen usw. Halten sie sich an diese Regeln, so ist ihre Liebe schon am Absterben. Nie verhält sich christliche Liebe so, weil die Liebe zwischen Vater und Sohn das ewig Offene, ewig nach Neuem, Zukünftigem hin Erwartende ist. Weder Gott noch der Christ können jemals in und von der Erinnerung leben an einen „schönsten Augenblick“, der irgendwann war. Alles Leben in Gott und durch Gott kennt niemals Abstieg und Enttäuschung, sondern nur lebendiges Weitergehen, nur das jeweils neue Übertroffensein der Liebe von Vater und Sohn im Heiligen Geist. Und so ist jede Vergangenheit lebendigste Gegenwart. Daß der Sohn immer war, heißt nicht nur, daß er von jeher gedauert hat, es heißt auch, daß dieses Je-gewesensein mitten in seiner Gegenwart lebt, ja daß diese Gegenwart die lebendige, schöpferische Fülle seines Dauerns ist. Sein Sein ist so ewig, daß es das Jetzt immer neu schafft und es nie zu einem Bestehenden und Vergehenden werden läßt. Und sein Jetzt ist so ewig, daß es die Weite der Ewigkeit hat.

Der kommen wird. Indem der Herr der ist, der war, ist er auch der, der kommt, der schon im *War* kommt, im *Ist* kommt,

und darum ewig kommt. Auch dieses Kommen hat zur inneren Form das Jemehr und die ewige Erweiterung. Nie ist die wahre Erfüllung schon in der Erwartung ganz enthalten. Wenn die Braut den Bräutigam erwartet, und er kommt und gibt ihr den ersten Kuß, so ist das wohl Erfüllung einer ahnenden Erwartung, aber keine solche, die sich wie ein fehlendes Stück in eine genau ausgesparte Form einsetzt. Vielmehr lag in der Erwartung schon das Mehr, als was erwartet und ausgedacht werden konnte. So ist es in jeder wahren Erfüllung und am meisten in der Erfüllung durch die Ankunft des Herrn. Sie schenkt dem Glaubenden die Liebe, welche immer neue Hoffnung in sich birgt. Und dieses Kommen des Herrn betrifft nicht bloß die Welt, die einzelnen Christen, denen es hier verheißen wird, sondern hat seine Wurzeln in der Ewigkeit, in einer Eigenschaft des ewigen Seins Gottes. Man kann in keiner Weise sagen, daß in Gott ein Werden und eine Entwicklung stattfindet. Aber man darf sagen, daß die wundersame Überwältigung, die die Ankunft des Geliebten für einen Liebenden bedeutet, in Gottes Unendlichkeit ihr Urbild hat. Wenn ein Freund, an den man Tag um Tag gedacht hat, den man lange erwartet und dessen Kommen man sich ausgemalt hat, plötzlich dasteht, dann bringt er viel mehr Glück mit sich, als man sich vorstellen konnte. Die Wirklichkeit ist das über alle Vorstellung hinaus Beseligende und Überwältigende. Für den Vater sind in diesem Sinne Sohn und Geist immer am Kommen, für den Sohn Vater und Geist, für den Geist Vater und Sohn.

Ewigkeit ist nicht bloßer Zustand, bloßes Vorhandensein. Sie gleicht vielmehr einer Geburt, einem Ereignis, einem schöpferischen Geschehen. So ist es auch mit dem Kommen des Herrn. Seine Liebe ist zuerst die Übererfüllung unserer Hoffnung, und von da aus schmiedet sie auch unseren Glauben neu. Und der Glaube, der aus solcher Erfüllung entsteht, ist eine Art von Gewißheit, aber keine in sich abgeschlossene, da

er christlicher Glaube ist und geschenkte, göttliche Gewißheit, die immer neu die Hoffnung und die Liebe aus sich gebiert.

Sagt der Herr, Gott. Der Herr sagt das; der Herr, den Johannes kennt und der Gott ist, an den Johannes glaubt. So liegt in diesem Wort die Brücke zwischen Erkennen und Glauben. Johannes kennt den Herrn als den Menschen, mit dem er zusammen gelebt hat. Aber diese Erkenntnis unterscheidet sich in ihm schon im Ursprung von jeder Erkenntnis, die er von einem anderen Menschen haben könnte: durch die Gnade, die der Herr zur Erkenntnis hinzugeschenkt hat. Der Herr hat in seiner Liebe zu Johannes dessen Liebe zu ihm geweckt, eine Liebe mit einem nie erreichbaren Zentrum, mit etwas in sich, das immer nach mehr ruft, einem Mehr, das seinem Wesen, seinem Maß, seinen Eigenschaften nach über alles hinaus liegt, was in menschlicher Liebe enthalten oder gefordert sein kann. Menschliche Erkenntnis, auch liebende, hat immer ein Maß. Sie will geben, aber auch empfangen, und Geben und Empfangen stehen, auch wenn man nicht kleinlich berechnet, in einem gewissen Verhältnis zueinander und gestatten eine gewisse Übersicht. Vielleicht bietet der Geliebte viel mehr, als der Liebende voraussah; aber auch dieses „Vielmehr“ bleibt innerhalb von Grenzen. So ist es auch mit der Erkenntnis des Du überhaupt: sie mag eine gewisse Unendlichkeit haben, aber diese bleibt innerhalb eines bestimmten, durch das Wesen des anderen umrissenen Raumes. Das Erkennende wie das Erkannte sind an menschliche Grenzen gebunden. Wenn aber der Sohn Gottes dem Johannes die Erkenntnis seines Daseins schenkt, so gibt er sie ihm mit etwas völlig Neuem zusammen: mit der Gnade der christlichen Erkenntnis, die eine grundsätzlich grenzenlose, weil in Gott hineingehende ist. Alles, was Johannes vom Herrn erfaßt, an ihm liebt, von ihm erhofft, wird immer wieder in sich selbst übertroffen, weil es je neu vom Menschlichen ins Göttliche mündet. Alles ist

offen, denn die Gnade führt ewig weiter. Der Herr schenkt Johannes damit ein neues Sinnesvermögen, etwas dem Auge, dem Ohr Analoges, einen neuen Zugang. Und nun erfährt alles Frühere eine Übersetzung: unter jedem alten Wort verbirgt sich ein neuer Sinn. Es ist fast wie eine Geheimsprache, die aber gar nicht willkürlich ist. Alles menschliche Verständnis erscheint ins Unendliche und Göttliche hinein übersetzt und gesteigert. Das ist die neue Gnade, die in Johannes lebt. Sie ist so lebendig, daß der erste Schlüssel, den der Herr Johannes damit aushändigt, wieder übersetzt werden kann in einen zweiten, dritten, unendlichen Schlüssel, und das Unendliche selber in sich wieder unendlich ist.

Das ist Erkenntnis innerhalb der Gnade der Liebe Gottes. Und durch diese Erkenntnis der gegenseitigen Liebe weiß Johannes, daß der Herr sein Herr ist, und er glaubt, daß er Gott ist. Wer mit der Liebe erkennt, ist zu jedem Glauben bereit. Er ist durch die Erkenntnis der Liebe wie angewöhnt an das Wesen dessen, den er liebt, und aus dieser Begegnung heraus beginnt er alles zu glauben, was der Geliebte sagt oder fordert, auch wo es nicht nachgeprüft werden kann. Er glaubt es viel weniger aus sich selbst als aus dem heraus, was der Geliebte in ihn hineingelegt hat. Aus der wissenden Liebe öffnet sich das Blinde des Glaubens, das zugleich das Blinde des Gehorsams ist. Die Liebe folgt gerne; sie will dem Geliebten alles Eigene unterordnen, auch die Erkenntnis, um glaubend zu gehorchen und gehorchend zu glauben, was der Geliebte bestimmt.

An dieser Stelle entspringen die Visionen der Apokalypse. Sie sind eine Frucht des blinden Glaubens und des blinden Gehorsams. Im Vertrauen auf die Autorität kann ein Mensch einem anderen Dinge glauben, die er selber nicht sehen oder beweisen kann, sondern nur auf Grund des fremden Wissens für wahr hält. In der Liebe wird man zwar trachten, den Geliebten soviel als möglich selber sehen zu lassen, aber auf

dem stets vorausgesetzten Hintergrund, daß die Liebe auch anzunehmen vermag, ohne zu verstehen. Nur wenn man darauf zählen kann, ist das Vertrauen der Liebe überhaupt möglich. So ist auch die apokalyptische Schau und jede Mystik einbegriffen in einem umfassenden Gehorsam. Dieser Gehorsam ist zugleich ein kirchlicher: so sehr, daß der Schauende dem kirchlichen Amt das Recht einräumen muß, zu sagen, es sähe nicht, was der Schauende sieht, um dann auf Grund des verfügenden Amtes und des Gehorsams das Recht eingeräumt zu erhalten, zu sehen, was andere nicht sehen. Der Schauende hat seine Schau, die von Gott unmittelbar stammt, im Gehorsam zurückgegeben, um sie vom Gehorsam erst wieder neu entgegenzunehmen. Er schaut fortab im Gehorsam. So betrachtet ist Vision zugleich Verzicht und Besitznahme. Bisher hat der Schauende geschaut, wie seine Augen es ihm gezeigt haben. Aber weil er Christ ist, dürfen seine Augen ihm nicht so wichtig sein, daß er sie durchaus zum Schauen behalten wollte. Er übergibt seine Schau und zugleich seine Nichtschau, seine Hellsicht und seine Blindheit in einem vollen Gehorsam. Und wenn er das Schauen aus diesem Gehorsam wiedererhält, so gehört das Geschaute nicht mehr ihm, wie bisher. Er ist im Sehen selbst expropriert. Es soll nur noch geschaut werden, wenn es Gott so beliebt, und das um einer höheren Sicht willen, die gar nicht mit visionärer Schau verbunden zu sein braucht, die genau so gut auch Nichtschau sein kann. Alles natürliche Sehen wird geopfert — ob es behalten oder zurückerstattet wird, ist gleichgültig —, und an seine Stelle tritt das Sehen im Auftrag. Weil es dem Sehenden viel weniger gehört als die frühere Schau, braucht es auch von keinerlei Begeisterung, Genuß und Wohlgefallen begleitet zu sein. Das frühere Sehen war eine unmittelbare Angelegenheit zwischen der Seele und Gott; nichts gehörte der Seele so sehr wie ihre Schau. Jetzt aber tritt zwischen Subjekt und Gegenstand das Amt: das Gesehene kann ohne dessen grundsätzliche Zustimmung nicht erkannt

werden. Das ist die eine Prüfung, der der Schauende unterworfen wird. Eine andere besteht darin, daß natürliche und übernatürliche Schau sich scheinbar widersprechen können. Das gleiche Objekt kann in beiden verschieden erscheinen. Im Subjekt selbst kann die Einheit wie zerstört werden, auch das Objekt kann gleichzeitig ganz und zertrümmert erscheinen. Vom Subjekt aus geschen erscheint das irdische Leben dann wie sinnlos, alle persönlichen Folgerungen und Entschlüsse, die seine Taten bestimmen, sind unvollziehbar geworden, man kann eine Handlung nur mit absolutem Mißtrauen beginnen, weil sie vom Anfang an als inadäquat durchschaut wird. Trotzdem hat sie eine neue Adäquation auf einer anderen Ebene gewonnen, auf der Ebene des Herrn, der Gott ist. Er bereinigt den Zwiespalt, und so bleibt nichts übrig, als ihm alles anheimzustellen. Diese Übergabe geschieht nicht mit dem Hintergedanken, daß der Verzicht auf eigene Übersicht zu einer höheren Erkenntnis führen werde, vielmehr ist die persönliche Übersicht vollkommen unwichtig geworden.

In diesem Sprung zwischen Erkenntnis und absolutem Glauben steht in der Mitte die johanneische Vision. Johannes wird im Folgenden sowohl erkennen wie glauben, aber er wird selbst zum Ort des Sprunges, ja des Gesprungenen werden. Das gehört zu dieser Ebene zwischen Himmel und Erde, auf der sich zwei Arten der Wahrheit treffen, die kein einheitliches System zusammen ergeben. Der Herr als Menschgewordener bildet diese Ebene, diesen einmaligen Gesichtswinkel, und begründet ihn dauernd. Er hat keine Schau des Vaters, die nicht zugleich menschliche Schau ist, aber in ihm ist der Sprung, die Kluft nicht vorhanden, die die Nachfolgenden erleben, wenn sie auf diesen Punkt gestellt werden. Für sie ist der Sprung eine Tatsache, die sie weder leugnen noch ändern können. Er ist ein Bestandteil dessen, was Gott für sie verfügt. Der Herr dagegen empfindet seinen Standort nicht als Zerreißung, er besitzt beide Erkenntnisweisen gleich-

zeitig und natürlich. Seine Schau Gottes ist für ihn keine Übersteigerung seiner Menschheit und auch seine menschliche Gotteserkenntnis ist ihm natürlich.

Der Allmächtige. Es ist der, der überall die Macht besitzt; eine Macht, die er immerfort vom Vater erhält und ebenso dauernd dem Vater zurückgibt; eine Macht, die ihn mit der Erde, mit dem Himmel und mit der Hölle verbindet; eine Macht, die alles gestaltet, worüber er Macht hat und die sich in ihm als Allwissenheit ausdrückt. Er besitzt sie kraft seiner Gottheit, als eine ihrer Eigenschaften, und sie hat die Form eines Ermessens dessen, was er besitzt. Er sieht seinen Besitz in allen Dingen; er sieht die Gnade, die er in sie legt, und wie sie sich zu dieser Gnade verhalten. Er ist wie jemand, der eine Summe Geldes besäße und aus ihr alle Möglichkeiten herauslesen könnte, die man damit verwirklichen kann. Seine Allwissenheit ist also eins mit seiner Allmacht. Aber der Sohn gibt seine Allmacht stets dem Vater zurück; indem er gewillt ist, als ein Mensch zu leben, abstrahiert er gewissermaßen von ihr. Er verfügt sich in eine Ökonomie seiner Macht. Er könnte zum Beispiel, wenn er wollte, dauernd Wunder wirken. Aber er gibt den Gebrauch seiner Allmacht sosehr dem Vater zurück, daß er auch dann, wenn er Wunder wirkt — und er tut es selten —, sie immer in einem besonderen Auftrag des Vaters wirkt, um sogleich wieder in die Alltäglichkeit des Menschseins zurückzukehren. Sein Leben ist wie verdoppelt: er ist ein Mensch ohne Sünde, der Gott verherrlicht, und er ist der Gott, der Mensch geworden ist, mit allen Attributen der Gottheit. Aber während seines Erdenwandels bedient er sich seiner göttlichen Eigenschaften nur, um die Menschen auf Gott hinzulenken. Er soll und will der sein, aus dessen Menschlichkeit Gott sichtbar wird. Und diese Sichtbarkeit Gottes — obwohl sie zeitlich nur aufblitzt — ist doch etwas, was in ihm von Ewigkeit zu Ewigkeit dauert und an keine Zeit gebunden ist. Darum verlieren seine Wunder im Lauf der

Jahrhunderte nichts von ihrer Aktualität: ihr Wesen ist Offenbarung der ewigen Gottheit.

Indem er seine Allmacht brauchen oder nicht brauchen, dem Vater zuückgeben oder für sich in Anspruch nehmen kann, zeigt er, daß er auch Macht über seine Allmacht hat, und diese Macht ist so unerhört, daß er sich ihrer ganz entledigen kann. Da er am Kreuz hängt, da er nachher durch die Unterwelt geht, durch das Reich, das keinen Zusammenhang mit dem Himmel hat, hat er seine ganze Macht beim Vater hinterlegt. Im Zustand der Verlassenheit und des Abstiegs zur Hölle erscheint ihm der Himmel wie das Unzulängliche. Und jetzt, da er im Himmel beim Vater ist, ist die Unterwelt nicht einfach als ein Bestandteil seines Reiches eingebaut in den Bereich seiner Allmacht. Sie liegt darin nur als jener Zustand, in dem er sich seiner Allmacht entäußert hatte; aber so entäußert, daß er seine Macht jederzeit wieder zu sich nehmen konnte. Weil er der ist, der war, der ist und der kommt, hat er ein unendlich freies Verhältnis zu seiner Allmacht. Er ist nicht wie ein Tyrann, der beständig auf seine Macht pochen muß, um sie zu behalten. Er ist so frei, daß er sie auch dann noch hat, wenn er sie für eine Zeit ablegt oder bei einem andern hinterlegt. Er übergibt sie dem Vater als ein unendlich Liebender, der seine Liebe gar nicht in sich haben will, sondern im Geliebten.

Wenn ein bloßer Mensch die Allmacht erhielte, würde er sich nicht genügen können im Ausüben dieser Macht. Er würde alles anstellen, um sie zu erproben, und so würde sie ihm bald zum Überdruß werden. Alle seine Wünsche würden in Erfüllung gehen, und er müßte an seinem Egoismus ersticken. Die einzig fruchtbare Weise, die Allmacht zu besitzen, ist die in der Dreieinigkeit geübte, wo jede Person sie der andern zurückgibt, und wo sie eigentlich nur als Pfand der Liebe besessen wird.

Der Herr ist allmächtig, indem er zugleich das Alpha und

das Omega ist, das Alpha und Omega besitzt. Er hat zwar Anfang und Ende im Vater, aber nicht so, daß er sie nicht zugleich in sich selber hätte, nicht so, wie Geburt und Tod das Dasein eines Menschen gegen seinen Willen begrenzen. Es kann ihm kein Anfang gesetzt und kein Ende auferlegt werden, die nicht in seiner Allmacht enthalten sind.

DIE ERSCHEINUNG DES MENSCHENSOHNES

1, 9. Ich, Johannes, euer Bruder und der Mitteilnehmer an den Trübsalen und am Reich und an der Ausdauer in Jesus, war auf der Insel, die Patmos genannt wird, um des Wortes Gottes und des Zeugnisses Jesu willen.

Johannes bezeichnet sich als der Bruder jener, die seine Botschaft angenommen haben. Er besitzt diese Eigenschaft, weil er durch den Herrn zu dessen Bruder und so zum Bruder aller Glaubenden geworden ist.

Es ist ihm wichtig, das jetzt zu erwähnen, weil er als Bruder zu den Glaubenden sprechen will. Die Offenbarung ist nicht ihm als Einzelnem geschenkt worden, sondern ihm, der eine Unzahl von Brüdern besitzt. Er stellt sich durch diese Bezeichnung in den Rang zurück; er möchte keine Auszeichnung, Erwählung, kein Verdienst genannt wissen, wodurch er vielleicht der Offenbarung teilhaftig geworden wäre. Er möchte seine Würdigkeit mit allen, die den Glauben besitzen, teilen. Er möchte sie anonym werden lassen. Und doch kann er nicht als ein Namenloser auftreten, er muß Johannes bleiben, sich Johannes nennen, sich durch den Namen auszeichnen, weil die Sendung an ihn persönlich ergangen ist, gewiß als an einen Bruder unter Brüdern, aber doch nur an e i n e n. Und er ist sich bewußt, daß in dieser Offenbarung auch sein Persönliches nicht fehlen wird: weder in der Annahme noch in der Wiedergabe. Und so nimmt er durch diese Bezeichnung als Bruder den andern auch jedes Gefühl des Neides weg. Er ist einer von ihnen, dem wie zufällig etwas gezeigt worden ist. Und doch ist, was von ihm aus gesehen ein Zufall ist, von Gott her

betrachtet, keiner; denn Gott brauchte einen, der so aufnahm und so weitergab wie Johannes.

Der Mitteilnehmer an den Trübsalen und am Reich und an der Ausdauer in Jesus. Er zeigt auf, was sie verbindet: die Teilnahme. Sie haben diese Gemeinsamkeit in allem, was sie mit dem Herrn verbindet, ja in allem, was der Herr ist und was ihnen bisher von ihm bekanntgeworden ist. Es ist eine abgeschlossene Verbindung, die sich ausdehnt und immer weitergreifen wird. Man kann darin gewisse Abschnitte erkennen, zum Beispiel solche aus dem irdischen Leben des Herrn: man kann bestimmte Gelegenheiten aufzeigen, wann solche Teilnahme stattgefunden hat. Aber von jedem dieser Punkte aus ging die Verbindung weiter; es war eine Verbindung, die sich selber übertraf und durch keine Ohnmacht der Teilnehmer beschränkt wurde, sondern einzig durch die Macht des Herrn. Die Gemeinschaft der Glaubenden untereinander gleicht hier einer Kette, die dauernd neu vom Herrn gesprengt und ergänzt wird, ähnlich wie oft die Freundschaft von Heranwachsenden ganz auf der gemeinsamen Begeisterung für einen Erzieher oder Lehrer beruht und von diesem gelenkt, verwandelt, erweitert werden kann.

Die Gemeinschaft besteht in der *Trübsal*, im *Reich*, in der *Ausdauer in Jesus*, in scheinbar weit voneinander abliegenden Dingen, die sich aber alle auf den Herrn beziehen und alle von seiner Gnade erkaufte worden sind. Johannes und die Brüder haben Anteil an der Trübsal, aber ebensosehr am Reich, das durch Ausdauer erkämpft wird, sie haben also Anteil am Schweren wie am Freudigen. Johannes selber hatte auf Erden an den schmerzlichen wie an den freudenreichen Geheimnissen des Herrn Anteil, und so nimmt er jetzt Anteil an beiden Seiten des kirchlichen Lebens. In der Mitte zwischen Trübsal und Ausdauer steht das Reich, das ihnen in dieser Verbindung als Aufgabe zufällt, an dem sie bauen, das sie verwirklichen helfen wollen, aber nicht als Selbständige, nicht

als Verlassene, sondern als solche, die am ganzen Schicksal des Herrn Anteil haben: an der Trübsal wie an der Ausdauer. In der Wechselbeziehung zwischen beiden liegt ein Geheimnis des Herrn, und es ist wohl möglich, daß jene, die die Offenbarung des Johannes empfangen, bisher nicht gewußt haben, daß die Teilnahme am Reiche Christi durch Leiden und Ausdauer sich ausdrückt. Durch die Worte des Apostels, der ihnen die enge Verknüpfung des doppelgestalteten Erlebens aufzeigt, werden sie fähiger gemacht, die Offenbarung aufzunehmen. Er weist sie darauf hin, daß sie gerade in dieser Verbindung, die eine solche mit dem Herrn ist, Brüder sind, daß alles, Trübsal und Ausdauer, nur Sinn hat, wenn es im Herrn geschieht und sein Reich wachsen läßt, daß die Gemeinsamkeit der Brüder nicht etwa bloß eine Teilnahme an ihrem eigenen gegenseitigen Schicksal ist, sondern eine solche an den Geheimnissen des Herrn, der sich ihnen bis zum Tode preisgegeben hat und immer weiter preisgibt. In dieser Preisgabe ist der Herr sowohl formend wie geformt: er gibt ein Objektives preis, aber er gibt es Subjekten, die, um es objektiv auffassen zu können, das Aufgenommene subjektiv sich einverleiben und umformen müssen, und so geben sie ihrerseits das Objektive verwandelt weiter. Kein Glaubender kann im Glaubensbekenntnis ganz von sich abstrahieren, davon, daß er glaubt, und wie er glaubt; etwas von ihm vibriert im objektivsten Bekenntnis und Gottesdienst mit, weil der Herr ihn mithineinnimmt in seine Aussage und in sein Gebet. Der Herr bleibt wohl der, der er ist, aber er paßt sich an und will angepaßt sein. Er will von den Menschen nicht fortgehen so wie er gekommen ist, er will etwas von ihnen mit zum Vater zurücknehmen. Wie er dem Christen etwas schenkt, damit der Vater in ihm einen Christen erkenne, so nimmt er etwas vom Menschen in sich auf, damit der Vater in ihm den Menschensohn erkenne. Das ist die Mitteilnahme zwischen dem Herrn und den Menschen.

Ich war auf der Insel, die Patmos genannt wird, um des Wortes Gottes und des Zeugnisses Jesu willen. Johannes befand sich also innerhalb seines Auftrags an diesem Ort. Er hatte dort seine Sendung zu erfüllen, die Sendung, die ihn zum Bruder der Glaubenden macht. Er legt Rechenschaft ab, warum er sich dort befand, und diese Rechenschaft bekräftigt die Aussage der Mitteilnahme. Er wird nochmals ihr Bruder, denn auch sie sollen aus dem gleichen Grunde dort sein, wo sie sind: *um des Wortes Gottes willen*, das heißt, um seiner Verkündigung willen. Diese Verkündigung, im Licht der Teilnahme betrachtet, verliert ihren privaten Charakter und wird zu einer kirchlichen Sache. Johannes verkündet nicht nur, weil er vom Herrn einen privaten Auftrag erhalten hat, sondern — da er um des Wortes Gottes willen auf Patmos weilte — ebenso sehr, weil auch seine Brüder einen Auftrag der Verkündigung haben und es eine Art Teilung dieses Auftrags gibt: Johannes verkündet auf Patmos, und die Brüder dort, wo sie sich befinden, innerhalb ihrer Kirchen. Es gleicht einer Ämterverteilung innerhalb einer Ordensgemeinschaft.

Und des Zeugnisses Jesu. Das Leben des Johannes ist zum Zeugnis geworden. Er kann nie mehr für sich selber Zeugnis ablegen, immer nur für den Herrn. Innerhalb dieses Zeugnisgebens weilte er auf Patmos und wird dort der neuen Sendung teilhaftig. Das neue Zeugnis, das er jetzt den sieben Gemeinden wird geben können, ist wie aufgepfropft auf das Zeugnis vom Herrn, das er früher gab, und das alle seine Brüder weiterhin zu geben haben. Es unterscheidet sich vom bisherigen nur dadurch, daß es ausschließlich ihm anvertraut wurde. Aber vom Augenblick an, da er es den Brüdern mitgeteilt haben wird, wird es ein Gut der Brüder, ein Besitz der Kirche werden und insofern den Charakter einer Privatoffenbarung verlieren. Jedes Zeugnis hat letztlich eine solche subjektive Seite, aber sie geht unter in der Objektivität der Vermittlung. Jede Offenbarung ist Eigentum der Kirche, und darum muß

Johannes Rechenschaft ablegen: er erhält durch die Offenbarung keinen neuen Rang innerhalb der Gemeinschaft der Brüder. Er wird dadurch, daß er etwas Neues, Unerwartetes mitzuteilen hat, seiner bisherigen Stellung in der Kirche nicht enthoben.

1, 10. Ich geriet in den Geist am Tage des Herrn, und ich hörte hinter-mir eine große Stimme wie die einer Posaune.

Es ist kein gewöhnlicher, sondern ein erwählter, ein ausgezeichneteter Tag, an welchem Johannes verzückt wird. Der Geist, der sich seiner bemächtigt, und der vom Heiligen Geist stammt, nimmt ihn aus dem gewöhnlichen Geist an einem außergewöhnlichen Tag, an einem Sonntag heraus. Es ist ein Tag des vermehrten Gebetes, ein Tag, der dem Herrn geweiht ist und an dem der Apostel dem Herrn besonders nahesteht.

An diesem Tag gerät Johannes *in den Geist*. Der Geist, von dem er auch sonst nicht getrennt ist, der ihn in seiner Liebe, seinem Gebet, seiner Beschäftigung, seinem Zeugnis begleitet, nimmt jetzt in ihm überhand. Er entfernt ihn von sich selber, um ihm Dinge zu vermitteln, die sein eigener Geist nicht zu vermitteln vermöchte. Johannes erfährt, daß es Dinge und Zustände gibt, bei denen jede eigene Kontrolle aufhört, die Unterscheidung des eigenen Geistes vom Geist des Glaubens und der Liebe und vom dreieinigen Geist nicht mehr durchführbar ist, weil der Geist Gottes im Verzückten mächtiger wird als der eigene Geist. Auch im gewöhnlichen Christenleben geschieht sehr vieles im Geiste, durch den im Christen einwohnenden Geist: die Sakramente und deren Empfang, das Gebet, die Predigt usf. Aber der Christ ist sich dessen im Glauben bewußt und verliert dabei nicht die Kontrolle des eigenen Geistes. In der Verzückung dagegen hört jedes verständliche Verhältnis zwischen dem eigenen und dem Heiligen Geiste auf, weil dieser so wächst, daß er ganz überhandnimmt

und der Verzückte nicht mehr nach den Regeln seines eigenen Geistes denkt. Zwar ist es auch der Geist, der einen antreibt, zu beichten und zu bekennen; der rein menschliche Geist würde nie nach so etwas verlangen. Und wer dem Geist, mehr oder weniger freiwillig, folgt, der wird durch Nachdenken herausbringen, daß er es nicht auf eigenen Antrieb getan hat. Er weiß, daß er bestenfalls einem höheren Antrieb gehorcht hat. Er kann aber doch eine (wiewohl nie übersehbare) Beziehung zwischen dem eigenen und dem göttlichen Geist herstellen. Bei der Kommunion, wo der Widerstand des natürlichen Geistes weniger groß ist, kann das Verhältnis ein anderes sein: der menschliche Geist läßt sich vielleicht williger führen. Aber auch hier bleibt ein Verhältnis zwischen Führendem und Geführtem. Ganz anders jetzt, da Johannes in den Geist gerät. Hier ist keine Entgegensetzung, keine Überlegung mehr möglich, keine Grenze mehr zu erleben. Es ist das pure Überwältigtwerden durch den Geist. Dies kann wie eine Infiltration sein, die ein paar Sekunden dauert, oder auch wie ein plötzlicher Donnerschlag ohne jeden Übergang; aber wie immer es einsetzen mag: es ist immer Überwältigung. Der eigene Geist wird sich so sehr entfremdet, daß alle Sinne, alles Gefühl, alle Reflexion entpersönlicht sind. Alles im Menschen ist nur noch Eigentum des Geistes, der als der Herr das ganze Haus in Besitz nimmt. Alles wird rücksichtslos dem Geiste untergeordnet, von ihm in Beschlag genommen, vielleicht auch verworfen, weil es im Moment nicht brauchbar ist, und dies alles für menschliche Begriffe wahllos. Die Besitznahme geht so weit, daß der Geist aus den Sinnen und Empfindungen des Menschen seine Sinne und seine Empfindungen macht. Es ist also nicht nur eine Art von Enteignung; der Geist benimmt sich vielmehr so, als wäre alles von jeher schon sein gewesen. Und was der Mensch bisher als sein Eigentum betrachtete, ist ihm nun vollkommen fremd geworden. Er kann sich selbst durch den Geist wie vernichtet fühlen oder

wie ein Relikt, dem sein eigenes Schauen, Hören, Tasten nur als im Sinne des Geistes vorhanden vorgestellt wird.

Und ich hörte hinter mir eine große Stimme wie eine Posaune. Johannes kann über diese Stimme Aussagen machen: sie ist hinter ihm und sie hat eine bestimmte Lautstärke und Klangfarbe. Aber er hört sie jetzt nur mit den Ohren, über die der Geist verfügt. Er muß auf die Kontrolle durch andere Ohren verzichten. Mit dem Verfügen über seine Sinne ist ihm auch die Nachprüfbarkeit durch andere als er weggenommen: er könnte niemanden fragen, ob auch er die Stimme vernehme. Der Einzige, der über sie Rechenschaft ablegen kann, ein Recht auf Kontrolle besitzt, ist der Geist selber. Darum ist die Wahrnehmung isoliert, und darum haben alle Vergleiche, deren Johannes sich bedienen muß, um die Stimme zu beschreiben, nur Annäherungswerte. Sie können nur eine Ahnung dessen vermitteln, was der Geist ihm zeigt. Der Vergleich mit der Posaune entstammt dem Vorstellungskreis dessen, was die Brüder begreifen. Aber es ist eben nur ein Vergleich, angelehnt an seine früheren sinnlichen Begriffe, aber unfähig, das Einmalige dessen festzuhalten, was der Geist offenbart. Jede Aussage bleibt eine Übertragung, ein Gleichnis. Das Gleichnis wird notwendig als Ausdrucksmittel, wenn man nicht ständig den Geist selbst zum Zeugnis anrufen will. Die Gleichnisrede kann lang sein, viele Worte müssen von ferne umschreiben, was im Bruchteil einer Sekunde geschah und aufgefaßt wurde. Aber nicht umsonst wird der Vergleich von der Posaune genommen. Ein menschlicher Satz hat eine Gliederung: einzelne Worte folgen einander und haben Anfang und Ende, und im Ablauf ist das Ganze überblickbar. Der Schall der Posaune dagegen ist ohne Gliederung: alles wird auf einmal ausgestoßen, und wenn es eine Melodie ist, kann nicht gesagt werden, ob die Aussage mehr im ersten oder in einem späteren Ton liegt, in der ganzen Phrase oder in einem Teil oder in einer einzelnen Note. So ertönt die

Stimme, die Johannes vernimmt, in einer vollkommenen Gleichzeitigkeit des Ganzen, und die Übersetzung in sich folgende Worte ist eine Auslegung in die Zeitlichkeit der menschlichen Sprache, ein Ordnungsschaffen um der Verständlichkeit für andere willen.

Wie die Posaune klang, wird nicht gesagt, weil es nicht wichtig ist. Nur der Gehalt des Satzes ist von Bedeutung. Aber dieser Gehalt kann nur von Johannes ausgesagt und in menschliche Sprache übersetzt werden. Er allein unter den Brüdern hat den Schall gehört. Und wenn der Geist auch im Augenblick alle seine Sinne in Beschlag genommen hat, so zählt er doch darauf, daß Johannes nachher alle Sinne in vernünftiger Weise gebrauchen und in Dienst nehmen wird, um das Gezeigte in wirklich verständlicher Art weiterzugeben. Während Johannes im Geiste ist, hat ihn dieser wie zerstört; aber nachher gibt er ihm den Befehl, sich wieder aufzubauen, um die Übersetzung ins Menschliche vorzunehmen. Und sobald dieser Befehl ergangen ist, ist die Möglichkeit wieder da, und nichts ist verlorengegangen. Der ganze Mensch war bis in die Grundfesten erschüttert worden, aber der ganze ist wiederhergestellt. Die ganze Persönlichkeit wurde vom Geiste benützt, sie muß aber auch vom Menschen benützt werden, um das Geschaute wiederzugeben. Freiheit, Gedächtnis, Verstand und Willen wurden von Gott in Beschlag genommen, aber alles, was übrig bleibt, muß sofort wieder gesammelt werden für den Bericht.

1, 11. Sie sagte: Was du schaust, das schreibe in ein Buch und schicke es den sieben Gemeinden, nach Ephesus und nach Smyrna und nach Pergamus und nach Thyatira und nach Sardes und nach Philadelphia und nach Laodizea.

Die Stimme spricht so, daß sie für Johannes durchaus verständlich ist. Er braucht ihren Sinn nicht mühsam zu entziffern; der in ihm wachsende und werdende Geist gibt ihm

die Fähigkeit, die Worte der Stimme deutlich zu hören und sinnvoll aufzunehmen. Bevor die Stimme mit ihrem eigentlichen Auftrag beginnt, erläßt sie die Weisung, alles *in ein Buch* zu schreiben. Die Erfahrungen, die Johannes machen wird, sind nicht vor allem für ihn bestimmt, sondern von vornherein dazu, in einer bleibenden, überdauernden Weise aufgenommen zu werden. Damit ist klar gesagt, daß Johannes schon als Aufnehmender so zu funktionieren hat, daß er imstande ist, ungebrochen das Erfahrene weiterzugeben. Seine Rolle wird eine vollkommen werkzeugliche sein. Aber er bleibt doch innerhalb dieses reinen Dienstes der Liebesapostel. Ja die Werkzeuglichkeit trifft in ihm zusammen mit der Erwählung der Liebe.

Und er soll so aufzeichnen, wie er aufnimmt, ohne daß Schau und Aufzeichnung voneinander abweichen. Er soll es in ein Buch schreiben: so daß der Zusammenhang gewahrt wird. Er darf auch nicht beliebig vieles aufnehmen, sondern alles muß in einem Buch beisammensein und Platz haben. Und die Einheit dessen, was er vernimmt, darf durch ihn selber nicht unterbrochen werden. Das so Aufgezeichnete soll er den sieben Gemeinden schicken. Sie werden im einzelnen vom Heiligen Geist bestimmt, um mit der neuen Offenbarung bekannt zu werden. Es gibt andere Gemeinden, die nicht erwähnt werden. Es ist, als hätte der Geist die Zahl der Gemeinden nach der Zahl seiner Gaben gewählt. Damit beginnt das Motiv der Zahlen in der Apokalypse, das bis zum Ende seine Bedeutung behalten wird. Vor allem wird die Siebenzahl, als Zahl des Heiligen Geistes, sich durch alles hindurchziehen. Diese Zahl wird von oben gesendet, vom Heiligen Geist, aber sie wurzelt sich gleichsam in der Erde ein, die dargestellt wird durch die sieben Gemeinden. Schon darin ist angedeutet, daß keine der apokalyptischen Zahlen für irdisches Begreifen unauslegbar bleibt. Andererseits aber erwartet der Geist von den Gemeinden nicht eine einheitliche Auf-

nahme, sondern daß jede Gemeinde nach ihrem besonderen Dienst das Geoffenbarte aufnehme und im Rahmen dieses Dienstes weiterleite und ihm zu einer Tradition ver helfe.

1, 12. Ich wandte mich um, um die Stimme, die zu mir sprach, zu sehen, und da ich mich umgewandt hatte, sah ich sieben goldene Leuchter.

Es ist für Johannes schon selbstverständlich, daß er im Auftrag ist. Er wird schreiben und alles tun, was er muß, aber dabei auch alles tun, was er als geistige Person im Dienste des Auftrages tun kann. Er ist sich bewußt, daß er nicht blind aufzunehmen, sondern möglichst vollständig zu verstehen hat. Er wird seine natürlichen Sinne den übernatürlichen ganz unterordnen, aber soweit ihm die Macht darüber belassen wird, wird er sich ihrer bedienen. Er soll vollkommen, aber auch vernünftig gehorchen, nicht töricht und nicht mechanisch. Auch in der Apokalypse sind die Seele des Johannes und seine Liebe nicht gleichgültig. Er steht, auch wenn das nicht ständig wieder erwähnt werden wird, von sich aus dem apokalyptischen Auftrag nicht anders gegenüber als irgendeinem andern Auftrag, der vom Herrn stammt. Er stellt seine ganze Freiheit Gott zur Verfügung, aber auch sein ganzes selbständiges Handeln, das Gott als ein solches gebrauchen kann. Die Stimme ist hier ähnlich der Stimme eines Ordensobern: sie erwartet das Höchste an Gehorsam, wobei alle Kräfte des Untergebenen zur Verfügung gestellt sind, aber auch im Gehorsam zu freiem Gebrauch im Sinne der Sendung zurückgegeben werden. Darum wendet Johannes sich um, um zu sehen und zu verstehen.

Es liegt darin aber auch eine neue Anpassung der Sinne an das neue Objekt. Seine Sinne sind nicht mehr so getrennt wie vorher. Im Gehorsam werden sie in einer Vereinheitlichung dem Neuen angepaßt, gleichsam über sich selber hinaus verlängert. Der Gehorsam nimmt sie alle als Einzelne

gefangen, um sie in einer höheren Freiheit neu zu schenken. Vom Augenblick an, da Johannes die Stimme als Posaune gehört hat, ist seine Sinnlichkeit gesteigert, teilhabend am Je-mehr der göttlichen Welt. Aber auch sein Verstand, sein Wille, sein Glaube und seine Liebe sind in diese Steigerung genommen. Durch seine Umwendung sucht er in der für ihn neuen Einheit der Sinne das Begreifen des neuen Gegenstandes.

Die zu mir sprach. Johannes weiß, daß die Stimme nur zu ihm spricht. Zwar ist er in diesem Augenblick allein, so daß natürlicherweise die Stimme keinen andern anreden kann. Aber auch übernatürlich weiß er, auf Grund der Antwortgabe, die ihm jetzt verliehen wird, daß nur er gemeint ist.

Und da ich mich umgewandt hatte, sah ich sieben goldene Leuchter. Er bemerkt ihre Zahl sofort. Er braucht sie nicht zusammenzuzählen, um zu wissen, daß es sieben sind. Seine Sinne sind durch den Geist, der in ihm wohnt, schon auf die Siebenzahl vorbereitet. Er besitzt für alle Zahlen, die in der Entrückung vorkommen werden, einen neuen Sinn, ohne die Bindung an das irdische, mühevollere Rechnen. Die Zahlen antworten sofort, wenn er auf sie hinschaut. Sie haben eine Evidenz, die keiner Nachprüfung bedarf.

Die Leuchter sind golden. Sie sind, um hell zu sein, nicht nur auf das Licht angewiesen, das sie tragen, sie haben in sich selber eine Art von Licht. Und sie sind kostbar. Johannes wollte die Stimme sehen, und das erste, was er erblickt, sind diese Leuchter. Es besteht ein auffallender Abstand zwischen seiner Erwartung und seiner Wahrnehmung. Es wird durch die ganze Apokalypse hindurch so bleiben. Schon im Evangelium übertraf jede Antwort des Herrn die menschliche Frage und Erwartung. Zu Beginn der Entrückung macht sich dieses Klaffen abermals bemerkbar. Johannes ist zum erstenmal im Geiste. Der neue Zustand erweckt in ihm Erwartungen, die aber nicht aus ihm selber stammen, sondern aus seinem Auf-

trag. Darum erhalten sie jedenfalls eine — wenn auch unerwartete — Antwort. So ist es in jeder Vision: mag das Geschaute genau dem entsprechen, was man sich vorgestellt hat, mag es etwas ganz Verschiedenes sein, sicher ist, daß, wenn die Erwartung innerhalb des Gehorsams der Vision erfolgt, sie beantwortet wird. Aber im Laufe der Visionen paßt sich die Erwartung im Sinne des Gehorsams immer mehr dem Geschauten an. Die ersten Visionen werden in der Seele des Schauenden eine gewisse Sehnsucht nach neuer Schau erwecken. Aber der Schauende weiß gleichzeitig und immer deutlicher: er darf um Erfüllung dieser Sehnsucht nicht bitten. Sie ist in ihn gelegt zur Steigerung seines Hingabewillens, nicht unbedingt, um als solche befriedigt zu werden. Sie muß umgeformt und zu einem Ausdruck des unbedingten Geschehenlassens werden. Aus der Sehnsucht, mehr zu sehen, um näher beim Herrn zu sein, wird die Sehnsucht, sich mehr hinzugeben, um ihm besser zu entsprechen. Die Gnade der späteren Visionen soll dazu angetan sein, jede Begierde nach neuer Schau aus der Seele zu verbannen. Niemals darf der geringste Versuch unternommen werden, eine Vision zu provozieren, auch nicht durch ein Gebet, das vielleicht früher einmal durch eine Vision beantwortet wurde. Nie darf in ein Gebet, eine Anbetung, eine Betrachtung die mögliche Belohnung durch Gott einberechnet werden. Niemand hat auf Grund einer Vision den Anspruch auf eine nachfolgende zweite. Niemand hat über Maß und Häufigkeit und Qualität der mystischen Gnaden etwas zu verfügen. Nur innerhalb des vollkommenen Fiat darf eine solche entgegengenommen werden, eines Fiat, das nicht indirekt diese Gnaden im Auge hat, sondern ausschließlich den göttlichen Willen. Und das Fiat, das Antwort ist auf eine solche Gnade, sollte so leise sein, daß es kaum ausgesprochen wird, daß es wie untergeht in der Ehrfurcht der Schau. Es ist allzu selbstverständlich, denn es ist ohnedies alles nur Gnade. Der Mensch, der in

Verfügung genommen ist, braucht seine Bereitschaft nicht ständig zu unterstreichen. Es versteht sich von selber, daß er bereit ist.

1, 13. Und inmitten der Leuchter einen, der dem Menschensohn ähnlich war, bekleidet mit einem langen Gewand und an der Brust umgürtet mit einem goldenen Gürtel.

Johannes sagt nicht: es war der Menschensohn. Sondern: er sah ihm ähnlich. Bei den ersten Visionen herrscht oft eine Art Unsicherheit in der Auslegung. Einerseits ist der Schauende sicher, daß etwas geschehen ist: er steht in einem Auftrag, eine Umstellung seines ganzen Ich, das sich der Sendung anpaßt, wurde vorgenommen. Diese Umstellung betrifft, wie gesagt worden ist, vor allem die Sinne. Dem Verstand und dem Willen ist klar, daß alles in strengstem Gehorsam vor sich geht. Auf der andern Seite steht das Wahrgenommene, und dieses muß mit aller Behutsamkeit aufgenommen und wiedergegeben werden. In sich selbst und für den Schauenden ist es zwar klar, aber diese Klarheit ist abhängig von seinem Entrückungszustand. Darum ist er sich bewußt, daß er andern gegenüber in der Übersetzung und Wiedergabe nicht vorsichtig genug sein kann. So braucht er ein Vergleichswort. Er will damit sagen: „Es war mir, als ob es der Menschensohn sei; für mich bestand keine andere Möglichkeit der Deutung.“ Der Hörer der Aussage soll einberechnen, daß er, Johannes, im Geiste war, in einer Verfassung, die ihn von den Übrigen trennt. Er versucht, sich so gut als möglich seines Auftrages zu entledigen: zu schildern, in welchem Zustand er war und was ihm darin widerfuhr. Am Hörenden ist es nun, diese Aussage aufzunehmen. „Wenn auch du“, so sagt ihm Johannes, „im gleichen Geiste gewesen wärest, und du alles aufgefaßt hättest, dann wäre das Geschehene auch für dich der Menschensohn gewesen.“ Er rechnet mit einem Faktor der Übersetzung. Wer einen andern zum Glauben bringen

möchte, setzt voraus, daß dieser in derselben Gnade lebt, und unter dieser Voraussetzung kann er seine Beweise und Erfahrungen vorbringen. Unter Glaubenden brauchen die gemeinsamen Voraussetzungen des Empfangens und Erlebens gar nicht eigens ausgesprochen zu werden: die Gnade, die Sakramente, das Gebet... Wo aber diese Gemeinsamkeit innerhalb desselben Auftrags nicht mehr besteht, der Auftrag vielmehr an einen Einzigen ergeht, wird die Voraussetzung hinfällig. Die Kriterien der Wahrheit seiner Aussagen müssen sich ändern. Sie liegen dann im Gehorsam. Keiner, der eine Vision hatte, kann den, der sie nicht erhielt, zwingen, daran zu glauben. Er kann nicht einmal von vornherein mit dessen Zustimmung und Ergänzung rechnen. Daher die Vorsicht im Ausdruck. In der Mitteilung von Visionen liegt immer eine Zumutung für den, der sie nicht erhalten hat. Die sieben Gemeinden werden sie dem Apostel glauben müssen, und sein Gehorsam (der schon in der Niederschrift sichtbar wird) wird ihnen zum Prüfstein und Beweis der Wahrheit werden müssen. Aber indem Johannes ihnen diesen Glauben zumutet, muß er nicht nur hoffen, daß sie seiner Vision Glauben schenken, sondern auch daß sie im rechten Glaubensgeist ergänzen, was er ihnen berichtet. Wenn er sagt: Ich sah einen, der dem Menschensohn ähnlich war, dann sollten sie diese Aussage aufrunden zum Menschensohn selbst. Und durch diese Tat des Glaubens, der den Schritt wagt von der Ähnlichkeit bis zur Selbigkeit, sollte ihr Glaube gestärkt werden.

Mancher Christ, der sein Leben nach dem Glauben zu gestalten hat, hat Schwierigkeiten, das abstrakte Glaubensbekenntnis lebendig werden zu lassen. Kommt aber einer, der ihm sagt: Ich habe den Herrn gesehen, so erleichtert das vieles. Er fühlt sich bestärkt; er sieht Brücken zwischen Diesseits und Jenseits, die ihm sonst durch einen Abgrund getrennt schienen. Und er kann und darf hier das Letzte selbst ergänzen: den Schritt vom „Wie“ des Johannes zur Gewißheit:

„Er ist der Herr.“ Durch diese lebendige Glaubenstat nimmt der Nichtschauende teil an der Evidenz der Schau, durch sie wird er im Glauben bestärkt. So ähnlich ist es auch sonst: man kann den Sünder ermuntern, kann ihn zum Beichtstuhl begleiten, beichten an seiner Stelle kann man nicht. So muß auch der, der die Vision erzählen hört, den Schritt zum Glauben selber vollziehen. Vieles, sogar das meiste läßt sich in der Kirche vermitteln; aber im Jasagen selbst gibt es keine Vermittlung. Es gibt überall Teilnahme und Gegenseitigkeit, aber nirgends Ersatz.

Die Gemeinden werden nicht zögern, anzuerkennen, daß Johannes den Herrn gesehen hat. Sie werden sich nicht lange aufhalten bei dem „Ähnlich“, das er eingefügt hat. Sie überschreiten die Kluft sofort im Glauben. Und indem sie die Aufgabe der Ergänzung erhalten und lösen, werden sie fähig, auch die des Weitergebens im persönlichen Glauben in Angriff zu nehmen.

Bekleidet mit einem langen Gewand und an der Brust gegürtet mit einem goldenen Gürtel. Das Gewand bedeckt den Herrn ganz. Es ist weiß wie seine Reinheit. Der Gürtel, der ihn umgürtet, besteht aus dem gleichen Gold wie die sieben Leuchter. Und da diese den Geist versinnbildern, heißt das: der Herr hat den Heiligen Geist in sich. Der Geist tritt in einer doppelten Kundgebung auf: einmal im Herrn, konzentriert, und dann um den Herrn herum, wie zerstreut in der sichtbaren Anordnung seiner sieben Gaben. Der Herr ist vom Heiligen Geist wie umfaßt, sein Herz wird vom Gürtel des Geistes wie zusammengehalten. Es besteht eine direkte Beziehung zwischen seinem Herzen und dem Heiligen Geist. Der Gürtel hält auch sein Gewand der Reinheit zusammen, das wie aufgehängt ist an der Heiligkeit und Göttlichkeit des Heiligen Geistes.

Ein Mensch kann durch Entgegennahme und Annäherung an den Heiligen Geist zur Reinheit gelangen und an ihr teil-

nehmen; in sich selbst ist er unrein. Seine Reinheit ist ihm akzidentell. Er kann weiter durch Teilnahme an den sieben Gaben zu einer innerlichen Belehnung mit der Kraft des Heiligen Geistes gelangen, wie ein Schüler mit dem Lehrer nicht mehr beständig zusammenarbeitet, weil er jetzt in der Kraft des Gelernten selbständig zu arbeiten vermag. Die Gaben des Geistes sind dann im Menschen wie die Helfer des Herrn. Der Herr selbst dagegen besitzt den Geist substantiell; darum hat er auch den Schlüssel zur Gnade des Geistes. Durch ihn hat man Zugang wie zum Vater, so zum Heiligen Geist. Und irgendwie wurzeln alle Gaben des Heiligen Geistes, alle mitgeteilten und verstreuten, im Herrn. Wissenschaft als natürliches Talent kann man ohne ihn besitzen, aber die heilige Gabe der Wissenschaft nur durch ihn. Daher die doppelte Darstellung des Heiligen Geistes in den Leuchtern und im Gürtel. Die Leuchter verkörpern nur deshalb den Geist, weil er zugleich auch im Gürtel ist, der den ganzen Herrn umfaßt. Aber nur wenn die Leuchter da sind, begreift man, daß der Herr den Geist entäußern kann, um seinen Reichtum zu offenbaren.

Während man ohne den Herrn keinen Zugang zum Geiste findet, so bildet doch wiederum jede Gabe des Geistes einen Zugang zum Herrn. Zwischen beiden besteht ein beständiger Kreislauf. Es kann einer durch die Pforte der Wissenschaft zum Herrn gelangen; ist er aber bei ihm, dann muß er seine Wissenschaft neu erwerben, um sie zu behalten: er muß sie umgestalten im Sinne der Gaben des Heiligen Geistes. Oder ist einer durch den Herrn zum Christentum gelangt und er möchte ihn nun zum Gegenstand seiner Forschung machen, so kann er bei der Person des Herrn nicht stehenbleiben; er muß weiter zum Geist, um zur Ruhe zu kommen. Wer den Willen des Herrn ausführen will, der muß sich von ihm mit dem Heiligen Geist erfüllen lassen. Der Herr will keine persönliche, ausschließliche Anhängerschaft; er will die Seinigen auch

im Sinne des Heiligen Geistes verwenden können. Sie müssen ihr Persönliches ausweiten lassen in ein Amtliches, und der Heilige Geist ist es, der die Stellen innehat, die als Ämter zu verteilen sind.

Johannes hat das in der Apokalypse leibhaftig erfahren. Er ist nicht beim Herrn stehengeblieben. Er hat sich vom Herrn in den Beruf des Sehers hineinsenden lassen. Seine jetzige Sendung ist wie gespiegelt im Verhältnis zwischen dem Herrn und den Leuchtern: im Übergang von persönlicher Liebe zu amtlichem Gehorsam. Und der Herr nimmt gleichsam die dem Apostel übertragene Aufgabe nochmals an sich, wie um sie ihm zu verdeutlichen. Er steht da, umgürtet, inmitten der sieben Leuchter, so wie Johannes „im Geiste“ zu stehen hat, den Geist besitzend, vom Geiste umgürtet, und das aufnehmend, was vom Geiste um ihn herum liegt und geoffenbart wird. Der Herr besitzt und entäußert den Geist — eines ergänzt das andere —, und eben diese Beziehung findet sich wieder im apokalyptischen Auftrag. Ja, sie findet sich in jedem christlichen Auftrag. Keiner erhält einen Auftrag, der nicht ganz vom Geiste umgeben ist, der die Sendung nicht trägt wie einen Gürtel. Und keiner hat einen Auftrag der Gnade, der nicht selber in der Gnade ist. Gott sendet nur dann, wenn einer bereits die Gnade besitzt. Der objektive Auftrag ist um ihn her, aber zugleich in ihm als Gnade. Und er umringt ihn von allen Seiten, er liegt nicht nur wie ein dünner Streifen Weges vor ihm. Wer sich in der Gnade bewegt, der trifft ständig auf Gnade.

Johannes kannte bisher diese Gnade des Umgürtetseins. Nun tritt als Neues die entäußerte Gnade hinzu. Er erhält einen neuen, unbegreiflichen Auftrag. Und er hat niemanden, der ihn dabei stützt, ihm hilft, ihn ermuntert. Aber da erblickt er den Herrn inmitten der Leuchter und weiß: auch diese Sendung nach außen ist Gnade. Man soll hier nicht einwenden, Johannes habe am bloßen Gehorsam genug; es

genüge, wenn er blindlings gehorche, wozu noch diese Sicherung durch die Schau? Tatsächlich braucht er zu Beginn dieses neuen Auftrags eine Bestätigung. Es könnte ja irgendwo ein Irrtum sein. Es könnte ein Engel ihm vielleicht Dinge befehlen, die nicht des Herrn sind. Er weiß nicht, wohin das alles ihn führen wird. Aber da er den Herrn als erste Erscheinung antrifft und mitten unter den Leuchtern des entäußerten, amtlich gewordenen Geistes, weiß er auch, daß er mitten in seinem Auftrag steht, in der Fortsetzung seiner Nachfolge Christi, die ihn jetzt in eine neue Phase der Sendung im Geist setzt.

Der Herr übernimmt hier gleichsam die Rolle eines kirchlichen Seelenführers. Er gibt eine zentrale Bestätigung der Richtigkeit des Weges. Ohne diese hätte Johannes die Sendung vielleicht abgelehnt, aus Angst, nicht mehr in den Bahnen des Herrn zu sein. Nie hatte der Herr auf Erden derartiges von ihm verlangt. Und dies um so mehr, als Johannes die Vision nicht für sich behalten darf, sondern das Gefährliche tun muß: aufzeichnen, berichten, und das an sieben Gemeinden der katholischen Kirche! Welcher Schaden könnte da nicht entstehen. Er bedarf dringend einer Bestätigung, und diese wird ihm zuteil durch die Erscheinung des Herrn in der Mitte des Geistes.

1, 14. Und sein Haupt und seine Haare waren blendend weiß wie weiße Wolle, wie Schnee, und seine Augen waren wie eine Feuerflamme.

Sein Haupthaar ist wie weiße Wolle. In diesem Vergleich liegt ein Erkennungszeichen: das Zeichen des Lammes. Johannes hat den Herrn während der kurzen Jahre seiner Aktion auf Erden gekannt; damals war er jung. Jetzt sieht er ihn mit weißen Haaren. Aber diese Farbe ist nicht das Zeichen des Alters, sondern ein Sinnbild für das Lamm. In der Vision ist nichts, was an einen Greis erinnern würde. Die Weiße des

Schnees erweckt die Vorstellung der Reinheit, die vom Himmel herabsteigt. Das weiße Gewand drückt die Reinheit seiner Lebenshaltung aus; die Wolle die seiner Sendung als Lamm Gottes, der Schnee die seiner göttlichen Natur, die unmittelbar vom Himmel stammt. Von der Gottnatur über die Sendung als Gottmensch bis zu seinem menschlichen Leben auf Erden wird alles an ihm als rein erfunden. Er ist nicht nur dem Wesen nach und ohne Anstrengung in seiner göttlichen Natur der Allreine, er ist es auch in der Leistung und im Verdienst seines sittlichen Lebens auf Erden. Zwischen beiden vermittelt die Sendung, die sich aus dem göttlichen Leben speist und im menschlichen auswirkt. Als Mensch, als Geschöpf unter anderen Geschöpfen Gottes, erbringt er dem Vater den Beweis, daß der Mensch rein leben kann. Er äußert sich dabei so sehr seiner Gottheit, die er beim Vater hinterlegt, daß er sich auch als bloßer Mensch rein zeigt, der auf Erden aus der Gnade des Vaters lebt. Denn man kann nicht sagen, daß er (als göttliche Person) sich selber als Mensch Gnade spendet. So hat die Gnade, aus der er lebt, eine Ähnlichkeit mit der Gnade der Gerechten des Alten Bundes, außer daß er die Taufe des Heiligen Geistes besitzt. Er kommt irgendwie mit weniger Gnade aus als wir, die wir als Christen noch eigens mit der Gnade des Sohnes ausgestattet werden. Er zeigt also durch sein Menschenleben nicht nur dem Vater, sondern auch uns, was Reinheit des menschlichen Lebens heißt, und schenkt uns zu seiner Nachahmung noch darüber hinaus seine eigene sohnhafte Gnade.

Seine Augen waren wie eine Feuerflamme. Sie strahlten etwas aus, was zugleich Liebe und Läuterung ist. Und was sie ausstrahlen, das verschenken sie. Aber sie weisen auf das Innere zurück, den Herd des Feuers, die Quelle, so daß, wer von diesem Blick getroffen wird, sogleich die Verbindung spürt zwischen dem Zentrum im Herrn und dem in ihm, das davon bestrahlt wird. Der Blick ist wie ein Kontaktweg; er

trifft unmittelbar wie eine Anfrage, eine Aufforderung. Aber auch wie eine Antwort, die im Herrn liegt. Es gibt vor diesem Blick keinen Rückzug auf einen Beobachtungsposten außerhalb der Feuerlinie. Die Beziehung, die hergestellt wird, eignet sich nicht, um von außen her beschrieben zu werden. Man muß sich dem Feuer selber aussetzen, erleben, was es heißt, von diesen Augen angesehen zu werden. Wer es einem anderen erklären wollte, der müßte versuchen, ihn unmittelbar hineinzustellen. Es gibt keinen Querschnitt durch die Blicklinie, keine seitliche Perspektive daran hin. Man kann sich ihm noch weniger entziehen als gewissen Gemälden, die einen von überall her ansehen. Hinschauen und nicht gebrannt werden wäre keine christliche Schau. Niemand kann etwas in die Bahn einschieben; sie verträgt kein Hindernis, sie durchbricht es. Nichts kann das Feuer dieser Augen dämpfen, mildern, abblenden. Sie sind nicht nur selber flammend, sie entflammen auch, was sie treffen. Das Feuerfangen braucht durchaus kein beglückendes Erlebnis zu sein. Die Liebe wird dadurch vertieft, aber auch die Scham und die Reue. Es gibt kein Ausruhen in diesem Blick; Güte und strenge Anforderung sind in ihm eins. Er zwingt in die Knie, wenn einer gesündigt hat, aber er nimmt mit, wenn einer sich innerhalb der Sendung befindet.

1, 15. Seine Füße glichen im Ofen geglühtem Erz, und seine Stimme war wie die Stimmen vieler Wasser.

Seine Füße sehen aus, als trügen sie noch die ganze Hitze und Glut des Schmelzofens in sich, eine Glut, die sie erst im Ofen erhalten haben. Es sind die Füße der Sendung, und der Brand in ihnen ist der Brand der Liebe zur Sendung. Das ganze Wesen des Sohnes ist immer von der Liebe zum Vater durchglüht, aber es lebt in ihm ein besonderer Eifer und eine besondere Liebe, welche der Sendung gelten, und überall dort

ihre Spuren hinterlassen müssen, wohin er mit seiner Sendung kommt. Er kann seine Füße nirgends hinsetzen, ohne unverwischbare Spuren zu hinterlassen. Diese Spuren deuten wohl auf ihn selbst, sie verdeutlichen aber zugleich die ewige Verherrlichung des Vaters, die er in sich trägt und verwirklicht. Der Sohn, wie er dasteht, ist der gleiche, den Johannes gekannt hat, und der immer in der Sendung des Vaters lebte, einer Sendung, die er sich niemals selber anmaßte, sondern immer nur vom Vater bekam. Ein Zeichen dafür ist, daß seine Füße nicht selber das Feuer sind, sondern im Feuer geglüht wurden.

Er läßt sich im Gehorsam der Sendung seine Füße vom Vater glühen; er bereitet sich die Glut nicht selber. Einen solchen Gehorsam wird er später auch von den Seinen verlangen, darum gibt er ihnen als Erster das Beispiel. Wer unter den Christen sich für den Herrn auszeichnen will, hätte zwar die Möglichkeit, von sich aus seine Werke zu steigern. Aber er käme damit nicht weit. Die wahre Steigerung besteht darin, daß er sich restlos dem noch unbekanntem Willen des Herrn zur Verfügung stellt. Diese Form der Bereitschaft ist das unterscheidend Katholische. Nur sie verwirklicht die vollkommene Öffnung. Andere verstehen den Gehorsam bloß als Folge einer jeweils frischen Entscheidung, die sich für dieses oder jenes Werk in der Gemeinde neu zur Verfügung stellt. Der Katholik, entsprechend dem Beispiel des Herrn, wählt nichts Einzelnes. Er wählt den Gehorsam und sonst nichts, und er wählt auch nicht neu, wenn ihn dieser Gehorsam bis in die Überforderung des Kreuzes führt.

Und wohin immer der Sohn seinen glühenden Fuß setzt, dort brennt er seine Spur ein. Es geschieht überall dort, wo seine Sendung es fordert; aber weil die Sendung vom Vater stammt, prägt er gleichzeitig den Willen des Vaters ein. Es ist zwar der Fuß des Sohnes, aber der Vater bestimmt die Tiefe und Weite der Brandspur. Durch die Sendung des

Sohnes wird also die Spur des Vaters auf Erden sichtbar, und zwar genau so, wie der Vater sie verfügt. Denn der Sohn gibt den Auftrag des Vaters ohne Einbuße und Veränderung weiter. Wo er auftritt, hinterläßt er den Vater, und so verherrlicht er ihn, weil alles, was er prägt, im Ermessen des Vaters bleibt. So wird auch im Gehorsam der Christen immer vieles sein, was nie in ihrem Ermessen liegen wird, wenn sie wirklich im Gehorsam einer besonderen Sendung stehen.

Und seine Stimme war wie die Stimme vieler Wasser. Sie ist wie das fließende Wasser, das immer vorbeirauscht und doch immer da ist. Das Rauschen entsteht durch das stete Vorübergehen und ist doch das bleibende, das immer gegenwärtige Rauschen. Kleine und kleinste Töne sind darin integriert; so schließt die Stimme des Herrn alle Antworten und alle Aufträge ein in der Einheit des ewigen Wortes, ohne daß das Einzelne dabei untergeht in die Übergröße der Einheit. Das Bild vom Wasserrauschen gleicht dem der Posaune: auch dort war Einheit des Klanges bei völliger Klarheit jedes einzelnen Tones. Wer die Stimme eines einzelnen Bächleins konnte, der würde sie innerhalb der Stimme des großen Stromes wieder heraushören; zwar nicht mit den irdischen Sinnen, die alles nur getrennt und einzeln auffassen, aber mit Sinnen, die sich aufgegeben haben in die Einheit des Herrn hinein, die im Glauben an den Herrn wissen, wieviel kleine, einzelne Stimmen in seiner Einheit mitgeführt werden. Alle Opfer und Gebete der Christen, jede Leistung ihres Glaubens, ihre Gedanken und Ansichten, alles, was Christen dem Herrn darbringen, macht er in sich zu seinem Eigentum. Und wenn der Herr mit seiner Stimme etwas verkündet, dann kündet er wohl seine Botschaft, aber eine in uns Menschen lebendig wachgewordene Botschaft. Der Sohn, den Johannes hier sieht, ist der ewige Herr, der bereits auf Erden gelebt hat und dem Vater nun zuträgt, was er als irdische Frucht in sich hinein-nahm, obwohl er noch immer in der Sendung lebt und bleibt.

Die Füße des Herrn trugen das Göttliche und Väterliche; seine Stimme trägt das Unsere, das von der Welt stammt. Er ist in seiner Sendung weder vom Vater noch von dessen Schöpfung mehr zu trennen. Johannes sieht beide Beziehungen als dem Herrn inhärent. Er sieht die Füße des Herrn, nicht ihre Spur, er hört die Stimme des Herrn, nicht ihre Auswirkung. Er sieht die Macht des Herrn, bevor er ihre Verwirklichung sieht; aber schon die Macht ist sowohl durch den Vater wie durch die Schöpfung mitbestimmt.

1, 16. Und in seiner rechten Hand hatte er sieben Sterne, und aus seinem Munde kam ein scharfes, zweischneidiges Schwert hervor. Und sein Antlitz war wie die Sonne, wenn sie in ihrer Kraft strahlt.

Die sieben Sterne braucht Johannes nicht zu zählen, er erkennt wiederum ihre Zahl sofort. Sie gehören zu den sieben Leuchtern, sie sind ihnen beigegeben, um ihr Licht auszustrahlen und gleichzeitig zu sammeln, damit die Leuchter in ihrem eigenen Leuchterlicht sein können. Wenn die sieben Leuchter aus irgendeinem Grunde nicht mehr sichtbar wären, dann wüßte Johannes immer noch, daß etwas von ihrer Wirklichkeit und Wirksamkeit in den Sternen liegt, die in der Hand des Herrn sind. Sie sind in dieser Hand wie das Pfand der Leuchter; durch sie ist die Substanz dessen, was in den Leuchtern sich findet, in der Obhut des Herrn. Es ist für die Leuchter ein Beweis ihrer eigenen Richtigkeit, daß sie in der Entsprechung der Sterne in des Herrn Hand vertreten sind.

Aus seinem Munde kam ein scharfes, zweischneidiges Schwert hervor. Es ist das Zeichen dafür, daß der Herr kommt, um zu kämpfen; daß er seine Sendung nicht ohne ein schneidendes und trennendes Schwert durchführen kann. Die Wahrheit, die er bringt, ist mit lauer Versöhnlichkeit nicht vereinbar. Sie ist keine Wahrheit, deren Gehalt nur eine Liebe ohne Gerechtigkeit wäre. Er wird im Auftrag des Vaters die väter-

liche Gerechtigkeit ausüben, und zwar mit einem Schwert, das beiderseits geschliffen ist. Diese Zweiseitigkeit wird Johannes eigens gezeigt, damit er sie verkünde, und keinem die Hoffnung bleibe, von der blinden Seite des Schwertes getroffen zu werden. Jeder Geschlagene kommt mit der Schärfe des Schwertes in Berührung.

Das Schwert fährt aus dem Mund des Herrn: es ist also sein Wort. Die Worte, die er zu uns spricht, ruhen nicht in sich, beruhen nicht auf sich. Jedes Wort weckt im Angesprochenen den Zustand, den der Herr mit dem Worte ausdrückt. Es geht sogleich in die Aktion über. Es stellt immer sogleich vor ein Entweder-Oder. Entweder der Angesprochene fühlt und brennt mit und läßt sich schärfen von der Schärfe des Schwertes, oder er stumpft sich dagegen ab, und dann wird er von dessen Schärfe getroffen. Das Wort des Herrn fordert vom Hörenden das, was der Vater vom Sohn verlangt: Gehorsam, Gleichsetzung mit dem Auftrag. Daran gibt es keine allmähliche, organische Anpassung, auch keine stufenweise Ausführung, kein Entgegenkommen auf halbem Weg.

Auch ist das Schwert nicht endgültig aus dem Munde herausgetreten; es tritt immer jeweils jetzt heraus. Es ist ewig am Heraustreten. So kann auch kein Wort des Herrn am Schwert vorbeigesprochen werden, es kann nur gleichzeitig mit dem Schwert hervortreten. Und das Schwert ist so scharf, daß es dort, wo das Wort als solches unwirksam wäre, die Wirkung übernimmt. Dem flammenden Auge des Herrn konnte man sich nicht entziehen. Beim Wort bestünde zunächst die Möglichkeit des Nicht-hören-wollens, aber das Schwert verhindert sie. Jeder muß hören und verstehen. Das Schwert bohrt das Wort ein und schafft ihm auch dort Gehör, wo der Mensch dieses verweigert.

Sein Anlitz war wie die Sonne, wenn sie in ihrer Kraft strahlt. Zuletzt erblickt Johannes das Anlitz des Herrn. Und nun ist es, als wären alle Einzelheiten: Haare, Augen, Stimme

und Mund hineinverschwinden in das eine Strahlen des Gesichts. Es strahlt wie die Sonne in ihrer Kraft, man kann seinen Anblick nicht ertragen, sein Glanz, seine Fülle ist mehr, als was man aufnehmen und aushalten kann. Das Je-mehr der Liebe des Herrn ist in diesem strahlenden, blendenden Antlitz zusammengefaßt. Nicht so, daß der Überfluß an Glanz eine abweisende Wirkung ausübt; vielmehr so, daß wir verstehen: von uns aus kommen wir diesem Licht nicht bei. Wenn eine Annäherung, ein Hinzutreten möglich ist, dann nur, weil der Herr sein Strahlen so dämpft, daß wir es ohne Schrecken ertragen können.

Wir ahnen etwas von seiner Herrlichkeit, ohne je in ihren Mittelpunkt vorzudringen. Und wo es einem gelingt, wie Johannes, trotz dem blendenden Licht in sein Antlitz zu schauen, dort hat der Herr diese Schau erlaubt und ermöglicht. Nicht der Mensch geht auf ihn zu, er trägt den Menschen in sich. Wir glauben, ihn anzuschauen, aber er drückt uns das Glas, das ihn anzublicken erlaubt, auf die Augen. Unsere Sinne sind durch die Sünde so geschwächt und verkümmert, daß wir nur einzelne Strahlen auffangen können. Aber der Herr verbirgt uns in seiner Gnade sogar unsere Schwäche und Ohnmacht. Er läßt sich auf beide Arten herab: unserer Schwachheit hilft er auf, und er erniedrigt sich, indem er seinen Glanz verhüllt. Solange er mit der Welt verkehrt, tut er beides, um den Menschen erträglich zu sein.

Die Heiligen erhalten vom Herrn eine Gnade, die ihnen gestattet, ihn klarer und unmittelbarer zu sehen. Diese Gnade strahlt auf die Heiligen zurück: man sieht ihnen an, daß sie vom Glanz des Herrn erhellt werden und einen Abglanz davon besitzen. Sie dürfen darum auch etwas von diesem Glanz vermitteln. Von ihnen, die ganz in Gott leben, geht etwas aus, was die übrigen näher zu Gott bringt. Ohne solche Vermittlung könnte vielen die Sonne des Herrn zu ferne, zu unzulänglich erscheinen. Nehmen sie aber den Schein des

göttlichen Feuers auf einem menschlichen Antlitz wahr, dann wird alles verständlicher. Manches jedoch, was der Herr seinen Heiligen gibt, strahlt nicht sichtbar aus ihnen, sondern unmittelbar zum Herrn zurück, und er verteilt es auf unbekannte Weise.

1, 17. Und als ich ihn sah, fiel ich vor seine Füße nieder wie tot. Und er legte seine Rechte auf mich und sprach: Fürchte dich nicht, ich bin der Erste und der Letzte.

Nachdem Johannes das ganze Bild des Herrn in sich aufgenommen hat, ist er davon so überwältigt, daß er wie tot vor ihm niederfällt. In der Vision muß das Geschaute erst noch aufgenommen werden. Was der Sehende mit seinen Augen und ihrer übernatürlichen Verlängerung wahrgenommen hat, ist gleichsam noch ins Geistige zu übersetzen, um seinen Sinn zu erhalten. Der Sinn, die Deutung aber heißt hier: Überwältigung durch das Je-größere. Was immer der Herr von seinem Geheimnis mitteilt, enthält verborgen Größeres in sich: die Schau führt bis zu einem gewissen Punkt, dann hat sie, auch als übernatürliche, eine Grenze. Nie kann sie den ganzen Herrn vermitteln, denn den ganzen Sohn erfassen hieße auch den Vater erfassen. Die Schau führt ein Stück weit, aber daß sie nicht weiterführt, besagt nicht, daß kein Weg weitergeht. Nicht der Weg bricht ab, sondern unser Wandel auf ihm. Das kleine Stück aber hat genügt, um zu zeigen: der weitere Weg, der bis ins geheimste Geheimnis des Herrn hineinführt, ist endlos und wird, je weiter man geht, immer endloser, aber auch immer steiler, abrupter. Erkenntnis innerhalb der Ent-rückung ist nie homogen. Der Weg kann sehr bald wie verworren erscheinen, unübersichtlich, ungebahnt, voller Verlassenheit und Verlorenheit, und es ist nicht damit zu rechnen, daß er sich den menschlichen Forderungen anpaßt. Wie ein Weg im Hochgebirge, der entschwindet, und man steht ratlos vor Abgründen und Felsen; vielleicht sieht man weit oben

eine Biegung auftauchen und versucht zu verstehen, wie sie erreichbar ist. Aber das Mittelstück fehlt. Immer hoffen wir wieder auf Sicherungen, auf Geländer, meinen, der Weg sollte Rücksicht auf uns nehmen, auf unsere Kräfte, unsere Eigenart, unsere Pläne. Versprechen volle Hingabe — und im geheimen überschlagen wir Kräfte und Proviant und berechnen, wie weit es reicht. Und dann wird alles unerbittlich zerbrochen.

Bisher war vom Schauen und Hören übernatürlicher Dinge die Rede; alles schien dabei wohlgesichert, denn der Seher hatte seine Sinne dem Heiligen Geist zur Verfügung gestellt. Aber nicht nur die Vermögen, die uns bekannt sind, nimmt der Heilige Geist im Sehenden in Anspruch, auch nicht nur die übernatürliche „Verlängerung“ seiner natürlichen Sinne, sondern etwas, von dem der Mensch keine Ahnung hat, eine Möglichkeit, die von seinem natürlichen Vermögen wie durch einen Abgrund, durch eine Umkehrung getrennt ist. (Den menschgewordenen Gott bloß mit der Verlängerung irdischer Sinne wahrnehmen zu wollen, gleiche dem kindischen Versuch, mittels einer Uhr die Ewigkeit zu messen, als wäre sie nur verlängerte Zeit.) Durch diesen Entzug hat Johannes jede Kontrolle über seine Sinne verloren. Anfangs konnte er sich umkehren, er konnte die Stimme auffassen, und auch die Beschreibung des Herrn begann noch irgendwie menschlich. Diejenigen, denen er die Vision erzählen sollte, nahm er mit in die Schilderung hinein, indem er von Ähnlichkeit sprach. Er konnte noch Beziehungen herstellen. Mit allen ihm zur Verfügung stehenden Sinnen versuchte er sich anzupassen. Aber als ob die Spannung zu groß würde, bricht plötzlich alles entzwei und die Kraft verläßt ihn. Sogar der Gehorsam scheint ihm abhanden gekommen: er hat den Auftrag, zu schreiben, und statt dessen fällt er hin. Und er strauchelt nicht nur einen Augenblick, um sich gleich wieder zu erheben. Er fällt nieder *wie tot*. Nicht nur seine natürlichen Sinne haben ihn verlassen, auch die übernatürlichen Kräfte, auch der normale Gehorsam,

den er dem Herrn auf Erden leistete und der die Voraussetzung war für den neuen Gehorsam, der ihm ungefragt auferlegt wurde; es verläßt ihn aber auch dieser zweite, mächtigere, aus dem Nichts erschaffene, undiskutierbare Gehorsam, den man ebenso fraglos leistet wie ein Säugling an der Mutterbrust trinkt, der eingegossen wird und im Herzen des neuen Menschen zu wachsen hat: auch dieses Gehorsams wird Johannes jetzt beraubt.

Beim ersten, normalen kirchlichen Gehorsam fordert der Befehlende die unbedingte Ausführung des Befehls, er setzt sie gleichsam innerhalb des Befehls schon voraus. Beim zweiten, außergewöhnlichen Gehorsam, in welchem Gott den Entrückten zu Dingen anfordert, von denen er weiß, daß sie seine Kräfte absolut übersteigen, sieht er auch voraus, daß die Ausführung des Befehls unter Umständen nicht möglich sein wird: Johannes wird, anstatt zu schreiben, wie tot niedersinken. Und zwar nicht aus Gehorsamsverweigerung — das gibt es innerhalb der Entrückung nicht mehr —, sondern weil Gott den höheren Gehorsam in sich zurücknimmt, bei sich hinterlegt. Und so steht am Eingang der Apokalypse, die im ganzen eine Tat des absoluten Gehorsams ist, dieser „Ungehorsam“, dieser von Gott geraubte, bei ihm aufbewahrte Gehorsam. Würde im gewöhnlichen Gehorsam ein Oberer einen Befehl erteilen, von dem er wüßte, daß der Untergebene ihn nicht auszuführen vermöchte, so wäre der Obere im Ungehorsam, der Untergebene dagegen, trotz bestem Willen unfähig, den Befehl auszuführen, wäre im Gehorsam. Hier im höheren Gehorsam fordert Gott etwas, von dem er von vornherein weiß, daß es unausführbar ist; er bedient sich des Apostels nicht mehr wie eines Untergebenen, dessen Gehorsam erprobt oder bewiesen werden soll, sondern wie einer Zielscheibe, wie eines Demonstrationsobjektes. An ihm soll die Transzendenz der Liebe dargestellt werden. Beide Aufträge: der irdische des Liebesjüngers und der apokalyptische, der dem ersten untergeordnet

bleibt, sind wie suspendiert, wie abgebrochen — und daneben liegt wie tot derjenige, der sie ausführen sollte.

Zu Beginn eines visionären Auftrages wie dem der Apokalypse kann man sich so zur Verfügung stellen, daß alles Bisherige abgebrochen, alles Diesseitige tot, alles Eigene vernichtet erscheint. Johannes gleicht einem, der in Wahrheit gestorben ist, und dem man nun die Kenntnis von Himmel und Hölle eröffnet. Und das in der Situation des Gerichts. Nicht mehr im einfachen, organischen „Abnehmen“, während der Herr wächst. Sondern im Blitz, der zu Boden schmettert und in einem tödlichen Ernst alles raubt, so tödlich, daß er dort in den Tod schickt, wo alles auf Anfang deutete. Nicht in den Tod der Strafe für die Sünde, auch nicht in einen „mystischen Liebestod“, sondern in den Tod der unerbittlichen Überwältigung durch den immer größeren Gott. Kein Funke Lust ist in diesem Sterben, nur die Ausschließlichkeit des Je-mehr göttlichen Lebens. Er ist auch kein langsamer Entzug der Kräfte, sondern die sofortige und vollkommene Beraubung von allem, worüber man je verfügt hat, von allem sogar, worüber man nicht verfügt hat: über die Ekstase selbst, die übernatürlich verlängerten Sinne, das himmlische Verstehen, Wollen, Lieben, Gehorchen. Jetzt, da die Fülle dieses Übernatürlichen aufs Mal geoffenbart wird, gibt es keine Anpassung mehr, sondern nur noch den „Tod“. An die einzelne Forderung des Herrn kann der Mensch angepaßt werden, an die Fülle Gottes nicht.

Das Geheimnis dieses unterbrochenen Gehorsams innerhalb des absoluten Gehorsams bleibt ein Geheimnis Gottes. Es kann nicht enträtselt und ausgeklügelt werden. Aber ein ferner Schimmer davon liegt auf jedem Christenleben, dort, wo es seine Wendung zu Gott nimmt. Niemand kann sich zu Gott bekehren, ohne sich selber zu sterben. Darum steht auch am Anfang dieser anderen „Konversion“, die das mystische Leben ist, der Tod als Bedingung der Wiedergeburt.

Und er legte seine Rechte auf mich. Die Hand des Vertrauens. Die Hand des unmittelbaren Kontakts. Der Herr, der vor Johannes steht, ist ein visionärer, und Johannes selbst ist „im Geiste“. Und doch ist der Kontakt jetzt so wirklich, so real, so unmittelbar, als er nur je zwischen ihnen war, da sie noch auf Erden lebten. Johannes fühlt diese Hand genau, obwohl er im Zustand des „Totseins“ ist. Er spürt die reale Gegenwart des Herrn.

Zwischen der Berührung des Herrn, die Johannes auf Erden erfuhr, und der jetzigen liegt mittendrin eingeschlossen die Berührung der Eucharistie, wie sie der ganzen Christenheit geschenkt ist. Alle drei Formen der Gegenwart des Herrn sind real, aber in jeder Form berührt er so wie er will, und in jeder auf andere Weise. Die reale Berührung geschieht für die Christen in der Eucharistie, für Johannes hier in der Ekstase. In seinem Erdenwandel war der Herr für alle sichtbar und berührbar. In der Ekstase ist er es nur für Einzelne, die er zuerst seinem himmlischen Zustand anpaßt. Aber auch in der Eucharistie setzt seine Berührung den Glauben voraus. Nur Glaubende erkennen ihn in dieser Gestalt.

Die Berührung im Geiste ist dem Zustand des Johannes im Geiste entsprechend. Aber weil Johannes am Anfang seines neuen Auftrags steht, berührt ihn der Herr auch sinnlich, so nämlich, daß Johannes die Übereinstimmung der jetzigen mit der früheren Berührung erkennt und in der Gewißheit bestärkt wird, daß es der gleiche Herr ist. Wohl sind es seine übernatürlich erhöhten Sinne, die die Berührung wahrnehmen, aber es sind doch *seine* Sinne: sein Körper weiß, das er ange-rührt wird, und erkennt an der Art der Berührung die Hand des Herrn.

Und er sprach: Fürchte dich nicht. Der Herr sieht, daß an der Überforderung, die den Apostel wie tot vor ihm niederfallen läßt, die Angst einen Anteil hat: die Angst dessen, der bisher gewohnt war, seine Wahrnehmungen — wenn auch im

Glauben — zu prüfen. Er konnte Erlebtes mitteilen. Seine Erfahrungen hatten Platz in einem vom Herrn gebildeten und verbürgten Rahmen. Der Herr war ihm immer schon das Jeweils-größere, aber dieses war wie eine Art Konstante gegeben. Es erschien ihm in seinem christlichen Glaubensstandpunkt wie das stetig Wachsende; und wenn sein Glaube in der Gnade auch stetig wuchs, so gehörte dieses Wachstum doch irgendwie zu ihm. Er selbst war wie ein fixer Punkt, der Herr, der vor ihm stand, wurde immer größer, und sein Glaube vermittelte zwischen beiden: er wuchs mit dem Herrn und blieb doch anderseits konstant mit dem eigenen Ich. Jetzt aber ist Johannes sich so entfremdet, daß jeder Bezugspunkt weggerückt ist. So hat er Angst. Und darum ist er dankbar, durch die Berührung des Herrn irgend etwas zu erfahren, das ihn an den wachen, normalen Zustand erinnert. Das Wort, das der Herr an ihn richtet, und das ihm die Angst wegnimmt, verbindet ihn noch mehr. Es spricht nur aus, was schon die Berührung gewirkt hat. Die Berührungen des Herrn gehören für Johannes zu den stärksten Erfahrungen der Liebe; die alte Geborgenheit im Herrn wird ihm neu geschenkt.

Ich bin der Erste und der Letzte, der von Anfang da war und durch alle Ewigkeit da sein wird. Der Herr will damit keine unpersönliche Wahrheit aussagen; er hat diesen Satz für Johannes gesprochen: er ist derjenige, der den Apostel zur Liebe erweckt hat und in dem dieser ewig die Liebe erfahren wird. Die Wahrheit, daß er der Erste und Letzte ist, wird aufgezeigt an seinem Liebesverhältnis zum Jünger, in dem er ebenfalls der Erste und Letzte ist. Und von da erweitert sich alles wieder zu einem absoluten göttlichen Sinn: er ist der Erste, der vom Vater gesendet wurde, um als Mensch unter Menschen zu leben, und der Letzte, weil der Vater keinen anderen Sohn mehr unter die Menschen senden wird. Der Erste, weil er stets in Berührung mit dem Vater und mit seiner Liebe lebt, und ihn vor allen anderen verherrlichte, weil sein

irdisches Leben von Anfang bis Ende nur dieser Verherrlichung diene. Und der Letzte, weil diese Verherrlichung nicht nur in der Nähe des Johannes geschah, sondern auch in der letzten Entfernung der Verlassenheit am Kreuz. Dieser Erste und Letzte ist somit auch der Einzige, der, in dessen Mitte sich alle befinden. Und er ist gleichzeitig der eine Sohn und die unzähligen Hostien, die sich allen Christen bieten, als Beweis der Ausschließlichkeit seiner Liebe zum Vater.

1, 18. Und der Lebendige, und ich war tot und siehe, ich bin am Leben in alle Ewigkeiten, und ich habe die Schlüssel des Todes und der Unterwelt.

Er ist der Lebendige jetzt, da er Johannes erscheint und ihn berührt, wie er lebendig ist in der Eucharistie, und wie er lebendig war, da er als Mensch unter Menschen wandelte. Er hat immer die gleiche Lebendigkeit, die bezeugt und bewiesen wird durch seine Liebe. Denn was seine Lebendigkeit im Vater, unter den Menschen und in der Hostie verursacht, ist die Liebe. Die Liebe des Vaters hat ihn gezeugt, aus Liebe zum Vater ist er Mensch geworden, und aus Liebe zu den Menschen verschenkt er sich in der Eucharistie. In welcher Gestalt wir ihm auch begegnen mögen, immer ist diese Gestalt eine solche der lebendigen Liebe, die nicht nur aus der Liebe stammt, sondern auch die Liebe bewirkt. Die Begegnungen mit dem irdischen Herrn waren stets nur solche der Liebe; er liebte selbst und entfachte Liebe. Aus Liebe gibt er sich hin in der Eucharistie, um die Liebe in den Christen neu zu gestalten. Und aus Liebe erscheint er jetzt dem Johannes, um durch ihn die Liebe in der Kirche neu entbrennen zu lassen. Die Liebe steht im schlechthinigen Gegensatz zum Tod. Sie ist das Leben. Darum nennt sich der Herr der Lebendige.

Ich war tot. Er zeigt nun die Brücke zwischen dem Abschluß seines Lebens in der Welt und seiner jetzigen himm-

lichen Erscheinung. Am Kreuz war er tot, und dieser Tod stand im absoluten Gegensatz zum Lebendigsein der Liebe. Es war ein Tod ohne die Liebe; nicht weil der Vater ihn nicht mehr geliebt hätte, oder weil seine Liebe zu den Menschen zu Ende gewesen wäre, sondern weil er in der Nacht des Leidens seine ganze Liebe beim Vater hinterlegt hat. Hätte er seine Liebe behalten, sie nicht opfernd von sich getan, so hätte er am Kreuz nicht sterben können. Sein Kreuzestod war der Beweis dafür, daß er seine vollkommene Liebe zum Vater vollkommen beim Vater hinterlegt hatte. Nur seine volle Verlassenheit von der Liebe des Vaters konnte ihn zum Tode führen. Gott stirbt nicht, die göttliche Liebe stirbt nicht; nur der Mensch kann sterben. So stirbt der Herr als Mensch, nachdem er seine göttliche Liebe ganz hinterlegt hat. Er war aber auch tot, weil ihn die Menschen nicht liebten, weil ihr Haß bei seinem Tod größer war als ihre Liebe, ihre Weigerung größer als ihre Annahme. Indem sie sich weigerten, ihn zu lieben, verweigerten sie seine Annahme schlechthin. In den drei Tagen seines Todes gibt es wie eine Unterbrechung seiner Möglichkeit zu lieben. Am Kreuz übergab er dem Vater seine Liebe, er selbst spürte sie nicht mehr, nur noch den reinen Gehorsam. Und auch die Menschen konnte er nicht mehr mit gefühlter Liebe lieben; alles Spüren wäre am Kreuz eine Abschwächung seiner Liebe gewesen. Sie wird dort so vollkommen Objektivität, daß sie als Subjektivität stirbt. Der vollkommene Ausdruck dieses Zustandes ist sein Abstieg zur Hölle, wo er mit der erlebten Liebe auch noch das erlebte Leiden am Kreuz beim Vater hinterlegt.

Und siehe, ich bin am Leben. Sein Todeszustand hat aufgehört. Und es ist, als begänne seine Lebendigkeit bei Johannes selber, in der Offenbarung, die ihm der Herr von seiner Lebendigkeit gibt: *Siehe!* Er beginnt neue Bande der Liebe und des Vertrauens zu knüpfen, und nun zeigt es sich, daß er in Johannes gar nicht tot ist, denn Johannes hat ihn

dauernd geliebt. Er besitzt diese alles überdauernde Liebe, die ihn von der ersten Begegnung mit dem Herrn an nie mehr verließ und die eins ist mit dem Erlöstsein im Vollsinn des Wortes. In einem so Erlösten kann der Menschensohn nicht tot sein; denn hier ist der Glaube lebendig, und der Glaube ist ein Teil des Lebens des Herrn. Und wäre auch der Glaube dieses Erlösten durch eine Verfügung Gottes hinterlegt, so würde der Herr in diesem hinterlegten Glauben weiterleben. Johannes gehört nicht zu denen, in welchen der Herr tot war. Und von seiner Lebendigkeit in Johannes geht der Herr weiter zu seiner Lebendigkeit in den Menschen, zu seiner eucharistischen Lebendigkeit, seiner Lebendigkeit im Glauben allerer, die schon glauben und noch zum Glauben kommen werden, und schließlich zu seiner Lebendigkeit in der Liebe des Vaters. Von dem kleinen Punkt, wo Johannes ihn liebend erfaßt und er dem Herrn erlaubt, in ihm lebendig zu sein, weitet sich das Leben des Herrn in die Ewigkeit aus. *Von Ewigkeit zu Ewigkeit* erstreckt sich jetzt sein Leben, und es wäre ein vollkommener Widerspruch, wenn sein Leben im Vater nicht diese Ausmaße hätte. Lebendigkeit und ewige Dauer sind hier eins als Liebe im Vater. Und so wird das, was für uns abstrakt und leer klingt, blutvoll und verständlich.

Und ich habe die Schlüssel des Todes und der Unterwelt. Die Schlüssel des Todes hat er sich zugeeignet, indem er starb. Während er seine Gottheit ganz dem Vater empfahl, erhielt er die Möglichkeit, in seiner Menschheit den Tod voll auszukosten, so ganz, daß es von nun an keine Möglichkeit eines menschlichen Todes mehr gibt, die im Kreuzestod nicht irgendwie vorgezeichnet wäre. Man kann kein einzelnes Sterben mehr betrachten, ohne dahinter das Sterben des Herrn zu sehen. Er ist am Kreuz für jeden und in jedem gestorben und hat an jedem Tode zum voraus teil. Er besitzt die Schlüssel zum Geheimnis des Todes, den Menschen und dem Vater

gegenüber. Und kraft dieses Besitztums wird er selber zum Schlüssel, zu dem, der den Sünder zu Gott hin öffnet und Gott dem Sünder nahebringt, weil er dem Tod einen neuen Sinn gab. Vor seinem Leiden standen sich der Tod und die Gerechtigkeit Gottes gegenüber, endgültig und ausweglos. Jetzt aber, da er nicht nur starb, sondern auch den Gang durch die Unterwelt machte, auch deren Schlüssel besitzt, hat der Tod die Ausweglosigkeit verloren, die er durch die verschlossene Unterwelt besaß. Nicht nur für die Sterbenden ist der Herr zum Schlüssel geworden; auch für die in der Unterwelt Befindlichen: er hat seine Barmherzigkeit auch in dieses Verlies der Gerechtigkeit des Vaters getragen.

Er hat sich auch zu den Toten der Unterwelt gesellt und sich einen Augenblick lang dort mit ihnen aufgehalten, aber bewehrt mit dem Schlüssel, der zu dem Menschen und zu Gott hin öffnet. Seitdem der Sohn in der Unterwelt war und diese neue Gemeinschaft eingegangen ist, würde der Vater, wenn er seine Gerechtigkeit sich auswirken lassen wollte, nicht mehr die Sünder allein treffen, sondern auch seinen gehorsamen Sohn. Aber dieser Gehorsam aus Liebe ist ja selbst undenkbar ohne die Liebe des Vaters. So stehen sich Himmel und Unterwelt jetzt gegenüber: im Himmel die Gerechtigkeit und die Liebe des Vaters, in der Unterwelt die Sünde der Sünder und die Liebe des Sohnes. Das gibt dem Sohn den Schlüssel in die Hand, den er zugleich vom Vater und von seinem eigenen Leiden bezieht. Durch sein Leiden hat er die Menschen in Liebe an sich gekettet, durch dieselbe Liebe aber auch den Vater, der ihm zu leiden erlaubte. Durch die Liebe hindurch aber kann die Trennung nicht gehen, so daß der Sohn nun auch die Sünder an den Vater gekettet hat. Darum wird jetzt der Sohn die Gestaltung des Fegfeuers mitübernehmen, das von jetzt an, auch wo es straft, zu einer Sache der Liebe wird: zum Ort, wo der Sünder, der seine Abwendung von Gott nun einsieht, angesichts der Liebe des

Herrn am Kreuz gewillt wird, jeden Preis zu zahlen, um zu dieser Liebe zu gelangen. So bedient sich der Herr des Schlüssels, den er besitzt, um die Unterwelt zum Himmel hin zu öffnen. Und er braucht sich selbst dabei als Schlüssel.

1, 19. Schreibe also, was du gesehen hast, was jetzt ist und was darauf geschehen wird.

Nach dieser Offenbarung, die die Einsicht des Apostels in die Geheimnisse des Todes und dessen, was nach dem Tode sich ereignet, erweiterte, erfolgt nun der Auftrag: *Schreibe also*. Innerhalb der Entrückung gibt es keinen Abschluß. Alles Geschaute öffnet Möglichkeiten zu weiterem. Niemand, der einer Schau teilhaftig wurde, kann der Meinung sein, er habe das Ende irgendeiner Erkenntnis erreicht. Alles, was feste Gestalt zeigt, erweist sich im gleichen Augenblick als erweiternder Ausgangspunkt für ein nächstfolgendes Verständnis. Und diese Öffnung bleibt nicht einfach klaffend, sondern findet ihre Erfüllung in einer bestimmten Sendung. Jede Vision, die Johannes hat (und das gilt in analoger Weise auch von den Visionen späterer christlicher Seher), ist immer auch Teil eines Auftrags, der in Mitteilung mündet. Hier ist dieser Auftrag klar umrissen: *Schreibe also*. Nicht immer ist eine so deutliche Aufforderung zu erwarten, aber irgendeine, wenn auch unausgesprochene Forderung ist stets im Gehalt einer übernatürlichen Offenbarung zu finden.

Was du gesehen hast. Der Auftrag ist nicht schwierig, sofern Johannes genau weiß, was er mit seinen übernatürlichen Sinnen gesehen und wahrgenommen hat. Aber das Gesehene und Wahrgenommene hat jeweils einen ganz besonderen Sinn, der durch die Beschreibung nicht abgeschwächt und nicht verlagert werden darf. Die Objektivität des Auftrags muß in der Mitteilung um jeden Preis gewahrt werden. Dies wird zwar erleichtert dadurch, daß die Beziehung zwischen Johannes und seinem Auftrag keine zufällige ist; der Auftrag ist auf

ihn hin geformt, und seine Erwählung sah ihn vor. Dennoch darf er in der Wiedergabe den Auftrag nicht nach seinem persönlichen Gutdünken formen. Der Gehorsam ist hier noch viel straffer als im gewöhnlichen Apostolat.

Er soll also in seiner christlichen Sendung schreiben, was er gesehen hat; aber auch das, *was jetzt ist*. Er soll, während er mit dem ersten Teil seines Auftrags beschäftigt ist, das jeweils Gegenwärtige, Aktuelle nicht unbeachtet lassen, es nicht zugunsten des Vergangenen vernachlässigen. Er muß sich anpassen, zusehen, was jetzt ist, während er schreibt, was war. Und auch damit erschöpft sich sein Auftrag noch nicht, er soll sich auch mit dem befassen, *was darauf geschehen wird*: mit der Zukunft. Und zwar in doppeltem Sinn: er soll im Auftrag bleiben und wissen, daß dieser erst aufhören wird, wenn der Herr die Zeit dazu bekanntgibt, durch einen eigenen Befehl oder einfach durch das Aufhören der Entrückung. Und andererseits soll er für das Kommende bereit bleiben in dem Sinn, daß er eine gewisse Fähigkeit erhalten wird, auch das Kommende aus dem Jetzigen und dem Gewesenen herauszulesen. Das aber heißt: das in der Vision enthaltene Prophetische kann ohne seine persönliche Mitwirkung, ohne sein ausdrückliches Zurverfügungstehen nicht zur Auswirkung kommen. Im Prophetischen liegt die Möglichkeit der Mißverständnisse besonders nahe; darum soll Johannes sich hier besonders wachsam für alles zur Verfügung halten. Er soll so ganz in der Mitte seines Auftrags bleiben, daß kein Mißverständnis durch sein Verschulden entsteht. Dieses In-der-Mitte-Stehen ist nicht bloß passive Indifferenz, sondern im Gegenteil höchste Aktivität in der Berufung. Er soll sich dem Geist wie ein Dolmetsch zur Verfügung stellen. In jeder Prophezeiung gibt der Übermittler ihr durch seinen Gehorsam die letzte Prägung. Er ist mitten in den Vorgang hineingestellt und erhält kraft seiner Erwählung die besondere Fähigkeit des Verstehens und Auslegens. Und dieser Gehorsam ist vor allem Wirkung der

göttlichen Gnade: sie macht ihn fähig, aufzufassen, zu formen und nötigenfalls zu ergänzen. Es gibt im mystischen Auftrag eine durch die Erwählung grundgelegte bestimmte Modulationsfähigkeit, die sich vor allem dort äußert, wo es um Prophezeiung geht, genauer dort, wo ihr Inhalt nicht aus klaren, für jedermann einsichtigen Sätzen besteht, sondern sich ausnimmt wie das Tönen rauschender Wasser oder das Geräusch einer großen Volksmenge. Dort kann die Deutung und das Ordnen wirklich dem Beauftragten anheimgestellt sein, und je größer sein aktiver und indifferenter Gehorsam ist, um so besser gelingt ihm die Aufgabe.

Die kommenden Dinge sind aber auch nicht ohne Beziehung zur Gegenwart und Vergangenheit. Darum muß in der Auslegung auch auf die Reihenfolge geachtet werden. So kann es vorkommen, daß der Sehende etwas erblickt hat und es trotzdem bei der Wiedergabe ausläßt. Er ist vielleicht von irgendeiner Hauptsache beeindruckt, und das andere erscheint ihm ganz nebensächlich. Wenn nun aber in einer späteren Vision etwas an das früher Gesehene, aus Unachtsamkeit Ausgelassene anknüpft, dann muß auch dieses nachträglich mitgeteilt werden. Man darf sich nicht scheuen, zurückzugehen und zu ergänzen, vor allem auch nicht Irrtümer und Mißverständnisse, die durch einseitige Auslegung entstanden sein können, zuzugeben. Man muß bereit sein, Nein zu sagen, wo man anfangs bejahte. Alles muß ständig offen bleiben. Die Erklärung des Werdenden aus dem Gewesenen und Gegenwärtigen erfordert im Schauenden wahre Demut. Der Grund zu dieser Demut wurde gelegt, als Johannes wie tot zu den Füßen des Herrn niederfiel, angesichts des unüberbrückbaren Abstands zwischen seiner Wahrheit und der Wahrheit des Herrn. Ihm bleibt nur das Eingeständnis seines Nichts; und auf Grund dieser Demut konnte der Herr entgegenkommen. Auch die Liebe des Johannes mußte diesen Sturz erleben, um für den überfordernden Auftrag der Prophezeiung bereit zu werden.

Was du gesehen hast, ist auch das Erdenleben des Herrn. Er hat es nach seiner Art erlebt und in einem seinem menschlichen Charakter angepaßten Auftrag niedergeschrieben. *Was jetzt ist*, ist die Erscheinung des Herrn innerhalb der Verwandlung des Johannes durch den Geist. *Was kommt*, was geschehen wird, wird sich in einer Welt abspielen, die den Herrn, wie er war, und den Herrn, wie er in der Erscheinung ist, in sich einbegreift, um aus beidem das himmlische Verhältnis des Sohnes und des Vaters im Heiligen Geist zu den Menschen neu erstehen zu lassen. Es ist also keinesfalls gleichgültig, wie weit Johannes in seinem Auftrag versteht. Denn je mehr er begreift, um so klarer wird er das Kommende zu zeichnen vermögen. Durch die Auffassung des Sehers wird es so etwas wie eine Lesart geben, und diese kann je nach seinem Fassungsvermögen ausfallen. Er wird, indem er seine Lesart vermittelt, nicht nur sein eigenes Verständnis kundtun, sondern auch die Menschen zu einer bestimmten persönlichen Lesart bringen, sie gewissermaßen zwingen, mitauszulegen. Und in dieser Mitauslegung wird für sie die eigene Öffnung ihres Glaubens zum Herrn hin sowohl geformt wie geöffnet werden.

1, 20. Das Geheimnis der sieben Sterne, die du in meiner Rechten gesehen hast, und der sieben goldenen Leuchter. Die sieben Sterne sind die Engel der sieben Gemeinden, und die sieben Leuchter sind die sieben Gemeinden.

Die Rechte des Herrn ist die, mit der er Johannes berührt hat. Aber nun soll er nicht mehr an die Hand und an die Berührung denken — das ist irgendwie abgeschlossen —, sondern an die Sterne und die goldenen Leuchter; er soll von ihrem Gleichnis berichten. Bei den Sternen wie bei den Leuchtern war ihm zunächst ihre Zahl aufgefallen — die Zahl des Geistes —, wie er ja auch geheißsen wurde, an die sieben Kirchen zu schreiben. Doch soll er jetzt nicht mehr bei der

Zahl verweilen, sondern zum *Geheimnis* hindurchdringen. Die Zahl hat ihn auf einen ersten Zusammenhang zwischen dem erscheinenden Herrn und dem Heiligen Geist hingewiesen; nun soll er verstehen lernen, daß der Sohn als die zweite Person Gottes in einem unendlich innigen, ja undurchdringlichen Verhältnis zum Heiligen Geiste steht. Er soll deshalb auf ein Doppeltes achten: einmal darauf, daß der Heilige Geist in besonderer Weise am Zustandekommen der Visionen und des in ihnen enthaltenen Auftrags beteiligt ist; und dann darauf, wie der Herr ihn entäußert, um ihn deutlicher darzustellen.

Der Herr, der das Opfer seiner Menschwerdung und seines Kreuzestodes vollendet hat, muß, da er jetzt vom Himmel aus auf die Erde wirkt, in einer neuen, veränderten Art mit den Menschen verkehren. Er kann mit ihnen nicht mehr in der gleichen irdischen Vertraulichkeit umgehen wie damals, als er zwar ständig auf den Vater hinwies und ihn verherrlichte, die Menschen aber doch mit einer ganz menschlichen Liebe ansprach, weil sie für diese Sprache empfänglicher waren als für die himmlische Sprache des Heiligen Geistes. Er muß jetzt, da er zum Vater zurückgekehrt ist, eine neue Weise der Verständigung und der Wirkung anbahnen. Von jetzt an ist es, als verkehre der Heilige Geist in ihm mit dem werdenden Geist im Menschen — und hier in Johannes. Der Geist, der die Menschwerdung vermittelte, die Mutter zum Opfer ihres Lebens bewegte, damit der Sohn das Opfer seines Lebens bringen konnte, erweitert jetzt seine Vermittlerrolle und vermittelt nicht mehr den göttlichen Sohn in der Menschwerdung, sondern den himmlischen Herrn den Menschen. Und da es sich jetzt nicht mehr um Menschwerdung handelt, abstrahiert er gewissermaßen vom Körper der Menschen und wendet sich in seiner Vermittlung sofort an ihren Geist. Da er aber nicht an ihren natürlichen, irdisch begrenzten und festgebannten Geist appellieren kann, muß er an seinen

in ihnen werdenden Geist anknüpfen. Er bewirkt in den dafür Erwählten eine Umwandlung, er läßt seinen Geist in ihnen entstehen, um so eine Art Monolog führen zu können: der Geist spricht zum Geist. Zum Dialog kommt es erst dadurch, daß der Geist im Herrn den Herrn reden läßt und der Geist im Christen den Christen hören und antworten läßt. Er zieht beide in sein Gespräch hinein. Wie vorher in der Unterwelt der Vater nicht mehr allein mit dem Menschen handeln konnte, ohne auf den Sohn zu treffen, so kann jetzt der Sohn nicht mehr allein mit dem Menschen reden, ohne dem Geist zu begegnen, der gleichzeitig ihn, den Herrn, und die Menschen führt.

Der Herr hat sich aber selbst des Geistes entäußert, indem er ihn in der Siebenzahl erscheinen ließ. Dieser Vorgang war sein Werk. Er hat über den Geist verfügt, ihn klargelegt, um sowohl sein sohnliches Wesen wie das Wesen des Geistes dem Johannes in der Sendung verständlich zu machen. Johannes soll in dieser ersten Vision das Zusammenwirken von Sohn und Geist im Vater ahnungsweise begreifen. Der Vater bleibt wie stets im Hintergrund; er ist es, der durch das Ganze, wie im irdischen Leben des Sohnes, verherrlicht wird; sehen wird man ihn erst, wenn man ins himmlische Leben eingeht, wenn also die Schau nicht mehr beeinträchtigt sein wird durch die leibliche Hülle, die nie vollkommen aufzuhebende Beziehung des Sehers zur diesseitigen Welt. Aber in diesem Geheimnis des Nichtenthülltwerdens des Vaters offenbart sich das Geheimnis des sich Um-so-mehr-Enthüllens des Sohnes und des Geistes. Sie verschleiern gewissermaßen den Vater mehr denn je, aber die Schleier, mit denen sie ihn umgeben, sind die Schleier, deren sie sich entledigen. Sie geben mehr von ihren Geheimnissen preis, um das volle Geheimnis des Vaters geschlossener wahren zu dürfen. Zu dürfen! Es ist an sich vielleicht nicht selbstverständlich, daß die Wahrung des väterlichen Geheimnisses ab-

hängig ist von einer größeren Enthüllung des Sohnes und des Geistes, und doch wird es verständlich, wenn man bedenkt, wie sehr die Liebe des Sohnes zum Vater seine Liebe zu den Menschen bestimmte, wie sehr der Sohn sich als Mensch als der immer mehr Liebende zeigte, nicht allein in den Augen der Jünger und der Christen, die seine Liebe zunehmend sahen und geneigt waren, zu meinen, die Liebe selbst sei in Zunahme begriffen, weil sie mehr davon erfaßten (etwa so wie wir meinen, gewisse schöne Geheimnisse der Mathematik seien erst jetzt im Werden, weil wir erst jetzt beim Lernen ganz davon erfaßt und begeistert werden), sondern tatsächlich auch, weil der Sohn durch die Menschwerdung und das Kreuz immer mehr am eigenen Leib, in der eigenen Person erlebte und erfuhr, was Menschsein bedeutet und in dieser Erfahrung den Vater und die Menschen immer mehr liebte. Und wenn er mit seiner Rechten, die die Sterne hält, Johannes berührte, dann geschah es, damit in Johannes selber durch ihn der Sinn für den Geist und den Zusammenhang der göttlichen Personen sich stärke.

Die sieben Sterne sind die Engel der sieben Gemeinden, und die sieben Leuchter sind die sieben Gemeinden. Die Sterne sind die den Kirchen beigegebenen Engel; zu jeder Kirche gehört ein Engel. Nicht so, als hätte jeder nur eine Eigenschaft des Geistes empfangen, sondern die Engel verkörpern den Geist, der den Kirchen beigegeben wird, und besitzen die Eigenschaften, die ihnen vom Geist selber geschenkt werden. Sie sind der Inbegriff der Hilfe, die der Geist den Kirchen gibt. Sie sind ein Symbol und eine Wirklichkeit zugleich, ein Ineinander von beidem, und hinter beidem steht der Geist der Liebe. Und Johannes, in welchem dieser Geist wohnt, vermag im Sinnbild die Wirklichkeit und die Wirklichkeit im Sinnbild zu lesen.

DIE BRIEFE AN DIE SIEBEN KIRCHEN

a) An Ephesus

2, 1. Dem Engel der Kirche von Ephesus schreibe: So spricht, der die sieben Sterne in seiner Rechten hält, der in der Mitte der sieben goldenen Leuchter wandelt.

Die Forderung, an den Engel zu schreiben, ist für den Apostel neu. Er könnte sich vorstellen, daß er vielleicht an die Vorsteher der Gemeinden schreiben sollte, oder den Gemeinden unmittelbar. Nun aber soll er dem Engel schreiben, das heißt dem Geist der Gemeinde. Und es wird gewiß so sein, daß er mit seiner Hand zu schreiben hat und daß die Bestimmung des Geschriebenen in dessen Verlesung, Auslegung, Befolgung liegen wird. Dennoch heißt es deutlich, daß er an den Engel zu schreiben habe. Er soll also den Geist der Gemeinde treffen, aber den Geist des absolut Guten, den Geist, den der Heilige Geist sendet, der also die Verbindung zwischen Gott und der Gemeinde bedeutet und zugleich die Guten innerhalb der Gemeinde verkörpert. Er soll sich an das Beste wenden, was in der Gemeinde vorhanden ist, das gleichzeitig durch die Guten und durch den Heiligen Geist in ihr gebildet wird. Und indem der Befehl so ergeht, soll die Gemeinde zugleich daran erinnert werden, daß sie wirklich einen solchen Geist hat: daß sie niemals aus der bloßen Summe des Glaubens derer besteht, die guten Willens sind und zur Verfügung stehen wollen, daß sie vielmehr, weil der Herr stets dort ist, wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind, dieser göttlichen Gegenwart sicher sein darf. Der Engel rafft

das Gute gleichsam in sich zusammen; er enthält in einer neuen Gestalt, was die Gemeinde an christlichem Glauben und Hoffen zu bieten hat. Und damit wird Johannes gewahr, daß das, was er jetzt erlebt, diese Wahrheit, diese Ebene zwischen Himmel und Erde, auch in der Gemeinde vorhanden ist, daß er also in seinem Zustand nicht einsam ist.

Der Sehende fühlt sich einsam; alles, was ihm gezeigt ist, ist für ihn neu und ungewohnt; auch kann er nicht selbst verfügen, sondern wird in das Neue hinein verfügt, das steigert seine Einsamkeit. Bis dahin ist der Himmel dem Apostel noch nicht geöffnet worden. Was er sieht und erlebt, bewegt sich in einer Zwischenschicht zwischen Himmel und Erde. Die Einsamkeit des irdischen Menschen im Himmel ist ihm noch nicht klar; erst die Einsamkeit auf Erden und die zwischen Himmel und Erde. Indem er jetzt den Auftrag erhält, mit dem Engel zu verkehren, wird seine Einsamkeit vermindert, aber in anderer Hinsicht auch wieder erhöht. Denn seine Lage wird ihm jetzt bewußter gemacht. Er hatte bisher keine Zeit und keine Möglichkeit zu überlegen, wo er sich eigentlich befinde. Und doch konnte er, trotz der Entrückung von sich selbst, nicht ganz von sich abstrahieren, weil er sich zur Verfügung stellen und den Auftrag erfüllen mußte. Und indem er nun die Anweisung erhält, mit dem Engel sich in Verbindung zu setzen, merkt er, wie einsam er als Mensch in diesen Gegenden ist. Es wird eine Gemeinschaft hergestellt zwischen ihm und den Engeln. Diese Überbrückung seines erwachenden Einsamkeitsgefühls bedeutet auch eine Umstellung. Wenn er jetzt mit Engeln zu verkehren hat, muß er auch lernen, wie ein solcher Verkehr vor sich geht. Er muß sich anpassen. Nicht etwa in dem Sinn, daß die Engel ihn auffordern würden, jetzt selbst zum Engel zu werden. Aber er weiß, daß die Änderungen, die jetzt in ihm vor sich zu gehen haben, nicht bloß passiv sind, durch den Herrn allein vorgenommen werden sollen, sondern daß auch er beizutragen hat:

indem er einerseits, solange er im Zustand des Sehenden ist, alles abstreift, was nur von der Erde stammt, anderseits seine wachsende Hoffnung auf den Himmel zurücksetzt und die Schau durch sie nicht beeinträchtigt werden läßt. Weder soll er also einfach der Liebesjünger bleiben, der er auf der Welt war, noch darf er jetzt zu den in den Himmel Aufgenommenen gezählt werden. Er muß sich nach unten wie nach oben unterscheiden, und sich von dem trennen, was ihm durch die Gnade berechtigterweise gehörte, um nur noch mit dem vorhanden zu sein, was seinem jetzigen Auftrag dient. Und in diesem neuen Zustand soll er sich gerade mit den Engeln verständigen. Er soll sich dabei bewußt bleiben, daß der Engel mit der Gemeinde verkehrt. In der gleichen Art wie er, Johannes, von seinem neuen Standpunkt aus mit den Menschen zu verkehren hat. Mit dem Engel ist er durch das Apostolat, durch die Sendung aufs engste verbunden. Er kommt nun aber in die seltsame Lage, dem Engel die Mitteilung des Herrn überbringen zu müssen. Andere Engel werden ihm Aufträge erteilen. Aber diesem Engel hat er den Auftrag weiterzugeben. Darin wird das Unübersehbare der Sendung überhaupt dargestellt: die Sendung kann wirklich solche Gestalt annehmen, daß sie von den Gaben, dem Willen, den Möglichkeiten des Gesandten vollkommen abzusehen scheint, um ihn einzig zum Kanal des Auftrags werden zu lassen. Für Aufgaben auf der Erde muß der Apostel sich, soweit immer möglich, vorbereiten suchen; er muß lernen, sich ausbilden, alles, was er an Anlagen und Gaben besitzt, in den Dienst zu stellen suchen, in einer klugen und überlegenen Art. Auf der Ebene der Vision dagegen hat er zu vergessen, was er ist, was er kann, was er vorbereitet hat, was er als Neigung und Eignung mitbringt, nicht indem er das alles verleugnet, sondern indem er davon vollkommen absieht, es in keiner Weise fordernd in Erinnerung ruft. Denn jedes Sich-auf-sich-selber-Erinnern würde ein Mißverhältnis hervorrufen, die Sicht des Gezeigten

beeinträchtigen, die Übersetzung erschweren und zu jeder Art von Mißverständnis Anlaß geben.

Der Mensch, der die Sendung erhalten hat, mit dem Engel zu verkehren, bleibt ein unvollkommener Mensch. Auch wenn er beichtet, wird er nie vollkommen beichten können, seine eigene Sünde weder intensiv noch extensiv vollkommen so darstellen können, wie sie vor Gott ist. Aber er hat jetzt nicht die Zeit damit zu verbringen, sich immer mehr zu reinigen, um würdiger zu werden, mit Engeln zu verkehren. Er hat sich damit zu begnügen, das zu sein, was er als Mensch innerhalb des Rahmens der Kirche sein kann. Wollte er übers Maß hinaus auf seine eigene Reinheit bedacht sein, so würde er sich selber zu wichtig nehmen und dadurch vom Auftrag abgelenkt werden. Er würde sich selber vergleichen und damit nicht mehr nur auf das Gezeigte schauen. Er würde versuchen, seinem „Hang zur Sünde“, den er erkennt, einen „Hang zur Reinheit“ entgegenzustellen. Aber solange er ein irdischer Mensch ist (auch wenn er zwischenhinein noch so oft in Verzückung gerät), kann er sich nicht von jeder Beziehung zur Erbsünde lösen. Mag diese getilgt, die Anhänglichkeit und Begierlichkeit durch wiederholte Beichten gemindert und durch die Gnade gelähmt und unwirksam gemacht worden sein, mag die Gnade alles verhindern, wozu der Mensch an sich nicht unfähig wäre: die Sendung, auch die visionäre Sendung schützt den Menschen nicht vor der Beziehung zur Erbsünde. Solange er auf der Welt ist, behält er die Möglichkeit, wieder abzugleiten, und wird immer wieder der Beichte bedürfen. In der Zwischenebene, in der sich Johannes jetzt befindet, hat die Erbsünde aber jede Aktualität verloren. Johannes soll sie jetzt übersehen, wie auch die Engel sie übersehen, er soll vergessen, daß er wie die anderen Menschen eines dauernden Bekenntnisses seiner Sündhaftigkeit bedürfte. Das bedeutet nicht Geringschätzung der Tatsache der Sündhaftigkeit, die jedem Menschen anhaftet, noch auch Geringschätzung der

Beichte; es bedeutet die Ausschließlichkeit, mit der er jetzt dem großzügigen Antrag Gottes antworten soll.

So spricht, der die sieben Sterne in seiner Rechten hält. Johannes soll also eine Botschaft übermitteln, die vom Herrn selbst stammt, und er soll den Herrn dabei bezeichnen als den, der er j e t z t ist. Und zwar soll er eine Eigenschaft hervorheben, und diese Eigenschaft wird vom Herrn selber diktiert. Innerhalb der Vision erfährt Johannes irgendwie in einer Reihenfolge, was er zu sagen hat. Jetzt soll er den Herrn zeichnen als den, *der die sieben Sterne in seiner Rechten hält, der in der Mitte der sieben goldenen Leuchter wandelt.* Es ist wie ein Paßwort, das dem Apostel für den Engel mitgegeben wird. Und der Engel wird wohl durch dieses Wort, durch diese Beschreibung des Herrn den ganzen Herrn sehen; er muß sich aber den Zugang zu diesem ganzen Bild von der gegebenen Beschreibung her bahnen: es wird auch für den Geist der Gemeinde eine Arbeit bedeuten, die Mitteilung des Apostels richtig zu verstehen. Niemals wird ein Auftrag des Herrn ohne Mühen und mühelos übernommen, weder von Menschen, noch von Engeln. Mühelosigkeit würde eine gewisse Lauheit in sich begreifen, und Lauheit ist eines der Haupthindernisse, das überwunden werden muß. Keiner kann eine Forderung des Herrn stellen, die er nicht selber erfüllt. Und wenn er sie auch nicht in Vollkommenheit zu erfüllen vermag, so muß er doch, wenn er sie stellt, auf irgendeine Weise innerhalb ihrer Verwirklichung stehen. So muß auch der Engel des Herrn durch den entäußerten Geist, durch die Sterne und die Leuchter verstehen. An den Sternen wird er sehen, daß der Herr den Geist zu beherrschen vermag, da er sie in der Hand hält. Was man in der Hand hält, könnte man aus der Hand geben. Was man in der rechten Hand hält, kann man für die Arbeit, die man verrichtet, brauchen. Und Sterne sind leuchtend. Auf diese Weise müssen die verschiedenen Aussagen, die über die Sterne in der Hand des Herrn gemacht werden können, sich

zusammenhängend ergänzen und das Verständnis für das Zusammenwirken des Herrn und des Geistes erweitern. Im Ganzen ergibt sich das Bild eines Zur-Verfügung-Stehens des Geistes für den Herrn.

Aber zugleich ist der Herr durch die *sieben goldenen Leuchter* verkörpert, die den Herrn umgeben, und in deren Mitte er wandelt. Der Herr bewegt sich, aber von einer Bewegung der Leuchter wird nichts gesagt. Es ist aber klar, daß, wenn der Herr sich bewegt und in der Mitte der Leuchter bleibt, die Leuchter sich mit ihm bewegen, ihre Bewegung parallel zur seinigen vollziehen. Das heißt, daß sie ein unverrückbares Verhältnis zu seiner Sendung besitzen. Sie beleuchten ihn und seinen Auftrag in einer gleichbleibenden Art. In dieser Beziehung erscheint der Geist dem Herrn wie untertan; er dient ihm, als würde er nur e i n e Sendung kennen, die Sendung des Herrn. Als würde er also auf seine eigene Sendung verzichten, und auf seine eigene Beschreibung und Hervorhebung gleichfalls.

Von hier aus aber soll die Sendung sowohl des Engels an die Gemeinde, wie des Johannes an den Engel gekennzeichnet werden. Wie der Heilige Geist sich dem Herrn anpaßt, alle seine Gaben zur Beleuchtung der Sendung des Herrn hergibt, so soll auch der Engel seine Sendung in der des Herrn untergehen lassen, sie sich vollkommen aneignen, gewissermaßen von ihr übernommen werden, und Johannes soll die seinige nur noch als einen reinen Dienst am Dienste betrachten.

Jeder Auftrag, der sich an eine Gemeinde richtet, ist dadurch gekennzeichnet, daß er Anforderungen an das Leben der Gemeinde im Glauben stellt. Die Gemeinde wird sich selbst nicht nur neu geschenkt, indem sie auf das Gute und Böse in ihr aufmerksam gemacht wird, sondern sie wird auch neu dazu berufen, ihr Leben im Herrn zu gestalten. Und das geschieht nicht nur in der vagen Form irgendeiner allgemeinen Annäherung an die Gebote Gottes, sondern gemäß einer Norm

und Form, die genau beschrieben ist und innerhalb der Kategorien der Aktion und der Kontemplation wirklich bestimmt werden kann. Auch wenn die Gemeinde als solche vor allem Laien umfaßt, so ist doch niemand in ihr, der nicht teilhätte an einem christlichen Auftrag, nicht genaue Richtlinien innerhalb der Gebote des Herrn zu befolgen hätte. Und zwar nicht nur in bezug auf sich selber, auf das eigene Leben, das Gebet, den Verkehr mit anderen. Es läßt sich in jedem christlichen Auftrag immer eine Spur verfolgen, die der Aktion wie der Kontemplation des Herrn entspringt, und die durch den Einzelnen dargestellt und verdeutlicht werden muß.

Derjenige, der der Gemeinde und ihren Gliedern diese Forderungen bekanntzugeben hat, steht an einem übergänglichen Ort, an dem er innerhalb seines Auftrags weder als aktiv noch als kontemplativ bezeichnet werden kann. Er steht wie an einer Quelle, die wohl vom Herrn gespeist wird, deren Beschaffenheit aber durch den Zwischenzustand zwischen Himmel und Erde nicht näher beschrieben werden kann. Verfolgt man den Lauf der Quelle abwärts, dann sieht man, wie er sich deutlich in einen aktiven und kontemplativen Strom scheidet. Geht man aber ihrem Ursprung nach, bis zur Quelle der Quelle, dann sieht man, daß ihr Ursprung gänzlich im Herrn liegt. Aber sie ist in ihrem Ausströmen nicht beschreibbar, und das Unbeschreibliche daran ist identisch mit dem „im Geiste sein“ dessen, der vermittelt. Es ist ein Zustand, der einem Wirbel im Strom gleicht: Strömung und Gegenströmung zugleich, so daß man die Richtung des Flusses nicht mehr erkennen kann. Wer das „im Geiste sein“ erleidet, wird in einen ihm nicht mehr faßbaren Zustand versetzt; es wird etwas an ihm vorgenommen, zu dem er sich einfach hergibt.

2, 2. Ich kenne deine Werke und deine Bemühung und deine Ausdauer, und daß du die Bösen nicht ertragen kannst,

und du hast jene geprüft, die sich selber Apostel nennen und es nicht sind, und hast sie als Lügner erfunden.

Der Herr gibt einen eindeutigen und klaren Bescheid an die Gemeinde, und er nimmt sie dabei ganz persönlich. Solange er auf der Welt lebte und als Mensch mit den Menschen verkehrte, nahm er sie jeweils immer persönlich, aber so, daß immer auch für alle eine Lehre aus seinen Worten zu ziehen war. Der Einzelne war oft fast wie ein Anlaß, eine allgemeine Wahrheit des Christentums zu entwickeln. Dieses Allgemeine verschwindet zwar nicht in seinen Mahnungen an die Gemeinden, aber es erhält ein neues Gesicht. Die Mahnung ist zunächst ganz persönlich auf diese bestimmte Gemeinde zugeschnitten und wird sich für andere Gemeinden in ganz verschiedener Weise — aber immer persönlich — übersetzen. Es sind ganz persönliche Einsprechungen des Herrn im Heiligen Geist vom Himmel her, die in den Briefen an die sieben Gemeinden die Form der späteren Einsprechungen des Herrn an seine Kirche vorzeichnen.

Der Herr lobt zuerst die Werke der Gemeinde, von denen er weiß, daß sie richtig sind. Er lobt auch die Bemühung und die Ausdauer. Er lobt das, was tatsächlich getan wird; über den Geist, der die Werke beseelt, spricht er nicht. Er nimmt diese als fertige Taten und Ereignisse, ihre Inspiration bleibt im Augenblick unerwähnt. Es ist, als würden sich diese guten Werke von anderen guten Werken nur insofern unterscheiden, als es gerade die Werke *dieser* Gemeinde sind, der er eine besondere Meldung zukommen läßt.

Dann geht der Herr auf die Unterscheidung der Geister über: *daß du die Bösen nicht ertragen kannst, und du hast jene geprüft, die sich selber Apostel nennen und es nicht sind, und hast sie als Lügner erfunden.* Die Gemeinde besitzt die Gabe der Unterscheidung, die sich sowohl im Nicht-ertragen der Bösen wie in der Überführung der Lügner offenbart. Der Herr erwähnt auch dies als etwas Anerkennenswertes; aber sein

Lob hat irgendwie keine Fülle, keine Strahlungskraft. Denn über den Geist, aus dem diese Vorzüge stammen, hat er noch nichts gesagt. Er sieht und unterstreicht die Notwendigkeit sowohl der äußeren Werke wie der Prüfung und Unterscheidung der Geister und die dabei zutage tretende Klugheit, aber in diesem Lob klingt wie ein Vorbehalt durch, weil die letzte Quelle noch nicht beurteilt ist.

2, 3. Und du hast Ausdauer und hast um meines Namens willen standgehalten und bist nicht müde geworden.

Die Gemeinde hat Ausdauer, ihr Heute unterscheidet sich nicht von ihrem Gestern; sie schaut nicht allein auf den Erfolg, sondern behält das Ziel im Auge und läßt es sich nicht verdrießen, wenn die Wirkung ihrer Bemühungen nicht sichtbar wird. Auch hat sie standgehalten: sie hat sich nie vom Namen des Herrn abbringen lassen, sie hat nicht geduldet, daß gegen diesen Namen geredet oder gehandelt wurde, und die Verfolgungen, die ihr aus dieser Haltung erwachsen sind, hat sie auf sich genommen. Und schließlich ist sie nicht müde geworden. Von außen konnte niemand ihre Haltung ins Wanken bringen, ihre Einstellung dem Namen des Herrn gegenüber hat sich nicht verändert und ihre Ausdauer hat sich auch im Leiden bewährt. Ihr Leiden konnte sie zu keinem Zweifel bewegen.

In diesem allgemeinen Lob, das Werke und Haltung der Gemeinde unterstreicht, ist eine gewisse Kühle nicht zu verkennen. Der Herr schweigt über den Geist der Gemeinde, und die Gemeinde, die diese Worte hört, wird begreifen, daß in diesem Lob ein schwerer Tadel verborgen ist. Es ist ein Lob, das fast wie die Vorbereitung auf das große Aber ist, das zu folgen hat. Aber dieses Lob ist doch der Beweis der Gerechtigkeit des Herrn. So spricht der Herr, wenn er gerecht ist, wenn er also die Fülle seiner Liebe zunächst aus Gründen der Liebe

verhüllt. Und erst im Tadel, der nun folgt, wird diese Liebe für die Gemeinde wieder sichtbar. Sie wird verstehen, daß nur der wirklich liebende Herr eine solche Rüge an sie zu richten vermag.

2, 4. Was ich aber gegen dich habe, ist, daß du von deiner ersten Liebe abgefallen bist.

Es ist ein klarer, unverhohlener Tadel. Der Herr unterscheidet sehr deutlich zwischen dem, was er zu loben, und dem, was er zu tadeln hat; er macht aus beidem keine unklare Synthese, kein „Mittleres“, weil sonst der Gemeinde keine Gelegenheit geboten wäre, sich zu bessern. Er zeigt auch, daß er sich vom Erkalten der Liebe in ihr persönlich getroffen fühlt. Er kann sich mit guten Werken, Ausdauer und Leiden unmöglich zufriedengeben. Das Gebot der Liebe ist ja sein Gebot; und wo die Liebe lau wird oder erstarrt, dort fühlt er sich wie entfremdet. Er hat etwas gegen die Gemeinde. Zwischen ihr und ihm ist ein Hindernis aufgetürmt, das er nicht einfach übersehen kann, denn dieses Hindernis ist der Mangel an Liebe. Gerade darum kann er die Gemeinde nicht einfach in Liebe angehen. Er muß seine Unzufriedenheit äußern, damit sie die Entfremdung einsehe und die Mauer abtrage.

Wenn zwei sich lieben, dann kann jeder vom anderen in der Liebe fordern, was er will. Wenn einer von ihnen bewußt nicht liebt, vielleicht haßt, dann kann der andere durch Liebe diesen Widerstand vielleicht niederringen. Wenn aber einer meint, er liebe, während er in Wahrheit nicht liebt, wenn er äußerlich tut, als wäre er in der Liebe, aber innerlich lau ist, dann reicht die Liebe des anderen nicht aus, um das Verhältnis wiederherzustellen; es bedarf einer Aussprache, einer Verständigung, einer gemeinsamen Arbeit. So geht der Herr hier vor. Die äußeren Werke sind in Ordnung, an ihnen ist nichts auszusetzen. Aber der Geist, aus dem sie getan sind, stimmt

nicht. Die Werke sollen fortgesetzt werden, aber in einem anderen Geist, im Geist der ganzen, der ersten Liebe, die schon da war: *deine erste Liebe*, sagt der Herr. Die Gemeinde besteht aus Liebe; aus Liebe ist sie entstanden, aus der Liebe, die der Herr zu den Ersten in ihr hatte und die ihre Ersten zu ihm hatten. Die Errichtung einer Gemeinde kann immer nur Sache der Liebe sein. Sie, die nachher Werke verrichtet, entspringt an dem Punkt, wo der Sohn mit dem Vater zusammen in Liebe die Menschwerdung beschließt. Wo der Sohn in Liebe vom Vater weggeht, um das Werk der Liebe für ihn zu tun. Und er will nicht, daß seine Gemeinde sich von diesem Punkt ihres Ursprungs entferne, er will sie im Gegenteil immer mehr darin verankern. Sie soll ja immer mehr ihre Werke als Mitwirken seines Werkes der Liebe verstehen und ausführen, indem sie wirkend durch seine Gnade immer mehr in das Zentrum seines Liebeswerkes hineingezogen wird. Der Sohn will nicht der Alleinwirkende, der Alleinliebende sein, während alle Erlösten nur seine Geliebten sind. Er übergibt ihnen sein Werk der Liebe, damit auch sie es aktiv an anderen ausüben.

Nun aber hat die Gemeinde die ursprüngliche Quelleinheit von Werk und Liebe vergessen. Das Werk ist ihr so wichtig und so gewohnheitsmäßig geworden, daß sie darob die Liebe vernachlässigt hat. Das Werk, das sie tut, gleicht äußerlich durchaus den Werken des Herrn und wird vielleicht von den meisten noch immer als das Werk des Herrn betrachtet. Aber der Herr kann es nicht mehr als das seine anerkennen, weil er das in ihm vermißt, was ihn mit dem Vater verbindet: die Liebe. Um in der Sendung zu bleiben, bleibt der Herr immer in der Liebe des Vaters. Und wenn seine Sendung auf Menschen übergeht, dann muß er, um sie als wahre Sendung anerkennen zu können, immer in ihr die Liebe zum Vater ersehen. Und so wird er nun, nachdem er die Krankheit aufgedeckt und benannt hat, der Gemeinde das Heilmittel zeigen.

2, 5. Erwinnere dich also, von wo herunter du gefallen bist, bekehre dich und tu deine früheren Werke; sonst komme ich über dich und rücke deinen Leuchter von seiner Stelle, es sei denn, du gehst in dich.

Erinnern soll sich die Gemeinde. Sie soll es tun, um den Vergleich zwischen einst und jetzt zu ziehen. Sie kann es in mehrfacher Weise tun. Sie kann sich darauf besinnen, was ihr der Name des Herrn und der Glaube an ihn anfänglich bedeutet haben, und von daher die jetzige Gewöhnung an den Namen des Herrn, an den Glauben und die daraus erfolgende Lauheit feststellen. Sie erhält dann das Maß des Abstandes, aber auch alle Stufen der Entfremdung. Und wenn sie mit diesem Maßstab ihre einzelnen Glieder befragt, wie es um ihre Liebe bestellt ist, dann wird sie die verschiedenen Stufen des Abfalls auch in den verschiedenen Gliedern wahrnehmen; sie wird ihren Abfall nicht nur als eine Massenerscheinung, sondern als ein ganz persönliches Phänomen verstehen lernen. Sie kann aber auch an der Art, wie sie jetzt die Stimme des Herrn hört, erkennen, wie sie sich entfremdet hat. Denn diese Stimme hat einen anderen Klang als früher, was zum Teil auf die verminderte Aufnahmefähigkeit und Bereitschaft der Gemeinde zurückzuführen ist, zum Teil aber auch in der Stimme selbst liegt, die anderes auf andere Weise zu sagen hat. Die Distanz, die Kühle, die in der Stimme wahrzunehmen ist, ist zugleich subjektiv und objektiv vorhanden. Damit der Getadelte den Tadel des Liebenden noch als einen solchen der Liebe empfinde, muß er selbst noch lieben. Würde hingegen der Tadelnde nicht mehr lieben, so würde der Getadelte vielleicht seine noch bleibende Liebe in die Kühle der tadelnden Stimme hineinverlegen und sich damit einer Täuschung hingeben. Die Liebe ist also beidseitig vorausgesetzt, damit der Tadel richtig verlaufe, und die Wiederherstellung der Ordnung muß ganz innerhalb der Liebe geschehen, vorgängig jeder bloßen „Objektivität“ des Rechthabenwollens. Geschieht der

Tadel innerhalb der Liebe, so wird der Liebende sich entschuldigen, noch bevor er mit dem Verstand sein Unrecht eingesehen hat. An dieser Stelle gehen Liebe und Gehorsam ineinander über. Das ganze geistige Leben dessen, der dem Herrn alles hingeben wollte, beruht auf dem Akt der Übergabe, des Gehorsams. Was in der Liebe möglich ist — daß man sich, ohne den Fehler einzusehen, entschuldigt —, das muß auch im Gehorsam möglich sein. Wenn einer nicht mehr liebt und er wird getadelt, dann wird er unweigerlich zuerst fragen, ob der Tadel gerechtfertigt sei. Und wenn einer äußerlich im Gehorsam gebunden ist und innerlich nicht liebt, dann wird er es ebenso machen. Ist er aber in der Liebe (und die Liebe gehorcht immer), dann wird er nicht zuerst reflektieren, sondern zuerst versuchen, es in der Richtung besser zu machen, in die der Tadelnde weist, in die Einfalt der Liebe, ohne Liebedienerei. Wer in der Liebe zu gehorchen versucht, sieht hinter dem Befehlenden den Herrn. Und da er weiß, daß er bei aller Bemühung doch nie so gehorchen wird, wie er sollte, kann er jeden Tadel, auch den „unvernünftigen“, ohne weiteres hinnehmen. Er ist ein willkommener Anlaß, es besser zu versuchen.

Der Herr stellt in diesem Vers eine Art neutestamentlichen Beichtspiegel auf, wie überhaupt der ganze Brief ein Beichtbrief ist. Man könnte die eigene Beichte nach diesem Vorbild gestalten. Worauf es dem Herrn ankommt, ist die Liebe. Er geht die Werke durch; sie scheinen in Ordnung zu sein. Aber sie sind es nicht, weil ihnen die Liebe fehlt. Die zehn Gebote werden in das Licht des Hauptgebotes gerückt. Auch die der Liebe beraubten Gesinnungen und „guten Werke“ gehören normalerweise in die Beichte eines Christen.

Erinnere dich also, bedenke, überlege, ziehe die Bilanz zwischen dem, was war, und dem, was jetzt ist. Teilweise wirst du darin den abrupten Abfall erkennen und teilweise die langsame, unmerkliche Abkühlung. Aber in beidem wirst du

plötzlich einsehen, daß du aus dir selber nicht zurückkannst. Die getadelte Gemeinde kann nicht aus eigener Anstrengung Stufe für Stufe den Weg zurückgehen. Es gibt nur die Möglichkeit des Sprungs: sich so in den Herrn hineinzwerfen, daß er seine Liebe ganz neu als eine aufgenommene Liebe schenkt. Von sich aus schenkt der Herr seine Liebe immer, aber die Gemeinde hatte sie nicht mehr voll aufgenommen.

Bekehre dich. Bereue. Nimm auf dich die beißende Erkenntnis der Schuld, das Schmerzhafte, das sie enthält. Fürchte dich nicht, allem ins Auge zu sehen, was in ihr liegt. Und sei bereit, innerhalb dieser Reue die Buße auf dich zu nehmen. Das alles ist eingeschlossen in der Forderung der Bekehrung, der Zur-Verfügung-Stellung des Geistes dem Herrn gegenüber. Erkenntnis der Schuld genügt nicht; sie muß weitergehen zur Erkenntnis der Bußnotwendigkeit, ja zur Bitte um die Buße. Hier unterscheidet sich die in diesem Brief vorgezeichnete Beichte von der gewöhnlichen Beichte der Christen. Wenn diese beichten, müssen sie vor dem Bekenntnis bereuen und dann um die Losprechung bitten. Hier dagegen liefert der Herr das Bekenntnis, und die Gemeinde soll zuerst erkennen, dann bereuen und in der Reue um die Buße (nicht um die Losprechung) bitten. Die Buße muß, auch wo sie subjektiv empfunden wird, in einer absolut objektiven Gesinnung getragen werden. In unserem Beichten steht sie ohnehin in keinem Verhältnis zu unserer Sünde: sie hat einen stark symbolischen Charakter angenommen, und so muß die Gesinnung sie objektivieren; die Gesinnung, die auch die härteste Buße als gerecht und durchaus entsprechend ansehen würde.

Und tu deine früheren Werke. Fülle sie wieder mit dem Geist, der dich damals beseelte; mit diesem Geist, den der Herr dauernd zur Verfügung stellt und den die Gemeinde nicht mehr beachtet hat. *Sonst komme ich über dich und rücke deinen Leuchter von seiner Stelle.* Sonst wird der Herr die Kirche ihres kirchlichen Charakters berauben, ihr fühlbar den

Zusammenhang mit dem Heiligen Geist entziehen, und sie wird dem ersten Menschenpaar gleichen, das nach dem Genuß der Frucht die bittere Erinnerung an den einstigen Paradieseszustand zurückbehält. Sie wird sich an das Glück erinnern, das sie genossen hat, an die Liebe des Herrn, die unwiederbringlich dahin ist; sie wird überall auf Mangel, Verzicht und Opfer stoßen, die aber nirgends in eine fühlbare Liebe mehr münden. Und alles, was weggerückt worden ist, wird einer als absurd empfundenen Leere Platz machen. Was der Herr damit androht, ist Strafe, nicht Buße. Buße trägt immer den Charakter der Kreuzesgnade; Strafe trägt dagegen oft die Gerechtigkeitsmerkmale des Alten Bundes. Sie kann für sich allein im Gestraften nicht das Gefühl der Wiedergutmachung wecken. Buße würde die Gemeinde in den Besitz der Gnade zurückführen. Strafe würde nur um so mehr den empfindlichen Mangel an Liebe aufdecken, die Kluft zwischen dem Geist und der Gemeinde oder gar der gewesenen Gemeinde (die es jetzt durch den Unterbruch der Bande zwischen ihr und dem Heiligen Geist nicht mehr ist) um so gähnender erscheinen lassen. Sie würde eine Leere entstehen lassen, die einer unstillbaren Sehnsucht gleichkäme, während in der Buße eine zunehmende Annäherung liegt. Die Buße soll ja ihrem Wesen nach der Liebe dienstbar sein, den Weg zur Liebe neu eröffnen, dem Büßenden selbst oder denen, für die er büßt (denn die Buße hat im Gegensatz zur Strafe immer persönlichen Charakter, auch wenn sie überpersönlich gemeint ist). Sie ist etwas Versöhnendes, etwas in der Bejahung Empfangenes, sie steht daher immer in einer Beziehung zum Büßer. Der Gestrafte kann eine Strafe auf sich nehmen müssen, zu der er persönlich keinerlei Beziehung besitzt; sie kann ihm zu schwer erscheinen oder auch zu leicht. Der Büßende dagegen hat ein Verhältnis zu seiner Buße. Und wenn das ihm als Buße aufgegebene Werk ihm zufällig angenehm oder doch nicht lästig wäre, wenn er sogar von sich aus daran gedacht hätte, es

zu verrichten, so wird er es nun doch im Geist der Buße verrichten und soweit als möglich versuchen, es büßend auszuführen. Die Gnade, die immer mit der Buße verbunden ist, wird es übernehmen, diese Angleichung zu vollziehen. Die Buße muß einem Feuer gleichen, in welchem das Schlechte sich verzehrt. Und nur wenn sie als Feuer empfunden wird, hat sie die Kraft der Wiederherstellung. Darum ist Buße auch nicht dasselbe wie freiwilliges Opfern. Dieses hat in allem Schweren eine Freudigkeit der Hingabe, die in der auferlegten Buße notwendig fehlen soll. Doch kann es sein, daß ein anfangs in der Freude übernommenes Opfer allmählich ganz von selbst zur Buße wird, zu einem harten Zwang des Gehorsams, während umgekehrt in eine echte Buße gerade am Schluß noch ein Strahl der Freudigkeit einfällt.

Es sei denn, du gehst in dich. Wenn du bereust und Buße tust, entgehst du der Strafe. Die Buße ersetzt sie. Die Reue verwandelt den Charakter der Sünde. Und nach dieser Verwandlung kann nur noch Buße, nicht Strafe mehr erfolgen. Strafe wäre das Wegrücken des Leuchters durch den Herrn. Seine Abkehr. Buße ist das Bleiben des Herrn, der den Büßer zurückbegleitet. Darum trägt jede Buße den Charakter einer überbordenden Gnade, das Merkmal des Herrn. So endet diese Beichtbelehrung des Herrn wie eine gewöhnliche Beichte: mit der Auferlegung einer Buße. Das Unterschiedliche und das Bittere ist nur, daß der Herr gedroht hat und daß diese Drohung nicht mehr vergessen werden darf. Der Liebende, der der Herr ist, hat es für nötig empfunden, mir einmal zu drohen mit dem vollkommenen Entzug seiner Liebe. Und wenn ich büßend alles hinter mir lasse — die Erinnerung an diese Drohung kann nicht ausgelöscht werden; ich muß sie als Buße mit mir nehmen solange ich lebe, wenn nicht als ständige, aktuelle Buße, so doch als eine stets latente, die in mir die stete Bereitschaft zu büßen, wachhält.

2, 6. Aber das hast du, daß du die Werke der Nikolaiten hassest, die auch ich hasse.

Da der Herr vorhin davon sprach, daß die Gemeinde in ihren Werken von der Liebe abgekommen ist, so nimmt er jetzt die Werke der Häretiker her, die den Werken der Christen äußerlich gleichen, aber vollkommen ohne Liebe verichtet sind. Die Nikolaiten haben manches von den Christenwerken übernommen, etwa das Soziale, das Caritative, aber es ganz an ihre Lehre gebunden. Und die Epheser sehen diesen völligen Mangel an Liebe und stoßen sich ebensowohl daran wie an der Lehre, aber sie haben bisher vergessen, einen Vergleich mit ihren eigenen Werken anzustellen. Der Herr sagt, er hasse diese Werke ebenfalls. Von der Lehre sagt er nichts, von den Menschen ebensowenig; und indem er die Menschen von den Werken trennt, zeigt er, daß er die letzten hassen kann, ohne deswegen die ersten zu hassen. Und indem er von seinem Haß redet, er, der sonst immer von Liebe spricht, erweitert er die Skala der für den Christen zulässigen Gefühle. Im Haß der bösen Werke entsteht eine neue Einheit und Verbindung zwischen dem Herrn und seiner Gemeinde. Dieser Haß trifft direkt die Werke; die Menschen, die sie begehen, nur indirekt, und nur um sie von dem Bösen abzubringen, das sich in ihren Werken ausdrückt. Es ist ein Haß, der eine Darstellung der Liebe ist, ein Mittel, die christliche Liebe neu zu entfachen. Es ist wie ein letzter Zuspruch in der Beichte, der aufhorchen läßt, weil er an das Negative anknüpft, aber aus dem Positiven, aus der Liebe des Herrn stammt.

2, 7. Wer ein Ohr hat, der höre, was der Geist den Kirchen sagt. Dem Sieger werde ich zu essen geben vom Baum des Lebens, der im Paradiese Gottes steht.

Der Herr läßt jetzt seine Aussage als vom Heiligen Geist stammend erscheinen. Er reintegriert gleichsam die Leuchter und die Sterne; er nimmt sie wieder in sich auf und läßt ihre

Sichtbarkeit verschwinden. Man ersieht daraus wieder, daß der Herr hier nach Gutdünken über den Geist verfügt, ohne ihn erst anzufragen. Wie er sich gewissermaßen während seiner Menschwerdung vom Geist hat verfügen lassen, so läßt er jetzt das umgekehrte Verhältnis sichtbar werden. Er redet im Namen des Geistes, und seine Einheit mit dem Geist ist dieselbe, mag dieser im Zustand der Entäußerung sein oder der Sammlung im Herrn.

Wer ein Ohr hat, der höre. Gemeint ist ein Ohr, das an die Stimme des Geistes gewöhnt ist, das sie vernehmen kann, ein sinnliches Ohr, mit dem die Epheser die Botschaft des Geistes vernehmen werden, wenn sie ihnen verlesen wird, aber ein solches, das ein übernatürliches Vermögen besitzt, ein Ohr des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung. Der Glaube wird die Echtheit der Botschaft schon in der Vermittlung erkennen, weil der Beweis der Einheit des Sohnes mit dem Geiste angeführt wird. Die Liebe wird, wenn auch in anderer Weise, die Wahrheit ebenso deutlich vernehmen; sie wird keiner Argumente der Vernunft und der Erkenntnis bedürfen. Die Entfernung von der Liebe, in die sich die Gemeinde begeben hatte, wird durch die neuen Liebesbeweise des Herrn in die Liebe zurückgezwungen. Und die christliche Hoffnung, die unterdessen in eine Art Latenz getreten war, wird, noch bevor sie durch den Herrn erfüllt wird, in neue Aktualität versetzt, und diese erfüllt die Worte noch bevor sie ausgesprochen sind und zeigt somit wieder die ganze Kraft der Wahrheit der Botschaft.

Was der Geist den Kirchen sagt. Die Verheißung, die jetzt kommt, ist für alle Kirchen gültig. Andererseits ist auch das Vorausgegangene, das eine bestimmte Gemeinde betraf, solcher Art, daß jede Gemeinde etwas daraus zu entnehmen hat. Hier wird etwas Katholisches klar: jeder Vorwurf, der mich trifft, erinnert mich, daß ich in tausend andern Fällen hätte getadelt werden müssen, und jeder Vorwurf, der andere trifft,

hätte analog auch mir gelten können. Sei es, daß ich entsprechende Fehler begangen habe, sei es, daß nur die Gnade Gottes mich vor ihrer Ausführung bewahrt hat. Und wie es eine Katholizität des Tadels gibt, so auch des Lobes. Wer gelobt wird, muß wissen, wieviele andere von diesem Lob mitbetroffen werden, sei es, daß sie es besser gemacht haben als ich, sei es, daß ich es nicht ohne sie so gut hätte machen können. *Wer ein Ohr hat*, hieß es, also jeder, der kann, soll sich betroffen fühlen.

Der Herr macht am Ende des Briefes diesen Sprung, gleichsam von der privaten zur öffentlichen Beichte; wie ein Priester, der gegen die Sünde, die er vorher im Beichtstuhl gehört hat, jetzt auf der Kanzel predigen würde. Und während das Bekenntnis in der Beichte privat war, muß sich jetzt durch die Predigt jeder Zuhörer betroffen fühlen. Er müßte es im Grunde auch schon, wenn das Bekenntnis offen vor der ganzen Gemeinde abgelegt worden wäre, was darauf hinweist, daß selbst das Bekenntnis in der privaten Beichte nicht völlig privater Natur ist. Der Herr gibt die Übersetzung, die er hier macht, seinen Priestern weiter. Es gibt vieles, was diese vom Hörensagen oder durch Lesen oder auch aus ihrer pastorellen Erfahrung kennengelernt haben, was aber irgendwie theoretisch für sie bleibt, wenn sie nicht wissen, daß auch sie dazu fähig wären. Oder sie halten sich wieder in einer ganz theoretischen Weise für fähig, aber zwischen dieser Möglichkeit und der Wirklichkeit klafft ein Abgrund, der Abgrund mangelnder Erfahrung. Diese Kluft soll im rechten Beichtören überbrückt werden. Der Pönitent, der seine Sünden erzählt, gibt dem Priester nicht nur einen sachlichen Aufschluß: er schenkt ihm etwas von seiner Persönlichkeit, und zwar von seiner christlichen Persönlichkeit, denn er ist ja einer, der bereut hat und bekennt. Und diese ganz konkrete Erfahrung bereichert den Priester; er wird schon durch die Aufnahme ein anderer, und er muß diese Bereicherung nun

auch in seinem Amt, etwa in der Darstellung der christlichen Lehre, verwenden. Etwas vom Sündenbekenntnis und von seiner Reaktion darauf bleibt in ihm lebendig, und er soll es lebendig erhalten, für die andern fruchtbar werden lassen. Er soll die Heilige Schrift dadurch tiefer verstehen und auslegen können. Und wenn die Beichte mehr ein Geheimnis des Herrn, die Predigt mehr ein Geheimnis des Heiligen Geistes ist, so übernimmt in der Predigt der Geist das, was des Sohnes ist, um es aus der einzelnen Begegnung herauszuheben und als allgemeine Wahrheit *den Kirchen* zu sagen. Das Einzelne, Persönliche, das in die Beichte gehört und unter das Beichtgeheimnis fällt, kann als solches natürlich nicht verkündet werden. Der Geist hat aber die Möglichkeit, das Allgemeingültige, Allzeitliche herauszuheben, ohne Indiskretion einerseits, ohne Verblässen der Wahrheit andererseits.

Dem Sieger werde ich zu essen geben. Der Sieger ist der, der vor dem Herrn bestehen wird, seine Gebote hält, seine Forderungen erfüllt. Er ist Sieger über sich selber und über die Welt. Aber dieser Sieg ist ein solcher, daß er nur in der Liebe errungen werden kann. Und wenn der Herr jetzt Belohnung verspricht, dann nicht, damit Leistung und Gegenleistung sich entsprechen, sondern damit die Liebe durch die größere Liebe angezogen werde. Der Lohn ist geheimnisvoll: der Sieger wird zu essen bekommen *vom Baum des Lebens*, das heißt von der Erkenntnis. Aber der Sieger ist ja der, der bereits erkannt hat, erkannt, daß die Liebe des Herrn mächtiger ist als die Sünde des Ich und die Sünde der Welt. Er hat schon die christliche Erkenntnis. Die Erkenntnis aber, die der Herr verheißt, stammt aus *dem Paradiese Gottes*.

An dieser Stelle wird deutlich, daß am Ende dieser Sendschreiben das Apokalyptische, Visionäre jeweils wieder ganz überhandnimmt. Der Ton der Briefe schien wie eine Unterbrechung zu sein, ganz in der christlichen, verbindenden Wahrheit gesprochen, vergleichbar dem Ton, den der Herr im

Evangelium anschlug. Man vergaß fast, daß sich alles innerhalb der Vision abspielt. Aber am Ende holt der Geist wieder alles hinauf in die Ebene der Vision, jener mittleren Wahrheit zwischen Erde und Himmel. Und so geht es hier geheimnisvoll zurück in den Anfang der Zeiten. Was der Herr hier sagt, ist wie eine Entsprechung zur Genesis, wie die Lösung eines Rätsels, das dort aufgegeben wurde, wie das Licht, das auf ein dunkles Geheimnis fällt. Der Sohn wird dem Sieger jene Frucht reichen, die der Vater einst Adam und Eva verboten hatte. Was der Schöpfer seinen Geschöpfen verbieten mußte (und das Verbot ist nicht aufgehoben), das kann der Erlöser seinen Erlösten schenken. Adam und Eva standen vor Gott als Menschen, die noch nicht gesündigt hatten, die aber sündigen konnten und durch ihre Sünde die Menschheit in die Erbsünde ziehen sollten. Der Sohn hat durch sein Leiden die erbsündetilgende Taufe eingesetzt und dadurch ein Anrecht auf den Baum des Lebens erhalten, so daß seine Sendung nicht erst beim Sünder einsetzt, sondern schon vorher, im Paradies. Indem er Adam mit allen Sündern erlöst, hebt er die Spannung auf, die anfänglich zwischen dem Menschen und dem Baum gestanden hatte, und er führt durch seine Gnade den Menschen, der gesiegt hat, in einen Zustand der Liebe, der die Sünde nicht mehr als Möglichkeit vor sich, sondern endgültig hinter sich hat. Die Endgnade ist viel größer als die Ursprungsgnade, weil unterdessen das Geschenk des Vaters sich verwirklicht hat, das Geschenk, um dessentwillen die Spannung des Verbotes aufgestellt worden war, weil die Menschen nicht an sich reißen sollten, was Gott ihnen zu seiner Zeit in freier Liebe und als Lohn ihres Gehorsams schenken wollte.

Diese Verheißung ist wie die Krönung der Taufgnade, indem der Herr hier sogar das Paradies freigibt. Erst war der Baum des Lebens die Erkenntnis des Guten und Bösen; jetzt, da die Menschen das Böse genugsam kennengelernt und da

der Herr sie erlöst hat, ist er nur noch die Erkenntnis des Guten. Und zwar eines Guten, das nicht mehr, wie das moralisch Gute und Böse vorher, Funktion des menschlichen Geistes ist, sondern Ausdruck und Offenbarung des Guten schlechthin, der Güte von Vater, Sohn und Heiligem Geist, die Fülle dessen, was durchschimmert durch die inspirierten Schriften, durch die Propheten und die Evangelien, und was dem Christen durch die Taufe erschlossen wird. Und wenn der Christ mit der Gnade, die ihm von daher zur Verfügung steht, in den Wegen des Herrn fortschreitet, dann wird ihm die ganze Fülle der göttlichen Güte zuteil werden.

b) A n S m y r n a

2, 8. Und dem Engel der Kirche von Smyrna schreibe: Dies sagt der Erste und der Letzte, der tot war und lebendig geworden ist.

Der Auftrag des Johannes geht sofort weiter. Sein Anteil an den Worten und Verheißungen des Herrn ist so zugeschnitten, daß er keine Zeit erhält, sich auszumalen, was sie im einzelnen enthalten und bedeuten. Er ist im Zustand desjenigen, der immer neue Kenntnis erwirbt, und dabei ständig in der Bereitschaft zu weiterem zu bleiben hat. Er gleicht einem, der immer neues Wissen aufzunehmen hat, ohne die Früchte seiner Wissenschaft genießen zu können, der die Verwertung seiner Entdeckungen andern überlassen muß. Johannes kann die Ebene der Entrückung nicht verlassen, um auf der irdischen Ebene das Erhaltene zu sichten, und ebensowenig ist ihm ein längeres Verweilen im Himmel gestattet. Er muß Licht und Schatten, die er aufnimmt, sogleich wieder ausstrahlen, so, daß etwas vom ursprünglichen Eindruck, von den Verhältnissen der Offenbarung in seiner Wiedergabe lebendig bleibt.

Dies sagt der Erste und der Letzte, der tot war und lebendig geworden ist. Der Gemeinde von Smyrna gegenüber nimmt der Herr diese Eigenschaft an, die er früher schon Johannes gezeigt hatte. Er stellt sich ihr gegenüber als der, der die Ewigkeit durchdauert, so sehr, daß auch sein zeitlicher Tod und seine Auferstehung immer aktuell bleiben. Er verfolgt eine bestimmte Absicht damit, daß er gerade dieser Gemeinde sein Überdauern vorstellt, sein Gestorbensein am Kreuz, sein Auferstandensein an Ostern, gewissermaßen auch sein Gestorbensein für die Ungläubigen bei seiner Himmelfahrt (da diese seine Sendung damit für beendet halten) und sein Lebendiggewordensein für die Gläubigen bei seinem Eintritt in das ewige Leben Gottes. Er, der für die Welt tot ist, lebt zu gleicher Zeit für die Glaubenden, und nur die Glaubenden können ermessen, daß er beides gleichzeitig sein kann. Er kann schließlich für die Christen selber, die auf der Welt sind, nah oder fern sein, und niemand kann sagen, wie nah und wie fern er ist; er ist ewig zu ihnen im Verhältnis des Endes und des Anfangs, des Todes und des Lebens, und innerhalb dieses elastischen, wechselnden Verhältnisses wählt er sich jeweils selber den Ort, an dem er für uns stehen will. Er beläßt aber innerhalb seiner Wahl auch uns die Möglichkeit einer Wahl; auch wir dürfen hier einen Standort beziehen. Wir können wählen, daß er für uns lebendig sei, und er wird innerhalb dieser Wahl festlegen, ob er uns sein Leben mehr in der Weise des Todes oder des Lebens mitteilen will. Wählen wir, daß er tot sei für uns, dann wird er es sein, aber uns doch gemäß seiner Erlösungssendung in dem von uns beschlossenen Tod immer wieder lebendig erscheinen. So werden zum Beispiel jene, die nicht glauben, die beschlossen haben, daß er für sie tot sei, immer wieder angerührt von der lebendigen Möglichkeit der christlichen Liebe in andern Menschen, die anscheinend doch in der gleichen Lebensbahn wandeln wie sie. Woraus leben diese Menschen? Woher

schöpfen sie die Kraft zu solcher Liebe? Sollte der, der tot war, in ihnen *lebendig* geworden sein?

2, 9. Ich kenne deine Bedrängnis und deine Armut — obwohl du reich bist — und die Schmäbung von Seiten derer, die sich Juden nennen und es nicht sind, sondern eine Synagoge des Satans.

Wenn der Herr sagt, er kenne die Bedrängnis, dann ist das kein bloß theoretisches Wissen. Er gibt sich mit ihr ab, er hat an ihr teil. Wer in der Bedrängnis lebt und weiß, daß der Herr sie kennt, der ist nie verlassen. Der Herr trägt mit. Und er gibt die Sicherheit, daß der Weg der Bedrängnis ein richtiger, christlicher Weg ist. Aber der Herr ist über Bedrängnis nicht angstvoll oder schwächlich besorgt. Wie zwei Christen, die ein aufgetragenes Leiden zu bestehen haben, in diesem Leiden verständigt sind und einander stärken und ermuntern, so auch der Herr und seine Jünger. Daß es schwer ist, schließt nicht aus, daß es schön ist. Smyrna wird, nachdem es die Botschaft erhalten, nicht weniger leiden wollen, denn der Herr weiß ja um die Bedrängnis, und so ist alles in Ordnung.

Und deine Armut. Die Gemeinde ist arm, sie muß hart durch, sie hat Entbehrungen auf sich zu nehmen. *Obwohl du reich bist.* Ihre Armut erklärt sich aus ihrem Reichtum heraus. Sie ist reich an Gnaden, und sie will in der Armut des Herrn leben. Ihr Reichtum an Gnaden ermöglicht es ihr, läßt es ihr begehrenswert erscheinen, arm zu sein. Auch über materielle Einkünfte verfügt sie, aber sie schenkt sie weiter. Alles, was sie hat, besitzt sie im Dienste des Herrn. Ihre Schätze betrachtet sie als solche, die ihr vom Herrn geliehen sind. Und auch mit den Gnaden hält sie es nicht anders: sie weiß, daß sie zum Weitergeben bestimmt sind.

Und die Schmäbung von Seiten derer, die sich Juden nennen, und es nicht sind. Die Verachtung, die ihr zuteil wird, macht

ein Stück ihrer Bedrängnis aus. Sie wird zum Teil gerade deshalb geschmäht, weil sie nicht reich bleibt, weil ihre Reichtümer nur durch ihre Hand gehen, ohne behalten zu werden. Die Schmähenden sind *Juden*, die es doch *nicht sind*. Es gibt seit der Ankunft des Herrn keine Möglichkeit mehr, Jude zu sein, wenn man die Botschaft gehört hat. Jude könnte man nur noch sein, wenn man die Botschaft noch nicht gehört hat, wenn man noch offen ist zum Empfang des Herrn. Hat man gehört und abgelehnt, dann ist man nicht mehr Jude, *sondern eine Synagoge des Satans*. Es sei denn, man habe die Botschaft gehört und befinde sich irgendwo unterwegs, zwischen Altem und Neuem Bund.

Die Juden besaßen den Alten Bund. Aber der Neue ist nicht die einfache Fortsetzung des Alten. Es gibt eine Wahl zwischen beiden. Und wer das Neue verwirft, der ist selber verworfen, und er wird es immer mehr, je mehr er dabei verharrt. Je mehr im Neuen die Gnade überströmt, um so mehr öffnet sich im Alten der Abgrund der Verstockung. Das Angebot, das der Herr hier den Juden durch die Gemeinde von Smyrna macht, ist ein solches der äußersten Liebe. Die Antwort darauf kann niemals Neutralität sein. Wer zur Liebe nicht Ja sagt, der ist nicht mehr derselbe, der er vorher war. Er ist abgewendet; er ist vertrocknet im Buchstaben, der immer mehr Buchstabe wird. Wer mit zwanzig Jahren das entscheidende Lebensangebot Gottes abweist, kann nicht mehr in den Gnadenzustand zurück, in dem er mit fünfzehn Jahren war, und sein ganzes späteres Leben wird ein allmähliches Vertrocknen sein. Wo das entscheidende Nein gesagt ist, dort setzt sich Satan sogleich fest. Im Jasager wächst der Herr, im Neinsager wächst der Teufel. Vielleicht waren diese Juden glücklicher, solange die Gnade des Herrn ihnen nicht angeboten war. Aber es ist das Recht des Herrn, auch dort eine Frage zu stellen, wo er um die verneinende Antwort weiß. Er nimmt sich dieses Recht aus dem Paradies, wo der Mensch

bereits die Möglichkeit hatte, das Angebot der Gnade abzuschlagen. Die Juden sind in keinem andern Fall als Adam und Eva, die hätten gehorchen können und wegen ihres Ungehorsams aus dem Paradies ausgestoßen worden sind.

Daraus erklärt sich auch, daß der Christ, der die Wahrheit besitzt, nicht das Recht hat, sie zu verschweigen, auch wenn er weiß, daß aus seinem Zeugnisgeben Unheil entsteht. Er hat die Sendung, den Glauben auszusäen, und er hat diese Sendung ohne grundsätzliche Rücksicht auf die Welt auszuführen. Auch der Herr hätte ja ein stilles, unbemerktes Opferleben auf Erden führen und höchstens zum Schluß etwas Eklatantes tun können, um gekreuzigt zu werden. Er hätte dann nicht für das Dutzend Jünger, das er durch seine Predigt erworben hat, dem ganzen Volk der Juden den Boden zu entziehen brauchen. Denn jedesmal, da er zum Volk sprach, machte er sich viel mehr Feinde als Anhänger. Aber so war es im Plane Gottes: daß er durch sein Wort dauernd scheidet zwischen Ja und Nein. Und wenn die Kirche im Auftrag des Herrn lebt, dann soll sie sich vor der Entscheidung nicht fürchten. Sie soll nicht alles aufgehen lassen in Wohlgefallen und Humanität, auch wenn sie weiß, daß durch ihr Wort gewisse „latente Gnaden“ nicht entfaltet werden, sondern verdorren.

So gibt es in der Kirche die Menge der Wohlmeinenden, die recht und schlecht dahinleben, vage Predigten anhören, vage Beichten ablegen, ungefähr tun, was man von ihnen verlangt. Und dann kann ein Prediger kommen und alles aufreißen; vor die letzten, nackten Forderungen des Evangeliums stellen. Es ist möglich, daß der größere Teil der Gemeinde sich dagegen auflehnt; innerlich den Entschluß faßt, nicht mitzugehen. Mancher wird sogar aufhören, zu praktizieren. Und doch hat der Prediger recht getan, vorausgesetzt, daß er im christlichen Geiste aufrütteln wollte. Daß er also bereit war, mitzutragen an der Last, die er aufbürdete, daß er im Gebet den Herrn bat, den Überforderten die Gnade des

Tragens zu gewähren. Denn so hat es der Herr gemacht: er hat die ganze Last, die er den Juden auferlegte, mit ihnen getragen. Es wäre nicht christliche Predigt, wenn einer mit seinem Wort einen Brand entfachte und sich selber der Verantwortung dafür entzöge. Wer eine solche Sendung auf sich nimmt, der muß auch die ganze Buße, die ein derartiges Unternehmen erfordert, zu tragen gewillt sein: Demut, Selbstverleugnung und Askese. Nichts erfordert mehr Demut als die Verkündigung des Wortes; weil man gezwungen ist, das Wort unabgeschwächt zu sagen und damit zu bekunden, daß man ihm selber nie voll entsprochen hat. Aber je tiefer die Demut ist, um so größer soll auch der Wille sein, den Abstand zu tragen, und die Befähigung, das Wort zu verkünden.

2, 10. Fürchte nicht, was du leiden wirst! Siehe, der Teufel wird einige von euch ins Gefängnis bringen, damit ihr erprobt werdet, und ihr werdet Trübsal haben zehn Tage lang. Sei getreu bis zum Tod, und ich will dir die Krone des Lebens geben.

Noch stärker als vorher zeigt der Herr hier, daß er um die Leiden der Gemeinde weiß, daß er sie vorgesehen hat, daß deshalb jede Angst überflüssig ist. Ein Leiden, das er kennt, das von ihm gutgeheißen wird, ist ja ein christliches Leiden. Und mehr noch: indem er am Kreuz gelitten hat, hat er etwas von jedem christlichen Leiden vorweggenommen. Darum kann jedes Leiden, das in seinem Namen getragen wird, sich in ihm wiederfinden. Ein Leiden der Einsamkeit findet sich in der Einsamkeit seiner Passion. Wer einsam leidet, kann nicht sagen, daß er die ganze Einsamkeit trage; er ist beim Herrn, der einsam für alle litt. Der Teil, den der Einzelne leidet, ist nicht abzumessen, weil der Herr das Ganze für alle gelitten hat. So hat er in seiner Passion die Sinnlosigkeit alles Leidens vorweggenommen; und von jetzt an findet jedes Leiden seinen Sinn in ihm.

Hier handelt es sich um ein Leiden, das *zehn Tage* dauern soll. Der Herr sagt das Ende voraus. Andere Leiden werden ihr Ende erst mit Abschluß des irdischen Lebens finden, aber auch diese sind nicht unbegrenzt, und der Herr hält das Ende immer in seiner Hand. *Der Teufel* wird dieses Leiden der Gemeinde verursachen, indem er *einige ins Gefängnis* bringt; aber es wird um des Namens Christi willen geschehen. Jede Gemeinde soll leiden, wenn einige ihrer Glieder bedrängt werden. Aber sie soll nicht verzweifeln, denn sie soll ja dadurch *erprobt* werden. Sie soll wissen, daß sie damit etwas erfüllt, was des Herrn ist. Und indem der Herr das Ende voraussagt, wird noch klarer, wie sehr alles in ihm beschlossen bleibt. Erprobt sollen ebensosehr die werden, die frei sind, wie die, die im Gefängnis sind, denn es verbinden sie stärkste Bande der Gemeinschaft des Glaubens und Tragenwollens. Die Form des Leidens, die Aufgabe ist unterschieden, das Ertragen des Leidens ist gemeinsam.

Sei getreu bis zum Tod. Die Treue soll über die zehn Tage hinaus weiterdauern. Somit eröffnet der Herr die Möglichkeit von weiteren Prüfungen der Treue. Diese Prüfungen haben aber alle Platz innerhalb des diesseitigen Lebens, während welchem eine Verantwortung für die Treue übernommen werden kann. Ist dies beendet, so *will ich dir die Krone des Lebens geben*, die Getreuen in den Himmel erheben und die Treue vollkommen übernehmen. Die Treue des Christen beruht auf der Treue des Herrn. Der Christ muß ihn um die Treue bitten und von sich aus die Treue des Herrn nicht ablehnen. Er muß der Treue des Herrn gegenüber in Dienststellung treten, sich ihr gegenüber verdienstlichen. Das ist dann das Verdienstliche an der menschlichen Treue.

Die Krone des Lebens ist die Erfüllung von Glaube, Liebe und Hoffnung, fern von jeder Versuchung. Vom Himmel aus wird die Sünde anders erscheinen als von der Erde aus: die Erbsünde und ihre Folgen werden in diesem Licht viel

wichtiger erscheinen als die einzelnen aktuellen Sünden, die mehr in diesen Folgen enthalten sein werden. So wird zwar der Fall in die Sünde irgendwie verständlicher sein, zugleich aber auch völlig abgerückt, weil alle Bande, die uns mit der Erbsünde verknüpften, durchschnitten sein werden. Indem die Stammeltern uns die Erbsünde hinterließen, erbten wir von ihnen eine größere Fallsucht, als sie sie besaßen. Wir sind in ihnen schon gefallen; wir besitzen von vornherein zu jeder denkbaren Sünde ein gewisses Verhältnis; während sie gleichsam an einem Faden in die Sünde gezogen wurden, laufen bei uns immer schon Fäden nach allen Richtungen hin zu allen Möglichkeiten der Sünde. Und diese gilt es zu lösen, mit der Gnade der Taufe und mit allen übrigen Gnaden, persönlichen oder sakramentalen. Wenn wir nun auf Erden versuchen, treu zu sein, dann heißt das nicht nur, daß wir die einzelnen schweren und leichten Fehler zu meiden suchen, sondern vor allem, daß wir ständig an unserer Trennung von dem arbeiten, was uns mit der Begierlichkeit, mit der Erbsünde verbindet. Es ist nicht besonders verdienstlich, daß ich die Summe Geldes, die ich heute brauche, nicht stehle, diese aktuelle Sünde nicht begehe, hingegen wäre es verdienstlich, nicht all mein Sinnen und Trachten an die Erwerbung dieser Summe zu verschwenden, sondern Freiheit und Überlegenheit zu wahren. Durch die Taufe sind die Schnüre, mit denen wir in der Erbschuld verwickelt waren, grundsätzlich durchschnitten, aber es bleibt uns überlassen, sie zu entfernen und uns aus den durchschnittenen Schnüren endgültig herauszuwickeln. Die Reste haben eine Tendenz zu bleiben, uns anzuhängen, uns von neuem in aktuelle Schuld zu verstricken und die günstigen Möglichkeiten, die uns durch die Taufe geschenkt worden waren, verlorengehen zu lassen. Die Beichte kann wiederum zugezogene Bindungen durchschneiden, aktuelle Sünden abfallen lassen, was nicht heißt, daß die Schnüre, die uns an die Sünde banden, nachher nicht doch fühlbarer bleiben, als wenn

wir nicht mehr gesündigt hätten. Und das Verdienstliche liegt jetzt vor allem darin, die Verbindung zwischen Begierlichkeit und aktueller Sünde zu lösen. *Die Krone des Lebens* wäre dann erreicht, wenn wir von allen Banden ganz frei geworden wären. Und dieser Zustand wäre zugleich die Vollendung der Taufgnade und viel mehr als sie; sie wäre die Erfüllung im Himmel dessen, was die Taufe verhiess.

2, 11. Wer ein Ohr hat, der höre, was der Geist den Kirchen sagt: Wer überwindet, dem soll durch den zweiten Tod kein Leid angetan werden.

Gemeint ist das Ohr des Geistes, die Sinne, die auf den Geist gerichtet sind: sie sollen so gerichtet bleiben, daß der menschliche Geist vernimmt, was der göttliche Geist sagt. Und dieser spricht in der Person des Herrn, der hier wie ein Beauftragter des Geistes ist. Einer, der den Geist der Erkenntnis hat, und der Geist redet gleichsam durch ihn hindurch und bezieht den menschengewordenen Herrn nicht ein in das, was er sagt. Wie wenn man einem Kind den Auftrag gibt, etwas zu rezitieren, das es nicht versteht. Und es ist keine Integration beabsichtigt im Herrn zwischen dem, was der Geist durch ihn sagt und seiner menschengewordenen Person.

Wer überwindet, dem soll durch den zweiten Tod kein Leid angetan werden. Er wird nach dem menschlichen Sterben in die Gerechtigkeit Gottes und in die Liebe des Vaters, des Sohnes und des Geistes eingehen können. Er wird die Zeitspanne des Wartens, der Vorbereitung nicht zu erleiden haben: die Zeitspanne der Reinigung, des Gerichts und des peinlichen Harrens auf das Gericht. Er wird das jüngste Gericht wohl erleben, aber nicht als einer, der gerichtet wird, sondern vielmehr als ein Mitrichtender. Es wird ihm die unendlich peinliche Erkenntnis des Versagens seines irdischen Lebens erspart, die das Wesen des Fegfeuers ist. Die Einsicht, wie oft Gott mir nahe war und es eigentlich nur eines Schrittes bedurfte

hätte, aber ich habe mich hartnäckig entzogen. Ich bin im entscheidenden Augenblick immer der Liebe entschlüpft. Und weil ich immer der Stärkere sein wollte, darum habe ich nie überwunden. Habe jedes Angebot Gottes als eine Situation betrachtet, die ich zu meistern hatte. Vielleicht habe ich sie interessant gefunden, aber das Interessante war ich selbst und meine Stellungnahme, und nicht der Herr und seine Gnade. Sobald ich eine göttliche Möglichkeit aufkeimen sah, habe ich sie durch das Meinige erstickt; auf jede Frage habe ich die Antwort im voraus gewußt. Ich selber war in der Rechnung der absolute Wert, den ich kannte, Gott war bestenfalls der relative Wert, der um des meinigen willen einbezogen wurde in die Rechnung. Das Fegfeuer ist die Einsicht in die verlorenen Möglichkeiten des Lebens. Und da die versäumten Augenblicke einander ins Unendliche steigern, steigert sich auch die Qual der Erkenntnis dieser Verlorenheit. Ich habe einmal, vielleicht in der Jugend, die Hand Gottes nicht ergriffen. Später wird mir angeboten, über eine Brücke zum richtigen Ufer hinüberzugehen. Aber ich denke: Wie könne ich über die Brücke gehen, da ich damals die Hand nicht ergriffen habe? Und wieder später: Wie soll ich ans andere Ufer kommen, da ich es versäumte, über die Brücke zu gehen, da gar keine Brücke mehr vorhanden ist? Nach jeder neuen Abweisung fehlt ein Glied der Kette. In der Erkenntnis des zweiten Todes wird mir das absolute „Zu spät“ klar, und auch dies, daß eine erste positive Antwort eine zweite hätte gebären können, und diese die folgende und so fort. Das Fegfeuer ist wie eine ganz gründliche Beichte, in welcher der Herr der Beichtvater wäre, der die vergessenen Sünden nacheinander und immer tiefer aufdeckt; und mit der steigenden Einsicht geht mir erst die Ahnung auf, wie sehr das alles Sünde war, und mit der Ahnung die Erkenntnis, und mit der Erkenntnis die Bitterkeit, und ganz allmählich die Reue, die wirkliche Reue um des Herrn willen . . .

Der Sieger, *der überwindet*, ist der, der ernstlich kämpft. Jeder Kampf, der für den Herrn gekämpft wird, wird von ihm schon als Sieg gewertet. Und wenn der Mensch in der Demut kämpft, dann wird er auch nicht fallen. Und auch die kleinen Enttäuschungen und Rückfälle, die vorkommen können, werden dann vom Herrn dazu benützt, ihn zu stärken. Ehrlicher Kampf ist für den Christen schon Sieg; der Herr nimmt ihn an und schafft die Einheit zwischen seiner Liebe und unserem Liebesversuch. Seine Liebe, wenn sie einmal in uns Fuß gefaßt hat, kann ja nie zu einer Niederlage beitragen. Und so können wir siegen und überwinden, weil der Sohn seine Liebe in uns eingepflanzt hat, und der Vater kann uns durch den Sohn als Sieger betrachten. Dem Sieger wird der *zweite Tod kein Leid* antun. Er wird also nicht nochmals besiegt werden können. Seine jetzt schon vom Herrn aufgerundeten Ansätze der Liebe, des Glaubens, der Hoffnung werden als vollgültige Erfüllung gewertet. Es wird sein, als habe er wirklich in Liebe, Glaube, Hoffnung gelebt, und niemand wird mehr unterscheiden können zwischen dem, was der Herr ihm geschenkt und dem, was er dazugetan hat.

c) A n P e r g a m u s

2, 12. Und dem Engel der Kirche von Pergamus schreibe: Dies sagt der, der das zweischneidige Schwert hat.

Johannes weiß, daß es sieben Engel sind. Er stellt sich innerlich nicht darauf ein, daß sein Auftrag erledigt sein könnte, bevor er alle Briefe geschrieben hat. Aber er schreibt auch nicht einfach mechanisch weiter, denn bei jedem Brief muß er sich neu einstellen, gerät er in eine neue Situation, da er ja nicht im voraus weiß, mit welcher Kirche der Herr sich befassen will. Durch die Briefe, die er schreibt, wird seine Einsicht immer vollkommener; denn obwohl die Auf-

träge ganz unpersönlich zu sein scheinen, wird er durch sie doch immer auch persönlich bereichert; er wird das, was er vernimmt, auch für sein späteres Apostolat verwerten können. Er hat eine Sendung als Liebesjünger, eine Sendung als Seher, eine Sendung als Beauftragter, der Briefe zu schreiben hat; und alle diese Sendungen ergänzen und vervollständigen einander. Hätte er zum Beispiel nicht den Hauptauftrag der Liebe gehabt, so würde er seine Briefe ganz anders gefärbt, viel amtlicher, übermittelt haben.

Dies sagt der, der das zweischneidige Schwert hat. Der somit immer trifft, schneidet, löst. Es kann also keiner sagen, das Schwert habe ihn nur stumpf oder gar nicht getroffen: das Mittel, mit dem der Herr seine Bekehrung, seinen Glauben, seinen Beruf zu erkämpfen versucht habe, sei ungeeignet gewesen. Die Gnade und die Sendung des Herrn ist immer klar und absolut. Und je größer und differenzierter die Sendung ist, die der Herr einem schenkt, um so klarer und schärfer ist der Ruf. Wer so von seinem Schwert berührt worden ist, der trägt eine Wunde; er kann zwar trotzen und widerstehen, er kann tun, als sei er kein Verwundeter; er bleibt gezeichnet, und er hat nur die Wahl, sich dem Willen des Herrn zu fügen oder an seiner Wunde zu verbluten.

2, 13. Ich weiß, wo du wohnst: wo der Thron Satans ist. Und du hältst meinen Namen fest und hast den Glauben an mich nicht verleugnet in den Tagen des Antipas, meines treuen Zeugen, der bei euch getötet wurde, wo der Satan wohnt.

Der Bezirk, in dem die Gemeinde wohnt, ist vom Satan zu seinem Thron gewählt worden. In dieser Feststellung ist keine Rede davon, daß der Satan in der Gemeinde gesiegt habe, auch nicht, daß die Gemeinde Sieger über den Satan sei, sondern nur, daß ihr Wohnsitz zusammenfällt. Es gibt aber darum kein Bleiben daselbst, das nicht ein Kampf wäre.

Der Kampf, den die Gemeinde zu führen hat, spricht sich darin aus, daß der Herr als der Schwertführende vor sie tritt. Er stellt sich als Kämpfender einer Gemeinde von Kämpfenden vor. Alles in dieser Gemeinde ist auf Entscheidung eingestellt; jeder weiß vom andern, daß er in die Wahl zwischen Glauben und Unglauben gestellt ist. Und weil Satan und die Kirche hier sich so eng berühren, darum herrscht in der Gemeinde das Mißtrauen. Das Mißtrauen derer, die stets auf der Spitze der Entscheidung leben und keinem begegnen können, ohne zu prüfen, ob er Partner oder Gegner ist. Und sobald zwei zusammen sind, müssen sie sogleich auf den entscheidenden Punkt hindrängen, muß sofort das Letzte ausgefochten werden. Jeder muß gleich vom andern wissen, wo er steht. Man forscht geradezu darnach, wo die Trennung hindurchgeht. Das ist die Wirkung des Zusammentreffens von Wohnung der Kirche und Thron des Satans.

Und du hältst meinen Namen fest und hast den Glauben an mich nicht verleugnet. Die Gemeinde hat standgehalten, an gewissen Orten hat sie auch im heftigsten Streit nicht gewankt. Und dies, obwohl der Kampf häufig war, *in den Tagen des Antipas, meines treuen Zeugen, der bei euch getötet wurde.* Die ganze Gemeinde erfuhr in diesen Tagen, daß der Glaubenskampf mit Lebensgefahr verbunden sein kann. Antipas war in der Gemeinde so verwurzelt, daß die ganze Gemeinde durch seinen Verlust litt, aber auch etwas gewann. Sie hat ihn verloren, aber als Ganze teil an der Gnade seines Todes erhalten. Sie ist durch diesen Tod gestärkt worden. Darin liegt der Vorteil des Kampfes gegen den Teufel, daß der Glaube dessen, der gekämpft hat, stärker geworden ist, stärker als der, der nie zu kämpfen brauchte. Die Gemeinde hat sich, weil gestärkt, durch diesen Kampf nicht einschüchtern lassen. Und während Antipas für den Glauben starb, hat jeder Glaubende in seinen Tagen an diesem Glaubenskampf teilgenommen.

2, 14. Aber ich habe ein Weniges gegen dich, daß du dort solche hast, die die Lehre Balaams festhalten, der den Balak lehrte, ein Ärgernis vor den Kindern Israels aufzurichten und sie zur Teilnahme an Götzenopfern und zur Unzucht zu verführen.

Der Herr ist ungehalten darüber, daß innerhalb der Gemeinde Leute geduldet werden, die die Juden verführen, Götzenfleisch zu essen und die selber an diesem Fleischgenuß teilnehmen. Die Christen sollen weder selbst an fremden Riten teilnehmen, sich vielmehr als Christen benehmen, noch sollen sie die Juden, die als unterwegs zu Christus gelten können, verführen und sie dadurch noch weiter wegbringen, als sie schon sind. Für die Unzucht gilt das Gleiche. Wer Christ ist, darf sich keine Freiheiten herausnehmen, die die Kirche nicht duldet. Aber auch die Gemeinde darf nicht dulden, daß in ihr Dinge geschehen, die eventuelle Anwärter noch mehr von ihr entfernen.

Johannes hat also hier einer Gemeinde Lob und Tadel zu überbringen. In seinem Evangelium hatte er die Beichte beschrieben, so wie ein Liebender sie sehen muß: immer die ganze Sünde, das ganze Bekenntnis der ganzen Gnade des Herrn belegend. Gerade weil er alles auf die Liebe abstellte, verstand er, daß es einen Eklektizismus hier nicht gibt. Und nun erfährt er, daß der Herr, der für das Bekenntnis dieser Gemeinde sorgt, es ebenso hält. Er duldet nichts in der Gemeinde, was ihrer christlichen Haltung zuwiderläuft. Und er lernt vom Herrn für sein späteres Apostolat, unerbittlich das Ganze zu fordern. Auf welche Weise der Apostel es tut, bleibt ihm und der Stunde und Gelegenheit überlassen: ob er sogleich durchgreift und vor Entscheidungen stellt, oder ob er langsam erzieht, bis die ganze Entscheidung überhaupt tragbar wird, oder ob er einen Mittelweg wählt: immer muß doch die Ganzheit des Jaworts zu Gott das Ziel sein. Und jede Beichte verlangt diese Ganzheit. Wer beichtet, der bekennt grundsätzlich alles und empfängt dafür auch die

ganze Lossprechung Gottes. Eine partielle Beichte ist gar keine Beichte. Und weil der Christ immer muß beichten können, darum gibt es kein Stadium in seiner Entwicklung, wo er nur einen Teil der Gebote Gottes als für ihn verpflichtend ansehen kann, sich zum Beispiel die ersten vier auswählen würde, um sich erst in diese einzuüben und es dann mit den übrigen sechs aufzunehmen. Es gibt also ein Absolutes in der christlichen Verkündigung und Anforderung, auch dort, wo man genau weiß, daß die Angesprochenen sich nur langsam und spärlich und sehr relativ den Forderungen angleichen werden. Und andererseits wird keine Gemeinde es dulden dürfen, daß irgendwelche Suchende durch das Benehmen der Christen noch weiter von der Kirche entfernt werden. Das ist die doppelte Schuld der Kirche von Pergamus.

2, 15. So hast auch du solche, die an der Lehre der Nikolaiten festhalten.

Die Nikolaiten tarnen ihre Lehre dadurch, daß sie die Werke, die sie von den Christen lernten, weiter ausüben, ohne innerlich am Glauben festzuhalten. Es geht hier um eine Art „Rechtfertigung durch die Werke“. Und es ist dieser Lehre schwer beizukommen, weil alle Stufen und Übergänge vorhanden sind, und man schwer sagen kann, wo die Irrlehre anfängt. Etwas davon wird, auch wenn die Sekte der Nikolaiten längst erloschen sein wird, durch die Jahrhunderte der Kirche verbleiben: die Ablenkung vom wesentlichen innern Leben durch ein Zuviel an Werken. Erst ist es ein unmerkliches Sichentfernen, dann wird es stärker und für den andern sichtbar. Aber wenn man es tadelt, wird der Schuldige sich verteidigen und sagen: so habe es Gott gewollt, er habe sich aufreiben müssen für die gute Sache, ihm habe diese Aktivität nicht geschadet, er zähle auf das Gebet der übrigen, aber er erblicke hierin seine Sendung. Und der so redet, merkt nicht,

daß die Eigenliebe aus ihm spricht, die es nicht erträgt, von der Kirche getadelt zu werden, die alles, was er tut, als strenge Konsequenz aus seiner hohen Berufsauffassung ansieht, daß er die Kluft nicht mehr sieht zwischen dem, was Gott von ihm verlangt und dem, was er selber von sich verlangt. Und doch, gerade aus dieser Kluft entstehen alle Häresien, der Fall aus der kirchlichen Mitte heraus. Aber die Verantwortung dafür trifft nicht nur den, der nicht beizeiten warnte, der, wie die Gemeinde von Pergamus, die Schuldigen in ihrem Schoße gewähren ließ. Es gibt eine strenge Christenpflicht, dem, der nicht mehr betet und nur noch wirkt, Vorwürfe zu machen. Es kann ausnahmsweise erlaubt sein, um der Liebe willen eine doppelte Arbeitslast auf sich zu nehmen. Aber nicht dauernd, denn wer nicht mehr hört, was Gott will, der hört nur noch, was er selbst will, und dann tut er auch nur noch das Seine. Jedes Wort, das der Sohn auf Erden sprach, war Teil eines Gebetes zum Vater. Für ihn gab es kein Werk, das nicht in voller Verbindung mit dem Vater gewirkt war. Und immerfort hat er den Vater sein Werk prüfen lassen, obwohl wegen seiner gottmenschlichen Einheit nicht die geringste Gefahr bestand, daß er sich vom Vater entfernte.

2, 16. Bekehre dich also, sonst komm ich bald über dich und werde mit ihnen Krieg führen mit dem Schwert meines Mundes.

Die Gemeinde soll bereuen, daß sie ruhig dastand, wo sie hätte eingreifen sollen, daß sie die Spaltung in ihren eigenen Reihen ertrug und diese Entfernung der Juden nicht bekämpfte. Der Herr verlangt als erstes noch nicht, daß sie eingreift, die Ordnung wiederherstellt; er verlangt vorerst die Reue. Die Reue ist das erste in Bekehrung und Beichte, die notwendige Voraussetzung der Buße und der Wiedergut-

machung, wie diese die unbedingte Folge der Reue sind. Sosehr, daß sie, wenn die Reue vorhanden ist, gar kein Problem sind. Ein Mensch, der nie von Gott gehört hat, muß bei der Erkenntnis anfangen, und dann wird später die Reue über sein versäumtes Leben nachkommen. Wenn er Gott aber schon kennt, dann gibt es nur einen Weg: die Reue darüber, daß er sich entfernt hat. Für den Abgestandenen ist bloße Erkenntnis kein Weg zu Gott, sie würde höchstens zu einer hochmütigen Intelligenz führen. Weil aber bei Gott nur die Haltung der Demut in Frage kommt, darum muß man mit der Reue beginnen.

Auch hier hat der Herr das Bekenntnis selbst übernommen; er hat aber nicht aufgedeckt, wieviel die Gemeinde von ihren Fehlern schon wußte, obwohl sie nicht dazu stand. Ein ganz gutes Gewissen kann sie bei ihrer Duldung nicht gehabt haben; sie beschwichtigte es aber damit, daß durch ihr Verhalten gewisse Glieder der Gemeinde erhalten werden konnten. Das war falsche Anpassung. Seit dem Bekenntnis des Herrn ist jede Anpassung ausgeschlossen. Er weiß und er setzt voraus, daß die Gemeinde von der Wahrheit seiner Worte überzeugt ist. Sie sieht die Wahrheit, und in diese Schau greift der Herr ein und fordert die Reue. Nicht so, daß zuerst eine Phase der Sündenerkenntnis gefordert wird und dann erst die Reue (wie es vielleicht bei unserer Beichtvorbereitung vor sich zu gehen scheint); der Herr, der durch alles hindurchsieht, weiß eben, wie sehr die Erkenntnis an sein Wort geknüpft ist, und legt auf sie jetzt kein besonderes Gewicht; die Erkenntnis erfolgt wie nebenbei und absichtslos, sie ist mitgegeben, miteingegossen mit der Forderung zu bereuen. Er ist wie ein Chirurg, der aufschneidet, und das Geschwür liegt offen zutage: es wäre sinnlos, es zu leugnen oder sich darüber zu wundern, daß er gerade an dieser Stelle geschnitten hat. Daß er die rechte Stelle traf, liegt in seinem Arzttum; daß der Herr in seinem Wort das Rechte trifft, liegt in seinem

Herrsein. Aber was der Herr nicht einpflanzen kann, ist die Reue, den Willen des Patienten zur Genesung. Nicht bereuen hieße, mit der offenen Wunde, mit dem heraustretenden Geschwür davonlaufen, ohne erst das Herausschneiden abzuwarten. Und die Öffnung hätte dann die Krankheit nur erhöht. Der Herr schafft durch sein Aufdecken der Schuld diese Steigerung, von der aus eigentlich nur noch Gesundung oder Tod erfolgen kann.

Die Reue ist das Mitten-hinein-Stehen in das Wort des Herrn. Sie ist der einzige Weg, den das ausgesprochene Wort noch freiläßt. Der Herr hat die Erkenntnis jetzt nicht als Weg gestaltet; er hat die Türe eingerannt, die Schale aufgebrochen, die verschlossene Seele gesprengt. Auch die Buße, die Wiedergutmachung, das Neubeginnen hat er nicht als Wege gestaltet; er hat nur die Reue gelten lassen, die dann alles übrige in sich schließt. Natürlich ist diese Reue eine Gnade; es ist nicht mehr die Reue des eigenen Ermessens, es ist eigentlich schon die sakramentale Reue. Aber das ganze Bußsakrament würde seinen Charakter des Sakramentes katexochen verlieren, wollte man versuchen, es auf einem andern Weg zu empfangen als dem vom Herrn vorgezeichneten.

Sonst komme ich bald über dich, innerhalb einer Frist, die nicht näher bestimmt wird. Während der Herr die sofortige Reue fordert, läßt er für die angedrohte Strafe eine wenn auch unbestimmte Zeit offen. Aber gerade das erhöht noch die Drohung. Wer das Angedrohte sich nicht sogleich erfüllen sieht, ist entweder noch stärker beunruhigt, oder er versteift sich noch mehr in seinen bisherigen Sünden. *Und werde mit ihnen Krieg führen mit dem Schwert meines Mundes*. Nicht mit der Gemeinde wird der Herr Krieg führen, sondern mit denen, die abgefallen sind, die der Verantwortung der Gemeinde übergeben waren, für die sie aber nicht gesorgt hat. Der Herr weiß, daß diese Strafe die Seinen

am härtesten trifft. Er hat sie anfangs gelobt, sie sind also im Glauben und irgendwie auch in guten Treuen. Und so ist es das Schlimmste, was ihnen zustoßen kann, daß jene verlorengelien, die ihnen vom Herrn anvertraut wurden. So bleibt ihnen nur der Weg der sofortigen Reue.

Das *Schwert* des Herrn ist wegen seiner Zweischneidigkeit besonders erschreckend. Man kann dagegen nicht kämpfen, ohne getroffen zu werden. Die Gemeinde weiß also, daß die Abgefallenen in diesem Kampf entweder im guten oder im schlimmen Sinn unterliegen, eine dritte Möglichkeit gibt es nicht. Und so erwächst der Gemeinde eine noch größere Verantwortung: sie muß die Abgefallenen zurückbringen. Und der Herr deutet ihr auch den einzuschlagenden Weg an. Er leiht ihr gleichsam dazu das Schwert seines Mundes. Sie sollen es handhaben, bevor er gezwungen ist, es selber zu tun.

Der Herr übergibt seine Waffen denjenigen, die seinen Namen festhalten, auf daß sie nach Menschenart, aber in seinem Geiste, damit kämpfen. Die menschliche Art, mit dem Worte Gottes umzugehen, den Herrn in der Handhabung seines Wortes nachzuahmen, ist eine nie erfüllte und nie erfüllbare Bewegung des Menschen zum Herrn hin. Einerseits seiner Seele im ganzen, in einer Totalität ohne Auswahl, andererseits jeder seiner Akte im einzelnen. Weder genügt ein allgemeines Angebot der ganzen Seele, noch die Summierung der einzelnen Akte. Und nun soll diese Nachahmung die Form des Kampfes annehmen, und zwar soll er sofort beginnen. Die Gemeinde könnte einwenden, der Herr kämpfe besser als sie; wenn er mit seinem Schwerte kämpfe, so würden die Abgefallenen desto besser bekehrt. Aber das ist nicht der Wunsch des Herrn; er will, daß die Seinen mit ihm zusammen kämpfen. Und er will jetzt nicht die Endgültigkeit seines eigenen Kampfes in den Abgefallenen, sondern die Vorläufigkeit des Kampfes seiner Gesendeten, hinter der noch immer die Freiheit seines Entscheides steht.

Es ist für Johannes nicht unwichtig, diesen Kampfesauftrag übermitteln zu müssen; denn für den Liebenden ist es oft schwer, in einer unerbittlichen Kampfhaltung zu verbleiben. Auch in der christlichen Liebe kann eine Gefahr der Weichheit und des raschen Nachlassens lauern. Und die Liebe des Johannes soll nach allen Richtungen vollkommen sein. Das Ziel der Aufgabe, die der Herr stellt, ist klar: die Abgefallenen zurückholen. Über die Mittel sagt er nichts. Er sagt nicht, man solle-es zuerst so lang wie möglich mit Liebe versuchen und erst, wenn nichts anderes mehr fruchtet, mit dem Schwert. Er zieht zwischen Liebe und Schwert keine Grenze. Er überläßt die Verwendung der christlichen Mittel dem Kämpfer. Dieser wird erst dann im Ungehorsam sein, wenn er etwas tut, was gegen das Ziel verstößt. Überwiegt die Weichheit so sehr, daß das Kämpferische der Liebe erlahmt, dann ist der Kämpfer Hindernis, anstatt Werkzeug des Herrn, und er ist nicht mehr in der Nachahmung. Die Nachahmung ist zuletzt nur die absolute Form des Gehorsams. Dieser umfaßt alle menschlichen Fähigkeiten und zwingt zu ihrer steten Überprüfung, nicht etwa um erzielte Fortschritte festzustellen, sondern um die Marschrichtung des Ganzen auf das Ziel des Herrn hin festzuhalten.

Indem der Herr auf die Sünder in der Gemeinde hinweist, ihre Sünde nennt und sie unerbittlich vor die Augen der Gemeinde stellt, objektiviert er gleichsam ihre Sünde. Er isoliert sie, er exteriorisiert sie, um sie in dieser Verlegung nach außen ganz bewußt zu machen. Die Gemeinde hat schon vorher etwas von ihrer Schuld gewußt; sie hat sie dunkel in sich gespürt; wenn der Herr sagt: Du hast Leute in dir, die der Lehre des Balaam folgen, dann braucht er sie nicht beim Namen zu nennen, die Gemeinde weiß, wer gemeint ist. Und doch ist es ihr, als sähe sie sie zum erstenmal. Gerade indem der Herr sie herausstellt, als Objekt der Gemeinde vorstellt, erkennt diese, wie sehr sie mit den Leuten verbunden ist.

Auch diese Einsicht ist für Johannes wichtig, und er hat sie allen künftigen Priestern zu übermitteln. Sie sollen versuchen, die Sünde des Beichtenden ebenso zu objektivieren, sie aus allen persönlichen Banden und Verklammerungen herauszulösen, sie so zu exteriorisieren, daß der Sünder erkennt: es bestehen nicht nur vage Verbindungen zwischen uns, sie hat wirklich einen Teil meines Lebens gebildet. Im Hintergrund bleibt die Drohung des Herrn: wenn die Reue, die Bekehrung und die Wiedergutmachung nicht erfolgen, dann wird der Herr den Kampf aufnehmen. Doch ist zu bedenken, daß man nicht mit jeder Sünde so verfahren kann, daß der Herr diese Methode anwendet bei einer ihm treuen Gemeinde, gegen die er nur ein Weniges einzuwenden hat. Sie kommt auch in der Beichte nur dann in Frage, wenn einem eifrigen Glaubenden geholfen werden muß. Dann kann es angezeigt sein, ihm seine Sünde wie einen Spiegel vorzuhalten, in dem er sich plötzlich auf eine ganz neue Weise erkennt. Ein Priester darf das tun, im Namen des Herrn, und um dem Beichtkind das Gericht zu ersparen; er wird dann in Wahrheit, aber mit Vorsicht und Unterscheidung, das Schwert des Mundes führen.

2, 17. Wer ein Ohr hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt: Wer überwindet, dem will ich von dem verborgenen Manna geben, und ich will ihm einen weißen Stein geben, und auf dem Stein steht ein neuer Name geschrieben, den niemand kennt, als wer ihn empfängt.

Alle haben Ohren, aber die einen taubere, die andern hellhörigere. Und die Verpflichtung zu hören erstreckt sich auf alle. Jeder soll hören soviel er vermag, aufnehmen, soviel ihm gegeben wird. Jeder soll im Hören bis an die Grenze des Möglichen gehen. Zumal da es sich hier um eine Gemeinde handelt, mit der der Herr weitgehend zufrieden ist, um eine erwählte Gemeinde also. Aber Auserwählung ist

immer Verpflichtung. Auch wer an sich geringe Fassungs-
gabe hat, muß sich bis an die Grenze bemühen. Die Größe
der Sendung ist nicht an die Höhe der Begabung gebunden.
Es gibt Unbegabte mit einer differenzierten Sendung, und
Begabte, die keine solche erhalten. Aber zu dieser Gemeinde
zu gehören, schließt unbedingt die Verpflichtung ein, soviel
wie nur möglich zu hören.

Die Verheißung an den Überwinder ist diesmal die Teil-
nahme am *verborgenen Manna*. Das Manna ist die Nahrung
des Himmels, die im sichtbaren Manna des Alten Bundes eine
erste Form angenommen hatte, die Verheißungsform des neu-
testamentlichen Manna. Es war ein Zeichen, daß Gott das
Volk nicht verderben lassen wollte, sondern ihm Nahrung bot
in Liebe. Es war die erste Vergegenständlichung der Liebe
Gottes, die erste Konkretisierung seiner abstrakten Macht, zu
retten und zu ernähren. Bis zum Manna sah man fast nur
die irdischen Möglichkeiten, und Gott der Schöpfer stand
fern im Hintergrund, als allgemeine Vorsehung. Mit dem
Manna wird ein ganz konkreter, irdischer Hunger in der
konkretesten Weise vom Himmel herab gestillt. Man sieht
die Hand Gottes, die dem Hungernden das Brot reicht. Das
zweite Manna ist das Wort, das Fleisch wird. Jetzt ist es Gott
selbst, der Sohn, der vom Vater der Welt gereicht wird, der
die ganze göttliche Liebe nah und konkret werden läßt in
Menschengestalt. Der Sohn, der jetzt die gleichen Bedürf-
nisse hat wie wir, vom leiblichsten Hunger bis zum geistigsten
nach der Liebe des Vaters. Hier ist Gott so nah, daß wir ihn
sehen, hören, tasten und schmecken.

Aber während das alte Manna eine Stillung vieler kleiner
irdischer Bedürfnisse war, horizontal, ist der Sohn zuerst die
große, vertikale Sichtbarmachung des Vaters. Und erst im
Dienste dieser Offenbarung des geistigen Gottes und unserer
Hinführung zu ihm, verströmt er sich horizontal auf Erden.
Nicht irgendeine Speise wird jetzt verteilt, sondern das Wort

Gottes selbst, das immer Zeugnis des Vaters ist und Gespräch mit ihm. Und seine Sinnlichwerdung ist Ausdruck des Übersinnlichen und Ermöglichung, daß wir mit unseren Sinnen bis zu Gott hin reichen. Durch ihn und in ihm wird Gott für uns sinnlich und werden unsere Sinne fähig, Gott zu berühren. Und das alles wird endgültig im Geheimnis der Eucharistie. Das erste Manna war Stillung eines leiblichen Hungers durch eine wie sekundäre Öffnung zu Gott hin. Das neue Manna ist Stillung des Hungers nach Gott im sekundären Gleichnis eines gestillten leiblichen Hungers. Christsein heißt nicht bedürfnislos sein, sondern im Gegenteil, alle Bedürfnisse haben, die der Vater in den Menschen hineingelegt hat, also auch den Hunger nach Speise. Wer reiner Geist sein wollte, der würde sowohl die Schöpfung wie die Eucharistie verachten, sich schämen, den Mund aufzutun, um das Brot und die Hostie zu empfangen. Und beide gehören zusammen wie Verheißung und Erfüllung. Gott will nicht, daß die Kommunion ein reines Symbol sei. Die Kommunion ist die höchste übernatürliche Form der menschlichen Bedürftigkeit, in welcher alle natürlichen Formen nicht gezeugnet, aber erhoben, überhört und der Speisung durch Gott gänzlich untergeordnet sind. Auch die leiblichen Bedürfnisse des Christen sollen gestillt werden, weil der Vater und Schöpfer den Hunger der Juden gestillt hat. Aber sie sind nur Gleichnis des wahren menschlichen Hungers nach Gott dem Vater, dem Sohn und dem Geist, des Hungers, der im neuen Manna gestillt wird.

So liegen das alte und das neue Manna in einer Linie steigender Offenbarung Gottes, da Gott immer mehr sich hingibt, bis er sich im Sohn so sehr verschenkt, daß eine stete Verbindung zwischen Himmel und Erde hergestellt ist. Solange der Mensch sich als bloßes Geschöpf versteht, kann er zwar bezeugen, daß er geworden ist, aber er steht Gott gegenüber und kann in Ergebenheit warten, ob Gott sich ihm offenbaren wird oder nicht. Von sich aus kann er die Verbindung mit

Gott nicht anknüpfen. Als Gott das Manna sandte, konnte der Mensch bezeugen: Ich hatte Hunger, und Gott hat mich gesättigt. Meinem Bedürfnis entsprach seine Tat. Der Mensch konnte von sich aus diese Tat weder erfragen noch erwarten, er blieb, auch wenn Gott sie ihm nicht gewährte, Gott Ehrfurcht und Hingabe schuldig. Aber da Gott sie gewährte, ist eine erste, einmalige und akthafte Verbindung zwischen Himmel und Erde entstanden. Diese Verbindung wird dauernd und gleichsam zuständlich in der Eucharistie. Denn jetzt gibt Gott nicht irgendeine Speise, sondern sich selbst, und nicht einmal, sondern dauernd. Und der Mensch kann von sich aus zu Gott hingehen und die Speise von ihm fordern. Es ist nicht mehr alle Initiative, wie im Alten Bund, auf Seiten Gottes. Der Christ soll selbst zu Gott hintreten und das neue Manna erbitten; denn es ist da, immerdar zur Verfügung. Aber er muß sich nach dem Angebotenen richten. Er muß in die Formen, die Gott verfügt hat, eintreten und darin leben. Er muß sich in die Regel des Wortes Gottes einfügen. Auch wenn sie Regel der Braut Christi, Ordnung der Kirche wird, Ordnung des Sakramentenempfangs, Ordnung der Gelübde, Klosterregel, Kirchenordnung überhaupt. Und er muß innerhalb des Verfügungseins immer verfügbar bleiben, weil der Formen Gottes im Raum der Kirche unzählbare sein können.

Und ich will ihm einen weißen Stein geben. Der weiße Stein ist zugleich Eucharistie, Seele und Verheißung. Eucharistie, indem er das ist, was der Herr von sich selber gibt. Seele, indem er das ist, was der Herr, bleibend was er ist, uns neu gibt. Verheißung, indem er das ist, was stets vom Herrn kommt, in Erfüllung geht, ohne daß wir je die Erfülltheit erleben. Wir erleben sie nicht, weil Erfüllung sich selbst übersteigt, weil das, was wir als Verheißung hören, immer nur ein Teil dessen ist, was der Sohn zum Vater spricht. Auch in den Worten, die der Herr im Evangelium zu uns redet, erhaschen wir immer nur ein Geringes von ihrem göttlichen Sinn. Wir

meinen, von dem Aspekt, den wir erhascht haben, jeweils sogleich ins Zentrum des Sinns eindringen zu können. Aber es gibt noch unendlich viel andere Aspekte, Auffassungsweisen, die alle auch einen Weg in die Mitte bilden, und die, wenn sie alle untereinander verbunden werden, wieder neue Aspekte und neue Wege bilden. So kann sich der Sinn zwar immer neu erfüllen, aber indem die Verheißung immer unendlich alle endliche Erfüllbarkeit überragt. Bei einem menschlichen Wort, zum Beispiel bei einem Gedicht, wird die Zahl der Auslegungen eine endliche sein. Bei Gott aber ist jedes Wort innerlich unerschöpflich, und der Sinn aller geoffenbarten Worte Gottes zusammen bildet eine Unendlichkeit von Unendlichkeiten.

Das verheißene Manna wurde *verborgen* genannt, weil der Sohn immer im Vater verborgen ist, und auch wenn er sich verschenkt, es immer vom Vater her tut, immer neu seine Verborgenheit im Vater verschwendet. So gibt es keines der Geheimnisse des Manna, das offen zutage läge. Es ist bleibendes Geheimnis, das wie jedes christliche Geheimnis seinen Ursprung im Vater hat. Und der Ursprung wird sichtbar und verfolgbar, wenn das Angebotene empfangen wird. *Stein* dagegen wird die Verheißung genannt, weil sie eine festgeprägte Form hat und von den Menschen nicht nach Belieben geformt werden kann. Sie hat eine Ganzheit, die für uns übernatürlich ist, aber im Sohne ebenso „natürlich“ und angemessen geformt ist, wie ein Stein in der Natur. *Weiß* ist der Stein, weil er die Unschuld und Reinheit des Sohnes besitzt. Der Stein kann (gegenüber dem Wort) nicht ausgelegt, nicht in Aspekte aufgelöst werden, er will als Ganzer hingenommen sein. Und die vollkommene, alles einfassende Reinheit des Sohnes kann dieser uns nicht teilweise geben. Der Wille zur Reinheit ist im Christen nicht teilbar. Er kann nicht in einem Gebiet rein sein wollen und auf einem andern die Unreinheit dulden. Bei andern Eigenschaften des Sohnes gibt es viel eher

ein Teilhaben aus der Ferne. Hier, in der angebotenen Reinheit, will er die ganze Entscheidung.

Und auf dem Steine steht ein neuer Name geschrieben. Der Name der Liebe des Sohnes. Und zwar der erfahrenen Liebe. Des Sohnes und der Liebe in einer Einheit. Für den, der diese Liebe nicht erfahren hat, bleibt der Stein unbeschrieben. Aber wer den Stein erhält, der hat sie erfahren, er kennt den Herrn und ist im Besitz des neuen Namens. Liebende geben einander Namen, die sie an ihre Liebe erinnern und die nur für sie allein Bedeutung haben; der Name ist wie ein Paßwort für den, der in ihre Liebe eingeweiht ist. Im Namen, der auf dem Stein steht, liegt immer eine Beziehung zu dem, den der Herr liebt und dem er den Stein gibt. Zwar galt seine Menschwerdung, sein Evangelium allen. Aber das schließt nicht aus, daß er zu jedem Einzelnen eine besondere Beziehung hat. Der Herr liebt nie unpersönlich, er schließt in seine Liebe die Einmaligkeit von Wesen und Anlage des Geliebten ein. So sind in der Kirche neben den großen Einheiten der Sakramente auch die Formen persönlicher Andacht nicht nur erlaubt, sondern erwünscht. Die Geheimnisse des Herrn sind so zahlreich, daß er sie unter alle verteilen kann, entsprechend einer je-einmaligen Beziehung.

Den neuen Namen erfährt man erst, wenn man den Stein empfangen hat. Das ist das Geheimnis der Unübertragbarkeit. Diese Eigenschaft geht vom Stein auf das Manna über, in alle Formen öffentlicher und privater Andacht in der Kirche. Wer noch nie gebeichtet hat, kann sich die christliche Erfahrung der Beichte nicht vorstellen, ebensowenig wer noch nie kommuniziert hat. Und der Herr spricht den Namen nicht aus. Er sagt nur: Es steht ein neuer Name geschrieben. Das gibt ihm die Neuheit als inwendige Eigenschaft. Er ist jeweils immer neu in einer ewigen Steigerung. Das ist die Qualität dieses Namens: Er ist neu, er bleibt neu, er wird neu. Seine Neuheit ist inchoativ. Ein Stein, ins Wasser geworfen, zieht

immer neue Ringe. Man weiß vielleicht, wo er hingefallen ist, man weiß auch, daß die Kreise konzentrisch von dort ausgehen. Aber man kann ihre Zahl nicht übersehen, und solange sie im Offenen sind und auf kein Hindernis stoßen, geht ihre Bewegung immer weiter. So ist es auch mit der Neuheit.

Der Name ist ganz vom Herrn gewählt. Der Mensch hat diese Benennung zu empfangen, ohne eine Vorliebe für einen andern Namen zu haben oder kundzutun. Für jene, die in besonders enger Verbindung mit dem Herrn stehen, die besondere Sendungen haben, ist es auch besonders wichtig, auf dem Stein nichts anderes lesen zu wollen, als was der Herr darauf geschrieben hat. Das Persönliche, das von ihm her kommt, muß eins werden mit dem Unpersönlichen ihres vollen Zur-Verfügung-Stehens. Was erscheint, ist der Name, den der Herr erfindet, während alles, was sie selbst sind, in die Gnade hinein zu verschwinden hat.

d) A n T h y a t i r a

2, 18. Und dem Engel der Kirche von Thyatira schreibe: Dies sagt der Sohn Gottes, der Augen hat wie eine Feuerflamme und Füße wie geglühtes Erz.

Johannes weiß um den Empfang des weißen Steins. Ihn trifft diese Verheißung nicht unvorbereitet. Der weiße Stein ist für ihn ein lebendiger Begriff, ein Begriff der freundschaftlichen Liebe, die ihn innerhalb der göttlichen Liebe mit dem Sohn verbindet. Es ist ihm, als könne er geradezu sehen, was auf dem Stein steht, den er vom Herrn empfängt. Aber kaum hat er es erfaßt, wird er von einem neuen Auftrag in Beschlag genommen. In den Aufträgen der Liebe ist kein Ausruhen vorgesehen. Pausenlos wird das Aufgenommene weitergegeben. Wenn der Teil seiner Seele, der beansprucht

wurde, zu müde ist, wird sogleich ein anderer hergenommen. Der Herr sorgt dafür, daß es (auch gegen jede Vernunft) immer wieder geht. In der menschlichen Liebe muß es immer ein Verweilen geben, ein Auskosten ohne Hast, eine Rückkehr zu sich selbst in Erinnerungen, Anregungen, Wiederholungen, und auch bloß im ruhigen, verweilenden Sein. In der göttlichen Liebe fällt diese Reflexion auf sich selber weg. Alles strebt fächerförmig auseinander. Man darf sich freuen und genießen, aber ohne Spiegelung des Genusses in sich selber. Man darf ein Konzert herrlich finden, aber soll nicht endlos im Nachgenuß baden und schwimmen. Der Christ behält zwar das Erhaltene, aber er soll nicht wiederkäuen. Er soll schlucken und sich um die Verdauung nicht kümmern.

Schreibe: Dies sagt der Sohn Gottes. Diesmal verbirgt der Herr seine göttliche Eigenschaft nicht mehr. Anfangs glich er einem Menschensohn; jetzt ist er der Sohn Gottes. Für die Kirche von Thyatira ist es sehr wichtig, daß sie weiß, der Sohn Gottes selbst redet sie an. Sie ist so tief in die Sünde hineingegangen, daß ein vager Anruf sie nicht zur Umkehr zu bewegen vermöchte. Sie wird fast das Äußerste zu hören bekommen, was der Herr sagen kann, und dazu muß sie die Sicherheit haben, daß wirklich Gottes Sohn spricht.

Und der Sohn Gottes erhält sogleich noch zwei weitere Eigenschaften: *Seine Augen sind wie eine Feuerflamme und seine Füße wie geglühtes Erz.* Seine Augen haben die Kraft, das, was sie ansehen, zu entzünden; sie haben diese Kraft nicht aus sich, sondern daraus, daß er Sohn Gottes ist. Die Allmacht des Vaters drückt sich aus in diesem Flammenblick. Seine Füße, die wie geglühtes Erz sind, kann er nirgends hinsetzen, ohne tiefste Spuren zu hinterlassen, nicht nur auf einer weichenden Unterlage, wie Sand, sondern auch auf der härtesten, die am meisten Widerstand leistet. Derjenige, der vom Feuerblick getroffen wird, hat dadurch zu antworten, daß er brennt. Er ist dabei nicht nur passiv; je restloser er sich

hingibt, um so mehr wird er brennen, bis er schließlich ganz Fackel ist. Und dann wird nicht mehr zu unterscheiden sein, ob er ursprünglich in Brand gesetzt sein wollte oder nicht. Ob er sich hingeeben hat oder nicht. Genug, daß er jetzt brennt, daß er ein Hingenommener ist. Gewiß stammt das Feuer immer vom Herrn. Aber wenn der Mensch entzündet ist und brennt, dann ist sein Ich in der Flamme; die Flamme hat seine Gestalt, er brennt nicht von außen und unfreiwillig, er hat sich das Feuer zu eigen gemacht. Wenn ein Liebhaber einem Mädchen feurige Blicke zuwirft und sie gibt sie zurück, dann kann sie sich nicht damit herausreden, daß sie im Banne seines Blickes gestanden sei: irgendwo hat sie sich entschieden und zur Flamme Ja gesagt. Es hat eine Wahl stattgefunden.

Wo hingegen der Herr mit seinem glühenden Fuße tritt, dort kann von Wahl, Entscheidung und Antwort nicht eigentlich die Rede sein. Der Fuß prägt ein Zeichen, eine Erkennungsmarke ein, bevor der so Geprägte sich äußern kann. Der Herr hat beide Arten zur Verfügung, einen Menschen für sich in Beschlag zu nehmen, und man kann nicht sagen, welche Form die bessere, welcher nachfolgende Dienst der vollkommener sei. Nur hat der Brennende irgendwann ein volles Ja zum Feuer gesagt und im gleichen Augenblick seinen Dienst begonnen, während der Gebrandmarkte zunächst gedemütigt wird und dann eine Zeit braucht, bis er seinen Dienst beginnt. Durch die Demütigung wird er zum Glauben und zum Dienst bekehrt. Beide Formen: das Entzünden und das Prägen, sind Formen der Gnade. Aber im Entzünden ist mehr Freiheit; es liegt eine Werbung, eine Einladung darin, aber eine so feurige, daß sie ihres Erfolges sicher ist. Im Prägen liegt etwas von einer sofort ausgeführten Drohung, die keine Zeit zur Entscheidung läßt. Johannes gehört zu den Brennenden, Paulus zu den Gezeichneten. Johannes ist so sehr der Liebesapostel, daß er nichts

über die Anfänge zu sagen braucht, Liebe und Dienst beginnen für ihn im gleichen Augenblick und damit seine Sendung. Paulus empfängt irgendeinmal, nach einer Vorgeschichte, die glühende Prägung. Er wird zum Dienst gezwungen, und von diesem Knechtsein her muß er die Freiheit der Liebe finden. So wirken die beiden auch verschieden. Wenn Johannes sein Apostolat ausübt, dann tut er alles im Namen des liebenden Herrn: er nimmt von dem Feuer, das im Herrn und durch den Herrn in ihm brennt, um zu erklären. Das Feuer der Liebe ist für ihn Substanz des Apostolats. Er braucht den Herrn nicht lange auszulegen, noch viel weniger sich, er braucht nur das Feuer wirken zu lassen. Paulus, der Gezeichnete, ist dagegen gezwungen, auf sich selber zurückzugehen, um zu erklären. Er muß gewissermaßen das Mal vorzeigen und die Wirkungen des Mals aufdecken, um von ihm her den Fuß zu deuten, der das geprägt hat. Immer muß Paulus von sich selber reden, um den Weg zum Herrn zu bahnen.

Die Kirche soll von sich aus diese verschiedenen Formen der Sendung nicht abgestuft werten. Aber vom Herrn aus betrachtet, vom Entstehungszentrum der Sendung her kann man sagen, daß es ihm näher liegt, zu schauen als zu treten; der Blick ist rascher, umfassender als der Fuß. Aber andererseits bringt das Durchwandern einem die Landschaft näher als der bloße Rundblick des Auges. Man besitzt den Berg realer, wenn man ihn erstiegen hat, als wenn man ihn mit dem Auge betrachtet hat. Und es hätte dem Herrn im Leiden vieles erspart bleiben können, wenn er es mit dem bloßen Blick hätte umfassen können, statt es durch die Hingabe des ganzen Körpers erreichen zu müssen. Als Gott aber besitzt er alles in vollkommener Weise, und sein Auge schaut nicht aus Distanz.

2, 19. Ich kenne deine Werke und deine Liebe und deinen Glauben und deinen Dienst und deine Ausdauer und deine letzten Werke, die mehr sind als die ersten.

Der Herr faßt hier alles zusammen, was er an der Gemeinde zu loben hat. Er geht von ihren Werken aus und schließt wieder mit ihnen. Diese Werke sind vom Geist Gottes getragen, denn sie sind voller und reicher geworden, weil selbstloser gewirkt. Aber sie umrahmen den Glauben so, daß sie eigentlich an einer bevorzugteren Stelle stehen als dieser selbst. Sie nehmen einen so breiten Raum ein, daß sie manches verdrängen, was dem Herrn wichtiger wäre. Und doch sind sie von der Art, daß der Herr sie lobt. Aber das übrige: Liebe, Glaube, Dienst, Ausdauer, lobt er wie sekundär, wie in Funktion der Werke. Die Gemeinde hat offenbar den Hauptton auf die Werke verlegt, und es scheint ihr mit deren Zunahme auch der christliche Geist zu wachsen.

Da liegt die ständige Gefahr der Kirche im großen wie im kleinen. Dort, wo man wirkt — und wirken soll man —, organisiert man viel zu rasch. Man legt fest, man schließt ab. Man ist gesichert und wird starr. Alle Organisationen sollten nur im Dienste des Lebens stehen, Liebe, Glaube, Dienstwille das erste sein, und die äußeren Rahmen das zweite, und nur soweit zugelassen, als sie die Lebendigkeit fördern. Je größer der Apparat ist, den man im Dienst der Caritas aufzieht, um so mehr schwindet der direkte Kontakt zwischen Mensch und Mensch, zwischen den Armen zum Beispiel und dem, der im Namen der Gemeinde ein Almosen gibt. Der Apparat, die Mittelbeschaffung, die Statistik verschlingen den Großteil der Arbeit. Und dahinter erstickt die persönliche Liebe, der persönliche Glaube und sein Dienst. Vom Reich Gottes aus gesehen ist es wertvoller, wenn möglichst viele in Liebe und persönlichem Einsatz handeln, als daß man scheinbar die gleiche Arbeit aus „Kräfteersparnis“ mit weniger Personen und mehr Organisation zustandebringt. Wer kommt noch in die Lage, seinen Mantel herzugeben? Das System der abzuliefernden „Beiträge“ nimmt dem Werk fast jeden christlichen Charakter. Sogar das Verdienst, das doch immer etwas

Persönliches ist, geht unter durch diesen Vereinsbetrieb. Man stellt nicht mehr seinen Mann. Man ist durch die Anonymität des Vereins gedeckt. Bricht eine Verfolgung an, so wird die Organisation betroffen und das Mitglied kann sich dahinter in Sicherheit wiegen. Es ist aber für einen Christen wichtig, daß er persönliche Beleidigungen einzustecken hat. Das zwischengeschobene Neutrum verhindert die wahre, konsequente Nachfolge Christi.

2, 20. Aber ich habe gegen dich, daß du das Weib Jezabel gewähren lässest, das sich eine Prophetin nennt und meine Knechte lehrt und verführt, Unzucht zu treiben und Götzenfleisch zu essen.

Die Gemeinde, die da wäre, um die Geister zu erkennen, zu unterscheiden, zu richten, sieht diesem Ärgernis untätig zu. Das Weib, das die Priester verführt, kam vom Christentum her, sie wußte um die priesterliche Sendung, sie wußte um das Schlechte, was sie durch ihre Fälschung begehen konnte. Trotzdem ließ sie sich durch dieses Falsche hinreißen, sie gab ihm immer weiteren Raum, sie ließ es sich steigern bis zur vollkommenen Verkehrtheit. Mit den Gaben, die sie besaß, machte sie Eindruck auf die Priester, aber sie mißbrauchte diese Gaben und verführte sie. Und die Priester wurden so sehr verführt, daß sie ihren Abstieg gar nicht merkten. Hier wäre es Sache der Gemeinde gewesen, zu beaufsichtigen und einzugreifen. Aber weil ihre Werke immer leerer wurden an christlicher Sendung und Gehorsam, verlor sie den Maßstab für die rechte Tat. Sie sah im Eigenen die Abzweigung zum Verkehrten nicht mehr, sie überwachte vor lauter oberflächlichem Altruismus die entscheidende Weichenstellung nicht mehr. Darum war sie nicht mehr geeignet, das Treiben ihrer Glieder zu überwachen.

Das Weib verführt die Priester zur Unzucht, weil sie weiß, daß dadurch die Bande mit Gott gelöst werden. Sie kennt

diese Art von Durst nach der Unzucht, wenn sie einmal getrieben worden ist, und benützt ihn in zweifacher Weise: um die Priester von Gott zu trennen (wie es sich im Essen des Götzenopferfleisches ausdrückt), und um sich den Priestern unentbehrlich zu machen. In ihrem „prophetischen“ Wesen kennt sie so etwas wie einen Rausch der Ekstase, den sie angefangen hat zu genießen und dem sie die Unzucht dienstbar gemacht hat.

Der wahre Prophet und Ekstatiker hat in der Entrückung immer eine letzte Objektivität, die für die Sendung der Prophetie ganz unentbehrlich ist. Es kann verschiedene Beziehungen des Ekstatikers zum Inhalt seiner Ekstase geben, und damit wechselt jeweils die Form der Objektivität. Aber sie selbst muß immer vorhanden sein. Es kann zunächst ein ganz unbeteiligtes Sehen geben, das einen wie vorläufigen Charakter hat. Wenn das Wahrgenommene zur Weitergabe bestimmt ist (und nicht nur vorbereitender Bestandteil einer späteren Schau, eines später durchzugehenden Ganzen ist), dann kann es sein, daß es erst nachträglich, in der Erinnerung, bewußte Konturen erhält und man bezeugen kann: Ja, das habe ich gesehen. Weil man persönlich am Geschauten unbeteiligt war, ist diese Form am wenigsten in Gefahr, mißbraucht zu werden. Dann kann es eine Art der Ekstase geben, in welcher der Inhalt der Vision die Stimmung des Schauenden bestimmt: ein trauriges Bild wird ihn traurig stimmen, ein frohes froh. Er hat dem Erfahrenen gegenüber ähnliche Reaktionen wie irdischen Begegnissen gegenüber. Und weil die Bilder und Erfahrungen wechseln können, hat er von sich aus keine besondere Neigung, sondern läßt sich stimmen je nach dem Bedarf des Inhalts. Und je besser er sich zur Verfügung stellt, um so indifferenter wird er den Stimmungen gegenüber sein. Endlich kann es sein, daß eine Ekstase den Menschen vollkommen mitnimmt, daß jede Distanz zum Erfahrenen aufgehoben werden soll. Sein ganzes Wesen soll

in die Freude hineingerissen werden oder ins Leiden oder auch in irgendeine Aufgabe, die nicht gefühlsbetont ist. Diese Hingabe zu leisten ist dann Gehorsam, und sie hat genau so lange zu dauern als es erfordert ist. Er darf weder versuchen, sie zu verlängern noch abzukürzen. Vielleicht wird er die Neigung empfinden, ein sehr peinliches Erleben möchte beendet werden, ein sehr beglückendes länger andauern. Aber er wird diese Neigung sofort im Gehorsam Gott zur Verfügung stellen und von sich aus keinerlei Maßnahmen treffen. Diese dritte Form birgt am meisten Gefahr für den, der nicht indifferent ist. Wo die Objektivität in der Mystik nicht vorhanden ist, das heißt, wo der Mystiker nicht weiß, daß er immer nur ein Durchgang ist und daß das, was er erhält, nicht letztlich für ihn bestimmt ist, da wird er sich an den erfahrenen *Z u s t a n d* klammern, und dieser wird ihm zur Hauptsache werden. Darum wird er sich nach dem Zustand sehnen und ihn herbeizurufen versuchen. Der wahre Beauftragte wird dagegen auch in der höchsten Ekstase den Gehorsam nicht verlieren, er wird auch in einer Art letzten Sachlichkeit genießen. Wenn man einem Armen für eine Stunde lang so viel Geld in die Hand gäbe, als er will, mit der Erlaubnis, sich alles zu kaufen, was ihm Freude macht, dann würde er, wenn er ganz unschuldig wäre, in keinen Goldrausch versetzt, er würde diese Stunde in Schlichtheit und Fröhlichkeit genießen und sich daraus kein Recht ableiten, auf Grund des einmal Gewährten später wieder Geld zu fordern. *Das Weib Jezabel* aber mit seinem falschen Prophetenrausch hat nie die wahre Ekstase gekannt; sie versucht, ihre falschen Ekstasen durch Unzucht zu steigern.

2, 21. *Ich habe ihr Zeit gelassen, sich zu bekehren, aber sie wollte sich nicht bekehren von ihrer Unzucht.*

Seltsamerweise hat der Herr ihr Zeit gelassen, er, der sonst sofortige Bekehrung verlangt. Das Weib aber hat er per-

sönlich ermahnt und ihr eine Frist gesetzt. Diese Zeit entspricht irgendwie der Zeit, in der sie anfänglich dem Herrn gedient hatte. Sie hat sich langsam von ihm entfernt, und er will ihr die Zeit gewähren, den Weg zurückzugehen. In dieser Langmut des Herrn liegt wie eine Dankbarkeit für das, was sie früher getan hat. Aber sie muß diese Zeit zur Reue und zur Buße benützen. Die Zeit wird ihr nicht gelassen, damit sie erst am Ende der Frist sich bekehre. Die Reue muß sogleich beginnen und sich in der Zeit entwickeln. Die Zeit, die der Herr ihr gewährt, ist seine Zeit, und sie muß als Zeit des Herrn benützt werden. *Aber sie wollte sich nicht bekehren von ihrer Unzucht.* Ihr Nichtwollen verhindert ihre Bekehrung. Die Reue und Buße, die gefordert sind, wären zunächst jene Empfindung, die der sündige Mensch im Angesicht des Herrn hat, wenn er seine Sünde vom Herrn erkannt weiß. Der Herr hat die Schuld bloßgelegt, den Spiegel vorgehalten, und der Sünder soll sich im Spiegel des Herrn anerkennen. Um das zu tun, braucht er nur zu wollen, was der Herr will, nur zu versuchen, sich seinem Willen anzupassen. Die Sichtbarkeit der Schuld wird verursacht durch die Angleichung seines Willens an den Willen des Herrn. Die Konturen und die Gewichte der Sünde werden im Herrn ganz objektiviert. Und zwar im Herrn als Erlöser. Nicht die abstrakten zehn Gebote sind der Spiegel, sondern die zehn Gebote im Leiden des Herrn. Das Kreuz steht gerade hinter ihnen und gibt dem Beichtspiegel die Objektivität. Dinge, die bisher ganz harmlos schienen, können dadurch sehr gewichtig werden. Und angesichts des Spiegels kann ich mich nicht damit entschuldigen, ich hätte es anders gesehen. Der Spiegel zeigt mir, wie ich es hätte sehen sollen.

2, 22. Siehe, ich werde sie auf das Bett werfen, und die mit ihr die Ehe brechen, in eine große Trübsal. Wenn sie nicht Buße tun von ihren Werken.

Der Herr wird ihr selber einen Teil der Versuchung geben, sie in eine Lage bringen, in der sie gewohnt ist, Unzucht zu treiben. Er wird sie von ihrer Umgebung nicht entfernen, ihr keine Erleichterung verschaffen, sie vielmehr in die Situation ihrer Sünde bringen, so daß das Nachfolgende, die Sünde, wie das Weiterrollen eines losgelassenen Steines sein wird. So kann es Augenblicke geben, in denen der Herr die Versuchung nicht wegschafft, sondern steigert, obwohl die Aussichten des Widerstandes sich verringern. Er kann also Anstrengungen von fast übermenschlicher Größe fordern, die wie im Widerspruch zu stehen scheinen mit seiner sonstigen Liebe. Für Johannes wie für uns wäre zu erwarten gewesen, daß er das Weib in Umstände gebracht hätte, die ihre Sinnesänderung erleichtert hätten. Er tut es nicht. Aber er erwartet die Anstrengung nicht von ihr, ohne ihr zuvor sein Angebot an Kraft und Hilfe bekanntgegeben zu haben. Hat sie dieses Angebot nicht angenommen, so ist das weitere Angebot ein sehr viel schwereres. Und doch hofft der Herr, daß sie sich jetzt noch bekehre. Und man kann nicht sagen, daß das Verdienst der Bekehrung in diesem erschwerten Angebot größer wäre als in der vorhergehenden Zeit, die der Herr zur Bekehrung bereitgestellt hatte.

Und die mit ihr die Ebe brechen, in eine große Trübsal. In der angebotenen Zeit hätte das Weib zugleich die Priester retten können. Nun aber wird er auch sie strafen, ohne daß sie etwas anderes getan hätten, als das begonnene Schlechte fortsetzen. In der verlängerten Sünde der Priester erblickt der Herr diesmal keine weitere Verhärtung. Das Gewohnheitsmäßige ist so stark geworden, daß es irgendwie das Gewicht der Sünden nicht zur weiteren Entfaltung bringt. Die Trübsal, die über sie kommen wird, wird keine Strafe der Sühne sein, sondern des Schreckens. Und die ganze Frage nach ihrer Bekehrung bleibt offen.

Wenn sie nicht Buße tun von ihren Werken. Diese Buße

wäre die Beichte. Denn im Christlichen hätte eine bloße Erkenntnis der Schuld ohne Bekenntnis keine Bedeutung. Die Erkenntnis im Herrn ist nichts anderes als die Beichte, die die Lossprechung in sich schließt. Das wäre dann auch die echte, christliche Bedrängnis. Ein Christ, der in der Atemlosigkeit des Schreckens beichtet, im Entsetzen darüber, daß er das getan hat (und das Entsetzen begleitet ihn vielleicht noch lange nach der Lossprechung), ein solcher hat die fruchtbare Bedrängnis des Herrn erfahren. Eine Bedrängnis ohne Erkenntnis der Schuld und ohne Sicht der Erlösung im Herrn ist Verzweiflung, die ausgangslos in sich kreist. Christliche Bedrängnis bindet immer an den Herrn, führt in das Je-größere Gottes. Es genügt zur christlichen Bedrängnis auch nicht, daß ich einfach den Kausalnexus zwischen Sünde und Strafe erkenne. Es muß hinzukommen, daß ich die Beleidigung einsehe, die ich dem Herrn zugefügt habe. Der Beichtvater hat die Möglichkeit, die Beichtbedrängnis in einem christlichen Sinn zu steigern. Er kann auf die Umstände, die Folgen der begangenen Sünde aufmerksam machen. Er kann dadurch die Wirkung der Absolution vertiefen, zu einer persönlicheren Begegnung des Sünders mit dem Herrn hinführen. Und wenn der Herr gewissermaßen die Versuchung steigern kann, wenn der Beichtvater (oder auch der Ordensobere) die Bedrängnis vertiefen kann, dann ist damit gesagt, daß im christlichen Leben nicht jede Versuchung im weiten Bogen umgangen werden muß. Ein Novizenmeister wird nicht gut daran tun, seinen Novizen jede Anfechtung zu ersparen; er wird ihnen im Gegenteil gewisse Versuchungen diskret auf den Weg setzen, so wie er ihnen Demütigungen nicht nur nicht erspart, sondern unbedingt auch zufügt oder zustoßen läßt. Auch der Herr ist versucht worden, und durch ihn wird die Versuchung zu einer positiven christlichen Situation.

2, 23. *Und ihre Kinder will ich des Todes sterben lassen, und alle Gemeinden werden erkennen, daß ich es bin, der Nieren und Herzen erforscht, und ich werde einem jeden von euch nach euren Werken vergelten.*

Die Kinder werden also die Sünden der Mutter büßen. Und der Tod, den er ihnen verheißt, ist ohne Hoffnung; er wird diese Kinder der Unzucht nicht teilnehmen lassen an seinem Licht. Johannes hat den Herrn als den gekannt, der alle an sich ziehen will; es wird für ihn schwer, diese Drohung des Herrn mit seiner Liebe in Einklang zu bringen. Schon das, was über Jezabel und die Priester gesagt wurde, hat er mühevoll, in seiner Liebe leidend, aufgenommen; und hier ist es ihm, als erleide die Liebe einen Tod, als habe er einen Ort betreten, den er nie vermutet hätte, von dem er bisher, wenn er in Gedanken daran rührte, immer meinte, er sei nicht. Er sei höchstens enthalten innerhalb des Heilswillens Gottes als eine Drohung für die Lebendigen, aber niemals als eine bevölkerte Stätte. Und nun stockt ihm gleichsam das Herz: es sollte also diesen Tod dennoch geben? Aber der Herr zeigt sofort, was der Zweck dieser Aussage ist, der seine Drohung zu einer so fruchtbaren macht: *Alle Gemeinden werden erkennen, daß ich es bin, der Nieren und Herzen erforscht.* Die Gemeinden werden erkennen, daß die Kinder sterben, sie werden aber nicht beurteilen können, was im Jenseits mit ihnen geschieht. Und so kann auch Johannes das Schicksal dieser Kinder dem Herrn in die Hand zurücklegen. Die Kirche wird oft mit Sicherheit wissen, daß gewisse Menschen im Himmel sind; niemals aber wird sie die Verdammnis eines Menschen mit Sicherheit erkennen oder erschließen können. Und Johannes, der ja zur Kirche gehört, braucht die Erfüllung dieser Weissagung des Herrn nicht zu überprüfen. Genug, wenn der Herr das Schicksal dieser Kinder betreut. Nur dies weiß man sicher: keines wird am Leben bleiben, damit die Kirchen die Herrlichkeit des Herrn tiefer erfahren. Sie werden

einsehen, daß er prüft und erforscht, daß es keine Möglichkeit gibt, ihm etwas zu verbergen. Seine Prüfung geht bis an die innerste Substanz des Geistes, an die letzten Motive des Tuns. Beim Prüfen, Sondieren — das heißt beim Anlegen einer Sonde, die in das zu Prüfende eingeführt wird und beim Herausnehmen Antwort bringt — gibt es im menschlichen Bereich immer Möglichkeiten der Täuschung. Der zu Prüfende kann sich, bewußt oder unbewußt, auf die Prüfung einstellen und damit subjektive, unsachliche Momente in die Antwort einführen. Die Sonde des Herrn aber ist so stark, daß sie jeweils das Innerste, die Herzsubstanz, trifft, aus dem Subjektivsten das Objektivste zutage fördert. Er ist auf keine Selbstaussage des Geprüften angewiesen, er prüft so eindringlich, daß er tiefer dringt als jede Meinung des Menschen über sich selbst.

In der Kirche sollte man sich möglichst eng an diese Prüfungsweise des Herrn anschließen, anstatt immer neue äußerliche Prüfungsmethoden zu erfinden. Das setzt voraus, daß der Prüfende ganz des Herrn ist. Keine menschliche Schlaueit kann diese Verbundenheit ersetzen. Ist sie da, dann genügen die christlichen Regeln der Unterscheidung der Geister auch für die schwierigsten Fälle. Denn man prüft dann in Einheit mit dem Herrn. Und wo immer das Böse, auch verborgen, geschieht, dort ist der Herr als Verwerfender gegenwärtig, wo immer das Gute, dort hält er sich auf und anerkennt es. Jeder Priester sollte mit dem Herrn so verbunden sein, daß er unterscheiden kann; es brauchte dann zum Beispiel keine „Spezialisten für Mystik“ zu geben. Was nicht besagt, daß praktisch nicht immer die einen besser unterscheiden werden als andere.

Ich werde jedem von euch nach euren Werken vergelten.
In dieser Beziehung zwischen Werk und Gnade scheint zunächst wie ein berechenbares Verhältnis zu stecken. Sobald man aber erkennt, daß die Werke durch die Gnade des Herrn

getan werden, sieht man auch, daß die „Gnade in den Werken“ und die „Gnade als Lohn“ in einem Spiegelverhältnis zueinander stehen. Und wenn Johannes die Liebe des Herrn betrachtet, die beides wirkt, erkennt er den wahren Einheitspunkt, und daß der Mensch, der seine Werke nur im Hinblick auf den versprochenen Lohn wirken wollte, sich sehr bald außerhalb der Liebe befände. Um dieses Wort sagen zu können, muß der Herr sowohl die Ausschließlichkeit des Wirkenwollens wie die Möglichkeit der Berechnung schon aufgehoben wissen. Es ist eine Verheißung, die so sehr innerhalb der Liebe steht, daß man sie auch nur innerhalb der Liebe als wirksam betrachten kann. Selbstverständlich muß der Mensch alles für den Herrn tun, was in seinen Kräften steht, und alles vom Herrn erhoffen, was dieser ihm zugedacht hat. Gleichzeitig aber hat er jede Vorstellung einer exakten Entsprechung aufzugeben. Der Herr hat ihm alles zugedacht, so daß der Mensch ihm alles geben darf, und sein Alles wird immer wie ein Nichts sein angesichts des Alles des Herrn. Der Herr steht liebend vor seiner Gemeinde, und in der Sonne seiner Liebe blühen die Werke auf: seine Liebe lockt in den Seinen den Willen hervor, zu antworten. Die Werke, die so entstehen, sind Früchte seiner Liebe, und doch auch Früchte der antwortenden Liebe der Glaubenden. Und wenn der Herr ihre Werke als die ihrigen anerkennt, obwohl sie von ihm stammen, und er ihnen dafür die Belohnung verspricht, dann bewahrheitet er das ausgesprochene Wort. Freilich: das ist die Perspektive des Herrn. In der Perspektive des Menschen gibt es für diesen eine Art Pause zwischen dem Liebesangebot des Herrn und der Antwort des Menschen. Der Mensch ist frei, zu antworten und nicht zu antworten, so oder anders zu antworten, sich der ganzen Gnade zu öffnen oder nur einem Teil. Vom Herrn aus gesehen ist die Hauptsache, daß der Mensch alles auffängt, vom Menschen aus, daß er alles zurückwirft. Aber beides ist im Grunde dasselbe. Denn wer wirklich

alles auffängt, der kann mit der Gnade nicht Mißbrauch treiben, sie nicht in sich ansammeln wie einen Proviant, sie nicht zur Ausschmückung des Eigenen benützen. Er wird, weil die Gnade immer etwas Offenes und Unendliches ist, in seinem Antworten etwas von dieser Unabgeschlossenheit haben, er wird sein Werk nie als genügend betrachten, nichts endgültig abschließen, nicht einmal seine Reue über längst verziehe Sünden. Diese Offenheit und Unabschließbarkeit des Verhältnisses zwischen Verdienst und Gnade hängt aber auch von den Folgen der Erbsünde ab. Die Taufe nimmt diese Folgen nicht hinweg, daher kann auch der Getaufte nie vollständig mit der vergangenen Sünde fertig werden, ganz in die paradiesische Menschennatur zurückkehren. Der Mensch bleibt der Gnade gegenüber in diesem unendlichen Rückstand, der aber von der unendlichen Gnade immer wieder überholt wird. Dadurch wird jede Rechnung endgültig unmöglich.

2, 24. Euch aber, den übrigen in Thyatira, euch allen, die ihr diese Lehre nicht haltet und nicht, wie sie sagen, die Tiefen Satans erkennet, euch lege ich keine andere Last auf.

Unter denen, die diese Lehre nicht halten, sind sicherlich zwei Gruppen: die einen brennen darnach, das Wort des Herrn zu empfangen und zu behalten, die andern sind entfernter, schwerer zu erreichen, aber doch von der Irrlehre nicht angesteckt. Nie ist eine Gemeinde ganz einheitlich, auch nicht in den Gliedern, die dem Willen des Herrn entsprechen möchten. Die Grundeinstellung ist gefordert: Gott zu folgen, im übrigen anerkennen sowohl der Herr wie die Kirche eine große Freiheit.

Diese Getreuen haben sich nicht verführen lassen, *die Tiefen Satans zu erkennen*. Diese Tiefen, die da erkannt werden sollten, ist die eigentliche begangene Sünde. Wer nur die Versuchung kennt, hätte demgegenüber nur die Oberfläche des Bösen erkannt. Auch sie kann eine wahre Erkenntnis der

Sünde vermitteln, wenn auch nicht die Tiefen Satans, die nur durch die begangene Sünde sich öffnen. Der unschuldige Priester, dem eine ungeheuerliche Sünde gebeichtet wird, ermißt zwar etwas von ihr, er hat einen Maßstab, um sie zu fassen, aber nicht ihre ganze Tiefe. Der sie aber begangen hat, erkennt nach der Begehung ihren Abgrund, ihre Unmeßbarkeit. Dieser Abgrund öffnet sich erst im Zusammenwirken des Teufels mit dem Sünder. Er ist wie das Negativ zur Gnade, deren Größe auch nur der ermißt, der sie erhält.

Euch lege ich keine andere Last auf. Der Herr wird ihnen nur die Last lassen, daß sie wissen: er mißbilligt es, daß sie das schlimme Treiben zuließen. Der Tadel des Herrn selbst ist ihre Strafe. Und dieser Tadel hat auch wirklich das ganze Gewicht einer Strafe; Strafe und Belohnung sind ja nie objektive Werke außerhalb des Menschen; sie erhalten ihr Gesicht durch die Aufnahme dessen, dem sie zugehört sind.

Das Streben aller nach Gott bildet die Einheit der Gemeinde. Mit dieser Einheit sollte man immer sorgsam umgehen, sie aber nicht in Formen zwingen, die von Gott gar nicht vorgesehen sind. Das Streben nach Gott wirkt sich in allen verschieden aus. Darum sollte keiner darüber Reflexionen anstellen, ob ein anderer besser betet, mehr Tröstungen empfindet als er; jeder sollte vor allem darauf achten, daß alle in der Una Sancta ein gemeinsames Gebet besitzen, mit einer gemeinsamen Kraft, und die Kraft des überhaupt Betendürfens, überhaupt zur Kirche Gehörendürfens als die Einheit ansehen, aus der alle leben, so verschieden ihr Leben auch sein mag. Erst das kirchliche Amt geht es an, wer es besser, wer es weniger gut macht. Nicht die Gemeinde. Sie geht das Wissen an um die Einheit der Braut Christi.

Unter den Gliedern der Gemeinde wird das Amt diejenigen, die einfachen Geistes sind, vor allem in die Einheit zu stärken haben, während es jene, die mehr versprechen, auch mehr zu differenzieren versuchen wird, und zwar im Hinblick

auf die Einheit. Es wird also keine Extravaganzen fördern, Dinge, die nur noch peripher mit der Einheit zusammenhängen, sondern nur jenes Differenzierte, das die Einheit vertieft und lebendiger macht. Darum muß in der Führung eines jeden Berufenen und Gesendeten der Punkt der Einheit besonders klargemacht und gründlich eingehämmert werden.

2, 25. *Nur haltet fest, was ihr habt, bis ich wiederkomme.*

Die Last, die der Herr ihnen auferlegt, wird durch Festhalten nicht größer, höchstens insofern als ihnen die Augen immer mehr aufgehen dafür, was es heißt, dem Herrn zu folgen. Seltsam ist, daß der Herr ihnen nicht sagt, sie sollten sich um die Sünder bemühen. Sie haben sie bisher geduldet; jetzt wissen sie, wie sündig das war, der Tadel des Herrn hat es ihnen eingeprägt. Mit den Sündern selber aber gibt sich der Herr ab. Gewiß ist auch Johannes darüber erstaunt, denn er hat immer, wo er ein Unrecht bemerkt hat, seine Liebe einzusetzen versucht. Aber er versteht, daß die Liebe des Herrn hier einfach Gehorsam verlangt. Der Herr entzieht der Gemeinde die Genugtuung, apostolisch zu wirken. Sie soll es sich an der Last genug sein lassen. Er sagt nicht, daß sie nicht versuchen darf, aus der auferlegten Last etwas für die Sünder Nützliches werden zu lassen. Die Verwertung ihres Leidens (denn sie leidet unter der Last) läßt er offen. Aber sie soll sie vor allem behalten, *bis ich komme*. Einmal wird er kommen, in einem von ihm gewählten Augenblick, um ihr die Last wegzunehmen. Ähnlich wie in der Beichte: vom Augenblick an, da der Sünder seine Schuld erkennt, leidet er darunter, auch wenn er keine neue begeht, in steigender Weise, bis der Herr kommt, das heißt, bis er beichten kann und die Nachlassung durch den Herrn empfängt. Es kann in beiden Fällen eine Zeit eingeschoben werden, in der man die Last tragen muß, ohne sie sogleich abladen zu können. Nur dauert diese Zeit nie ins Ungewisse hinein, sondern so lange, bis der Herr

sie abnimmt. Und die Gemeinde wie der Einzelne soll sich immer erinnern, daß der Herr die Verheißung gegeben hat.

2, 26. Und dem, der siegt, und dem, der meine Werke bis zum Ende bewahrt, dem will ich Macht geben über die Völker.

Bis zum Ende heißt bis zum Augenblick, den der Herr als Ende gesetzt hat, sei es der irdische Tod oder ein Moment der Begegnung mit dem Herrn. Bis dahin soll man die Werke des Herrn nicht nur tun, sondern behalten, hüten, gedeihen lassen, am Leben bewahren, in ihnen das Leben und den Geist des Herrn sich entwickeln lassen. Und das heißt siegen. Der Herr macht hier keinen Unterschied zwischen dem Glauben und den Werken. Der Glaube wird aus den Werken sichtbar als in ihnen enthalten. Und dieser Glaube wiederum ist nicht bloß etwas Persönliches, das sich nur im Einzelnen lebendig erhält. Er ist so sehr des Herrn, daß er dem Einzelnen die lebendige Liebe des Herrn schenkt. Und Sieger ist der, der das Leben des Herrn in sich behält, bis er es ihm zurückgeben kann. Der also in sich den Herrn am Leben erhält.

Dem will ich Macht geben über die Völker. Der Herr teilt die Macht mit, weil er sie schon hat. Er besitzt sie in sich, und indem er im Glaubenden lebt, lebt seine Macht auch in diesem. Im vorigen Vers wurde nur die Last aufgeladen, ohne daß man apostolisch hätte wirken dürfen. Nun wird das Festhalten des Herrn Grundlage für das breiteste Apostolat. Nur wird dieses aufgespart bis zum Augenblick des Sieges. Wie etwa die Kleine Therese Patronin aller Missionen wird, nachdem sie bis ans Ende treu gedient hat.

Johannes hat das schmerzliche Ende des Herrn erlebt und auch seine Auferstehung. Hier aber wird er gleichsam zurückversetzt in die Hoffnungen seiner ersten Jüngertage. Bei den ersten Reden des Herrn meinten sie alle, sie würden mit ihm zusammen die ganze Welt erobern. Dann kam es ganz anders. Aber jetzt weiß er wieder, daß sich jene erste Verheißung des

Herrn erfüllen wird, daß er die Macht über alle Völker hat und seine Jünger daran teilhaben werden. Nur liegt jetzt dazwischen die Bedingung des Bewahrens bis ans Ende.

2, 27. Und er wird sie mit eiserner Rute weiden, wie die irdenen Gefäße zerschlagen werden.

Die Völker werden es unter dieser Macht nicht leicht haben, sie werden erst zur Einsicht kommen, wenn sie zerschlagen werden. Aber auch für jene, die gesiegt haben und diese harte Herrschaft durchführen müssen, wird sie kein Leichtes sein. Doch der Herr weiß, daß er sich auf sie verlassen kann. Ihr Gehorsam ist auf Erden stark geworden, sie haben stets seinen Willen getan. Die Härte, die sich hier ausspricht, ist also eine doppelte: für die Geführten wie für die Führenden. Und von der Erde her wird man nur die eiserne Konsequenz, die sich folgenden Katastrophen sehen. Dennoch wird Führung von oben darin sein. Und jene, die diese Führung übernehmen, werden es im engsten Gehorsam gegenüber dem Herrn tun. Nicht umsonst wird dies alles erwähnt, nachdem von Jezabel und den verführten Priestern die Rede war. Ihre Sünde ist so weit fortgeschritten, daß die Kirche von Thyatira versteht: hier ist mit halben Maßnahmen nichts mehr auszurichten. Es geht um die Forderung des ganzen Gehorsams, der der Welt als eiserne Rute erscheinen muß.

2, 28. Wie auch ich es von meinem Vater empfangen habe. Und ich will ihm den Morgenstern geben.

Der Herr selbst hat diese Macht vom Vater erhalten: die pure Macht der Gerechtigkeit, die Macht, die Mittel anzuwenden, um zu den Zielen zu gelangen, die der Vater ihm zeigt. Und wenn der Herr diese Macht austeilte und erwartet, man werde sie im strengsten Gehorsam handhaben, dann weiß er, daß auch dieser Gehorsam seinem Gehorsam an den Vater entstammt. Denn auch der Herr übt die Macht als ein

Gehorchender; er wählt frei die Mittel, aber nicht willkürlich, sondern hinblickend auf den Willen des Vaters.

Und ich will ihm den Morgenstern geben. Den Morgenstern, der leitet und den Tag ankündigt. Er verheißt also eine sichtbare Leitung, eine immerwährende Tröstung, die weiterführt. Der Sieger wird nicht widerstrebend gehorchen, sondern willig, weil er sich als ein Geführter fühlen und erleben wird.

2, 29. Wer ein Ohr hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt.

Wer das Ohr hat, ist der, der betroffen wird durch diese Prophezeiung des Herrn. Es sind jene, die die Sünde in ihrer Umgebung geduldet haben, wie die Gemeinde, es sind jene, die in der Sünde verharrt sind, wie die falsche Prophetin, es sind jene, die dem Herrn treu bleiben und immer mehr in seinen Dienst hineinwachsen. Aus der ganzen Verheißung wird sehr stark die Schwierigkeit des Christlichen sichtbar: des Verstehens, des Tragens, des Mitteilhabens an dem, was des Herrn ist. Und wenn die Härten der Sendung hier so scharf gezeichnet sind, dann um zu erinnern, daß sie dem Herrn nicht erspart blieben und daß er sie auch uns nicht ersparen kann. Kirche sein heißt dem Herrn folgen, sein Los teilen. Kirche sein ist kein harmloses Schicksal. Die meisten, die sich für den Herrn ganz einsetzen wollen, Priester oder Laien, finden oft die Schwierigkeiten zu groß. Auch die Widerstände in den eigenen Reihen. Ihnen ist dieser Brief vorzuzeigen. Durch zwei Dinge sollen sie zur Härte sich selbst gegenüber erzogen werden: zuerst sollen sie es lernen, nur die Last zu tragen, ohne die Tröstungen eines wirksamen Apostolats. Dieses Tragenkönnen von etwas, was nur als Last erscheint, ist Vorbedingung für alles spätere Wirken. Und dann sollen sie im voraus wissen, daß sie auch als Sieger werden hart sein müssen. Sie werden Dinge tun müssen, die sie lieber

nicht täten. Sie werden sie im Gehorsam nur dann tun können, wenn sie vorerst gelernt haben, sich selbst gegenüber hart zu sein. Wer in seinem Wesen zerfahren und weich ist, der kann nicht in einen Widerstand eindringen. Er muß sich dazu erst versteifen und so die Macht erhalten über die Völker.

e) An Sardes

3, 1. Und dem Engel der Kirche von Sardes schreibe: So spricht, der die sieben Geister Gottes hat und die sieben Sterne: Ich weiß deine Werke, daß du dem Namen nach lebst und doch tot bist.

Auch die neue Gemeinde, an die Johannes schreiben soll, hat ihre schweren Fehler. Für diese Gemeinde ist der Herr der, der die sieben Geister Gottes hat: er ist der Träger des Heiligen Geistes, aber sofern er ihn nicht für sich behält, sondern in Gestalt der sieben Sterne entäußert. Es gibt nichts im Herrn, was er für sich behielt. Und wenn er jeder Gabe des Geistes die Sichtbarkeit eines Sternes gibt, so damit wir ihn durch dieses Anschaulichwerden der Gabe besser verstehen. Jeder Stern ist eine Pforte zu ihm.

Der Herr will jedem das sein, wozu der Mensch in sich selber Zugang hat. Er zieht den Menschen durch jene Gabe an, die ihm entspricht. Keiner ist so begnadet, daß er den Herrn in seiner ganzen Fülle begreifen kann. Da aber der Herr sich als Besitzer der Gaben offenbart und diese Gaben einzeln vor unseren Augen ausbreitet, wird jeder an irgendeiner Stelle aufmerksam auf den Herrn, und eine der Gaben verschafft ihm das Verständnis. Und wie der Herr die Gaben des Heiligen Geistes uns so zeigt, als wären sie seine eigenen, so sollte der Christ im Dienste des Herrn seine persönlichen Gaben ausmünzen und dazu benützen, um durch irgendeine, die entspricht, seinen Nächsten zum Herrn zu

führen. Jeder sollte die Einheit seines Charakters so auseinanderbreiten, daß die Menschen an seinen verschiedenen Facetten einen Zugang zum Herrn finden. Immer wird man vom Einzelnen her mit dem Ganzen bekanntgemacht und eingeführt.

Es bedeutet für die Gemeinde von Sardes eine Ermutigung, daß der Herr sich ihr als der vorstellt, der die sieben Sterne besitzt. Es ist ein Zeichen dafür, daß er trotz der ernsten Worte, die er an die Gemeinde zu richten hat, diese nicht entmutigt, sondern aufrichtet.

Ich weiß deine Werke. Der Satz wird hingestellt, ohne daß gesagt würde, ob die Werke gut oder schlecht sind. Der Herr nimmt an, die Gemeinde sei sich bewußt, wie ihre Werke aussehen, was ihnen fehlt und welches ihr Gesicht ist. Er betont aber sein eigenes Wissen um diese Werke, damit die Gemeinde sich gleichzeitig bewußt sei, daß ihm nichts verheimlicht werden kann. Er geht von diesem Ausgangspunkt rasch weiter:

Ich weiß, daß du dem Namen nach lebst, und doch tot bist. So werden die andern von der Gemeinde betrogen. Sie kann ihren Tod so verbergen, daß andere sie für lebendig halten und getäuscht werden. Und wie der Herr weiß, daß die Gemeinde tot ist, so weiß es auch die Gemeinde. Denn schon lange hat sie an sich kein Zeichen des Lebens mehr erfahren. Würde sie bekennen, daß sie tot ist, so läge darin ein Zeichen für den Ansatz neuen Lebens. Sie würde sich als aufnahmefähig für die Gnade erweisen.

Ein Christ kann wissen, ob er tot ist, wenn er auf den Herrn schaut. Schaut er nur auf sich, so kann er sich fälschlich einbilden, zu leben. Blickt er wenigstens auf einen andern Menschen, der lebt, so kann ihm dies ein Weg zum Herrn hin werden. Verweigert er diesen Blick, so bleibt für den Menschen kein Weg, ihm zu helfen. Es gibt Menschen, die wissen, daß sie tot sind, aber allzu verzweifelt sind, um

sich dem Herrn zuzuwenden. Diese bleiben tot. Es scheint ihnen weniger schmerzvoll, tot zu sein, als zu leben. Wer lebt, dem ist das Wissen um sein Leben nicht verweigert. Er weiß, daß er „atmet“, daß er im Gebet etwas vom Leben des Herrn erfährt. Aber je lebendiger ein Christ lebt, um so mehr weiß er, wie n a h e der Tod ist, wie leicht er sterben könnte. Das stärkere Leben steigert auch die Gefahr des Sterbens. Dennoch soll sich der Christ nicht ständig mit der Frage abquälen, ob er im Stande der Gnade sei. Im Gebet wird er die rechte Antwort von Gott erfahren, ohne die Frage gestellt zu haben. Bei andern erkennen, ob sie leben oder tot sind, ist für den lebendigen Christen nicht schwer: man sieht ihnen irgendwie an, ob sie das Licht der Gnade zurückstrahlen oder nicht. Jedes tiefere Gespräch offenbart es, trotzdem die Menschen viel egoistischer sind, als sie sich geben, und ihre scheinbare Freigebigkeit sehr oft nur ein Umweg ist, um zu ihrem Zweck zu gelangen. Ist ein Mensch nur noch ganz schwach am Leben, so muß man ihn wie einen Kranken schonen, ihm von der eigenen Liebe, vom eigenen Leben schenken, ihn unsere Hand fühlen lassen, ihn langsam dazu erziehen, uns etwas zu schenken, um die ersterbenden Atemzüge der Liebe neu anzufachen und ihn über den Weg der Nächstenliebe allmählich wieder zu Gott zu führen.

Die Gemeinde von Sardes schaut nicht mehr zu Gott hin. Sie hat angefangen, nur noch auf sich zu blicken, nur noch das Eigene zu betrachten. Alles, was ihr von Gott zukam, hat sie abgewiesen und schließlich als vollkommen fremd empfunden. In Gott kann man nur leben, wenn man das Leben dauernd von ihm empfängt. Schon die geringste Gleichgültigkeit oder Absage an Gott läßt das in der Seele sterben, was sich abwendet. Die Absage bedeutet eine Verschlimmerung jenes Übels, das den Menschen zur Absage bewegt hat. Trotzdem gilt die Gemeinde als lebendig: man sieht sie sich bewegen und handeln, und die Mitwelt, die urteilt, blickt jeweils vor

allem auf die äußere Bewegung, um danach die innere Lebendigkeit zu beurteilen.

3, 2. *Werde wach und bestärke das Übrige, das am Absterben ist. Denn ich habe deine Werke im Angesicht meines Gottes nicht als voll empfunden.*

Der Herr wendet sich an das Wenige in der Gemeinde, das noch aufnahmefähig ist. Von diesem kleinen, noch nicht abgestorbenen Teil aus will er sie durch sein Wort zu neuem Leben erwecken. Von dort aus kann er wirken. Der Herr kennt seine Kraft, er weiß, wenn man ihm Leben einzufößen gestattet, wird die Gemeinde wieder leben. Aber er braucht ihre Mitwirkung, er kann es nicht allein machen. Und so ruft er auf: *Werde wach!* Als Schlafende kann er sie nicht zum Leben erwecken.

Und bestärke das Übrige, das am Absterben ist, das im Begriffe steht, Gott eine endgültige Absage zu erteilen. Das soll wieder eingeholt und zur Rückkehr gebracht werden. Und um die Dringlichkeit des Erwachens vor Augen zu stellen, fügt er bei: *denn ich habe deine Werke nicht als voll empfunden.* Die Gemeinde könnte in ihrer Schläfrigkeit der Meinung sein, ihre Werke genügen. In der Feststellung, daß sie nicht genügen, soll ihr der Abstand ermeßbar werden, der sie vom Herrn trennt, und zwar zunehmend trennt. Und der Herr hat dieses Ungenügen *im Angesicht meines Gottes* empfunden. Er hat also die Prüfung der Werke dieser Gemeinde vor Gott erlebt, als sei das Licht des Vaters durch sie hindurchgegangen und habe in einer ungünstigen Brechung den Sohn erreicht. Indem dieser den Vater seinen Gott nennt, stärkt er die Einheit des Glaubens, die ihn mit den Menschen verbindet. Er zeigt der Gemeinde, daß er ihren Glauben teilt, daß ihr Gott sein Gott ist, daß die göttlichen Eigenschaften des Vaters für ihn dieselben sind wie für die Gemeinde. In dieser Art zu reden liegt eine Herablassung des Sohnes, er stellt sich

beinahe als eines ihrer Glieder unter die Gemeinde, dessen Aufgabe es wäre, ihre Werke vor ihrem gemeinsamen Gott prüfen zu lassen.

3, 3. Erwinnere dich also, wie du empfangen und gehört hast; und bewahre es und bekehre dich. Wenn du also nicht wachst, will ich kommen wie ein Dieb, und du wirst nicht wissen, zu welcher Stunde ich über dich kommen werde.

Die Gemeinde soll es sich ins Gedächtnis zurückrufen; und in diesem Wort des Herrn ist die Möglichkeit angeboten, nochmals unverfälscht zu wissen, wie es war, als sie empfing und hörte. Unternimmt sie den Versuch der Erinnerung in seinem Namen und Auftrag, dann liegt darin die Gewähr des Erfolges. Sie wird das Gewesene erleben, wie es war. Sie wird sehen, wie offen sie damals für Gott war und darin wird sie den Abstand ermessen können zwischen damals und jetzt. Die jetzige Verrantheit wird den Zugang zum Damaligen nicht versperren, aber das Damalige wird das Heutige nicht einfach aufheben, sondern neben ihm auftauchen und es in ein neues Licht stellen. *Wie du empfangen und gehört hast.* Beides steht parallel, aber das Empfangen ist das Erste, da die Gnade den Menschen öffnet und zum Empfang bereit macht, damit das Gehörte in ihm lebendig werden kann. *Und bewahre es und bekehre dich.* Das Erinnern darf nicht ein flüchtiges sein. Es soll wachbleiben, die aufgerissene Kluft offenlassen, damit die Bekehrung, nämlich die Reue möglich werde. Die Kluft wird die Größe der Schuld aufdecken, gewiß nicht so, daß die Sünde abgemessen werden könnte, aber doch so, daß die Wegrichtung für den sich Bekehrenden sichtbar wird. Und eigentlich ist dieser Weg schon in den ersten Worten des Herrn enthalten. Wenn die Gemeinde sich wecken läßt, dann wird alles andere beinahe zwangsläufig erfolgen; das ganze Versprechen des Herrn wird durch das Wachwerden ermöglicht. Dennoch zeichnet er den ganzen Weg, weil es wichtig und für die

Zukunft unerläßlich ist, daß die Gemeinde bereut. Die Reue wird ihr das Verzeihen des Herrn zusichern. Die Erkenntnis kann der Herr vermitteln, die bekehrende Reue muß der Einzelne leisten. Der Herr kann nicht stellvertretend für ihn bereuen. Wohl kann einer mit seinen Sünden zusammen auch die Sünden anderer bereuen, aber trotz diesem gleichsam eucharistischen Charakter der Reue kann der Herr die Reue nicht einfach abnehmen. Er schenkt sie, indem er die Gnade dazu gibt, aber sie muß vollzogen werden, um als Gnade wirksam zu sein.

Wenn du also nicht wachst, will ich kommen wie ein Dieb. Wacht die Gemeinde, dann wird sie sich ständig auf das Kommen des Herrn freuen. Sie wird es wie eine Frage aufnehmen, auf die zu antworten sie sich freut. Und schon in ihrer Erwartung wird eine Art stetes Kommen des Herrn enthalten sein. Wacht sie nicht, so wird sie sein Kommen vergessen, und dieses wird für sie wie das Kommen eines Diebes sein, unerwünscht und unangenehm. Und der Herr wird darin ein anderer sein, ein Fremder: *und du wirst nicht wissen, zu welcher Stunde ich über dich komme.* Im Überkommen ist gesagt, daß es ein strafendes Kommen sein wird. Ist die Gemeinde wach, dann ist es gleichgültig, zu welcher Stunde der Herr kommt; denn jede Stunde gestaltet sich zu einem Kommen des Herrn: die Stunde seines Kommens und seines Nichtkommens; sein Dasein wird nicht an seine Sichtbarkeit geknüpft sein. Ist sie aber tot, dann wird seine Stunde die unerwartetste sein und auf keinen Fall zu berechnen. Weil die Gemeinde ihm nicht entspricht, wird auch er ihr nicht entsprechen. Auf seine Frage wird keine Antwort der Gemeinde passen.

3, 4. Aber du hast einige wenige Personen in Sardes, die ihre Kleider nicht befleckt haben. Und sie werden mit mir in weißen Kleidern einbergehen, denn sie sind würdig.

Einige in der Gemeinde sind nicht lau geworden, sind wachsam geblieben, sind keiner Versuchung erlegen. Ihre Wachsamkeit hat ihre Liebe zum Herrn so groß werden lassen, daß sie sich der Sünde nicht hingegen und ihr Taufkleid *nicht befleckt haben*. Es sind nur wenige, und offenbar rechnet der Herr es ihnen besonders hoch an, daß sie unter der Übermenge der Schlafenden und Toten lebendig geblieben sind, denn er sieht ihr Kleid als wirklich unbefleckt an. Obwohl sie natürlich Sünder sind, betrachtet der Herr doch ihre Liebe. Er hat von ihnen etwas Bestimmtes erwartet: die Wachsamkeit. Und wenn er diese empfängt, dann übernimmt er das andere. So ähnlich wie er in der Beichte, wenn das Bekenntnis abgelegt ist, die Schuld übernimmt, so daß wir sie nicht mehr zu sehen brauchen, mehr noch: daß er sagt, er selber sehe sie nicht mehr. *Und sie werden mit mir in weißen Kleidern einhergehen, denn sie sind würdig*. Er schenkt ihnen die Würde, die er besitzt; er nimmt sie nicht als Sünder oder als Bettler mit sich, er gibt ihnen Würdigkeit. Er, der Würdige, wird mit seinen würdigen Brüdern einhergehen. Und er gibt kein Ende dieses Gehens an. Vom Augenblick an, da er sie übernimmt, wird er sie nicht mehr loslassen. Er bürgt dafür, daß ihr Kleid weiß bleibt, dadurch, daß er sie von nun an mitnimmt.

3, 5. Wer überwindet, der wird mit weißen Kleidern angetan werden, und ich will seinen Namen nicht auslöschen aus dem Buch des Lebens und will seinen Namen bekennen vor meinem Vater und vor seinen Engeln.

Das Angetanwerden mit weißen Kleidern wird für den Sieger den Siegeslohn bedeuten. Hier unterscheidet sich dieser Sieger von dem im vorigen Brief. Der Lohn des jetzigen ist die Begleitung des Herrn in der vom Herrn verliehenen Sündlosigkeit. Daß diese Bestand hat, ist nur durch die bleibende Gegenwart des Herrn möglich. Vorher war der Lohn die

Macht über die Völker; jetzt die Intimität mit dem Herrn. Die vorigen Heiligen hatten eine harte apostolische Aufgabe. Die jetzigen sollen durch ihre Reinheit auffallen. Sie tragen gar nicht mehr ihr Kleid, sondern das Kleid des Herrn. Sie bilden ein Geheimnis der Jungfräulichkeit, wo alles dem Herrn unterstellt ist und er alles in seine Reinheit hineinnimmt. Sie tragen Sendungen, die ganz unter dem Gewand des Herrn verschwinden, durch nichts Persönliches mehr auffallen. Sendungen, die die Hoffnung auf den kommenden Herrn verkörpern, immerdar auf ihn geharrt haben, nur von dieser liebenden Hoffnung leben.

Und ich will seinen Namen nicht auslöschen aus dem Buch des Lebens. Er wird das ewige Leben unvergänglich besitzen. Im wachsamem Warten auf den Herrn ist seine ewige Nähe als Antwort enthalten. Das Buch des Lebens und die darin verzeichneten Namen gehören dem Vater, aber der Sohn hat Verfügungsrecht über das Buch. Er hat die Freiheit, was darin geschrieben steht, zu lassen oder zu tilgen. Und nun verheißt er, daß, wer auf sein Kommen, sein Erscheinen, sein Eingreifen hofft, solchen Lohn erhalten wird, daß er als Würdiger sofort in die Ewigkeit hinein mitgenommen wird. Für ihn wird es zwischen dem Kommen des Herrn und dem Himmel keinen Augenblick der Unsicherheit, des Zweifels geben. Es wird ein gerader Weg vom weißen Taufkleid bis in die Ewigkeit hinein sein.

Und will seinen Namen bekennen vor meinem Vater und vor seinen Engeln. Wie er seinen eigenen Namen vor dem Vater bekennen wird, so auch den Namen seiner Erwählten. Der Erwählte wird sich nicht erst noch beim Vater zu rechtfertigen und vorzustellen haben; der Sohn wird alles für ihn tun. Er wird dadurch beweisen, wiesehr er ihm Bruder ist, einer, der sich zu ihm bekennt, ihn brüderlich behandelt, als das Kind seines Vaters. Und er wird den Namen des Bruders vor dem Vater so bekennen, daß der Vater darin den Namen

des Sohnes hört. *Und vor seinen Engeln.* Die Engel sind überall, wo Vater und Sohn sind. Und all denen, die es angeht, vermitteln sie, was der Sohn ist. Gewiß ist kein Erwählter aus dieser Verheißung ausgeschlossen. Aber die Engel werden besonders genannt, weil gezeigt werden soll, daß die Intimität zwischen Vater und Sohn der Bereich der höchsten Reinheit ist. Die Engel gehören zu diesem Bereich, darum stellt der Sohn seine Brüder auch ihnen vor.

3, 6. Wer ein Ohr hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt.

Die Worte des Herrn sind an alle gerichtet, die Ohren haben, fähig sind zu hören. Keinen gibt es unter denen, die zu hören fähig sind, den diese Botschaft nichts anginge. Alle ladet er ein, wachsam zu sein und im weißen Taufkleid begleitend mit ihm zu gehen. Und wenn sie ein Ohr haben, dann ist es ihnen nicht schwer gemacht, wachsam zu sein, denn hörend wachen sie und vernehmen den Ruf zur Wachsamkeit.

f) An Philadelphia

3, 7. Und dem Engel der Kirche von Philadelphia schreibe: Dies sagt der Heilige, der wahrhaftige, der den Schlüssel Davids hat, er, der öffnet und niemand schließt, und der schließt und niemand öffnet.

In die Eigenschaft der Heiligkeit, die der Herr sich beilegt, schließt er alle seine Eigenschaften ein. Die Gemeinde hat einen gewissen Begriff von Heiligkeit, sie soll aber wissen, daß alles, was sie sich darunter vorstellt, von der Heiligkeit des Herrn nicht nur zusammengefaßt, sondern übertroffen wird. Denn er ist der *wahrhaftig* Heilige, weil in ihm nichts anderes als Heiligkeit Platz hat. Er ist der Inbegriff der Heilig-

keit; es gibt nichts, was zur Heiligkeit gehört, was er nicht hätte. Und eine Gemeinde, die nach Heiligkeit strebt, kann durch nichts stärker berührt werden, als durch dieses Wort Heiligkeit, das für sie zum Mahnruf wird.

Und er kennzeichnet seine Heiligkeit noch näher dahin, daß er sagt, er habe den *Schlüssel Davids*; ihm sei es gegeben, zu öffnen und zu schließen, und nach ihm könne keiner öffnen oder schließen, dort, wo er diesen Schlüssel verwendet habe. Seine Macht sei von solcher Art, daß keiner eine Gegenmacht aufstellen könne. Seine einmal gefaßten Beschlüsse bleiben gefaßt. Aber indem er seinen Schlüssel als den Davids bezeichnet, der jetzt in seine Hände übergegangen sei, zeigt er, daß er nicht gegen den Alten Bund auftritt, sondern ihm als der Mächtigere nachfolgt, daß in ihm die alte Macht sich noch steigert. Es ist der gleiche Schlüssel, den schon David besaß, aber in den Händen des Herrn öffnet er mehr. David hatte den Schlüssel von Gott Vater empfangen, und der Sohn empfängt ihn von David, nicht unmittelbar vom Vater. Darin liegt, daß der Sohn das ganze Alte Testament bis zur Quelle im Vater zurück gutheißt. Auch die ganze Macht der Absolution liegt im Schlüssel: die Macht, zu öffnen und zu schließen, die der Sohn besitzt, reicht von jeder einzelnen Seele bis zur ganzen Kirche, von der Erde bis zum Himmel, jede Form des Bindens und Lösens ist darin eingeschlossen. Es ist immer die Macht des Sohnes, aber wie sie von David herkam, so gibt der Sohn sie seiner Kirche weiter. All das Seinige gibt er ja seiner Kirche. David besaß den Schlüssel eigentlich nur, um ihn aufzubewahren für den Sohn, und erst durch den Sohn wird er zum Schlüssel der Kirche. Vom Vater steigt er herab zu David, von David steigt er auf zum Sohn, um von da wieder abzusteigen zur Kirche. David war wie der Schlüsselbewahrer, der Schatzhüter des Sohnes. Es ist auch bezeichnend, daß der Schlüssel zuerst öffnet und dann erst schließt. Er hat die Neigung, überall zu öffnen, und erst als letzten Ausweg

schließt er, dort, wo es sogar ihm nicht gelingt, zu öffnen. Auf jeden Fall aber gilt: nach seinem Entscheid des Öffnens und Schließens kann niemand mehr anders entscheiden.

3, 8. Ich kenne deine Werke. Siehe, ich habe bewirkt, daß vor dir eine Türe offen steht, die niemand schließen kann; denn du hast geringe Kraft und hast meine Worte bewahrt und meinen Namen nicht verleugnet.

Indem der Herr sein Wissen um ihre Werke als erstes kundtut, gibt er sich der Gemeinde nochmals zu erkennen. Denn er ist der, der in Wahrheit weiß, woher die Werke stammen und wohin sie zielen. Über die Werke selbst sagt er zunächst nichts. Er lobt sie nicht. Er wird im folgenden zeigen, wie sehr er sich mit ihnen eins weiß, sie als die Seinen kennt und anerkennt, zunächst in einer Einheit, ohne zu scheiden. Er zersetzt sie nicht. Er adoptiert sie. Er eröffnet keine Diskussion über sie, er kennt sie mit einem abschließenden Wissen.

Er weiß auch, daß die Gemeinde *geringe Kraft* hat. Sie ist schwach, sie wäre nicht geeignet für einen großen Kampf; die Mittel fehlen ihr dazu. Er anerkennt das mit Nachsicht — was den Wert der Treue dieser Gemeinde erhöht — und setzt es an den Anfang der Begründungen. *Und hast mein Wort bewahrt.* Er sagt nichts über den Kampf, den die Gemeinde hat ausfechten müssen, um es zu bewahren. Aber aus seinem Wissen darum ist irgendwie ersichtlich, daß dieser Kampf wegen des Mangels an Macht ein schwieriger war. *Und meinen Namen nicht verleugnet.* Die Gemeinde ist zu seinem Namen gestanden. Dem Petrus gibt der Herr den Schlüssel, obwohl er ihn verleugnet hat; er wird ihn aber nicht mehr verleugnen, weil er die Macht hat. Im Gegensatz zu Petrus hat die Gemeinde bewiesen, daß man auch mit wenig Macht den Namen des Herrn nicht zu verleugnen braucht. Aber der Herr weiß, wie schwer es ist; darum wird er der Kirche, damit sie als

Kirche seinen Namen nicht verleugne, die Macht dazu geben. Petrus und die Kirche sind Kratophoren. Das ist notwendig, sobald die Kirche eine offizielle Macht als Repräsentantin Christi auf Erden sein muß. Wäre sie nur eine Summe privater Einzelner, so müßte es genügen, sie in der Probe der Schwäche sich bewähren zu lassen, wie die Gemeinde von Philadelphia.

Siehe, ich habe bewirkt, daß vor dir eine Türe offensteht. Er hat ihr den dauernden Zugang zum Himmel verschafft, als Dank für ihre Treue. *Die niemand schließen kann.* Er zeigt damit in der Gemeinde die ganze Kirche, und er hat ihr die geöffnete Türe in die Hand gelegt. Wie er vorher den Priestern den Schlüssel übergab, so jetzt den Zugang, die Türe der ganzen Kirche: der Weg zum Himmel geht durch die offene Türe der Kirche. Er sagt positiv: hier ist eine Türe, die offensteht, und wer durch sie geht, kann nicht fehlgehen. Er schweigt an dieser Stelle darüber, ob es noch andere Wege zum Himmel gibt als die Zugehörigkeit zur sichtbaren Kirche. Er gibt nur die Gewähr: wer in der Kirche ist, und alles tut, was die Kirche von ihm verlangt, der kann nicht fehlgehen, er wird notwendig durch die offene Türe schreiten. Nur muß er versuchen, sich der Türe anzupassen, also auch offen zu sein. Denn die Existenz in der Kirche ist keine Formalität; in der Kirche sein heißt: im Sinn der Kirche leben. Im Sinn der Kirche ist aber einer gerade, wenn er weiß, daß er geringe Kraft hat. Denn er ist ja nicht die Kirche; die Kirche ist die Gemeinschaft der Heiligen. Daß niemand die Türe schließen kann, heißt zuletzt, daß die Kirche nicht untergehen kann. Der Herr sagt nicht, was alles mit der Kirche geschehen wird. Aber er wird bis zuletzt zur Kirche stehen. Darum kann ihr auch bis zuletzt nichts zustoßen.

3, 9. Siehe, ich bringe es dahin, daß Leute aus der Synagoge Satans, aus denen, die sich Juden nennen und sie sind es nicht, sondern lügen, siehe, ich will machen, daß sie kom-

men und sich vor deinen Füßen niederwerfen und erkennen, daß ich dich geliebt habe.

Satan hat eine Gemeinde, die den Gemeinden des Herrn gleicht, er hat eine Synagoge, die der Synagoge der Juden gleicht. Und es kann in der gleichen Synagoge Anhänger Satans geben, die neben den richtigen Juden leben; denn der Teufel ist überall, und seine Kreaturen können sich scheinbar gleichen Gesetzen unterwerfen wie die Anhänger Gottes, die gleichen Riten ausüben, sich für den Oberflächlichen in nichts von den Glaubenden unterscheiden. Sie selber aber wissen, daß sie lügen. Es gibt eine Unterscheidung der Geister, die sich einzig auf die Vorhandenheit des Glaubens bezieht. Alles, was von außen her kontrolliert werden kann, kann in Zweien gleich sein: sie beichten, sie kommunizieren zusammen, sie leben ein christliches Leben. Nur der winzige Unterschied trennt sie, daß der eine zum Herrn hin offen, der andere verschlossen ist. Niemand kann diesem nachweisen, daß er nicht glaubt; er selbst aber weiß es. Die Menge dieser Lügner ist abgestuft. Lügner ist zuerst, wer wissentlich den Glauben vortäuscht, den er nicht hat, um irgendeines Vorteils willen, eines drastischen oder auch eines verborgenen, ganz geringen. Lügner ist aber auch der, der zum ganzen Credo steht, dessen Glaube aber lau geworden oder ganz eingeschlafen ist. Lügner ist der, der beichtet, nur um gesehen zu werden, aber auch der, der rein aus Gewohnheit beichtet, einfach weil die Zeit wieder einmal gekommen ist. Gerade weil der Herr vorhin von der offenen Türe sprach, zeigt er jetzt, was verschlossene Türen sind: von dem, der entschlossener Anhänger Satans ist, bis zu dem, welchem nur das eine fehlt, daß er nicht Anhänger Gottes ist, der die Formen wahr, aber den lebendigen Glauben nicht hat. Für den, dessen Lüge im vollen Widerspruch zwischen seinem Wort und seinem Leben besteht, wird es sehr schwer sein, seine Lüge einmal einzugestehen. Wer nur im Glauben erlahmt ist, dessen Bekehrung wird leichter

sein, weil er sich in lauter Formen der Gnade bewegt, und die Gnade jederzeit seine leergewordenen Formen neu füllen kann.

Siehe, ich will machen, daß sie kommen. Diese Lügner übergibt der Herr der Gemeinde. Er schenkt sie ihr wie ein Revier, sie werden zum Gebiet der Gemeinde gehören. Sie werden dadurch in ihrer Eigenschaft verändert. Sie waren in der Synagoge Satans, jetzt gehen sie in den Besitz der Gemeinde des Herrn über. Er verfügt also über die Anhänger Satans. Er zeigt, daß er die Macht besitzt, der Größere ist, sich nicht an sie binden läßt durch irgendeine Verfügung des Teufels, sondern sie in Freiheit schenken kann, ohne den Teufel und ohne sie selber zu befragen. Es ist ein Geschenk, das er der Gemeinde macht, aus Anerkennung. Die Geschenkten sind Juden, die keinen Glauben mehr hatten und nur scheinbar zur Synagoge gehörten. Er schenkt sie direkt der Kirche, ohne sie zuerst der Synagoge wieder lebendig einzuverleiben. *Und sich vor deinen Füßen niederwerfen und erkennen, daß ich dich geliebt habe.* Diese Anerkennung der Liebe des Herrn seiner Gemeinde gegenüber bedeutet für jene die lebendige Bekehrung. Sie werden durch die Einsicht der Liebe zum Glauben gebracht. Mit andern Worten: die Einsicht der Liebe in ihnen heißt Glaube. Aber dieser Glaube wird sich in ihnen erst nach ihrer Niederwerfung entfalten, nach der Anerkennung der eigenen Lüge; und die Einsicht in die Lüge wird sogleich, im Augenblick, da sie faßbar wird, ersetzt durch die Einsicht in die Liebe des Herrn zur Kirche. Diese Bekehrung ist Gnade und ist das Geschenk des Herrn an die Gemeinde. Der Herr weiß, daß die liebende Gemeinde nichts mehr erfreuen kann, als die Ankunft neuer Liebender.

3, 10. Weil du das Wort von meiner Geduld bewahrt hast, will auch ich dich bewahren vor der Stunde der Versuchung,

die kommen wird über die ganze Erde, um die zu versuchen, die die Erde bewohnen.

Die Gemeinde hat an die Geduld des Herrn geglaubt und im Namen seiner Geduld ausgeharrt. Sie hat von seiner Geduld gelebt, sie angenommen und dabei gewußt, was sie tat. Sie wollte aus der Kraft, die er in der Geduld gezeigt hat, leben. Und zugleich versuchte sie, auch in den schweren Stunden, in denen er ihr weniger nah war und sie den Zusammenhang zu seiner Geduld nicht mehr besaß, in ihm auszuharren. In einer Art Erwartung, die man nicht fruchtbaren Glauben nennen kann, die aber doch auf die Fruchtbarkeit des Glaubens hinzielt. Wie ein Liebender, der von der Liebe des andern nichts mehr weiß (zum Beispiel, wenn dieser keine Nachsicht mehr kennt) und in der Erwartung offen bleibt für die Liebe. Es ist nicht die „Nacht der Liebe“, eher eine Art Dämmerung. In der Stunde, da der Herr ihr scheinbar nicht mehr antwortet, ist die Gemeinde doch geblieben, ausharrend, ohne eine andere Richtung einzuschlagen.

Und dieses Ausharren ist für den Herrn ebenso wertvoll wie die Annahme und Ausübung seiner Geduld. Es sind zwei verschiedene Zustände, die aber für ihn sehr nahe beieinander liegen und beide ihren Wert vor ihm besitzen. Er sieht sie beide als vollkommen erfüllt an. Er ist dafür dankbar und anerkennt und belohnt sie als Verdienst. Die Belohnung wird sein, daß *auch ich dich bewahren will vor der Stunde der Versuchung, die kommen wird über die ganze Erde*. Sie wird auch der Gemeinde nicht erspart bleiben, aber der Herr wird sie darin behüten. Er wird es tun in einer Art Anlehnung an das Verharren der Gemeinde in ihm, auch wo sie seine Geduld nicht erfuhr. Die Gemeinde wird von der Prüfung geschüttelt werden; aber sie darf jetzt schon wissen, daß, wie immer die Prüfung aussehen mag, der Herr an ihrer Seite stehen wird. In diesem Wissen wird eine Art Übersicht angeboten, eine Art Schau in der Nichtschau, ein Glaube auch noch mitten im

Zweifel. Es ist die Kraft des Überdauerns des Kreuzes, die der Herr der Gemeinde schenkt. Eine ganz übernatürliche, jenseitige Gnade.

Um die zu versuchen, die die Erde bewohnen. Der Grund der Zulassung dieser Versuchung ist, daß eine Scheidung erfolgen soll, mehr noch: daß die Menschen gezwungen sind, sich inmitten eines Kampfes zu bewegen. Es wird darin solche geben, die etwas von der Bewegung erleben, die aber von vornherein die Versuchung zurückwerfen, nicht in den Strudel hineingerissen werden, treu bleiben, ja schon stärker sind als die Versuchung. Andere wird es geben, die sich sofort als besiegt erklären, die den Kampf gar nicht erst aufnehmen wollen. Für die meisten aber wird es ein richtiger Kampf sein; und die Versuchung wird wie eine Frage aussehen, die sich auf alle Lebensgebiete erstreckt, immer wieder aufgeworfen wird und nie endgültig beantwortet werden kann. Sie werden mit ihrem Glauben und ihrem Unglauben zugleich kämpfen müssen, und Ruhe wird es nicht geben. Und so wird es sein auf der ganzen Welt.

3, 11. Ich komme bald. Halte fest, was du hast, damit niemand dir deinen Kranz raube.

Der Herr unterstreicht und bestärkt damit, was er vorher über die Bewahrung der Gemeinde sagte, Er zeigt, bevor der Kampf anfängt, sein Ende an. Für den, der den Herrn sieht, ist der Kampf zu Ende, und dieses Ende läßt er sehen. Er stellt dafür zunächst nichts Besonderes in Aussicht, nur seine Gegenwart: *Ich komme bald*. Aber die Glaubenden wissen, was seine Gegenwart bedeutet: Erfüllung. Er gibt den Tag nicht an, er sagt nur: bald. Jeder wird dieses Bald verschieden auslegen, aber es ist kein rein zeitliches Bald, es hat in sich eine jenseitige Zeiteigenschaft: es ist ein ewiges Bald, in welchem das ewige Jetzt und das ewige Kommen vertreten sind. Nach irdischer

Zeit kann es ebensogut Sofort wie Viel-später bedeuten, aber es bleibt dauernd in Aussicht gestellt.

Und im Hinblick auf sein Kommen sagt der Herr: *Halte fest, was du hast*. Dieser Besitz ist zunächst einmal das Wissen um das baldige Kommen des Herrn, dann das Wissen um seine Nähe auch während der Versuchung, ferner die Verheißung der offenen Türe. Es sind lauter jenseitige Aussagen, die die Gemeinde besitzt, weil der Herr sie ihr gegeben hat; dazu hat er ihr zur Bekräftigung die Bekehrung der falschen Juden geschenkt, als etwas Diesseitiges, Konkretes, das der Gemeinde als Beweis für die Wahrheit seiner Verheißung dienen soll. Aber die sichtbaren Bekehrungen werden selbst etwas Jenseitiges in ihnen zu erkennen geben und somit die Gemeinde in den Besitz einer jenseitigen Wahrheit setzen.

Damit niemand dir deinen Kranz raube. Der Besitz hindert den Raub, weil das, was man im Herrn besitzt, dauernd erkämpft wird und lebendig bleibt. Man kann alles stehlen, nur christliche Güter nicht. Im Gebot des Festhaltens ist gesagt, daß das Besessene lebendig bleiben soll. Dann kann es nicht geraubt werden. Es kann nicht vergessen und nicht mißachtet werden. Und wo der Herr in einer Seele lebt, ist kein Raum für etwas, was nicht des Herrn wäre. Der Kranz ist das Zeichen der Zugehörigkeit zum Christentum, zum Herrn. Es ist weder ein Dornenkranz noch ein Blumenkranz, sondern einfach der Kranz des Herrn; er kommt vom Kreuz her und hat das Kreuz in sich, aber nicht äußerlich sichtbar. Die ganze Verheißung dieses Briefes stammt aus der Wirklichkeit der Passion: die Verleugnung Petri, die Geduld des Kreuzwegs, die Bekehrung des Schächers, schließlich der Kranz sind Momente, die an das Leiden des Herrn erinnern. Aber alles wird übersetzt in die gegenwärtige Situation der Gemeinde. Das Ganze schenkt der Herr wie eine Frucht; er allein kennt den Baum, wir ahnen ihn nur.

3, 12. Wer überwindet, den will ich zu einer Säule im Tempel meines Gottes machen, und er wird nicht mehr hinauskommen, und ich will auf sie den Namen meines Gottes und den Namen der Stadt meines Gottes, des neuen Jerusalem schreiben, das aus dem Himmel von meinem Gott herabkommt, und meinen neuen Namen.

Der Herr sagt nicht: Wer durch meine Gnade überwindet. Der Sieger wird also gewiß durch die Gnade des Herrn siegen, aber einen eigenen Anteil am Siege haben. Und erst nachdem er gesiegt hat, wird der Herr aus ihm eine dauernde Säule machen. Bis dahin wird der Kampf dauern, von dort an aber übernimmt der Herr den Sieger. Eigentlich so, als würde der Herr ihn nach einem vorläufigen Sieg übernehmen, der an sich keinen Bestand hat, der aber durch den Herrn Bestand erhält, welcher den Sieger zu einer Säule formt. Und zwar *im Tempel meines Gottes* inmitten der Kirche. Der Sieger erhält eine Unverrückbarkeit, die vom Herrn stammt. Er prägt den Charakter seiner Heiligen, wenn sie gesiegt haben. Es ist, als hätte der Heilige, bis er endgültig gesiegt hat, ein ganzes Spiel von persönlichen Eigenschaften, vielleicht nicht nur guten; im Augenblick aber, da er siegt, faßt der Herr diese Eigenschaften zusammen wie in einer Garbe, die er zur Säule festigt. Nicht als ein Erstarrenlassen des Lebendigen, aber als eine Festigung, ein Endgültigmachen, eine Fixierung, die die Entwicklung nicht unterbindet, aber die typische Linie der Entfaltung mit einbezieht. Ja, gerade die bestimmte Form der Öffnung wird zum Kennzeichen dieses bestimmten Heiligen. Der Heilige ist jetzt ebenso bestimmt wie lebendig, eines Lebens, das sowohl das Leben des Heiligen wie das des Herrn in sich schließt. Indem er den Heiligen zur Säule formt, übernimmt er ihn ganz in sein Leben hinein.

Und er wird nicht mehr hinauskommen. Von selbst ohnedies nicht, weil es eben ihr Hauptmerkmal ist, daß die Heiligen zu Säulen der Kirche geworden sind. Durch andere

kann die Säule auch nicht mehr weggebracht werden, weil sie ein Leben besitzt, das dem Leben der Kirche inhärent ist. Und man kann die Kirche nicht mehr betrachten, ohne in ihr stets diese Säule zu sehen. Man kann ihr vielleicht eine Zeitlang weniger Beachtung schenken; manche Heilige können in Vergessenheit geraten, aber sie sind so sehr darin, daß sie immer wieder ihre Bedeutung kundgeben werden. Die Säule besitzt in der Kirche einen Charakter ewigen Lebens und vermittelt durch den Herrn diesen Charakter der Kirche. Natürlich gibt der Herr das Leben, aber er gibt der Säule in dieser Vermittlung eine neue Funktion: sie hat dem ewigen Leben für die Gläubigen neue Aspekte zu geben. Die Heiligen formen, weil sie vom Herrn geformt werden, die Kirche um und haben daher für die Kirche eine besondere Wichtigkeit. Sie sind ein unerhörter Beweis ihrer Lebendigkeit, und zwar der Absolutheit des ewigen Lebens in ihr. Sie zeigen, wie sehr die Kirche noch heute die gleiche ist wie damals, zur Zeit, da der Herr sie gründete. Gewiß wäre die Kirche auch ohne „Säulen“ die Kirche des Herrn; aber so ist sie viel leichter zu erkennen. Nicht nur in dem Sinn, daß die Kirche es ist, die Heilige formt und gebiert, sondern noch viel deutlicher so, daß der Herr Heilige formt und sie mitten in die Kirche als Säulen hineinsetzt zum Zeichen seiner dauernden Fruchtbarkeit. Was der Herr formt, muß die Kirche anerkennen. Sie muß zu dem Kind stehen, das sie geboren hat, ohne recht zu wissen wie. Der Herr zwingt die Kirche nicht selten zu dieser Anerkennung.

Auch auf entfernte und halbvergessene Heilige kann man stets zurückgreifen, unter Umständen (wie der Pfarrer von Ars) einen Feldzug unternehmen für irgendeinen vergessenen Heiligen. Von sich aus hat dieser an Aktualität nicht verloren.

Und ich will auf sie den Namen meines Gottes schreiben. So, daß man diese Säule nicht mehr betrachten kann, ohne an den Vater zu denken. Der Herr leistet dem Vater diesen

Liebesdienst, daß er in seinem Heiligen zunächst den Vater verherrlicht. Er hat ihn auch so geformt, daß er fähig ist, durch seine Gnade den Namen des Vaters zu ertragen. *Und den Namen der Stadt meines Gottes, des neuen Jerusalem, der himmlischen Stadt also, die aber nicht in sich abgeschlossen jenseitig bleibt, sondern das Jenseits mit dem Diesseits verbindet: das aus dem Himmel von meinem Gott herabkommt,* vom Vater her in die Kirche hinein. Es ist die Stadt der Seligen, -der Erlösten, die Stadt des Vaters, sein Eigentum, das ihm vom Sohn durch die Erlösung geschenkt worden ist. Von ihr geht eine Bewegung aus, die parallel verläuft zur Menschwerdung des Sohnes, der vom Himmel auf die Erde herabsteigt. Diese neue Stadt ist zum Ausdruck der vollkommenen christlichen Demut geworden. Die Heiligen tragen ihren Namen, sie dürfen ihn zeigen, weil sie, um zu siegen, versucht haben, von der Erde aus zum Vater hinzustreben. Aber indem sie in ihrem ganzen Kampf diese Richtung einschlugen und beibehielten, haben sie es verdient, Kenntnis von der andern Richtung, der Richtung des Himmels zur Erde hin, zu bekommen. Und das Verdiente wurde ihnen auch zuteil. Vorgezeichnet wurde diese Richtung bei der Schöpfung: Gott hat die Welt, die Erde erschaffen, und er hat dabei vornehmlich die Richtung vom Himmel zur Erde hin gezeigt. Er hat sie später, in den Verheißungen des Alten Bundes, immer wieder verdeutlicht: Menschen haben auf Zeichen von oben gehört. Doch setzte dies schon damals voraus, daß diese Menschen dem Himmel zugekehrt waren. Dann aber stieg der Sohn vom Himmel auf die Erde herab, und wiederum setzte seine Menschwerdung voraus, daß die Mutter Gottes zu seinem Empfang bereit war, daß sie also in ihrer Kontemplation zum Himmel hinschaute. Und nun schließt der Herr diese Reihe der Zeichen, die vom Himmel auf die Erde herabsteigen, indem er sie öffnet: alle Überwindenden zeigt und den Zeichen die sichtbare Form der Stadt Gottes gibt. Und um die Dauer

dieser Zeichen zu zeigen, schreibt er den Namen der Stadt auf die Säulen.

Und meinen neuen Namen. Zuletzt schreibt er seinen eigenen Namen darauf. In ihm ist alles wie nochmals zusammengefaßt. Sein Name schließt den des Vaters ein, wie den des neuen Jerusalem, und wird zum Zeichen seiner erfüllten Sendung, der Verheißung des Vaters. Darum ist sein Name der neue: weil er alles Frühere in seiner Einheit zusammenfaßt. Man kann seinen Namen nicht sehen, ohne die beiden andern Namen mitzusehen: sein neuer Name ist wie die Synthese des Namens des Vaters und der Stadt und seines eigenen Namens als des menschengewordenen Erlösers.

3, 13. Wer ein Ohr hat, der höre, was der Geist der Gemeinde sagt.

Der ein Ohr hat, ist der, der glaubt und der schon kämpft. Er glaubt in einer Art Erfüllung in Gott, aber noch nicht in sich selbst. Er wird erst der, der er sein soll. Er hat das Werkzeug zum Hören, bedarf aber, um zu horchen, der Mahnung des Herrn. Und der Herr mahnt wirklich: er solle das Werkzeug, das er durch die Gnade des Herrn erhalten hat, im Dienste des Herrn verwenden. Sein Ohr ihm zukehren. Ihm, dem Herrn, und das heißt hier: ihm, dem Heiligen Geist, der durch ihn, den Herrn, spricht. Vorher wies er auf seine Menschwerdung als Herabsteigen des Himmels auf die Erde, ermöglicht durch die Hingabe der Mutter. Jetzt zeigt er zurück auf den Ursprung dieser Menschwerdung, den Heiligen Geist. Seine Christen, die seine Gnade besitzen, sollen aufmerksam werden auf den Geist, sollen neu wissen, daß es der Geist ist, der zu den Gemeinden spricht. Und Johannes ist der, der mit besonderer Sorgfalt auf den Geist zu hören hat. Der Herr setzt seine Botschaft derjenigen des Geistes gleich. Indem er das tut, objektiviert er seine eigene Sendung. Fast als sollten die Christen in ihrem Glauben auf den Geist zurückgehen,

die ganze durch den Herrn erfahrene Gnade in den Geist zurückverlegen. Als wäre der Herr in diesem Augenblick wie eine Erleichterung für das Verständnis. Er ist als Menschgewordener wie der Ansager, der Herold des Göttlichen, wie ein Buch mit Buchstaben, durch die hindurch man zum Größeren, das in diese Buchstaben eingefangen ist, kommt: zum Geist.

g) An Laodizea

3, 14. Und dem Engel der Gemeinde in Laodizea schreibe: Dies sagt der Amen, der treue und wahrhaftige Zeuge, der Anfang der Schöpfung Gottes.

Die letzte Gemeinde, der Johannes zu schreiben hat, ist auch die letzte im Glauben, die Gemeinde, die die Mahnung des Herrn bitter nötig hat, die ans Ende gestellt ist, damit sie wisse, daß sie wirklich die letzte ist, aber auch, daß die andern vor ihr stehen; daß sie die größte Sünderin ist, aber auch damit sie aus den Ermahnungen des Herrn an ihre Schwestern Stärkung schöpfe. Sie faßt alles Schlimme in sich, was in einer Gemeinde vorhanden sein kann, sie verdient den Namen Gemeinde eigentlich gar nicht mehr, weil sie sich ganz entfremdet hat, ganz außerhalb der Liebe lebt.

Und der Herr bezeichnet sich ihr gegenüber als *der Amen, der treue und wahrhaftige Zeuge*. Als Amen ist er der, der das Werk des Vaters gutheißt, der Zeuge im größten Sinn des Wortes: der alles sieht und alles bejaht. Und sein Ja schließt seine ganze Tat ein. Indem er dem Vater und seinem Werk sich als Sohn überall bejahend zur Verfügung stellt, eine Stelle einnimmt, die er nicht verläßt, einen Glauben vertritt, den er in seiner Ganzheit verkörpert, eine Sendung so völlig übernimmt, daß er selber zur Sendung wird, ist er der Amen. Hier wird auch die vollendete Bedeutung des Sohnes als des Wortes

sichtbar, denn treuer, wahrhaftiger Zeuge ist er als Wort, das alles ausspricht, was des Vaters ist. Und wenn er sich selber auf ein Wort reduziert, zeigt er sich gerade in dieser Reduktion als das göttliche Wort, als der Sohn.

Der Anfang der Schöpfung Gottes. Wenn er der Anfang ist, dann sind Wort und Anfang das gleiche. Er ist das Wort, das im Ursprung war, er ist, weil er im Ursprung bei Gott war, die ewige Bestätigung und Bejahung des Vaters. Des nähern ist er Anfang der Schöpfung, weil er von Ewigkeit her vom Vater gezeugt wurde und weil in diesem innergöttlichen Akt der Zeugung und des Gezeugtwerdens die Ermöglichung eines Schaffens nach außen liegt; ferner, weil der Sohn vom Anfang der Schöpfung des Vaters an wie ein Bürge bereitsteht, in Liebe sich anbietend, für den Fall, daß die Menschen in Sünde fallen und ihre Erlösung notwendig wird, und um im Jüngsten Tag, dem Tag des Sohnes, alles zusammenzufassen und zum Vater zurückzubringen. Darin ist er wiederum das Amen. Es gibt vielleicht unter all den Attributen, die der Sohn sich bisher beigelegt hat, keines, das so umfassend das Sohnhafte des Sohnes ausdrückt, so voll des Vaters ist und dem Vater angeglichen, so vollendet das Vom-Vater-Kommen und Zum-Vater-Zurückkehren des Sohnes (und im Sohn der Welt) ausspricht, wie die Bezeichnung: der Amen. Bevor er die Mahnung an die Kirche von Laodizea ergehen läßt, zeigt er sich als der vollkommene Sohn, so daß die Sünde der Gemeinde desto greller sich abheben wird.

3, 15. Ich kenne deine Werke: daß du weder kalt noch warm bist. Oh, daß du kalt oder warm wärest!

Der Herr kennt die Werke der Gemeinde genau; er beurteilt sie von ihrem Glauben aus. Er zählt sie nicht nur, er sieht sie nicht nur in ihrer Größe oder Kleinheit, nicht nur

als fertige Ergebnisse, er kennt auch ihr ganzes Entstehen. Als fertige Werke unterscheiden sie sich nicht von den Werken anderer Gemeinden. Und dennoch enthält dies: *Ich kenne deine Werke* den ersten, allen übrigen vorangestellten Vorwurf. Nicht wegen ihres Äußern, sondern wegen ihres Gehalts, ihres Geistes, in dem der Herr seinen Geist nicht erkennt. Sie sind ihm leere Gebilde, die etwas Nichtbestehendes zum Ausdruck bringen sollten. Sie sind ihm wie eine lebendige Lüge. Und so wäre es ihm lieber, diese Werke wären überhaupt nicht vorhanden.

Ich weiß, *daß du weder kalt noch warm bist*. Die Gemeinde ist kein Zeuge, kein treuer, kein wahrhaftiger, überhaupt keiner. Sie steht in schroffem Gegensatz zum Wort Gottes. Sie läßt sich nicht ins Leben rufen, sie läßt sich nicht senden, sie sagt weder Ja noch Nein. Sie spart sich auf, sie steht an ihrem Ort, ohne zu irgendetwas Stellung zu nehmen. Sie ist wie einer, der immer hört und nie antwortet, immer angesprochen wird und nie bekennt, der vor jeder Aufnahme Angst hat. Sie hat Angst, das Aufgenommene könnte einen realen Platz inmitten ihrer Irrealität einnehmen, Angst, nicht mehr so frei zu sein, Angst vor jeder Festlegung. Auch Angst vor jeder Aufgabe. An sich fehlt ihr die Erkenntnis nicht, aber Einsicht und Entscheidung sind vollkommen getrennt. Und die Nichtentscheidung erscheint der Gemeinde als zweckmäßig. Sie will nicht Partei nehmen, sie will in der Mitte leben, nach einem Gleichgewicht suchen, niemandem eine Angriffsfläche bieten. Wäre sie zum Bösen entschieden, dann könnte man sie vielleicht losreißen, und der Schock brächte sie zum Herrn. Darum sagt er zu ihr: *Oh, daß du kalt oder warm wärest!* Jede Entscheidung ist wertvoller als dieser Zustand, weil sie wenigstens ein Zeichen des Lebens ist. Die Gemeinde steht damit im schärfsten Gegensatz zum Herrn, der als der Amen jede Aufgabe erfüllt, die der Vater ihm gibt, während die Gemeinde überhaupt keine Aufgabe übernimmt. Ihr Da-

sein ist leer und wird keine Spuren hinterlassen. In ihrer Lauheit liegt der unbedingte Stempel des Nichtwollens, der Absage, des Teufels.

3, 16. So aber, weil du lau bist, und weder kalt noch warm, will ich dich ausspeien aus meinem Mund.

Das Ziel einer jeden christlichen Gemeinde müßte es sein, daß der Herr sie aufnimmt, daß sie ganz in ihm lebt, eins wird mit ihm, in ihm leben darf, daß die Grenzen zwischen ihr und dem Herrn überall nur noch Grenzen der Gnade sind und das heißt schließlich: durch seine Liebe aufgehoben erscheinen. Die Glieder der Gemeinde sind dann wirklich Glieder des Herrn, in ihm zu einem Körper vereinigt. Aber der Herr erklärt, diese Gemeinde könne er nicht aufnehmen. Er braucht Stellungnahme, Bekenntnis, das Jawort des Glaubens, um aufzunehmen und am Leben zu erhalten. Aber wenn sich einer gerade dort verweigert, wo der Herr sich befindet, so ist nirgends Einverleibung möglich. Der Herr, der von sich aus bereit ist, alle, auch die ärgsten Sünder, aufzunehmen, kann die Aufnahme nicht leisten, wenn nicht einmal der geringste Versuch von Hingabe gewagt wird. Je mehr der Mensch sich hingibt, um so vollkommener wird die Begegnung. Ein Mindestmaß von Hingabe aber ist unerlässlich, damit der Herr überhaupt einsetzen und die bleibenden Widerstände sprengen, die Hingabe steigern kann.

Im Ausspeien liegt eine aktive Tat. Sonst sieht man im Erlöser immer nur den, der aufnimmt. Hier ist er der, der abweist. Aber der Grund der Abweisung liegt nicht in ihm, sondern in uns. Er übernimmt sie von uns. Er tut es, weil er eben der Amen ist, der treue Zeuge, weil er seine Sendung übernommen hat und nur kennt, was Inhalt seiner Sendung ist oder werden kann. Und so scheint unsere Absage jetzt in ihm zu liegen. Aber gerade weil er keine Absage in sich trägt, speit er sie aus. Er sagt ja nicht: Ich werde dich nicht

in mich aufnehmen, sondern: Ich werde dich aus mir ausspeien. Dazu aber muß er der sein, der immer schon aufgenommen hat. Seine ewige Bereitschaft zur Aufnahme lebt weiter; nur die Absage, die er aufgenommen hat, muß er ausspeien, gerade zum Zeichen dafür, daß er jederzeit darauf wartet, die Aufnahme entgegenzunehmen.

3, 17. Weil du sagst: Ich bin reich und ich habe mich bereichert und ich bedarf nichts, und nicht weißt, daß du elend und erbärmlich und arm und blind und nackt bist.

In ihrer Abweisung jeder Entscheidung bezeugt die Gemeinde, daß sie ihren Platz nicht vertauschen, daß sie sich keinerlei Einflüssen aussetzen will. Diese Absage betrifft den Herrn; dort, wo sie hingegen eine Absage wagt, betrifft sie das eigene. Sie bezeichnet sich, sie schildert sich, sie weiß oder glaubt zu wissen, was von ihr gesagt werden kann, und sie spricht es selber aus. Sie beginnt diese Schilderung an einem ganz äußerlichen Punkt; von ihren inneren Eigenschaften sagt sie nichts, sie sagt als erstes: *Ich bin reich*. Und zwar gibt sie dieser Tatsache einen sich steigernden Sinn, indem sie beifügt: *Ich habe mich bereichert*. Das ist ihre Tat. Sie sieht ihren Reichtum nicht als etwas Abgeschlossenes, sondern als etwas Entwicklungsfähiges an. Und weil sie sich bereichert, *bedarf* sie *nichts*. Sie genügt sich selber. Andere sollen mit ihrem Reichtum nichts zu tun haben. Sie schließt sich mit ihrem Reichtum ein und wehrt einmal mehr jede Verpflichtung ab. In ihrem Nichts-brauchen-wollen liegt eingeschlossen ihr Nichts-geben-wollen. Sie und ihr Reichtum ergänzen einander. Ihr Reichtum bedeutet für sie die Rechtfertigung jeder Absage. Ihr Reichtum ist ihr Dienst, dieser erschöpft sich in jenem. Ihre Unbedürftigkeit enthebt sie jedes Bekenntnisses, jeder zu suchenden Einheit mit dem Herrn. Sie genießt eine Freiheit, die als Ziel das sieht, was sie schon besitzt: ihren Reichtum. Ihr Ziel ist somit schon erreicht

und kann durch weitere Bereicherung nur noch verstärkt, noch bessener werden. Es ist Reichtum in jeder Art: äußerer Reichtum, Geld, Schätze, Wohlhaben, aber auch innere Sicherung, Satttheit, bis in die höchsten Gebiete, bis ins Religiöse hinauf.

Und der Herr erweist der Gemeinde die Gnade, ihr ihren Zustand zu zeigen, so wie er ihn sieht, wie er also objektiv ist. Das Bild, das er entwirft, ist die genaue Umkehrung ihrer Selbstaussage. Überall, wo Sättigung zu sein schien, besteht in Wahrheit Mangel: vom geistigen Jammer bis zum materiellen Blind- und Nacktsein. Menschliche Aussage ist nur dann wahr, wenn sie ein Teil der Aussage des Herrn ist, wenn sie ihre Erprobung und Gewährleistung in der Wahrheit des Herrn findet. Der Herr begründet seine Aussage nicht; man kann keinen Augenblick daran zweifeln, daß sie richtig ist, weil sie im Vater begründet ist, also schon den Beweis ihrer Richtigkeit im Vater besitzt. Und der Herr ist ja der Amen, das Ja des Vaters. Die Aussage der Gemeinde dagegen erstreckt sich nur auf sich selbst, sie ist schon dadurch zweifelhaft, weil sie keinen Beweis erbringen kann, und sie wird zur offenbaren Lüge im Moment, da sie der Wahrheit des Herrn entgegensteht. Aber in der Satttheit betrachtet der Satte die Lüge als seine Wahrheit. Er verliert jedes Begehren nach der Wahrheit Gottes, er sieht seine immer eingeschrumpftere Welt als die Welt überhaupt. Der Christ dagegen, der im Herrn zu leben versucht, sucht jeweils seine Aussage dem Herrn anzupassen. Und er bekommt immerfort den Beweis der Wahrheit oder die notwendige Korrektur.

Du bist elend. Die Gemeinde ist es, weil sie der Entfaltung beraubt ist, die Wahrheit nicht mehr kennt, sich vom Herrn nicht mehr besitzen läßt, überall Grenzen zieht, wo der Herr Ausweitungen anbietet, weil sie ihr Schicksal selber in die Hand nimmt und formen zu können meint, wo Gott vorhatte, es nach seinem Willen zu gestalten und ihm göttliches Leben einzuhauchen.

Erbärmlich, weil sie das große Erbarmen nicht besitzt, weil sie es ablehnt, erlöst zu werden, christlich zu leben, die Liebe zu kennen. In dieser Bezeichnung aber liegt ein Angebot der Liebe des Herrn; die Gemeinde könnte ihrer Erbärmlichkeit wirklich ansichtig werden. Sie könnte plötzlich fühlen, wie einsam, wie von aller Gemeinschaft verlassen sie in Wahrheit lebt. Sie ist erbärmlich, weil sie den Reichtum, der in der Annahme der Liebe des Herrn liegt, verschmätzt und damit auf ein christliches Glück verzichtet hat.

Arm ist sie, denn die materiellen Reichtümer werden ihr nicht helfen, ihr Leben zu einem reichen Leben zu machen. Sie kennt die Bedürfnisse der Liebe nicht, sie kennt die Sehnsucht nicht, die die Vorbedingung wahrer Bereicherung ist. Bedürfnisse sind etwas sehr Reales, sehr Christliches, weil sie dem Nächsten die Gelegenheit geben, sie zu erfüllen. Die Erbärmlichkeit ging auf den Herrn, die Armut geht auf den Nächsten.

Blind ist die Gemeinde; ihre Augen sehen nicht, sie haben ihre Lebensbestimmung verfehlt. Denn sehen heißt Anteil haben an der Wahrheit Gottes. Und dann auch: Anteil haben an der objektiven Welt, nicht auf sich selber beschränkt sein. Wäre der Mensch allein, so wäre es fast gleichgültig, ob er blind wäre oder nicht, weil er sich selbst ja doch nicht sehen könnte. Tut er aber sehend, als wäre er allein, braucht er die Mitwelt nur, um seine Selbstaussagen zu vermehren, so ist er im höchsten Sinne blind.

Nackt ist sie, nämlich schutzlos preisgegeben allem, was nicht der Herr ist. Und durch ihre Nacktheit wird ihr Ungenügen allen sichtbar. Ihre Nacktheit ist wie das Gegenbild und die unmittelbare Folge ihres Nicht-bekennen-wollens. Einen Nackten kann der erste Beste angreifen. Nacktheit ist Bedrohung von der Mitwelt her. Der große Schutz aber für den Nackten wäre die Entscheidung für den Herrn. Er erwartet von der Gemeinde das Bekenntnis, aber weil sie es

nicht liefert, muß sie erwarten, in Angst und Schande angegriffen zu werden.

3, 18. Ich rate dir: Kaufe von mir im Feuer geglähtes Gold, damit du reich wirst, und weiße Kleider, damit du dich bekleidest und die Schande deiner Blöße nicht offenbar wird, und Augensalbe, um deine Augen zu salben, damit du siehst.

Der Herr rät der Gemeinde, ihren Reichtum von ihm zu beziehen. Im Feuer geglähtes Gold, das von jeder Unreinheit befreit ist, höchsten Wert besitzt. Der Herr kann es vermitteln, er schenkt es aber nicht einfach; die Gemeinde soll es vielmehr kaufen, ein Opfer bringen, um in seinen Besitz zu gelangen. Der Herr kennt auch diesen Weg: sich nur gegen Opfer mitzuteilen. Sein Gut so kostbar erscheinen zu lassen, daß es nicht umsonst erworben werden kann. Er weiß, daß manche ein Ding erst dann in seinem Wert erachten, wenn es schwer zu erwerben ist. Und er schätzt die Gemeinde so ein, daß sie Opfer zu bringen vermöchte. So preist er seine Ware, er rühmt sein Gold, das im Feuer gegläht ist. Er knüpft an den vermeintlichen Reichtum der Gemeinde an und weist auf die wahre Bereicherung hin. Aber er fordert dazu einen Verzicht. Sie kann sein Gold nur dann erwerben, wenn sie ihrem falschen Reichtum absagt. Er bietet nicht nur Schatz gegen Schatz an. Er bietet ein Kleinod an, das ohne Fehl ist, das in jeder Richtung geprüft ist. Das Ergebnis eines Durchgangs durch das Feuer. Die Frucht des Kreuzes. Er bietet sie an gegen den Verzicht auf die selbstgesteckten Grenzen, die Satttheit. Was er bietet, wird die Sehnsucht erwecken nach dem Offenen Gottes. Kaufend und verzichtend wird die Gemeinde den ersten Schritt tun, der sie dem Reichtum des Kreuzes entgegenführt.

Damit du reich wirst. Reich im Sinn des Herrn; im Sinn der Bewegung zu ihm hin, weg von allem Sündigen, hin zu allem, was er zeigt und verheißt. Dieser Reichtum wird das

sein, was die Welt Armut nennt, eine Armut aber, die die Sehnsucht und den Glauben ermöglicht und die durch die Liebe langsam zu einer reichen, einer erfüllten Armut wird.

Und weiße Kleider, damit du dich bekleidest. Mit dem Gold des Herrn wird die Gemeinde sich weiße Kleider kaufen können, durch den Verzicht zur Reinheit kommen. Und diese Reinheit wird sie bekleiden. Die Kleider aber sollen weiß sein wie das Kleid des Herrn. Und sie kann diese Kleider allein vom Herrn erhalten, wiederum gegen Verzicht und Opfer als Preis. Hier wird auch die Rolle des Geldes im Christlichen sichtbar: das Prinzip des Zahlens ist ein solches des Verzichtes. Es gilt für die ganze Kirche, ist vom Herrn selber gestiftet, da er von der Gemeinde, die gesündigt hat, einen Preis verlangt. Der Verzicht kann und muß oft die Form der Zahlung in barer Münze haben. Wenn also Geld in der Kirche eine Rolle spielt, dann ist das nicht vor allem ein Fehler der Kirche, sondern ein vom Herrn selbst eingesetztes Prinzip. Er will den Verzicht. Der Sünder ist in Wahrheit arm und nackt, und er hat diese Wahrheit anzuerkennen, indem er dem Herrn zahlt, der nun in der Kirche konkretisiert wird. Auch das Meßgeld und die Ablässe gehören zum Teil hierher. Und der Herr und die Kirche legen nicht Rechenschaft darüber ab, was sie mit dem Gelde anfangen. Aber wenn der Herr die Zahlung nicht bräuchte, würde er sie nicht verlangen. Es liegt eine Notwendigkeit darin: um das weiße Kleid zu erhalten, muß man zahlen.

Und die Schande deiner Blöße nicht offenbar wird. Die Reinheit des Herrn soll die Schande der Nacktheit decken. Die Unreinheit trägt ihre Schande sichtbar in sich, und diese bleibt so lange, bis die Reinheit kommt. Die Schande der Erbsünde bleibt, bis die Taufe sie löscht. Die aktuelle Sünde ist ein Stein des Anstoßes, bis die Beichte sie behebt. Und die Reinheit, die der Herr vermittelt, ist jeder Schande, jeder Blöße gewachsen. Das weiße Kleid kann den tiefsten Fall decken.

So decken, daß die Schande darunter verschwindet, daß das weiße Kleid zu einem Bestandteil des Gereinigten wird. Es reinigt ihn und gehört dann zu ihm. Adam hat durch die Sünde das Kleid der Gnade verloren und erst dadurch ist er eigentlich nackt geworden, in einer Nacktheit der Schande. Er kann aber das Kleid der Gnade nicht wieder anziehen, ohne mit dessen reinigender Kraft mitzuwirken. Es kann keiner die Reinheit Gottes tragen, ohne selbst für seine Keuschheit zu sorgen. Geschenke und erworbene Reinheit bilden eine untrennbare Einheit.

Derjenige, der *die Schande deiner Blöße* am besten sieht und am schmerzlichsten empfindet, ist der Vater. Niemand ist empfindlicher für die Sünde als er. Aber er ist auch immer bereit, das weiße Kleid, das er besitzt, zu geben. Er gibt es gegen den Verzicht auf die entgegengesetzte Sünde, und er gibt es nicht als einen bloßen Tausch, sondern als Gnade. Auch wenn er hier als der Verkäufer seiner Gaben erscheint, ist er doch immer der, der mehr gibt; denn seine Gnade übertrifft jeweils bei weitem das erforderte Opfer. Daß wir verdienstlich sein dürfen, ist schließlich selbst Gnade. Wenn der Herr eine Bezahlung will, dann nur, um besser schenken zu können.

Und Augensalbe, um deine Augen zu salben, damit du siehst. Durch das Mittel des Herrn soll die Gemeinde neu sehen lernen. So sehen, wie er sieht. Sie soll die Sicht des Herrn und damit die Sicht der Kirche annehmen, was dasselbe ist. Sie soll verzichten darauf, seinen Gesichtspunkt mit ihren privaten Augen zu prüfen, da diese blind sind. Der Glaube an das Dogma ist die Anpassung des persönlichen Blicks an den Blick der Kirche. Der Herr verlangt diesen Gehorsam. Er ist nicht eine Erfindung der Kirche oder gar eines Ordens. Wenn der Herr die göttliche Sicht anbietet und als Preis dafür den Verzicht auf die eigene fordert, dann ist das kein Blindwerden des Sehenden, sondern ein Sehend-

werden des Blinden. Er zieht durch diesen Verzicht den Menschen mithinein in die unendlich größere, göttliche Sicht, und dies gerade auch im kirchlichen Glauben.

Das Sehen mit den Augen des Herrn ist zugleich ein Akt des Gehorsams gegenüber dem Herrn. Im Moment, da man seine Salbe annimmt, tut man es, um sie zu brauchen, und erhält, verzichtend auf die eigene Sicht und Blindheit, die Sicht des Herrn. Man weiß im Grunde nicht, was man tut, wenn man diese Salbe entgegennimmt und benützt. Hat man sie aber aufgelegt, so hat man auch schon die Sicht des Herrn. Man sieht alle Dinge neu. Man ist schon nicht mehr frei, sie anders zu sehen als der Herr, weil man sie in ihrer Wirklichkeit sieht. Man nimmt sich schon nicht mehr vor, zu sehen, wie der Herr sieht, sondern sieht tatsächlich wie er, und kann sich nicht mehr vorstellen, anders sehen zu können. Es ist der kritische Punkt, von dem an man katholisch ist. Es ist der aktive Sprung in die Gnade des Herrn, mit dem Gran Verdienst, die Salbe angenommen zu haben. Und da man die neue Sicht erhalten hat, muß man ihr auch die ganze Persönlichkeit anpassen. Die erste Zahlung, durch die man die Salbe erkaufte, war ein ganz äußerliches Werk, gemessen am erhaltenen Geschenk. Diesem aber kann man nur entsprechen, indem man versucht, auch innerlich auf sich selbst zu verzichten, dem Herrn zu erlauben, ein wahres Werkzeug aus einem zu machen. Wenn ein Mensch beginnt, sich mit den Augen des Herrn zu betrachten, dann versteht er, daß er alles, was er hat und ist, hergeben muß. Und daß nichts an ihm in Ordnung ist. Petrus hatte dieses Erlebnis, als er bat, es möchten ihm nicht nur die Füße gewaschen werden, sondern der ganze Mensch. In der überbordenden Gnade wird alles überklar. Und vom gleichen Ort aus versteht der Christ, daß er eigentlich alles verkaufen sollte, um arm und ohne Besitz dem Herrn nachzufolgen. Und indem er dieses Bedürfnis spürt, erinnert er sich, daß der Herr auch dazu die Erlaubnis gegeben

hat, und er verzichtet von da aus auf alle eigene Verfügung überhaupt und begibt sich in die Gemeinschaft derer, die ihr Leben in der bloßen Nachfolge verbringen. Ordensgehorsam ist dauernder, wahrer Verzicht auf die eigene Sicht, untrennbar verbunden mit der Keuschheit, die im weißen Kleid des Herrn liegt, und mit der Armut, die das feuergeprüfte Gold des Herrn versinnbildet. Und mit den Augen des Gehorsams sieht man, wie mangelhaft Armut und Keuschheit bisher waren, wie sehr man alles hingeben müßte, um sein Gold zu kaufen, alles tun, um sich mit seinem Kleid zu bekleiden. Das ist der wahre Reichtum Christi: über nichts mehr zu verfügen: weder über seine Güter noch über seine Liebe, um in allem die Sicht und die Schau Christi zu haben.

3, 19. Ich rüge und züchtige alle, die ich liebe. So sei nun eifrig und tue Buße.

Alle, die der Herr liebt, denen er seine Gnade anbietet, möchte er in seine volle Reinheit hineinziehen. Deshalb muß er sie rügen, ermahnen, sie ihrer Unreinheit überführen. Und weil sie sündig sind und an ihrer Sünde hängen, muß er sie obendrein züchtigen. Sie fühlen sich in der Züchtigung stärker angerufen als in der Rüge. Am Maße der Züchtigung finden sie ein Maß ihrer Sünde. Das Ziel der Züchtigung wird sofort angegeben: *So sei nun eifrig und tue Buße.* Eifrig im Erkennen der Sünde und im Kampf gegen sie. Die Buße wird den Wert einer vom Herrn verhängten Strafe haben. Aber da er selbst sagt, daß er aus Liebe straft, soll auch die Buße der Gemeinde eine in der Liebe erlittene sein. Das heißt aber, daß christliche Buße eine Einheit bildet mit dem Gebet. Der Büsser kann durch die Gnade des Herrn das wirken, was der Herr von ihm fordert, und die Frucht des Gewirkten wird ihm als eine Gabe überbracht und zur freien Verfügung gestellt. Von denen, die er strafen sollte, empfängt er ein Geschenk: das Geschenk ihrer Buße. Und weil es Geschenk

ist, bleibt die Verfügung darüber ihm vorbehalten. Dennoch setzt der Herr den Gedanken der Buße in Verbindung mit dem Gedanken der erfordernten Strafe. Die Gemeinde soll also nicht losgelöst vom Gedanken an ihre begangene Sünde büßen. Sie kann ihre Buße nicht als ein selbständiges, freierfundenes Opfer darbringen, sondern in einem Geist der Reue, der Sündenerkenntnis, des Willens zur Wiedergutmachung. Nur ist das Müssen durch die Gnade des Herrn zu einem Dürfen geworden.

Auch hat das Bußwerk nicht nur Augenblickscharakter, es soll ihm vom Anfang an etwas Dauerndes anhaften. Man kann die Rüge des Herrn nicht als zeitlich begrenzt ansehen, man kann die Reue über seine Sünden nicht auf bestimmte Zeitpunkte aufsparen. Die Gnade will vielmehr einen Zustand der Reue und Buße schaffen, der aber weder den Einzelnen von der Allgemeinheit, noch die Allgemeinheit vom Herrn trennen will. Vielmehr ist dieser Zustand aufgenommen in die ganze Menschwerdung und in das Leiden des Herrn. Das Spontane daran, daß wir eventuell sogar büßend über das Maß der eigenen Sünde hinausgehen dürften (falls es überhaupt die Möglichkeit gäbe, ein Maß zwischen Sünde und Strafe aufzustellen), erhält dabei noch einen besonderen Gnadencharakter. Das für unsere Sünde auferlegte Maß von Buße hätte dann den Sinn eines Versuchs, die eigene Unwürdigkeit anzuerkennen und eine verdiente Strafe auf sich zu nehmen; während die darüber hinausgehende Buße den Versuch darstellen würde, in der Gnade des Herrn an der Sünde der andern mitzutragen.

Und weil der Herr gesagt hat: *Ich rüge und züchtige alle, die ich liebe*, kann alles, was seine Geliebten trifft an Härten und Unbill, im Sinn sowohl dieser Strafe wie dieser Buße getragen werden, so daß, was den Menschen als Strafe trifft, von ihm als Buße getragen werden kann. Die Strafe trifft irgendwie senkrecht herab; wer sie aber als von Gott kommend

erkennt und anerkennt, der kann sie, waagrecht, als Buße tragen und das beste daraus ziehen. Und sobald die Strafe zur Buße wird, erhält sie Teil an der Form und Fruchtbarkeit des Kreuzes. Die Strafe trifft vielleicht ganz unerwartet, aber nachträglich erkennt man den Zusammenhang mit der Sünde. Man erkennt die großen Entsprechungen und wird dadurch offen für mögliche weitere Strafen. Gerade dieses Offenbleiben aber ist der Ansatz des Bußwillens.

3, 20. *Siehe, ich stehe an der Tür und klopfe an. Wenn jemand meine Stimme hört und die Tür auf tut, zu dem werde ich eingehen und das Mahl mit ihm nehmen und er mit mir.*

Denn der Herr ist immer nah. Er steht an jeder Türe. Und er klopft. Wie sehr wir uns auch entfernen können, der Herr weiß doch eine Türe in der Nähe, an die er klopfen kann. Er sagt damit auch, daß immer er den ersten Schritt tut. Daß er seine Bereitschaft nie verliert, unaufhörlich Einlaß begehrt. Keiner kann sagen, er sei so fern, daß er das Klopfen des Herrn nicht mehr vernehme. *Wenn jemand meine Stimme hört und die Tür auf tut.* Hören und Auftun ist die Sache des Menschen. Er soll, um das Klopfen zu vernehmen, die richtigen Ohren verwenden. Er soll wissen, daß es sich bei diesem Klopfen und Rufen um den Herrn handelt, und die Türe auf-tun. Diese ganz geringe Tat fordert der Herr: daß man ihm Zugang verschaffe. Ein Kleines, gemessen am Draußenstehen und Warten des Herrn. Er nimmt es auf sich, überall dort zu sein, wo Menschen sind, an ihrer Tür zu klopfen, bis sie endlich antworten. Und wenn sie antworten, müssen sie auch öffnen. Sobald sie aber geöffnet haben, tritt der Herr ein: *zu dem werde ich eingehen.* Er zwingt den Menschen nicht in einen fremden Raum, er geht selber ein in den menschlichen Raum, der auch ihm, dem Herrn, vertraut ist. Er tritt nicht ein mit Schrecken und Überraschung, sondern wie ein Freund,

einer von der gleichen Art, von der gleichen Kaste, angepaßt dem gleichen Milieu. So einfach, wie arme Leute einander über die Türschwelle treten. Und indem er eingeht und bleibt, ergibt sich eins nach dem andern: *und das Mahl mit ihm nehmen und er mit mir*. In einer Eintracht beginnt man, das Mahl zu bereiten, und der Gast packt aus, was er dazu mitgebracht hat. Und anfangs sieht es nach einer Art Gerechtigkeit aus, nach einer Verteilung, und jeder nimmt von dem, was der andere beige-steuert hat. Es geschieht ganz natürlich und selbstverständlich. Und plötzlich merkt der Mensch, daß der Beitrag des Herrn das unendlich Bessere, das Unvergleichliche ist. Und im gleichen Augenblick sieht er, daß der Herr von seiner Seite den Beitrag des Menschen wie etwas ganz Besonderes, Exquisites behandelt, das nicht im geringsten verschmätzt werden darf. Eben dort, wo er sieht, wie wenig er zu bieten hat, verglichen mit dem Herrn, wird sein Weniges zu Vielem. Und an dieser Verwandlung seines Eigenen erkennt er abermals tiefer die Gegenwart des Herrn. Nur im Besitz des Herrn erhält sein Eigenes Wert. Und der Raum selbst, in welchem das Mahl eingenommen wird, und der bisher der Raum des Menschen zu sein schien, wird verwandelt in einen Raum des Herrn. Und schließlich wird der Mensch, der nur mit der Bereitschaft dastand, dem Herrn zu öffnen, wenn er die Einsicht in das „Herr, in bin nicht würdig“ hat, auch noch selber verwandelt. In einem Sinn, den er gar nicht zu verstehen braucht, von dessen Gnade er aber doch überflutet wird.

Wenn der Sohn Gottes zu einem Menschen kommt, um mit ihm Mahl zu halten, dann liegt darin eine unvergleichliche Demut und Erniedrigung. Wenn aber der Mensch im Augenblick der Kommunion verwandelt wird, dann ist das nicht allein die Gnade des Herrn, sondern auch ein Geschenk des Vaters an den Sohn. Während in der Beichte der Sohn die Menschen zum Vater hin bereitet, erhöht in der Kommunion der Vater die Menschen für den Sohn.

An der Speise wird der Sohn wahrhaft erkannt. Sowohl an ihrer ersten Form, die etwas ganz Irdisches ist, ein Stück Brot, eine Oblate, wie an ihrer zweiten Form, die die Speise des Sohnes ist, die Eucharistie. In diesem Übergang wird der Raum mitverwandelt. Der Raum, in dem die Kommunion empfangen wird, ist die Kirche, der Raum nämlich, in welchem der Herr stets gegenwärtig ist, nicht nur im Augenblick des Mahles, sondern immerfort. Und so zieht er den Menschen hinein in seinen eigenen Raum, aber nicht ohne den Raum des Menschen mitzuverwandeln. Er ist wirklich anklopfend in den Raum des Menschen eingetreten, der aber durch das eingenommene Mahl zu seinem Raum wird. Für einen Außenstehenden kann es das gleiche Zimmer bleiben. Für den Teilnehmenden ist es in Wahrheit ein Raum des Herrn, nicht mehr trennbar von der Kirche.

Indem der Einzelne so in den Raum der Una Sancta hinein entrechtet wird, wird er dadurch nur um so reicher. Das kleine zaghafte Jawort, mit dem er die Türe auf tut, enthielt in sich eine Kraft, die sich ausweiten will zu einem allumfassenden Jawort, ausweiten sowohl in die sichtbare Kirche wie in die unsichtbare Gemeinschaft der Heiligen hinein, denn der Herr ist da sowohl in der Eucharistie als liturgischer Feier wie in der allgegenwärtigen Einheit von Glaube, Liebe und Hoffnung in allen Gliedern des Herrn zusammen.

3, 21. Wer überwindet, dem will ich verleihen, mit mir auf meinem Thron zu sitzen, wie auch ich überwunden und mich mit meinem Vater auf seinen Thron gesetzt habe.

Der Sieger wird der sein, der erfüllt hat, was der Herr von ihm verlangte: der ihn empfing und mit ihm das Mahl hielt, der die Strafe des Herrn als Zeichen seiner Liebe annahm und seine Mahnungen beherzigte. Der Herr wird ihn zu sich emporheben, ihn aber nicht wie einen Emporkömmling behandeln, sondern in ein Verhältnis zu sich nehmen, das er

vergleicht mit seinem Verhältnis zum Vater. Von sich sagt er, er habe überwunden: im Sieg seiner Liebe zum Vater, da er Mensch wurde und am Kreuze litt. Sieg und Thronbesteigung laufen beidemale parallel. Aber da der Herr seinen Sieg erwähnt, der ein vollkommenes Durchleiden der Passion war, und diesen Sieg mit dem menschlichen vergleicht, wird klar, daß auch der menschliche Sieg nicht ohne Leiden wird vor sich gehen können. Die Gemeinschaft der Überwindung setzt eine Gemeinschaft des Leidens voraus. Und der Mensch darf, um zu diesem Sieg zu gelangen, sich die Leiden nicht aussuchen, die er bestehen zu können meint, sondern muß bereit sein, im Gehorsam jene Leiden entgegenzunehmen, die der Herr ihm geben wird. Die Parallele erstreckt sich auch auf den Gehorsam, und beider Gehorsam kann nur der Liebe entspringen. Der Herr hat also den Seinen von vornherein den ganzen Weg aufgezeigt, der sein eigener Weg war, und sie eingeladen, von einem ähnlichen Ausgangspunkt, von der Liebe nämlich, auszugehen, um auf dem gleichen Weg zum gleichen überwindenden Sieg zu gelangen. Und den Sieger wird er ehren, indem er ihn auf seinen Thron setzt, so wie er sich auf den Thron seines Vaters gesetzt hat. Der Sohn hat somit den Menschen alles mitgeteilt, was der Vater mit ihm geteilt hatte; er hat eine Intimität mit ihnen geschaffen, in der sich die Intimität zwischen ihm und dem Vater widerspiegelt. Beide Intimitäten werden gewahrt, und doch erhalten die Menschen nicht nur Anteil am Sohn, sondern ebenso auch, durch den Sohn, am Vater. Indem er sie auf seinen Thron hebt, verläßt der Sohn den väterlichen Thron nicht und setzt sie auf keinen andern Thron als den, auf welchem er sitzt.

3, 22. Wer ein Ohr hat, der höre, was der Geist zu den Gemeinden sagt.

Der ein Ohr hat, ist jetzt der, der den Sohn klopfen hörte, der vom Sohn verwandelt und zu seinem echten Bruder

gemacht wurde. Und der nun hören kann — mit den Ohren des Sohnes hören —, was der Geist spricht. Der Sohn hat ihm zum Geist und somit zum Vater einen neuen Zugang verschafft, der sein eigener Zugang ist; er hat ihn hineingenommen in die Dreieinigkeit, nicht so, wie er als Sünder war, sondern wie der Sohn ihn durch die Menschwerdung umgewandelt hat. Er hat sich zu ihm herabgeneigt, um ihn hinaufnehmen zu können. Er hat den Weg vom Himmel zur Erde mitgemacht, um ihn rückkehrend von der Erde zum Himmel mitzunehmen. Dieser Rückweg dauert fort; der Sohn bleibt in steter Bewegung: immerfort nimmt er die Siegenden mit sich zurück und behält zugleich für sie den Weg vom Himmel zur Erde offen, damit sie neu mit ihm absteigen. Die Heiligen drüben können jederzeit auf die Erde zurückwirken, wie den Christen auf Erden jederzeit der Zugang zum Himmel offensteht.

Während Johannes die sieben Briefe schrieb, hat er alles viel menschlicher aufgenommen als vorher. Er war weniger ausschließlich passiv, er konnte etwas von dem Seinigen beitragen, um das Geoffenbarte darzustellen. Auch hier wurde über ihn verfügt, aber in seiner Mitwirkung. Es kam mehr von seinem irdischen Gehorsam dem irdischen Herrn gegenüber zur Anwendung. Von jetzt an wird er wieder in der früheren Weise in Anspruch genommen: in einem himmlischen Gehorsam an seinen himmlischen Herrn.

DER THRON

4, 1. Nach diesem hatte ich ein Gesicht. Und siehe, eine Tür war geöffnet im Himmel, und die erste Stimme, die ich gehört hatte, wie von einer Posaune, die mit mir redete, sprach: Komm hier herauf! Und ich werde dir zeigen, was nachher geschehen soll.

Das Gesicht, das jetzt dem Apostel zuteil wird, scheint der Ausdruck einer Haltung zu sein: der Haltung seines Glaubens. Er schaut in der Richtung des Himmels, ohne bestimmte Erwartung, und doch mit der Erwartung jedes Christen, der zum Himmel emporblickt. Und der Glaube zeigt ihm die offene Türe. Eine Türe also, die eine neue Verbindung zwischen Himmel und Erde anzeigt, und die durch ihr Offenstehen den Weg von der Erde zum Himmel, vom Himmel zur Erde freiläßt. Die offene Türe ist als solche schon eine Erfüllung. Sie ist nicht nur die Möglichkeit eines Zugangs. Sie ist seine Wirklichkeit.

Und nun hört Johannes abermals die posaunenähnliche Stimme. Eine starke Stimme. Jene, die ihn zu Beginn angesprochen und ihn zum Weiter geöffnet hatte. Sie ist wie ein Signal, das Bereitschaft von ihm verlangt, das ihn vorbereitet, zu tun, was man von ihm fordern wird. Er war zwar schon offen, indem er zum Himmel aufschaute; er ist immer in dieser Gebetshaltung, die auf Befehle wartet. Den Bereiten trifft die Forderung erhöhter Bereitschaft. Das erstemal forderte die Stimme Sehen und Schreiben. Dinge, die jedermann kann. So außergewöhnlich alles war, was er daraufhin vernahm, es war doch im Rahmen dessen, was er zu leisten vermochte: sehen und schreiben. Er glich einem Zuschauer, der

über seinen Aufnahmeapparat verfügt. Wohl im Gehorsam, aber doch im Bereich einer persönlichen Angemessenheit. Jetzt dagegen fordert die Stimme: *Komm hier herauf*. In den Himmel. Die Türe ist auch für dich offen. Erst dann soll er das Weitere erfahren, von einem anderen, seiner Natur nicht entsprechenden Standort aus. Vom Ort der Erfüllung seines Glaubens aus. Vorher konnte er über seine Sinne so verfügen, daß er sich fragen konnte, was es bedeutet. Er konnte mit sich zu Rate gehen. Jetzt kann nichts mehr gefragt werden.

Und ich werde dir zeigen, was nachher geschehen soll. Er soll Bekanntschaft machen mit einer neuen Welt, in welcher die Zukunft sichtbar gemacht werden kann. Nicht so, daß sie aus den bekannten Gesetzen der Welt irgendwie erschlossen wird, in der einzigen Weise, wie sie Menschen sonst zugänglich ist: Johannes soll jetzt nicht mehr die Welt und ihre Gesetze sehen, sondern die Gesetze Gottes über der Welt. Auch im Evangelium stand diese Türe offen, und der Herr vermittelte von der Welt Gottes alles, was er in seinem Auftrag als mitteilenswert erachtete. Aber er tat es unten, auf der Welt. Jetzt wird Johannes emporgerufen in den Himmel. Was er erfahren wird, wird mit seiner irdischen Realität nichts mehr zu tun haben. Der Herr auf Erden knüpfte an die Dinge an, die aus dem Alltag der Jünger stammten, mochte er in Parabeln reden oder nicht, und sie konnten mit ihrer Erfahrung, ihrer Vernunft, ihrem gesunden Menschenverstand einen Zugang zu seiner Verkündigung finden. Jetzt soll Johannes im Himmel viel mehr erfassen, als was ihm mit irdischen Sinnen zu erfassen möglich ist. Die Erfassung wird gerade umgekehrt vermittelt: von oben nach unten. Er wird sich die neue Wahrheit nicht organisch assimilieren können, er wird sich der Wahrheit assimilieren müssen. Aber das wird nur möglich sein, weil er schon glaubt. Dieses Von-oben-verstehen ist auch nicht zu vergleichen mit der Bekehrung Pauli, der vom Himmel her zum Glauben gebracht wird. Und in der

Forderung liegt auch nichts besonders Beglückendes, weil sie dem Zustand des Erfassenden nicht subjektiv angepaßt wird. Wie ihm zu Mute ist, danach wird nicht gefragt. Die Schau ist das Objektivste, was es gibt.

4, 2. Sogleich geriet ich in den Geist, und siehe, ein Thron stand im Himmel, und auf dem Thron war ein Sitzender.

Weil die Einladung erfolgte und weil Johannes bereit war zu folgen, emporzusteigen, wird aus seiner Bereitschaft eine Erfüllung. Er gerät in den Geist. Eine Erfüllung, die er nicht selber bewirken kann. Von sich aus schaute er zum Himmel. Und in einer seinem Sinn angemessenen Weise vernahm er die Stimme. Auf eine andere Weise also als nachher, da er in den Geist gerät und die Stimmen im Himmel hört. Es gibt die Möglichkeit, Dinge der anderen Welt in dieser Welt, mit irdischen Sinnen zu hören, wobei man zunächst im unklaren sein kann, ob man eine gewöhnliche Menschenstimme hört oder die Stimme eines Engels. Man kann aber auch die Dinge der anderen Welt in der anderen Welt hören, im Geist. Und ein Zeichen dafür wird sein, daß man, solange man in diesem Zustand ist, die Dinge in dieser Welt, die man normalerweise vernehmen müßte, nicht mehr vernimmt. Das Im-Geiste-sein, die Entrückung, erlaubt dem Entrückten nicht mehr, etwas von seinen eigenen Sinnen hinzuzutun. Er ist auf eine neue, passive Weise verfügt. Über die Art des Emporsteigens wird nichts ausgesagt. Johannes wird entrückt. Da er keinesfalls den Weg weiß, um von sich aus in den Himmel zu kommen, wird die Aufgabe vom Himmel selber gelöst, der keinen Wert darauf legt, den Weg und die Weise, ihn zu begehen, bekannt zu geben. Was Johannes von jetzt an sieht, das sieht er mit Augen, die nichts mehr zu tun haben mit seinen diesseitigen Augen.

Und siehe, ein Thron stand im Himmel. Der Herr hatte ihm in seinem Auftrag an die letzte Gemeinde als Letztes noch

von seinem und des Vaters Thron gesprochen. Johannes weiß also um einen himmlischen Thron; er glaubt daran. Jetzt sieht er ihn mit den Sinnen, die ihm im Himmel verliehen werden. *Und auf dem Thron war ein Sitzender.* Vorher hatte er sich den Thron irgendwie vorstellen können. Jetzt steht er ihm gegenüber. Er beschreibt ihn nicht. Auch nicht den, der darauf sitzt. Er umschreibt die Gestalt nicht, nur eine Qualität gibt er an:

4, 3 a. Und der Sitzende war seinem Aussehen nach gleich einem Jaspis- und Sardisstein.

Er wählt die Qualität dieser Steine, um den Sitzenden nicht beschreiben zu müssen. Er bedient sich einer Metapher. Er kann ihn nicht direkt beschreiben, denn er sieht von ihm auch nichts anderes, als daß er ein Sitzender ist. Von seinem Wesen sieht er nichts. Die Wahrnehmung, die er von ihm hat, geht über alles Sichtbare und Hörbare hinaus und hinweg. Auch für ihn gilt: „Niemand hat den Vater gesehen als der Sohn.“ Johannes kann nicht plötzlich der sein, der Gott gesehen hat. Und dennoch kann man um seinetwillen den Thron nicht räumen, und er muß etwas von Gott sagen, weil er der Mittelpunkt des ganzen Auftrags ist. So hat er Gott zwar nicht gesehen; aber etwas von ihm, sein Aussehen, hat er gesehen. Und nichtsehend hat er es verstanden. Es widerfährt ihm das Gegenteil des Evangelienwortes: „Damit sie sehen und doch nicht verstehen.“

Hätte er diese Schau auf der Welt erhalten, so wäre sie eine Entrückung gewesen. Aber da er bereits in den Himmel entrückt ist, bedeutet sie innerhalb der Entrückung eine unbeschreibliche Stufe. Und er bemüht sich nicht, mehr zu sehen, als ihm gezeigt wird, denn er ist ganz in der Sendung des Glaubens, und das Wort des Herrn: „niemand hat gesehen“ lebt so in ihm, daß er den Ungehorsam des Sehens und Sehenswollens nicht begehen könnte. Er macht daher nur eine An-

deutung und geht rasch weiter. Schon einer, der den Glauben, die Liebe, die Hoffnung beschreiben müßte, könnte es nicht, ohne bei jedem auch von den anderen zu reden und sich sehr weit einzulassen; und je weiter er sich einließ, desto umfassender, unbeschreiblicher würde alles, und so läßt er es genug sein mit einer bloß andeutenden Wendung.

4, 3 b. Und ein Regenbogen war rings um den Thron, seinem Aussehen nach gleich einem Smaragd.

Der siebenfache Regenbogen bedeutet den Geist, der um den Thron die Bewegung Gottes des Vaters und des Sohnes darstellt. Johannes ist gezwungen, zu Vergleichen zu greifen, um etwas von ihm auszusagen, denn er ist ja im Geist. Der Vergleich, der sich bietet, ist der einer Farbbewegung, die dem Thron und dem darauf Sitzenden eine gewisse Kontur verleiht. Was er von dieser Gestalt erfaßt hat, hat er durch den Regenbogen gesehen. Den Regenbogen sieht er wirklich, obwohl der Geist das ist, was sich am wenigsten sichtbar machen läßt. Aber von den Farben greift er nur eine heraus, wie um zu kennzeichnen, daß der Geist nur einer ist und nicht ein Konglomerat verschiedener Eigenschaften. Auch die Einheit des Regenbogens mit dem Thron sieht er: sie sind nicht verschiedenerlei, sie gehören wesenhaft zusammen.

Diese Schau Gottes, die Johannes hier erhält, ist nicht die vollkommene Schau, die erst möglich sein wird, wenn es auf der Welt keine Sünde mehr gibt. Auch die Schau Gottes, die man jetzt im Himmel besitzt, ist noch nicht jene, die man nach dem Jüngsten Gericht haben wird, wenn einmal die ganze Welt erlöst sein wird. Die Sünde der Welt verursacht in der Schau der Seligen gewisse Abschwächungen, Unvollständigkeiten, die sie in keiner Weise als Trübung ihrer himmlischen Seligkeit empfinden, die sie erst bemerken werden, wenn die letzten Hindernisse weggefallen sind. Sie sind selig in der Schau, die ihnen gewährt ist. Sie können nicht ahnen,

wie viel seliger sie einst sein werden, nicht von sich her, sondern von Gott her. Nicht das Wegfallen einer Sündempfindung wird die Steigerung bewirken, sondern die ganz von Gott her kommende Eröffnung neuer Seligkeit, der die Vertilgung der Sünde dazu benützt, den Seligen neue Fülle zuteil werden zu lassen.

4, 4. Und rings um den Thron vierundzwanzig Throne, und auf den Thronen saßen vierundzwanzig Älteste, angetan mit weißen Kleidern, und auf ihren Häuptern (waren) goldene Kronen.

Die Throne, die den großen Thron umgeben, sind regelmäßig um ihn angeordnet, denn die Ältesten blicken auf Gott, und Gott kann von jeder Seite her gleich betrachtet werden. Sie sind angetan mit dem Kleid der Reinheit, dem Kleid Christi, das ihnen im Himmel geschenkt worden ist als Antwort auf ihr irdisches Leben. Es ist ein Kleid der Gnade, das nicht ohne Verdienst erworben wurde. Die Kronen dagegen, die sie auf ihren Häuptern tragen, sind pures Geschenk der Gnade. Sie ist für sie wie das völlig Unerwartete, sie sehen sich dadurch zu etwas gestempelt, was sie sich nie hätten träumen lassen. Die Gnade im Himmel besitzt Ausmaße, die von der Welt her gar nicht geahnt werden können. Auf Erden lassen sich die Werke der Gnade einigermaßen erahnen: wir wissen ungefähr, was wir sein könnten, wenn wir uns ganz dem Zug der Gnade überließen. Aber wir wissen auch, daß diese endliche Ahnung zuletzt nicht standhält. Wir wissen, daß die Gnade im Herrn unendlich ist; die Endlichkeit unserer Ahnung kommt aus den Hindernissen unserer sündigen Natur. Sind wir einmal von ihr befreit, dann können die unendlichen Möglichkeiten der Gnade sich frei entfalten.

Und nirgends offenbart sich Wesen und Wirklichkeit des Je-mehr des Herrn mächtiger als in der himmlischen Gnadenerleuchtung. Sie durchbricht jedes Verhältnis. Wir sagen, wenn

wir den Herrn beschreiben wollen: er ist mehr, er ist größer. Aber wir denken uns das Größere ausgehend von dem, was wir kennen, das überragend, was wir bestimmen. Zwischen dem, was wir von der Gnade wissen und dem Mehr, das wir zuzugeben gezwungen sind, besteht ein Verhältnis. Im Himmel ist es anders. Da wird das Mehr zum Absoluten. Die Krone der Ältesten ist der Beweis dafür. Auf Erden ist es die Abkehr von der Sünde, von der Erbsünde, die uns für das Je-mehr der Gnade empfänglich macht. In der je-neuen, je-tiefen Begegnung von Reue und Lossprechung erfährt der irdische Mensch in Wahrheit etwas von der immer größern Gnade. Und wohl ist es möglich, daß mit der immer feinern Kenntnis der Sünde die immer endgültigere Abkehr vom sündigen Ich einhergeht und somit das immer eindeutigere Überhandnehmen der Gnade, daß also schon die Richtung auf ihr absolutes Überwiegen eingeschlagen wird, wie es die himmlische Kronenverleihung zeigt.

Die vierundzwanzig Ältesten stammen zur Hälfte aus dem Alten, zur Hälfte aus dem Neuen Bund. Und obwohl sie in verschiedenem Alter gestorben sein mögen, werden sie alle als Älteste dargestellt. Weil Adam in Christus schon erlöst worden ist, macht es für den Einzelnen keinen Unterschied, ob er im Alten oder im Neuen Bund geglaubt hat. Und innerhalb des Alten Bundes macht es keinen Unterschied, in welchem Stadium der Offenbarung einer antreten mußte. Die Zwölf des Neuen Bundes sind die Apostel, und so erblickt Johannes sich selbst — ohne sich zu erkennen. Er spielt schon jetzt, vor seinem Tod, seine Rolle im Himmel. Es gibt für die lebenden Heiligen nicht nur die Möglichkeit, auf Erden, sondern ebenso im Himmel zu wirken, wenn auch die Art der Wirkung, der himmlischen Frucht ihnen vorenthalten bleibt, so sehr, daß Johannes keine Ahnung davon hat, daß er sich selber sieht. Natürlich sieht er sich nur im Geiste, denn es gibt nur einen einzigen Johannes, der aber schon während seiner Erdenzeit

im Himmel wirkt. Wenn etwa die kleine Therese mit solcher Gewißheit sagt, sie werde ihren Himmel damit verbringen, auf Erden Gutes zu tun, dann ist es, weil sie ihre Tätigkeit im Himmel in geheimnisvoller Weise bereits begonnen hatte und sogar etwas davon wußte. Sie sagt es nicht auf Grund einer frommen Phantasie, auch nicht auf Grund einer kirchlichen dogmatischen Einsicht. Sie sagt es aus einem Wissen um ihre Sendung, die als irdische und himmlische eine untrennbare Einheit bildet. Wenn es wahr ist, daß sie einst vom Himmel aus auf Erden wirken wird, dann ist es auch wahr, daß sie schon jetzt auf Erden im Himmel wirkt. Wir sind gewohnt, diese Einheit von der Welt aus zu betrachten; wir meinen, sie beginne unbedingt auf Erden, und die Folge dieses Anfangs sei es dann, daß wir im Himmel weiterfahren dürfen. Aber in Wahrheit ist es umgekehrt. Die Sendung wird im Himmel vergeben und hat ihren Schwerpunkt im Himmel. Weil ein Ordensgründer seine Sendung vom Himmel aus betreuen muß, muß er bereits auf Erden damit beginnen. Und weil sein irdisches Tun nur die ersten Ansätze seiner wirklichen Tätigkeit bedeuten, fährt er im Himmel damit fort. Das bißchen Verdienstlichkeit, das wir uns auf Erden erwerben können, ist eine Folge des himmlischen Lebens, das uns aufgespart ist. Und wenn wir Ja sagen zu unserer Sendung, dann bejahen wir die himmlische Laufbahn, die uns sicher ist, und aus der heraus wir auf die Erde gesetzt worden sind, um sie zu beginnen.

Die goldenen Kronen stehen im Zusammenhang mit dem geprüften Gold, das der Herr vorher anbot. Sie sind aus dem Gold des Herrn gemacht; sie sind Kronen, die zu seiner Krone gehören, aus einem Gold, das sein Gold ist.

4, 5. Und von dem Thron geben Blitze aus und Stimmen und Donner. Und vor dem Thron brennen sieben Feuerfackeln, die die sieben Geister Gottes sind.

Wir sind es gewohnt, Blitze und Donner als vom Himmel kommend zu betrachten. Nicht aber Stimmen. Diese bedeuten das Mystische. Aber auch Blitze und Donner gehen hier unmittelbar von dem Ort aus, wo der Vater sitzt, als etwas von ihm, was Auge und Ohr berührt. Und in diesem Sinne nehmen auch sie am Übernatürlichen, Mystischen teil. Für Johannes bedeutet das Ganze nichts völlig Fremdes; seit Beginn der Apokalypse hört er Stimmen, die aus dem Himmel kommen. Und dieses Hören ist für ihn Antwort auf seine christliche Bereitschaft. Von sich aus ist er bereit, und von Gott her erfolgt die Stimme. Hier aber sagen die Stimmen nichts Besonderes, Faßbares, sie haben hier nur mit den Donnern und Blitzen zusammen das Eigentümliche, daß sie vom Thron ausgehen. Es kann so sein, daß das Ausgehende Stimme für die Bereiten ist, Donner und Blitz für die Abgeneigten, nicht voll Geöffneten, die es zu treffen gilt. Doch kann man nicht sagen, daß Stimmen nur von den vollkommen Bereiten gehört werden können. Jene, die die Stimmen hören, sind nur Durchgang für etwas, das weiterzugeben ist; sie selbst sind gewissermaßen am wenigsten gemeint. Vielleicht ist ihre einzige Aufgabe, die Stimmen zu hören, die aber nie nur an sie gerichtet, sondern durchzugeben sind an jene, die die Aufträge auszuführen haben. Und diese vor allem haben bereit zu sein. Man braucht denen, die hören, keinen Vorrang zuzubilligen; sie können mit Tausenden, die nicht hören, den gleichen Grad der Bereitschaft teilen.

Die *sieben Feuerfackeln vor dem Thron* sind die *sieben Geister Gottes*, die sieben Gaben des Heiligen Geistes. Der Geist steht also in einer Art Verdoppelung da, obwohl er nur Einer ist. Als Ganzheit Gott zugekehrt ist er im Regenbogen, nach außen differenziert in den sieben Gaben, die die Fackeln andeuten, die aber wiederum die sieben Geister Gottes sind, so daß er beide Male in der engsten Verbindung mit dem Vater und dem Sohn ist. Dort, wo die Entäußerung des Gei-

stes, wie in den Fackeln, stattfindet, geschieht es immer in Zusammenhang mit dem Sohn. Wie der Sohn in der Menschwerdung sichtbar wird, so nimmt der Geist die Gabenwerdung an und wird in ihr faßbar. Ganz unsichtbar bleibt in sich nur der Vater, der aber im Sohn und im Geiste sichtbar und faßbar wird. Die Fackeln *brennen*, weil die Gaben des Geistes alle die Eigenschaft haben, aus dem Feuer zu stammen und das Feuer zu verbreiten. Sie brennen aber auch, um den Zusammenhang mit dem leuchtenden Regenbogen zu bekunden. Und sie brennen schließlich als Zeichen des Lebens der Dreieinigkeit. Dieses Leben ist allgegenwärtig. Wenn die Fackeln brennen, dann läßt sich zwar ein Ort des Brennens angeben, aber das Feuer selbst, das in der Fackel brennt, besitzt eine Lebendigkeit, die nicht zu umgrenzen und zu bestimmen ist. Und da es zwischen dem Vater und dem durch den Regenbogen verkörperten Geist brennt, erhellt daraus, daß es zwischen ihnen brennendes Leben gibt, ein Leben, das war, ist und wird, und das für Johannes — und durch Johannes für uns — die Möglichkeit eröffnet, etwas zu erfassen von der dreieinigen Lebendigkeit. Denn man weiß, daß nichts mit dem Feuer in Berührung kommen kann, ohne von ihm erfaßt und verwandelt zu werden. Das Feuer, das in jeder der sieben Fackeln brennt, ist das gleiche, und doch gehört es jeweils dieser bestimmten Fackel an. Darin liegt die Gewißheit, daß man sich dem Feuer des Geistes zwar in einer Fackel nahen kann, aber dann von dem Feuer ergriffen werden muß, das in allen sieben brennt: vom einen, unteilbaren Geist.

4, 6. Und vor dem Thron ist wie ein gläsernes Meer, wie Kristall; und mitten vor dem Thron und um ihn herum vier lebende Wesen, voller Augen vorn und hinten.

Dieses Meer ist unübersehbar, weil es ein Meer ist, aber zugleich durchsichtig wie Glas und kostbar wie Kristall. Es bedeutet die Ewigkeit. Es erstreckt sich um den Thron herum,

und über seine Ausbreitung wird nichts gesagt, nur darüber, daß es wie Glas ist, undurchdringbar. Man kann in ihm nicht versinken, man wird von ihm getragen, aber getragen im Licht des vom Regenbogen und von den Feuerfackeln erleuchteten Glases, so daß alle Konturen hell werden und klar hervortreten. Es gibt keine Möglichkeit, sich in diesem Meer zu verbergen, es hat vor allem die Eigenschaft, alles an den Tag zu bringen. Und zwar für ewig. Und es ist so spiegelglatt, daß man darauf nur gehen kann, wenn man die Kraft des Himmels dazu erhält. Keiner kann es von sich aus betreten. Jede Bewegung auf ihm ist eine geschenkte Bewegung. Und man kann sich darauf nicht von Gott entfernen, in welcher Richtung man auch gehen mag. Petrus, der auf dem Meere wandelte, erhielt das Himmlische als eine Augenblickserfahrung; jetzt ist sie die endgültige geworden. Dieses Meer erscheint wie der Grund, der Boden des Himmels. Auf Erden kommt das Licht von oben; die Erde ist dunkel. Im Himmel kommt es vom Kristall, der alles durchläßt und widerspiegelt. Es kommt von überall her. Auf Erden ist viel Dunkel und Möglichkeit des Verbergens. Im Himmel ist alles Licht, und niemand denkt daran, etwas verbergen zu wollen.

Die vier *Lebewesen*, die um den Thron sind, haben zweierlei gemeinsam: zunächst das Leben, das sie nicht von sich, sondern von Gott erhalten haben; und dann, daß sie *vorn und hinten voller Augen* sind. Mit diesen Augen sehen sie ununterbrochen nach allen Richtungen hin. Dieses Sehen ist die Frage, die sie stellen, und als Antwort erhalten sie das Leben. Es besteht dieser innerste Zusammenhang zwischen ihrem Sehen, das heißt dem Aufnehmen dessen, was sie nicht sind, und ihrem Leben, das heißt dem Aufnehmen dessen, was sie sind. Was sie sind und was sie nicht sind, wird in ihnen eins, und diese Einheit ist ein Bild des christlichen Lebens. Das Leben, das sie erhalten, ist das Leben, das sie besitzen. Und weil sie es schon besitzen, können sie es dauernd erhalten.

Was sie aber sehen, besitzen sie nicht, auch nicht dadurch, daß sie es durch ihre Augen aufnehmen, aber sie bringen es in eine Einheit mit dem, was sie besitzen, damit das, was sie nicht sind, zu dem werde, was sie sind. Sie sind die reine Verkörperung des Glaubens, der Liebe, des Dienstes. Wer sie sind, wird nicht gesagt; die Frage darf nicht gestellt werden, ob sie Engel oder Menschen sind. Sie sind in jedem Falle das Verfügte. Wohl sind sie Verkünder und besitzen die Zeichen der Evangelisten. Aber sie hier mit dem Evangelisten gleichzusetzen, würde den Ausdruck ihrer Größe verringern.

4, 7. Und das erste Wesen gleicht einem Löwen, und das zweite Wesen gleicht einem Kalbe, und das dritte Wesen hat ein Antlitz wie das eines Menschen, und das vierte Wesen gleicht einem fliegenden Adler.

Das erste Wesen hat die Kraft und die Würde des Löwen; zwei Eigenschaften, die unbedingt zum Christentum gehören und die sowohl für das Empfangen wie für das Geben von Bedeutung sind: Empfangen mit der Kraft dessen, der von der Botschaft überbordert wird, und Weitergeben mit der Würde dessen, der um die Würde der Botschaft weiß. Das zweite Wesen gleicht einem Kalbe, einem unentwickelten und schwachen Geschöpf, das nichts besitzt, was an Würde erinnert. Dieses Wesen hat die Schwachheit, ganz von der Botschaft in Besitz genommen zu werden, und die Demut, sie im Bewußtsein der Unwürdigkeit weiterzugeben. Das dritte Wesen hat das Antlitz eines Menschen; es verkörpert somit den Sünder (ohne daß etwas von seiner Sünde noch vorhanden zu sein braucht), der mit dem Sünderantlitz die Botschaft dringender als irgendein anderer braucht und der gezwungen ist, sie anderen, die Sünder sind, weiterzugeben. Brennend gezwungen, weil er sich um der Botschaft willen von seiner Sünde reißen muß, um die Botschaft weiterzugeben,

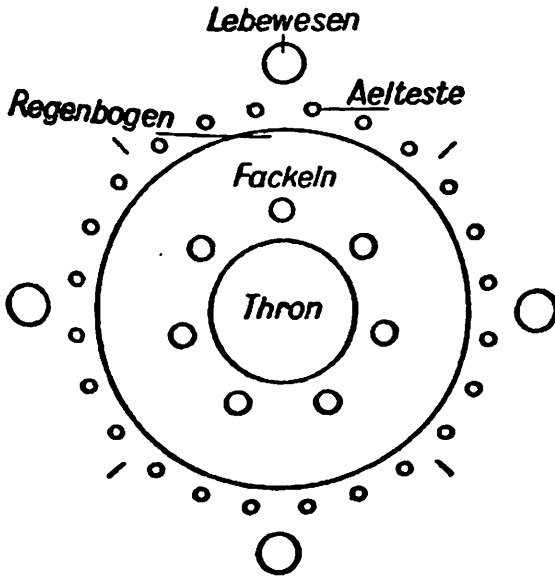
damit andere sich ihrerseits von der Sünde losreißen können. Das vierte Wesen gleicht einem fliegenden Adler; einem also, der an Raum nicht gebunden ist, die Weite der Welt überblicken kann, der die Botschaft rasch, wie im Fluge aufnimmt und ebenso fliegend weiter vermittelt. In der majestätischen Kraft seines Fluges wird keine Wirkung der Botschaft in ihm selber sichtbar; es ist, als besäße er sie von jeher und als würde er sie auch von jeher vermitteln. Die Einheit von Aufnahme und Weitergabe ist in ihm am stärksten ausgeprägt. Und doch sind alle vier, so verschieden sie sich der Botschaft gegenüber verhalten, die vier Lebewesen vor dem Thron, lebend aus dem gleichen Leben und vorn und hinten voller Augen.

Alles geht von der Mitte des Thrones aus: vom Eins des Thrones zum Eins des Regenbogens, der die sieben Feuerfackeln einfaßt. An den Regenbogen schließen sich im Kreise die vierundzwanzig Ältesten an und dann die vier Lebewesen, so daß auf eine Gruppe von sechs Ältesten ein Lebewesen fällt, das mit ihnen zusammen eine Gruppe von sieben bildet. Es ist wie ein Angebot des Heiligen Geistes an die Heiligen: daß je in sechs Heiligen der Heilige Geist dargestellt werde, durch eine bestimmte Auffassungsweise der Botschaft zu einer Siebnergruppe erfüllt und ergänzt. In jeder Gruppe stammen drei Älteste aus dem Alten und drei aus dem Neuen Bund. Und jede der Siebnergruppen hat ihre Beziehung zu den sieben Feuerfackeln.

4, 8. Und die vier Lebewesen, deren jedes sechs Flügel hat, sind ringsherum und innen voller Augen. Und sie haben Tag und Nacht keine Ruhe, da sie sprechen: Heilig, heilig, heilig ist der Herr, der allmächtige Gott, der war und der ist und der kommt.

Jedes Lebewesen hat drei Paar Flügel, und diese mahnen sie daran, daß sie im Reiche der Dreifaltigkeit sich befinden.

Sie sind überhaupt nicht fähig, etwas zu tun, was nicht durch die Dreifaltigkeit bestimmt wäre. Sie leben in einer Erfüllung, die sie immerfort übertrifft, aber auch immerfort die Antwort auf die Frage ihres Lebens ist. Sie sind durch die Gnade der Erlösung mitten in das trinitarische Leben hineingestellt, nicht so, als spielte es sich außerhalb ihrer ab, wie ein fremdes, son-



dern sie haben an ihm solchen Anteil, daß sie die Flügel des Glaubens besitzen, die aus ihrem Innern und Eigenen herauswachsen. Diese Gnade gibt es im Himmel: das Leben der Dreieinigkeit als etwas zu besitzen, das innerlich unser ganzes Wesen bestimmt, und — im Symbol der drei Flügelpaare — teilzuhaben an der Unendlichkeit und Allgegenwart Gottes. In diesem Sinne sind die Lebewesen wie die Erfüllung der Möglichkeit alles Christseins.

Zu den Flügeln hinzu besitzen sie die Fülle der äußern und innern Augen. Mit den innern Augen sehen sie nicht nur

ihr eigenes Innere, sondern auch in das Innere eines jeden andern. Sie haben die Gabe der Innen- und Herzensschau, wie sie manchem Heiligen auf Erden verliehen wird. Und sie könnten jeden, der sich dem Thron nähern wollte, ohne ganz durchsichtig zu sein, durchschauen und zurückweisen. Diese Gabe ist die Teilnahme an einer Eigenschaft Gottes, der alles durchschaut. Gott schenkt von dieser Eigenschaft den Seinen, und die vier Lebewesen versinnbildlichen diese Verleihung. Sie brauchen ihre Augen aber nicht nach Gutdünken, sondern nach ihrem von Gott stammenden Auftrag: sie betrachten alles, was auftragungsgemäß betrachtet werden muß. Die Intimität der Seelen mit Gott wird dadurch nicht gestört, vielmehr erst recht gesteigert. Denn wer an der Allwissenheit Gottes teilerhält, erhält auch an seiner Diskretion teil, so daß man nur zu wissen bekommt und nur wissen will, was innerhalb des Geheimnisses Gottes gelüftet werden soll. Zwar erhält der Begnadete durch diese Anteilnahme an der Allwissenheit theoretisch die Möglichkeit, noch viel mehr zu wissen, aber er erhält gleichzeitig den Auftrag, der das Prinzip der Auswahl bildet. Daß im Himmel diese Eigenschaften bestehen, wird schon daran ersichtlich, daß sie in manchen Heiligen auf Erden vorgebildet werden. Der Auftrag im Himmel bleibt der gleiche, aber die Ausstattung der Heiligen erfährt eine Ausweitung im trinitarischen Sinn. Auf Erden kann eine bestimmte Gabe oder Eigenschaft an ihnen hervortreten, die im Himmel von einer Art Allheit der Gaben ergänzt wird.

Und die Wesen rufen ruhelos bei Tag und Nacht: *Heilig, heilig, heilig!* Ihr Leben geht auf in Lob, Ehrfurcht und Dienst. Ihr Wirken ist, daß sie immerfort den Vater verherrlichen. Dreimal rufen sie heilig, weil der Herr, den sie verherrlichen, der dreifaltige Gott ist, und alles, was sie tun, sich auf die Dreieinigkeit bezieht. Sie verherrlichen Gott, den *Allmächtigen, der war, der ist und der kommt*; immer war, immer ist und immer am Kommen ist. Der diese Eigenschaften

in seiner Ewigkeit besitzt. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind in Gott eine Einheit. Und sie sind es auch für die himmlischen Bewohner. Aber diese Einheit wird begrifflich aufgespalten in die Dreiheit von Gewesensein, von Werden und von Bleiben in der Mitte, damit Johannes in seiner Botschaft Kunde vermitteln kann von der Unveränderlichkeit Gottes und die Einheit in ihrer Fülle besser beschrieben sei und erfaßt werde. Denn in drei Formen der Zeit kann die Ewigkeit besser ausgelegt werden als in einer.

Das Drei-mal-heilig ist eine Form, in welcher Johannes angedeutet wird, was ewige Verherrlichung ist. Es wird nicht gesagt, daß sie es mit dem Munde aussprechen; sie sprechen es in der himmlischen Aussageform, die da ist das Leben. Und Leben ist Fülle und das Gegenteil von Einförmigkeit und Langeweile. So erweist sich auch, daß Lob, Ehrfurcht und Dienst als Wesensbestimmung der Kreatur wirklich Leben ist, und ewiges Leben.

4, 9—10. Und wenn die Wesen Preis, Ehre und Dank dem auf dem Throne Sitzenden darbringen, der von Ewigkeit zu Ewigkeit lebt, dann werfen sich die vierundzwanzig Ältesten vor dem auf dem Throne Sitzenden nieder und beten den an, der von Ewigkeit zu Ewigkeit lebt, und sie werfen ihre Kronen vor den Thron hin mit den Worten.

Das *und wenn* steht in einem gewissen Gegensatz zum vorigen pausenlosen Ruf. Es gibt Augenblicke, in denen die Lebewesen sich nur noch dem Throne zuwenden, in denen alle ihre Augen nur noch auf den Thron hin schauen, in denen sie alle ihre Taten, womit sie Gott den Vater verherrlichen, nur noch in der Betrachtung des Thrones vollbringen und in ihr aufgehen lassen. Sie sind sonst, obwohl sie immerfort Heilig! rufen, damit beschäftigt, den ganzen Himmel durch ihre Augen aufzunehmen, den ganzen Himmel auf die Verherrlichung Gottes aufmerksam zu machen. Aber innerhalb

dieser Verherrlichung gibt es Momente, die wie der eigenen Andacht aufgespart scheinen, der restlosen Hinwendung zum Thron in *Preis, Ehre und Dank* dem gegenüber, *der von Ewigkeit zu Ewigkeit lebt*. In dieser Formulierung der Ewigkeit liegt wie eine Steigerung des *war, ist und kommt*, nicht in Gott selbst, sondern in der Andacht derer, die sich Gott so zuwenden. Dann *werfen sich* auch *die Ältesten* vor dem gleichen Gott nieder und bekunden dadurch die Gleichzeitigkeit ihrer Andacht mit der der vier Lebewesen. So daß die vier Siebnergruppen um den Thron sich zugleich niederwerfen, während der Geist in der Gestalt der sieben brennenden Fackeln den Vater im Feuer verherrlicht. Und sie *beten an*. Ihre Anbetung besteht in der vollkommenen Niederwerfung ihrer selbst, die aber im Himmel eins ist mit der vollkommenen Liebe. *Und sie werfen ihre Kronen vor den Thron hin*. Sie entledigen sich des Symbols ihrer Heiligkeit und geben sie dem zurück, der sie ihnen verliehen hat.

4, 11. *Würdig bist du, unser Herr und Gott, zu empfangen den Preis und die Ehre und die Macht, denn du hast alle Dinge geschaffen, und durch deinen Willen waren sie und wurden sie geschaffen.*

Es ist wie eine Messe, die sie zu Ehren des Vaters zelebrieren, da sie in ihrem Niederwerfen ihn verherrlichen. Und statt dem Vater den Sohn darzubringen, bringen sie die ihnen erwiesene Gnade zum Opfer: im Hinwerfen ihrer Kronen. Und ihr Ruf lautet nicht: Ich bin nicht würdig, daß du zu mir kommst und ich dich empfangen, sondern: Du bist würdig, zu empfangen. Der Sohn ist verborgen gegenwärtig: in den Kronen, in der von ihm und durch ihn verliehenen Gnade. Aber er bleibt als Menschensohn hier wie verhüllt, weil der Inhalt dieser Preisung ganz die Ewigkeit ist: die Ewigkeit, die war und ist und kommt, in alle Ewigkeit der Ewigkeiten. Und in diese lebendigste Fülle der Ewigkeit ist die Geschicht-

lichkeit des Sohnes dauernd einbezogen. Alles soll jetzt so zeitlos erscheinen, damit auch das Opfer des Sohnes ins Zeitlose aufgenommen werde, als ewiges Opfer vor dem ewigen Thron.

Statt von Dank ist jetzt von *Macht* die Rede: weil Gott die Macht hat, zu geben und zurückzunehmen, zu empfangen. So mächtig ist er, daß er selbst von solchen Lebewesen, von solchen Ältesten Geschenke entgegennimmt. Sie alle haben Macht durch Gott, und sie erstatten sie ihm zurück, als würde seine Macht durch solche Rückgabe vermehrt, während sie doch immer nur seine Macht ist. *Du hast alle Dinge geschaffen*. Also auch die Menschen, die durch die Gnade des Sohnes erlöst worden sind und jetzt im Himmel am Leben des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes teilhaben. Und sie können keinen finden, der würdiger wäre, ihre Anbetung zu empfangen als der Vater. Es ist wie ein Kreis, der von ihnen beschrieben wird: vom Vater, der sie erschaffen, zum Menschen, der sie sind, und zum Sohn, der sie als Mensch erlöst und zum Vater zurückgebracht hat. In diesem Kreis erblicken sie Gottes Größe und das Zeichen seiner Macht: daß er aus ihnen Mächtige bildete, und ihre Macht doch wieder beim Vater enden muß. *Und durch deinen Willen* sind alle Dinge geworden. Gottes Wille hat sie geschaffen, aber nicht nur für einen Augenblick, sondern ihren Bestand gesichert und eingeschlossen in seinen Willen.

Die Ältesten, die im Himmel sind und am himmlischen Leben teilhaben, sind der Welt nicht abgewendet. Sie sehen im Gegenteil in den Dingen der Welt den Ausdruck der Macht des göttlichen Willens. Und sie erblicken in der Welt ihre eigene Aufgabe in Gott. Sie trennen den Vater nicht von seiner Schöpfung. Sie wissen, daß diese, wie immer sie aussehen mag, im Willen des Vaters bleibt.

DAS BUCH MIT DEN SIEBEN SIEGELN

5, 1. *Und ich sah in der Rechten dessen, der auf dem Throne saß, ein Buch, innen und auf der Rückseite beschrieben, mit sieben Siegeln versiegelt.*

Die Rechte ist die Hand, die man zur Arbeit braucht, zugleich die Hand, die man entgegenstreckt, die Hand des Vertrauens. Hier ist es die Hand Gottes, die Hand des höchsten Vertrauens, der höchsten Öffnung zu den Menschen hin, die Hand, die, wenn sie sich zeigt, immer Anziehung und Ruf und Hineinnahme in die Intimität ist. In ihr ruht das versiegelte Buch, siebenfach, somit durch den Heiligen Geist versiegelt, weil es im Heiligen Geist allein offen ist, und es außerhalb von Vater, Sohn und Geist keine Möglichkeit gibt, es zu öffnen. Und da es im Geist versiegelt ist, hat der Geist auch mit seinem Inhalt zu tun. Es ist ein Buch, das voll ist von ihm. Und weil es in der Rechten Gottes liegt, kann es nicht auf ewig den Menschen unzugänglich bleiben.

Johannes sieht, daß es *innen und auf der Rückseite beschrieben* ist. Er sieht es, trotzdem das Buch versiegelt ist, somit seinen Inhalt nicht preisgibt und auch sonst nichts von seinem Innern enthüllt. Johannes vermag es zu sehen, weil er im Geist im Besitz der innern Augen ist. Und er weiß, daß er in diesem Augenblick das Buch auch von innen sieht: daß das innere Auge nicht nur das Durchschauen der Menschen, sondern auch der Dinge ermöglicht. Er weiß damit, daß Menschen und Dinge in der Nähe des Vaters die gleiche Durchsichtigkeit haben als gemeinsame Eigenschaft, die nur durch die Sünde verlorengegangen ist. In der paradiesischen Schöpfung besagte diese Durchsichtigkeit der Dinge die sofortige

Erkennbarkeit ihres Sinnes, ihrer Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit, Angemessenheit oder Unangemessenheit. Die Dinge standen in dieser Durchschaubarkeit zur Verfügung des Menschen, so wie der Mensch in seiner Durchschaubarkeit Gott zur Verfügung stand. Beide wurden gemeinsam verdunkelt.

Der Inhalt des Buches ist versiegelt. Aber da es in der Rechten Gottes ruht, ist gewiß, daß darin das Geheimnis steht, das die Menschen mit Gott verbindet. Und dann weiß man noch, daß das Ruhen des verschlossenen Buches in der Hand Gottes eine Art Hindernis zwischen Gott und den Menschen ausdrückt, als könnte seine Hand, solange sie dieses Buch hält, nichts anderes umfassen, nicht sogleich den Menschen an sich ziehen. Gott zeigt in diesem Gleichnis an, daß er sich selber gebunden hat, daß er ein beschränkendes Gesetz kennt, das er sich auferlegt hat.

Wie die Siegel aussehen, wird nicht gesagt. Auch nicht seit wann sie angelegt wurden. Daß sie aber einen sehr ernsten Charakter haben, zeigt ihre Zahl. Gott bindet sich in seiner Hand, und der Geist bindet in der Hand das Buch. Vater und Geist sind bindend, und nur der Sohn, der hier ganz im Hintergrund steht, könnte lösen. Er ist der, auf den Vater und Geist warten, um die doppelte Lösung vorzunehmen, und so öffnen sich beide der kommenden Tat des Sohnes entgegen. Es gibt etwas, wodurch sie sich gegenseitig gebunden haben, indem sie wissen, daß die Bindungen durch den Sohn gelöst werden.

5, 2. Und ich sah einen starken Engel, der mit lauter Stimme schrie: Wer ist würdig, das Buch zu öffnen und seine Siegel zu lösen?

Diesmal sieht Johannes einen Engel. Bisher hat er Engel immer nur gehört. Er sieht ihn und sieht seine mächtige Gestalt. Der Gestalt entspricht die Stärke der Stimme. Und die Stimme wird noch zum Schrei benützt. Der Engel steht im

Auftrag und muß sich so weit wie nur möglich vernehmbar machen. Er strengt sich an. Er läßt es bei der Gestalt und der Stimme, die ihm gegeben sind, nicht bewenden, sondern setzt sie, so sehr er kann, für seinen Dienst ein.

Wer ist würdig? Der Engel weiß, so wie Vater und Geist es wissen, daß nur einer würdig ist. Vater und Geist kommen ja nicht in Frage; sie haben sich gegenseitig gebunden, damit die Lösung ganz dem Sohn zufalle. Für die Menschen ist der Sohn Erlösung. Für Vater und Geist ist er in bestimmter Weise Lösung. Beides ist dasselbe: das Zweite ist die Eigenschaft der Erlösung, so wie sie Vater und Geist angeht und betrifft. Daß keiner der Menschen würdig ist, ist klar. So daß sich auch von dieser Seite die einzige Antwort aufdrängt: würdig ist nur der Sohn.

Das Buch zu öffnen. Der Würdige hat zwei Taten zu vollbringen: die Siegel zu brechen und das Buch zu öffnen. Das ist nicht dasselbe, aber doch eng verbunden. Zwischen beidem besteht der gleiche Zusammenhang wie zwischen Beichte und Kommunion. Die Beichte ist Brechung der Siegel, der Verslossenheit, die von Gott trennt. Kommunion ist Öffnung der Seele, um den Herrn zu empfangen. Aber man kann es auch umgekehrt sehen: die Öffnung der Seele ist auch in der Beichte enthalten, und das Brechen wäre der unmittelbare Empfang des Herrn. Gott öffnet den Zugang durch sein Kommen, die Siegel der Natur durch die Gnade, und erlaubt so den Kontakt. Es wird ein Dualismus gezeigt, aber die Umkehrbarkeit der Beziehung stellt die Einheit her.

5, 3. Und niemand im Himmel und auf Erden und unter der Erde konnte das Buch öffnen und hineinblicken.

Zum erstenmal in der Apokalypse werden die drei Welten so klar unterschieden: Himmel, Erde und Unterwelt. Die im Himmel sind die Heiligen, die Erlösten überhaupt. Und wenn Johannes von ihnen sagt, daß keiner das Buch öffnen konnte,

dann heißt das nicht, daß keine Versuche unternommen worden sind, im Gegenteil: irgendwie waren alle im Himmel damit beschäftigt und haben versucht — erfolglos —, das Buch zu öffnen. Sie waren ihrem Standort nach die Geeignetesten, jene, von denen man am meisten Erfolg erwartet hätte, Auch unter denen, die auf der Erde sind, vermag es keiner, welches die Schwere oder Läßlichkeit seiner Sünde auch sein mag. Keiner, obwohl sich viele von ihnen jede erdenkliche Mühe gaben, das Buch aufzutun. Und auch keiner in der Unterwelt, mag er eben in sie eingetreten sein oder sie bald wieder verlassen. Keiner der ganz Verstockten oder der bald Erlösten. (Es gibt Sünder, Verstockte auf der Welt und in der Unterwelt. Mit den Sündern auf der Welt stehen wir immer in einer Kommunikation, einer Solidarität, haben ihnen gegenüber wie ein schlechtes Gewissen, als seien wir mitschuld daran, daß sie Sünder sind. Weil so vieles von der Sichtbarwerdung des Herrn Menschen anvertraut wird, tragen sie den Brüdern gegenüber soviel Verantwortung. In der Unterwelt dagegen und während der Reinigung ist der Sünder schroff und einsam nur dem Herrn und der eigenen Sünde gegenübergestellt. Alle Vermittlungen, alle Entschuldigungsgründe fallen weg.) Und selbst hier versuchen sie noch, das Buch zu öffnen, aber mit ebensowenig Erfolg.

5, 4. Und ich weinte sehr, weil keiner würdig befunden wurde, das Buch zu öffnen und hineinzusehen.

Es ist nicht so, daß Johannes den Herrn und seine Erlösung vergessen hätte. Aber er ist jetzt vollkommen eingeweiht in das Geheimnis der Vorerlösung. In die Einsicht, daß die Erlösung das absolut Notwendige ist. Er ist ja dort, wo der Vater und der Geist sind und wo zugleich der Sohn ganz verhüllt ist. So verhüllt, daß an seiner Stelle nur noch der Gedanke steht: es muß unbedingt etwas geschehen. Dieses Etwas wäre die Erlösung durch den Sohn. Aber die Gleichsetzung

dieses Etwas mit dem Sohn ist für alle Kreatur unmöglich. Daher die unendliche Bangigkeit und Angst. Der Sohn ist im Augenblick wie nichtexistent. Desto existenter sind Vater und Geist. Der Vater, von dem der Sohn sooft vor Johannes gesagt hat, es sei sein Leben, ihn zu verherrlichen. Und der Geist, den Johannes selber hat empfangen dürfen. Und er hat doch den Sohn zum Himmel fahren sehen und gewußt, daß er dort in Ewigkeit eins sein würde mit dem Vater und dem Geist. Und nun steht er selbst in diesem Himmel, und die Himmlischen, für ihn alle ein Gegenstand höchster Verehrung, sind um den Thron. Und dennoch sind sie alle unfähig, das Buch zu öffnen und das einzige zu tun, was getan werden müßte. Und er spürt: wenn Vater und Geist sich so gebunden haben, wenn die Himmelsbewohner ohnmächtig sind, wenn die Menschen auf Erden und die Seelen der Unterwelt nichts vermögen, so wird durch dieses allgemeine Nein nur eine große Leere ausgespart, in der die unbedingt notwendige Lösung steht. Und wenn der Engel gefragt hat: wer ist würdig?, dann ist auch klar, daß die Antwort nicht von den Menschen herkommen kann. Die Menschen kennt Johannes als Sünder. Gerade darum können die Menschen nicht ohne Auskunft bleiben. Sie müssen erlöst werden. Das Buch muß aufgetan werden. Und noch mehr: es muß eine Antwort von den Menschen her, eine menschliche Antwort erfolgen. Und das in unausweichlicher Dringlichkeit und doch — in völliger Ausweglosigkeit! So bleibt nur die Angst. Wenn je ein Mensch geglaubt und geliebt hat, dann ist es Johannes. Ohne seine Liebe, seinen Glauben hätte er nie einzusehen vermocht, wie furchtbar die Frage des Engels ist. Und doch kann er nicht helfen. Er kann nur weinen. Diese Tränen sind der Ausdruck seines vollkommenen Ohnmachtsgefühls. Und doch sind sie auch das Zeugnis einer menschlichen Hilfe. Er steht zwischen der Menschheit und dem Herrn. Er ist der, der auf Erden am tiefsten eingeweiht wurde, der das Gebot des Herrn

am innersten begriffen und erfüllt hat. Es ist die Liebe, die ihn an den Herrn und den Herrn an ihn bindet, aber er hat diese Liebe allen Brüdern zur Verfügung gestellt. Und seine Tränen sind ein Ausdruck dieser Liebe. Er weint, weil keiner würdig befunden wird. Kraft wäre vielleicht genug da, das Buch zu öffnen, aber es fehlt an Würde. Im Mangel an Würde ist die doppelte Unmöglichkeit begründet: *das Buch zu öffnen und hineinzusehen*. Es öffnen heißt: das Geheimnis preisgeben, allen, die darauf warten. Hineinschauen heißt: es verstehen, sich aneignen, um es von innen her mitteilen zu können. Heißt zugleich: es in der Hand Gottes sehen, seinen Blick so auf Gott wenden können, daß das Buch sichtbar und durchschaubar wird. Denn es gibt in der Hand Gottes eine Art von Sichtbarkeit, die doch niemand sieht, weil niemand Gott anschauen kann. Und es gibt eine Art Durchschaubarkeit, die nur von Gott vermittelt werden kann. Und je mehr Johannes sieht, daß niemand würdig ist, um so mehr begreift er, wie unsagbar wichtig das Buch ist. Es enthält das, wonach alle Menschen schreien.

5, 5. Und einer von den Ältesten sagte zu mir: Weine nicht. Siehe, gesiegt hat der Löwe aus dem Stamme Juda, der Wurzelsproß Davids, um öffnen zu können das Buch und seine sieben Siegel.

Einer der Ältesten tröstet Johannes mit dem Wort: *Weine nicht*. Schon der Befehl: *Weine nicht* hebt ihn aus seiner Trauer heraus; nicht erst die nachfolgende Erklärung, warum er nicht weinen soll. Er erklärt ihm, daß der Löwe aus Juda, der Starke, der die Macht hat, der Sproß Davids, der die Verheißung besitzt, gesiegt hat, und daß der Zweck dieses Sieges der war, das Buch und seine Siegel zu öffnen. Der Zweck und der Lohn zugleich. In diesem Augenblick sieht Johannes die Lösung. Er weiß, wer gemeint ist, wer gesiegt hat, und daß es der Sieg über den Tod der Menschen ist. Er hat diesen Sieg erlebt,

und er versteht, daß der Sieg über den Tod und das Erbrechen der Siegel derselbe Vorgang ist. Und in einem wahren Sinne hat der Sieger auch den Vater überwunden, der das versiegelte Buch hält, und den Geist, der es versiegelt hat. Der Sieg über den Tod ist zugleich wie ein Sieg über den Vater und den Geist. Aber Vater und Geist wollten diesen Sieg und haben ihren Willen bekundet, indem sie Anteil nahmen am Werk der Menschwerdung des Sohnes. Es ist die Liebe, die besiegt werden will durch die Liebe. Wir kennen das als ein menschliches Gefühl. Aber es gibt die Wahrheit dieses Gefühls in Gott. Die Liebe ist stark, aber zu Zeiten macht sie sich schwach, um die stärkste Liebe des anderen zu empfangen. Und wie der Sohn in der Menschwerdung schwach wurde, so gibt es auch im Vater und im Geist ein Schwäche der Liebe, um die Stärke des Löwen von Juda an sich zu erfahren. Dies bleibt ein Gleichnis. Auch der Herr hat in menschlichen Gleichnissen von der dreieinigen Liebe gesprochen, damit wir etwas von ihr erahnten. Und der Älteste, der Johannes tröstet, stärkt diese Ahnung durch ein neues Gleichnis. Er läßt die Liebe Gottes sich herabsenken, erhebt und veredelt aber zugleich unsere menschliche Liebe, die zum Sinnbild der göttlichen wird.

5, 6. Und ich sah in der Mitte des Thrones und der vier Lebewesen und in der Mitte der Ältesten ein Lamm stehen, wie geschlachtet. Und es hatte sieben Hörner und sieben Augen, welches die sieben Geister Gottes sind, ausgesandt auf die ganze Erde.

Genau in der Mitte des Thrones des Vaters, umgeben von den Ältesten und Lebewesen, so wie der Vater von ihnen umgeben war, erblickt Johannes das Lamm. Den Vater auf dem Thron hat er nur geahnt, das Lamm, das in der Mitte des Vaters ist, sieht er genau. Das Lamm erlaubt ihm die

Sicht in die Mitte. Den Vater sieht man nicht. Aber man wird durch den Sohn doch in die Mitte des Vaters gestellt. Und durch den Sohn sieht man das Geheimnis des Vaters. Seine Person bleibt unsichtbar, aber man sieht sein Wesen im Sohn, an den Eigenschaften des Sohnes läßt es sich ablesen. Der Sohn ist nicht trennbar von seinem Woher und Wohin. Wenn einer mit schneebedecktem Mantel hereintritt, dann sieht man, daß er von draußen kommt, und wenn er ein Ballkleid anzieht, dann sieht man, wohin er geht. Johannes hatte bisher das göttliche Je-mehr vor allem im Sohn gesehen. Jetzt, da er ihn in der Mitte des Vaters erblickt, sieht er es als eine Eigenschaft des Vaters selbst. Es ist zum Schauern, daß der Blick in die Mitte des Thrones möglich ist.

Und obwohl das Lamm am Ort der unsäglichsten Erhabenheit thront, ist es *wie geschlachtet*, und als solches wie das vollkommene Unvermögen. Es hat das eigene Leben hingeopfert; es ist in diesem Zustand tot und lebendig zugleich, vergossen und angenommen. In der Schlachtung liegt des eigenen Lebens und Auftrags Ende, und in seinem Dennochleben der stärkste Anfang. In der Gleichzeitigkeit von Ende und Anfang erweist sich der ewige Standort. Aber im Lichte des Vaters ist das Erste, was Johannes in ihm sieht, das Ende der Sendung, und von diesem Ende her wird der Sohn (im nächsten Vers) zum Anfang.

Es hatte sieben Hörner und sieben Augen, welches die sieben Geister Gottes sind. Die sieben Hörner, deren Zahl der Zahl der Augen entspricht, sind die Angriffsmöglichkeiten, die im Dienste der Augen stehen. Die Augen sind das Aufnehmende, Durchschauende, Kontemplative, die Hörner sind das dazugehörige Eingreifende, Aktive; so wie die Hand ausführt, was das Auge befiehlt. Die Augen aber sind die Geister Gottes. Als Lamm wurde der Sohn geboren, durch den Geist, aber aus Liebe zum Vater. Das Lamm ist ein Produkt der Liebe des Sohnes zum Vater, wobei der Geist die Lammwerdung des

Sohnes ermöglicht hat. Und in der Form des Lammes, das heißt als Mensch, hat er wiederum den Geist empfangen, als seinen eigenen angestammten Geist ohne Brechung und Abschwächung. Wenn ein Christ den Geist in der Firmung empfängt, bleibt er nichtsdestoweniger ein Sünder; er erfaßt und behält ihn nur teilweise, und es ist oft schwer, den Geist in ihm zu sehen. Das Lamm nimmt den Geist so auf, daß er sich in ihm ganz wiederfindet, denn der Sohn ist ja wesenseins mit dem Geist. Und so wird er sichtbar in den Augen des Sohnes. Der Sohn sieht mit den Augen, die die Geister Gottes sind, aber diese Geister sind *seine* Geister. Und Johannes erblickt das Lamm im Geiste, entrückt in den Heiligen Geist hinein. Er faßt Dinge durch den Geist auf, die er in sich nicht auffassen könnte. Der Sohn seinerseits faßt nichts auf, was er in sich nicht auffassen könnte, denn er ist ja Gott. Aber es gehört zu seinem Lammsein, daß er nichts auffassen will, es sei denn im Geiste Gottes. Dieser ist der Geist des Vaters, und so ist es seine Liebe zum Vater und zum Geist, daß er nur im Geiste Gottes auffassen will. Es ist ein Geheimnis der göttlichen Liebe, die den Sohn jedem anderen Willen preisgegeben sein läßt, damit er nichts anderes mehr tue als den Willen des Vaters im Heiligen Geist. Ein Geheimnis der Liebe, das in der menschlichen Liebe geahnt werden kann, wenn Liebende lernen, etwas zu lieben, was sie von sich aus hassen, nur weil der Geliebte es liebt. In seiner Liebe ist das Lamm *wie geschlachtet*. Sein vollkommener Sieg hat die Gestalt der vollkommenen Niederwerfung und darin der vollkommenen Liebe.

Und die Geister Gottes sind *ausgesandt auf die ganze Erde*: überallhin und dennoch in ihrem Zentrum im Vater bleibend. Wo immer der Sohn im Himmel oder auf Erden weilen, was immer er tun oder leiden mag, er ist durch den Geist immer eins mit dem Vater, und es gibt in seinem Auftrag keinerlei mögliche Entfernung von ihm. Der Sohn ist ausgesandt über

die ganze Erde, und doch ist er in der Mitte des Thrones des Vaters. Von hier aus überblickt er die ganze Erde, und von jedem Punkt der Erde her steht er im Vater.

5, 7. Und es ging und nahm es aus der Rechten dessen, der auf dem Throne saß.

Dasselbe Lamm, das wie geschlachtet war, regt sich und geht. Beide Möglichkeiten leben in ihm, gleichzeitig, in voller Einheit. Und sein Gehen ist keine Entfernung von seinem Stehen im Vater, so wie sein Stehen im Vater kein dem-Vater-Näher-sein bedeutete als sein Gehen. Und es nimmt das Buch aus der Rechten des Vaters. Nimmt es ohne irgendeine Anstrengung. Der Vater widersetzt sich nicht; es ist eine Einheit des Willens im Nehmen des Sohnes und im Geschehenlassen des Vaters. Als er als geschlachtetes Lamm in der Mitte des Thrones war, schien das Geschehenlassen auf seiner Seite zu sein; er ließ die Schlachtung über sich ergehen. Jetzt, da er herantritt, ist es der Vater, der geschehen läßt, der die Wegnahme des Buches duldet. Beide besitzen die gleiche Bereitschaft zur Hingabe, zum gegenseitigen Geschehenlassen. In ihrer vollkommenen Liebe sind beide gebend und nehmend, aktiv und passiv, und jeder seiner Person entsprechend. Der Sohn in seinem „Dein Wille geschehe“ und als hingeschlachtetes Lamm. Aber die Sendung des Sohnes durch den Vater enthält auch dies, daß der Sohn hingeht und das Buch nimmt und der Vater diesen Willen geschehen läßt. Es ist die gegenseitige völlige Anpassung in der Liebe.

Er nimmt das Buch *aus der Rechten*, die gegen die Menschen hin ausgestreckt ist. Er schafft das Hindernis weg, das zwischen Gott und den Menschen bestand. Und das Hindernis war ja nicht das Buch als solches, sondern daß niemand das Buch holen konnte. Wäre das Buch als solches Hindernis, dann wäre es dies auch noch in der Hand des Sohnes, wo es doch zum Ausdruck der Erlösung wird.

5, 8. Und als es das Buch genommen hatte, warfen sich die vier Lebewesen und die vierundzwanzig Ältesten vor dem Lamm nieder. Jeder hatte eine Harfe und goldene Schalen voll Weibrauch, das sind die Gebete der Heiligen.

Alle haben die gleichen Insignien, Harfe, goldene Schale und Weihrauch, das Gebet der Heiligen. Die Gebete der Heiligen sind nicht nur im ganzen Himmel gegenwärtig, wie ein sich verbreitender Duft, sondern eigens noch in den Schalen enthalten und aufbewahrt. Und zwar in kostbaren Gefäßen, die in der Hand der Lebewesen und Ältesten sind. Die Kostbarkeit der Gefäße steht im Einklang mit der Kostbarkeit der Gebete, welche würdig erfunden wurden, so aufbewahrt zu werden. Durch ihre Verwahrung verlieren sie nichts von ihrer Wirksamkeit: ihr Duft breitet sich aus. Und die die Schalen halten, haben nicht mehr Anteil und Genuß davon als alle anderen. Gebete haben überall gleiche Wirkkraft. Sie haben als eingefaßte so viel Kraft als wären sie nicht eingefaßt. Sie haben eine Form und stehen doch allen zur Verfügung. Die Gebete der Heiligen, der ganz im Glauben Betenden strömen angesichts des Vaters durch die Gnade des Sohnes aus, aber dieses Hin-zu-Gott ist keine Beraubung der Welt. Sie bringen dem Vater dar, was ohnedies des Vaters ist, aber sie entziehen damit den übrigen nichts. In ihrer Form sind die Gebete begrenzt und voneinander unterschieden, in ihrem Wesen aber sind sie katholisch. So wie auch die Gemeinden der Christenheit ungleich in der Form sind und doch zusammen die eine Gemeinschaft der Heiligen bilden.

In der Anbetung des Lammes werden die Heiligen durch ihre Gebete vertreten. Die ganze katholische Kirche erscheint so in den Händen der wenigen, die die himmlische Liturgie vollziehen. Es ist wie die Niederwerfung der ganzen Kirche vor dem Sohn, der für alle gelitten und das Buch aus der Hand des Vaters empfangen hat. Darum müssen alle beim Dankgottesdienst vertreten sein. Nicht betet jeder für sich an,

sondern alle beten katholisch an. Und das allgemeine Gebet aller erscheint geformt und zusammengefaßt in der Nähe Gottes, vor dem Thron der Dreieinigkeit.

5, 9. Und sie sangen ein neues Lied: Wüdig bist du, das Buch zu nehmen und seine Siegel zu lösen, denn du wurdest geschlachtet und du hast für Gott in deinem Blute erkaufte aus allen Stämmen und Sprachen und Völkern und Nationen.

Sie singen ein neues Lied, aber nicht allein, sondern im Wohlgeruch der Heiligen, unter Beteiligung ihrer Insignien. Johannes hört die Neuheit des Liedes, obwohl er bisher noch von keiner Musik berichtet hat. Es ist das Lied des Sohnes, ein Lied, das vom Himmel zur Erde niedersteigt und zum Lied der Kirche wird. Zum Lied der heiligen Messe, die der Lobpreis und die Eucharistie der Kirche ist. Sie singen es, nachdem er das Buch genommen hat. Sie haben ihm nicht den Auftrag gegeben, das Buch zu nehmen. Aber da er den Auftrag erfüllt und es genommen hat, erkennen sie, die sich vorher beim Ruf des Engels nicht gerührt hatten (aber von denen doch einer Johannes getröstet hatte), die Würdigkeit des Lammes und stimmen sogleich das Lied an. *Wüdig bist du, das Buch zu nehmen und die Siegel zu lösen.* In ihrer Eigenschaft als Lebewesen und Älteste schlagen sie die Brücke zwischen dem Willen Gottes und der Sehnsucht der Menschen. Bisher hat das Lamm nur das Buch genommen. Aber in ihrem Lied führen sie den Auftrag weiter bis zum Aufbrechen der Siegel, bis zur Anwendung auf die Menschheit, zur Erfüllung der Sehnsucht der Welt. *Denn, sagen sie und ziehen damit selbst die Folgerungen, denn du wurdest geschlachtet und du hast für Gott mit deinem Blute erkaufte, die Menschen nämlich.* Die Weiterführung, die die Singenden vornehmen, ist also vom Herrn selbst vorgenommen worden: sie verbinden nur, weil er zuvor verbunden hat. Und daß er geschlachtet wurde und sein Blut gab, begründet seine Würdigkeit.

In der bisherigen Schilderung erscheint das Lamm vorerst nicht wesentlich verschieden von einem der Martyrer. Auch ein einzelner Martyrer kann geschlachtet werden und durch sein Blut erkaufen. Aber nun kommt der Unterschied: das Lamm erkauft *für Gott* und *aus allen Stämmen und Sprachen und Völkern und Nationen*. Nur das Lamm kann in diesem unbeschränkten Umfang erlösen und unbeschränkt zu Gott zurückbringen. Was in der Gnade des Lammes ein Martyrer tut, setzt die Schlachtung des Lammes voraus und kann darin nur wie ein kleiner Beitrag, eine kleine Hilfe für viele sein. Indem sie in ihrem Lied das Lamm aus einem Martyrer zu dem Martyrer überhaupt aufsteigern, machen sie ihn schließlich zu Gott. Nur Gott kann so erlösen. Nur Gott kann das Lamm sein, das die sieben Geister Gottes besitzt. Und so wird sein Blut zum göttlichen Blut. Und wie der ewige Gesang herabsteigt, um die irdische Kirche an der Ewigkeit teilnehmen zu lassen, so strömt auch das Blut von der ewigen Schlachtung des Lammes herab in das Opfer der Kirche, in die Kelche der Messe hinein, da ein Sühnopfer für die Sünden dargebracht werden muß, solange die Welt besteht. Bis ans Ende der Zeit, solange es Kirche gibt, wird es so fließen. Und losgekauft wird *für Gott*, um die Menschen zu Gott zu bringen, und für Gott wurde das Blut vergossen, damit Gott sich alle zurücknehmen kann.

5, 10. Und hast sie für unseren Gott zu einem Reich und zu Priestern gemacht, und sie werden herrschen auf Erden.

Vorher wurde von der Erlösung der Welt ganz allgemein gesprochen, dem Loskauf von Menschen aller Länder und Zeiten. Jetzt heißt es, daß aus den so Erlösten ein Reich gebildet wird, wobei eine Erwählung getroffen wird auf das Reich und die Priesterschaft hin, eine Erwählung im Hinblick auf die hierarchische Kirche. Es werden aus den Erlösten solche bestellt, die ein Amt erhalten sollen: ein Amt der Erlösung.

Sie werden zusammengefaßt als ein *Reich*, eine *Macht*, und darin sind sie *Priester für unseren Gott*. Man sieht hier die ganze Kirchenordnung unmittelbar aus der Erlösung heraus entstehen. Die Erwählten müssen, um es zu sein, zunächst Erlöste sein; sie müssen durch das Blut des Lammes losgekauft sein, und zwar für Gott mit allen zusammen, um dann das Reich für unseren Gott bilden zu können. Und das Blut begleitet sie dauernd in ihrer Erwählung. Es ist eine steigende Erwählung, sofern im ersten Loskauf die Erwählbarkeit zu jedem weiteren Dienst für Gott einbegriffen ist.

Und sie werden herrschen auf Erden, aber es wird die Herrschaft Gottes sein. Dieses Herrschen hat nichts zu tun mit Herrschsucht. Es ist ganz übernatürlich, auch wo es sich natürlicher Formen bedient. Die Formen sind notwendig, da es ja um eine Herrschaft *auf Erden* geht. Das Reich muß repräsentiert sein. Und um der Kirche das Bewußtsein dafür zu geben, erhält Johannes diese Vision. Was er hier im Himmel erblickt, ist die Pracht einer ungeheuren Hierarchie. Nicht einer kleinen Sekte, die vor dem Throne ihre Andacht verrichtet, sondern der Ganzheit und Vollzähligkeit des Himmels. Und dieser Majestät des Himmels entspricht die katholische Kirche auf Erden. Im Evangelium, da Johannes an der Brust des Herrn ruhte, schien alles sehr schlicht, sehr klein. Derselbe Johannes muß nun auch die himmlische Seite sehen, um der Kirche einen Begriff ihrer selbst zu geben. Die Kirche als irdisches Reich ist dem himmlischen nachgebildet, und sie bildet es für die Einzelnen zugleich vor, die an ihrem irdischen Prunk ein vorläufiges, abzubauenendes Gleichnis des Kommenden sehen.

5, 11. *Und ich schaute. Und ich hörte eine Stimme von vielen Engeln, rings um den Thron und die Lebewesen und die Ältesten, und ihre Zahl war zehntausendmal Zehntausende und tausendmal Tausende.*

Johannes verhält sich zuschauend zu dem, was gezeigt wird, und indem er es sieht, zeigt sich das Neue: die Engel, die er zugleich sieht und hört. Er hört sie in ungezählten Scharen rings um den Thron, aber so, daß ihre Stimme sich abhebt von der Stimme der Lebewesen und Ältesten. Er sieht die Engel in unendlich dichten und zugleich gelockerten Gruppen, er hört sie auch in einem Einklang, in welchem doch jeder seine persönliche Stimme hat, aber auch die Tausendschaften und Zehntausendschaften haben ihren charakteristischen Klang.

5, 12. Und sie sprachen mit lauter Stimme: Würdig ist das Lamm, das geschlachtet ist, zu empfangen Macht und Reichtum und Weisheit und Kraft und Ehre und Ruhm und Lob.

Die Stimme der Engel ist laut, denn diese sind in ihrem Dienste und geben darin alles her, was sie an Kraft besitzen. Und sie preisen *das Lamm, das geschlachtet ist*. In diesem Augenblick erscheint das Kreuz als hinter ihnen liegend. Die Aspekte der Zeit wechseln ja dauernd in der Apokalypse. Alle wissen jetzt um die Leiden des Sohnes am Kreuz, um die stattgehabte Erlösung, die ihren Dank erfordert. Alle schließen sich ihm an und drücken ihn aus in der Würdigpreisung des Lammes. Erst fragten sie, wer würdig sei; dann anerkannten sie es als würdig, das Buch mit den Siegeln zu öffnen, jetzt bekunden sie, daß es würdig ist, alles überhaupt zu besitzen, was dem Vater gehört. Unter den Dingen, die ihm zugesprochen werden, finden sie solche, die dem Vater besonders zuzukommen scheinen, wie die Macht und die Kraft, andere, wie die Weisheit, die besonders dem Heiligen Geist zustehen, andere, wie Reichtum, die von der natürlichen Erde ausgesagt werden, wie Lobpreisung, die die Welt nur freiwillig als Anerkennung der Würdigkeit des Herrn anzubieten hat. Ehre und Ruhm ist das, was allen drei Personen gemeinsam ist. Aber die Preisenden machen aus allem, was sie erreichen

können, gleichsam einen Strauß, aus dem was Gott, was dem Vater, dem Geist, was ihnen selber zukommt, als Natur und als Geist, um alles dem Sohn anzubieten, weil er würdig ist und seine Würde im Geschlachtetsein liegt. Es ist wie ein letzter Gegensatz zwischen der Anstrengung, alles anzuhäufen um der Verherrlichung willen, und der Schwäche des geschlachteten Lammes.

5, 13. Und jedes Geschöpf, das im Himmel und auf Erden und unter der Erde und auf dem Meere ist, und alles, was in ihnen lebt, hörte ich sagen: Dem, der auf dem Throne sitzt, und dem Lamme gebührt das Lob und die Ehre und der Ruhm und die Macht in alle Ewigkeit.

Jetzt vernimmt Johannes alle Geschöpfe ausnahmslos. Es sind die Geschöpfe im Himmel, vor allem die Engel, aber nicht sie allein, sondern in Verbindung mit jenen, die noch eines natürlichen Lebens leben, die also auf der Erde und auf dem Meere sind; ja sogar in diesem Augenblick in Verbindung mit den Seelen derer, die in der Unterwelt sind. Glaube, Liebe und Hoffnung sind es, die hier die Einheit des ganzen Kosmos herstellen, die sogar einen Kontakt mit den Seelen der Unterwelt ermöglichen. Nicht daß diese Seelen dort, während der Reinigung, untereinander Kontakt haben könnten. Jede ist ganz mit sich, mit ihrer Schuld und mit Gott beschäftigt. Aber jede geht, für sich, einen Weg, in welchem Gott immer reiner hervortritt, auf welchem sie immer klarer erkennt, daß es für sie kein anderes Schicksal geben kann als die restlose Anerkennung des Herrn. Im Himmel dagegen lebt man in einer vollkommenen Gemeinschaft: alles Persönliche ist zugleich ein Gemeinschaftliches. *Und alles, was in ihnen lebt:* alle Tiere und Pflanzen und alles, was der Mensch aufgebaut hat. Alles somit, was Gott geschaffen hat und was der Mensch aus der Schöpfung gemacht hat. Das alles findet seinen Sinn in der gemeinsamen Lobpreisung des Sohnes. Und

jedes Ding müßte als sinnlos bezeichnet werden, das nicht angeschlossen werden könnte an diesen Lobpreis und diesen Dienst Gottes.

Dem, der auf dem Throne sitzt, und den sie nicht sehen, und dem *Lamm*, das ebenfalls auf dem Throne ist und das sie sehen. Dem, den niemand je gesehen hat, weil seine Herrlichkeit für die Blicke der Menschen zu erhaben ist, und seinem einzigen Sohn, dessen Anblick als der eines geschlachteten Lammes erbarmungswürdig ist, weil ihm für das Auge nichts mehr entspricht, was des Vaters wäre, und der trotzdem den gleichen Platz einnimmt wie der Vater: ihnen *gebührt das Lob*; denn sie haben den Kosmos erlöst in ihrer gegenseitigen Liebe, im Opfer des Sohnes und in dessen Annahme durch den Vater; *Ehre*, weil sie durchgehalten haben in ihrem großen Entschluß und fähig waren, alle so zu einen, daß sie ihre Unwürdigkeit erkennen, um die Würde von Vater und Sohn desto tiefer zu empfinden; *Ruhm*, weil der Sohn gekommen ist, um den Vater zu verherrlichen, und der Vater sich im Sohn verherrlicht hat; *Macht*, weil der Vater vermocht hat, den Sohn zu senden und der Sohn die Macht besessen hat, zur vollkommenen Ohnmacht zu werden. Und dieser Lobgesang soll *in alle Ewigkeit* währen, also über alle Zeiten hinaus. Und der in allen diesen Geschöpfen lebt und ihnen das Loblied eingibt und die Huldigung des Vaters und des Sohnes, das ist der Geist. Wenn der Geist jetzt wie ausgeschlossen erscheint vom Lobpreis, dann ist es, weil er ganz in den Preisenden wohnt. Weil er die Preisung eingibt und formt. Und alle Geschöpfe preisen schon für die Ewigkeit, als fühlten sie sich alle schon an der Ewigkeit teilhabend. Als lebten sie schon nicht mehr ihr begrenztes Leben in der Welt, sondern wären durch den Geist, der in ihnen wohnt, so erlöst, daß sie schon eintauchten ins ewige Leben. Wie sie durch den innewohnenden Geist ihren Dienst an der Verherrlichung des Vaters und des Sohnes erfassen, so erfassen sie auch etwas

von der Zeit des Vaters. Die Ewigkeit, von der sie reden, beginnt ihnen zuzugehen und sie aufzunehmen. Sie fangen an, in ihr zu leben, und sie wissen es. Und wissend nehmen sie die ganze Ewigkeit in ihren Lobpreis hinein, obwohl diese in Wahrheit der Abgrund Gottes selbst ist.

5, 14. Und die vier Lebewesen sagten: Amen. Und die vierundzwanzig Ältesten warfen sich nieder und beteten an.

Nur die vier Lebewesen sprechen das Amen. Es ist, als vereinigten sie in diesem Augenblick die vier Himmelsrichtungen, als faßten sie das von überall her Kommende in ihrem Amen zusammen. Es soll so sein! Das ist ihre Meinung. Sie hätten es nicht besser und nicht weniger gut und nicht anders gesagt. Es ist ihr Wille und der Ausdruck ihres Glaubens; ihr ganzer Dienst spiegelt sich in diesem Wort. *Und die vierundzwanzig Ältesten warfen sich nieder und beteten an.* Von unten, vom Boden her beten sie an. Sie, die eine Vorzugsstellung vor dem Throne innehaben, die zu den Erhabensten im Himmel gehören, können nur in der Haltung des Hingeworfenseins es wagen, die Anbetung zu vollziehen. Der Abstand zwischen Gott und der Kreatur, wo immer diese sich befinden mag, bleibt stets und in Ewigkeit so groß, daß nur die vollkommene Niederwerfung sie ahnungshaft zu verdeutlichen vermag. Das heißt nicht, daß die Sünder nicht weiter von Gott entfernt seien als die Heiligen. Aber so nah der größte Heilige Gott stehen mag, es gibt vor Gott kein halbes Knien oder allmähliches Aufstehen, sondern nur die Haltung der untersten, demütigsten Anbetung vor der unsagbaren Höhe. Das *Amen* faßt alles zusammen, was die Geschöpfe sich ausgedacht haben an Worten des Lobes für Vater und Sohn, und was der Heilige Geist ihnen eingegeben hat. Aber über dieses Amen hinaus gibt es noch eine Steigerung, eine letzte: die Niederwerfung, die wortlos nur noch anbetet.

DIE SECHS ERSTEN SIEGEL

6, 1. *Und ich schaute, als das Lamm eines von den sieben Siegeln öffnete. Und ich hörte eines von den vier Wesen wie mit Donnerstimme sagen: Komm!*

Das Lamm, das das Buch aus der Rechten des Vaters nahm, hat die ganze Huldigung entgegengenommen, das geschlossene Buch haltend. Jetzt öffnet es das erste Siegel, und im selben Augenblick ertönt die Stimme eines der Lebewesen: *Komm!* als Zeichen dafür, daß Johannes ernsthaft mitbeteiligt ist, daß er einen Auftrag zu erfüllen hat. Der Auftrag liegt nicht nur in seinem primären, umfassenden Gehorsam, im Geiste dort zu sein, wo das Ganze sich abspielt, sondern ebensowohl in einem neu sich ergebenden Gehorsam, jeweils das zu tun, was man ihm sagt. Und die Mahnung des Lebewesens ergeht gerade darum, weil Johannes in voller Bereitschaft ist. Aber so vollkommen diese ist, sie genügt nicht; Johannes muß vom Wesen, das so nahe beim Throne ist, daß es Gott stellvertritt, die Aufforderung wieder und wieder entgegennehmen. So wird durch das Lebewesen die Einheit des Gehorsams gewährleistet, die die Linie zwischen Gott und Johannes nachzieht, in Wiederholung der schon vorhandenen Linie. Und so wiederholt sich auch die frühere Donnerstimme, die im Klang etwas Alttestamentliches hat.

6, 2. *Und ich schaute. Und siehe, ein weißes Pferd, und der darauf saß, hatte einen Bogen, und es wurde ihm ein Kranz gegeben, und er zog aus als Sieger und um zu siegen.*

Johannes gehorcht sofort und schaut. Und er erblickt ein weißes Pferd, in der Farbe der Unschuld. Der auf ihm reitet,

hat einen Bogen, ein Zeichen, daß er ein Kämpfer ist, daß er einen Auftrag hat. Und der Auftrag steht im Zusammenhang mit der Farbe des Pferdes. Er ist der Reine, der im Auftrag des Herrn für ihn kämpft. Er ist reiner Glaube, gleichsam das Prinzip, der Inbegriff „Christentum“. Der von der Liebe des Herrn Beseelte, der Keusche im Namen des Herrn, der Streiter für ihn. Derjenige, dessen Sieg von vornherein gewiß ist, weil er den Sieg des Herrn erringen will und erringt. Der, von dem man daher nicht auszusagen braucht, ob er persönlich stark oder schwach ist, weil an ihm nur die eine Qualität von Belang ist, daß er im Dienste des Herrn das tut, was des Herrn ist.

Und es wurde ihm ein Kranz gegeben. Die Siegeskrone. Sie wird ihm von allem Anfang an gegeben. Er tritt aus dem Buch hervor und geht als Sieger fort mit dem Zeichen des Siegers. Er hat gesiegt und wird siegen. Und die Krone, die zur Krone des Herrn gehört, unterstreicht die Reinheit seiner Farbe. Das Pferd, das er reitet, verkörpert das triebhafte Leben in ihm, das er beherrscht, und die Krone, die ihm gegeben wird, verkörpert seinen christlichen Geist, und beides steht in einer Harmonie der Reinheit.

Aus seinem Erwähltsein zum Sieger des Herrn empfängt er etwas von der Laufbahn des Herrn, der vom Vater zum Vater geht. Er geht vom Sieg aus, *um zu siegen*. Der Sieg, den zu erobern er auszieht, gleicht dem, den er bereits errungen hat: seiner Erwählung zum Sieg, die er glaubend vollzogen hat. Er ist nicht ohne Verdienst.

6, 3—4. Und als es das zweite Siegel öffnete, hörte ich das zweite Wesen sagen: Komm! Und ein anderes Pferd kam heraus, ein feuerrotes, und dem, der darauf saß, wurde gegeben, den Frieden von der Erde wegzunehmen, und daß sie einander hinschlachten sollten, und er bekam ein großes Schwert.

Beim Öffnen des zweiten Siegels ertönt die Stimme des zweiten Wesens. Die Siegel, die das Lamm alle öffnen wird, unterscheiden sich äußerlich nicht voneinander. Aber jetzt ist es ein anderes Wesen, das in den Gehorsam des Johannes eingreift und ihm zu kommen befiehlt. Und Johannes befindet sich im gleichen Gehorsam, in dem er vom Anfang an war, in dem er in den Geist versetzt wurde, und in dem er dem ersten Wesen willfahrte. Aus diesem gleichen Gehorsam leistet er den neuen, von Gott her geforderten und gegebenen Gehorsam.

Durch die Öffnung des zweiten Siegels wird ein zweites Wesen frei. Frei durch das geschlachtete Lamm, frei von einer Bindung, die es bisher zurückhielt. Das zweite Pferd fällt schon durch seine Farbe auf; es ist feuerrot, was die Unruhe der ihm eigenen Macht widerspiegelt. *Und dem, der darauf saß, wurde gegeben, den Frieden von der Erde wegzunehmen.* Wo er sich zeigen wird, wird kein Friede mehr sein. Jeder wird in jedem den Feind erblicken. Und die Menschen werden *einander schlachten*. Der Aufstand, der so entsteht, ist das Zeichen, daß sie nicht in der Einheit gelebt haben, daß sie von vornherein getrennt waren und jetzt zur Erkenntnis dieser Uneinigkeit gelangt sind. Der Friede, den dieser Reiter von der Erde nehmen wird, war nur ein Scheinfriede. Sonst würden die Menschen nicht sofort einander anfallen, sonst müßte eine ganze Entwicklung stattfinden. Das Übergangslose zeigt, daß jene, die einander niedermachen, keine Liebe im Herzen hatten, dem Gebot des Herrn schon vorher entfremdet waren. Und dem Reiter wird ein *großes Schwert* gegeben, damit er selbst angreifen kann, damit er die Friedlosigkeit innerhalb seines Auftrags schüre und nicht zur Ruhe kommen lasse. Sein Auftrag lautet eigentlich: Entscheidung. Noch nicht Entscheidung zwischen Gut und Böse, sondern Entscheidung schlechthin. Er ist das Prinzip der Entscheidung, die in der Welt lebendig bleiben muß, so wie der erste Reiter

das Prinzip des siegenden Glaubens war. Es ist möglich, daß jene, die einander angreifen, beide etwas Rechtes meinen und für irgendein partielles Gut kämpfen. Daß sie kämpfen, ist hier die Hauptsache. Feuer und Schwert sind bei diesem Reiter eine Einheit wie beim ersten die Weiße und die Krone. Er fordert Brennen oder Kaltsein, er duldet keine Lauheit. Die Menschen sollen in der Entscheidung leben, nicht erst in ihrem Ringen um Gott, sondern schon unter sich: im Kampf untereinander soll das Gute sich bewähren. Das *Einander-hin-schlachten* wird zum Hintergrund einer Zusammenarbeit.

6, 5—6. Und als es das dritte Siegel öffnete, hörte ich das dritte Wesen sagen: Komm! Und ich schaute. Und siehe, ein schwarzes Pferd, und der darauf saß, hatte eine Waage in seiner Hand. Und ich hörte wie eine Stimme inmitten der vier Wesen, die sagte: Zwei Pfund Weizen für einen Denar und sechs Pfund Gerste für einen Denar. Und dem Öl und dem Wein sollst du nichts antun.

Ein Gehorsam löst den anderen ab, gibt Johannes dem Nächsten weiter, aber immer ist es Gehorsam an Gott, und immer wird durch die neuen Akte der primäre Gehorsam bestärkt, dem Gehorchenden neue Gewißheit geschenkt, daß er wirklich ganz im Gehorsam steht.

Das dritte Pferd, das erscheint, ist schwarz; es hat die Farbe der Finsternis. Und der auf ihm reitet, hält als Zeichen seines Auftrags eine Wage in der Hand. Und aus der Mitte der Lebewesen wendet sich eine Stimme an den Reiter. Es ist also die Stimme Gottes, denn die Lebewesen sind im Kreis um die Mitte des Thrones aufgestellt. Die Stimme sagt dem Reiter, wie er seine Wage zu gebrauchen hat: die Gerste soll dreimal billiger sein als der Weizen. Der Reiter hat sich mit der Frucht der menschlichen Arbeit abzugeben, die nach dem von Gott für gerecht befundenen Maß zu schätzen ist. Preis und Leistung stehen einander gegenüber. In einer Gerechtig-

keit, die durch den Sündenfall, durch die Arbeit „im Schweiß deines Angesichts“ notwendig geworden ist, und die von Gott her stammt. Er ist die Grundlegung des Lohnwesens überhaupt, das aber nicht alle Dinge umfassen soll: *dem Öl und dem Wein sollst du nichts antun*. Von der menschlichen Arbeitsfrucht soll etwas freibleiben: für Geschenke, für den freien Austausch, für etwas, was das „Maß gegen Maß“ übersteigt. Es kann auch die Festlegung eines Existenzminimums sein, das Feld der strengen Gerechtigkeit; und von etwas, was darüber hinaus liegt. Der Gegensatz des Notwendigen und des Freiwilligen, des geschuldeten Lohns und des aus Liebe gegebenen Almosens, die Widerspiegelung in der menschlichen Welt von Verdienst und Gnade.

Auch dieser Reiter verkörpert ein Grundprinzip der Regierung Gottes in der gefallenen Welt. An den Farben der Pferde und an den Symbolen der Reiter ist ihr Wesen ablesbar. Sie alle sind Normen, Gesetze, Fundamente der Weltordnung. Die Siegel gleichen den Parabeln, ihre Öffnung deren Auslegung, und Gott wendet sich in ihnen jeweils an die gesamte Welt: in der ganzen Welt wünscht er den Sieg des christlichen Glaubens, den Sieg des Geistes über den Leib, die Schärfe der Unterscheidung, die Verteilung der Güter nach der Gerechtigkeit Gottes, aber auch das letzte Verhältnis zwischen Gerechtigkeit und Liebe, in der innigen Vermischung wie die Menschen den Wein zum Brote genießen, die Gerste in Öl backen.

6, 7—8. Und als es das vierte Siegel öffnete, hörte ich die Stimme des vierten Wesens, das sagte: Komm! Und ich schaute. Und siehe, ein fables Pferd, und der darauf saß, dessen Name ist Tod, und die Unterwelt folgte ihm nach. Und es wurde ihm Macht gegeben über den vierten Teil der Erde, zu töten mit dem Schwert und mit Hunger und mit Tod und durch die wilden Tiere der Erde.

Jetzt ruft das vierte Lebewesen Johannes in den Gehorsam. In dieser durch die vier Wesen erfolgenden Gehorsamsverteilung wird das hierarchische Wesen der Kirche offenbart. Man könnte die ganze Wirkung der Kirche in diese vier Kreise einteilen. So betrachtet wäre die Brechung des ersten Siegels die Verbreitung der Botschaft des Herrn mit den an die Botschaft geknüpften persönlichen Bedingungen; beim zweiten würden die Bedingungen des Apostolats sichtbar, beim dritten die Bedingungen des materiellen Lebens sowohl der Kirche wie des einzelnen Glaubenden und beim vierten Siegel der Tod als Übergang vom vergänglichen in das unvergängliche Leben. So daß die vier Lebewesen durch ihre Weiterleitung des Gehorsams selber in einer gewissen Art das Amt der Kirche verkörpern. Und Johannes empfängt den vierten Befehl wie die frühern: ohne sichtbares Erstaunen oder Erschrecken, nur vollziehen wollend.

Mit jeder Siegelerbrechung tritt eine neue Grundbestimmung irdischen Daseins hervor, etwas, das der ganzen Menschheit aufgespart war, das schon da war, aber unausgelegt, und das jetzt bei der Lösung durch das Lamm ein neues Gesicht, eine andere Bedeutung erhält. Das *fable Pferd* entspricht dem Auftrag seines Reiters, der *Tod* heißt. Er ist aber nicht allein, sondern *die Unterwelt* begleitet ihn, um die Ausdehnung des Todes sichtbar zu machen, denn der Tod endet nicht in sich selbst, sondern führt in die Unterwelt hinein. Der Anblick des Reiters auf dem fahlen Pferde soll denen, die ihn sehen, beides zugleich vermitteln: er ist endgültig, und er bedeutet einen Übergang. Und beides, das Abgeschlossene des Todes und der Aufenthalt der Toten, hat nichts Beruhigendes, sondern im Gegenteil etwas höchst Erschreckendes an sich, das durch die gespenstische Farbe des Pferdes unterstrichen wird. Und die Unterwelt, die den Reiter begleitet, ist zugleich das Abbild dessen, was ist und was kommt. Und dem Tod wird furchtbare Macht verliehen, die Macht durch gräßliche

Todesarten an sich zu ziehen. Der Tod ist zunächst gar nichts Sanftes, Tröstliches, nichts, was sich mit der hoffnungsvollen und liebenden Seite des Glaubens ohne weiteres versöhnen ließe. Er ist der harte, schreckliche Tod. Und er verkörpert auch den Glauben als harte Forderung, die in den Tod hineinmündet. Ihm wird Macht gegeben *über den vierten Teil der Erde*. Die ersten drei Viertel sind bereits unter die drei ersten Reiter verteilt. Was er bringt, ist immer das, was er ist: Tod.— So wird ihm die Macht gegeben, *zu töten mit dem Schwert*. Das Schwert besaß der zweite Reiter. Und *mit Hunger*. Die Mittel gegen den Hunger besaß der dritte Reiter. *Und mit Tod* an sich. Das Leben besaß der erste Reiter. *Und durch die wilden Tiere der Erde*, die jetzt entsprechen dem „alles, was sich darin befindet“ (5, 13), und was vorher den Lobpreis des Herrn sang. Die wilden Tiere hätten somit den Lobpreis mitgesungen und doch wieder nicht, nicht, sofern sie sich gegen den Menschen wenden, und dennoch, sofern sie das nicht aus eigenem Willen tun, sondern im Gehorsam — nicht der Liebe, sondern der Gerechtigkeit —, im Gehorsam des Todes, der von Gott ausgesandt ist und dessen schreckliches Werk sie zu unterstützen haben.

Und wenn der Reiter sein Werk vollbringt, dann werden die von ihm Getroffenen in ihm zugleich den Tod und den Eingang in die Unterwelt erblicken. Keiner von denen, die durch die Macht des vierten Reiters sterben, wird sterben können, ohne das zu sehen, was ihn nach dem Tod erwartet. Die Schau ihres eigenen Todes wird ergänzt sein durch die Schau des Nachher. Keiner wird also, wenn er sich sterben sieht, meinen können, der Tod bedeute für ihn einen Abschluß.

6, 9. *Und als es das fünfte Siegel öffnete, sah ich unter dem Altar die Seelen derer, die hingschlachtet worden waren wegen des Wortes Gottes und wegen des Zeugnisses, das sie hatten.*

Da das Lamm das fünfte Siegel öffnet, schaut Johannes unmittelbar. Es erfolgt keine Aufforderung mehr. Die vier Lebewesen habe alle ihren Auftrag an ihm erfüllt. Jetzt ist Johannes wieder im Zustand des unmittelbaren Gehorsams zu Gott. Gott selber läßt ihn im Geiste wissen, was er zu tun hat. Und er tut unaufgefordert dasselbe, was er zuvor auf die Forderung der Lebewesen hin tat. Er schaut hin. Und er sieht *unter dem Altar*. Bisher war von keinem Altar die Rede, nur der Thron war da und das Lamm. Nun hat eine Wandlung stattgefunden. Ein Altar ist vorhanden, der notwendig da zu sein hat, weil die Christenheit eingesetzt ist. Weil durch die Lösung des fünften Siegels der Herr dem Johannes in der Vision etwas von dem mitteilt, was schon errungen ist. Er sieht *unter dem Altar die Seelen derer, die hingschlachtet worden waren* um des Herrn willen, die sich hingaben, die ihr irdisches Leben aus Liebe zu Gott geopfert haben. *Wegen des Wortes Gottes*. Ihr Tod war Antwort auf die Forderung Gottes nach vollständiger Hingabe. Er wurde von denen vollzogen, die das Wort Gottes nicht aufnehmen, die von Gott nichts wissen wollten. Sie wurden *hingschlachtet* wie im Mittelpunkt zwischen der Hingabe und der Verweigerung, der Bereitschaft und der Nichtbereitschaft. Und sie *hatten* das *Zeugnis*, das ihnen viel wertvoller war als das Leben. Und nun stehen sie unmittelbar unter dem Altar, das heißt in der größtmöglichen Nähe des Herrn.

Der Altar ist der Ort, in welchem der gekreuzigte und auferstandene Herr die Menschen in sein Opfer hineinzieht. Vom Altar her beruft er zu seinem Tod und seiner Auferstehung hin, auf dem Altar ist er mit jener Hingabe, die ihn sterben und auferstehen ließ, und sein Ruf in Tod und Auferstehung hinein ist für keinen Menschen trennbar vom Altar. Hier, im bleibenden Zustand seiner Eucharistie, konkretisiert sich die Teilnahme. Der Altar, den Johannes sieht, ist wirklich im Himmel, aber ungetrennt vom Altar der Eucharistie auf

Erden; und er erscheint dem Jünger so, weil dieser nur im Geiste im Himmel weilt und auf Erden wird weiterleben müssen, daher Himmlisches in Formen erfährt, die auf der Erde verständlich gemacht werden können. Reale Gegenwart des Herrn und Teilnahme am Herrn aber kann nicht deutlicher ausgedrückt werden als durch den Altar des Herrn in der Kirche. Und wie der Herr sich ein für allemal geopfert hat und in ewigem Dienst sich unblutig opfern läßt, so erlaubt er denen, die sich einmal für ihn hinschlachten ließen, an seinem Altar, seiner dauernden Hingabe teilzunehmen.

6, 10. *Und sie schrieen mit lauter Stimme: Wie lange, heiliger und wahrhaftiger Herr, richtest du nicht und rächst unser Blut nicht an denen, die die Erde bewohnen?*

Dieses laute Rufen im Himmel könnte verwunderlich erscheinen, da im Himmel doch jeder jeden sogleich und aufs richtigste versteht. Aber die laute Stimme drückt die Beflissenheit aus, die Wahrheit zu äußern, oder auch die Wichtigkeit des Auftrags. Und darüber hinaus eine Art Sorge, nicht gehört zu werden. Diese Sorge ist nicht überflüssig; denn solange die Welt besteht, wird alles Himmlische hienieden nur ungenau, flüchtig, andeutungsweise vernommen. Wenn Johannes, dem es gegeben wurde, zugleich auf der Welt und im Geiste im Himmel zu leben, die himmlischen Stimmen jeweils so laut empfindet, dann nicht zuletzt, damit er erkenne, wie schwer es ist, das Himmlische ins Irdische hinein zu übersetzen.

Und die Seelen rufen: *Wie lange* noch! Sie sind in der Ungeduld der Blutzengen, in der Ungeduld derer, die alles um des Herrn willen hingegeben haben und nach ihrem Opfer ebensowenig Sichtbares in Empfang nehmen durften, als der Herr nach seinem Kreuz. Ihre Ungeduld liegt in ihrem menschlichen Wesen begründet, keineswegs in der Sünde, denn auch der Herr, als er Mensch wurde und sich in Menschengestalt hinopfern ließ, hat diese Ungeduld gekannt. *Wie*

lange richtest du nicht? Sie richten diese Frage an den, den sie als ihren *heiligen und wahrhaftigen Herrn* erkennen, an dem sie deshalb nicht das geringste auszusetzen haben. Aber sie können nicht verstehen, daß auf dem Boden des Opfers nicht sogleich die Früchte seiner Wirkung aufgehen. Sie wurden von den Feinden des Herrn, die um des Glaubens willen zu ihren persönlichen Feinden wurden, zutode gebracht, sie wissen also, daß dem Herrn ihr Tod nicht gleichgültig sein kann. Es geht um die Gerechtigkeit Gottes. Sie versuchen aber auch nicht, das Gericht Gottes zu verstehen, es an ihrer Erfahrung oder Erwartung zu messen. Sie haben ja auch die Gnade des Herrn erlebt und dabei erfahren, wie ganz anders, wie übersteigend sie ist. So sind sie bereit, das ganz anders Geartete in der Rache des Herrn anzunehmen. Aber die gleiche Ungeduld, in der sie sich hingeopfert haben, lebt weiter in der Art, wie sie nach dem Gerichte rufen.

6, 11. Und es wurde jedem von ihnen ein weißes Kleid gegeben, und es wurde ihnen gesagt, sie sollten sich noch kurze Zeit gedulden, solange, bis auch ihre Mitknechte und Brüder, die wie sie getötet werden sollten, vollzählig wären.

Das weiße Kleid, das jedem von ihnen im Himmel verliehen wird, ist das untrügliche Zeichen dafür, daß ihre Aufgabe erfüllt, ihr Opfer angenommen ist und daß sie durch die Gnade des Herrn vollkommen zu seinen Brüdern geworden sind. Es ist sein Kleid, das sie erhalten. Zugleich aber wird ihnen gesagt, *sie sollten sich noch kurze Zeit gedulden*, von ihrer Ungeduld ablassen. Nicht als Vorwurf wird ihnen das gesagt, sondern so, daß sie durch diese Worte, die ihnen mit dem weißen Kleid zusammen geschenkt werden, weiter zum Herrn hin geöffnet werden, größere Fassungs möglichkeit erhalten. Etwas von dem Geheimnis, das sie beunruhigte, weil sie es nicht verstanden, wird ihnen eröffnet. Gedulden sollen sie sich, *solange, bis auch ihre Mitknechte vollzählig wären.*

Sie zwar sind durch ihr Opfer zum Herrn gelangt, aber sie sind nicht die letzten. Den Teil der Aufgabe, den sie erhielten, haben sie ganz erfüllt; aber die Aufgabe dauert auf Erden weiter, andere müssen die gleichen Opfer bringen wie sie. Kein Einzelner vermag die ganze objektive Aufgabe allein zu erfüllen. Sie teilen also diese Aufgabe im Opfer, sie haben *Brüder*, die durch das gleiche Opfer zu solchen werden. Somit wartet das Werk der Erlösung des Herrn immer wieder auf neue, andere Hingabe. Wieviel Hingabe noch nötig ist, wird nicht gesagt. Nur dies, daß die Zahl noch nicht vollständig ist. Und obwohl die Liebe und Gnade des Herrn jede Berechnung übersteigt, muß der Herr hier doch wie die Ahnung einer Rechnung erwecken. Er vermindert damit das Verdienst des Einzelnen in keiner Weise. Er erhöht es sogar, weil der Einzelne so, auch wenn er den Dank des weißen Kleides empfängt, ein tiefes Bewußtsein seines Ungenügens bekommt, das selbst dann bleibt, wenn er alles bis ins Letzte hingegeben hat. In der ungeheuren Rechnung der Erlösung und dessen, was ihr entgegensteht, der Sünde, geht es um Posten, die das Vermögen jedes Menschen übersteigen. Aber es gibt anderseits die beglückende Idee einer Vollzähligkeit. Alle Brüder zusammen werden genügen, durch die Gnade des Herrn. Indem der Herr von Vollzähligkeit spricht, zeigt er dem Einzelnen, daß er auf ihn zählt, daß er nicht allein durch sein Kreuz die Vollzahl herstellen wollte, sondern innerhalb seines Wirkens einen Platz auch seinen Brüdern, den Mitknechten des Vaters, eingeräumt hat. So liegt in dieser Erklärung zugleich eine Demütigung und eine Erhebung.

Daraus, daß die Seelen nach etwas verlangen, was ihnen — in anderer Weise — gewährt wird, ergibt sich, daß es im Himmel, wenigstens bis zum jüngsten Gericht, auch eine Art des Fortschritts gibt. Obwohl sie Gott schauen, sind sie doch noch nicht in der vollkommenen Schau, in der vollen Erkenntnis. Wie denn in einer Analogie dazu jene, die auf der

Welt Visionen haben, neue Erkenntnis gewinnen, ohne daß diese jemals vollzählig würde, und zwar nicht so sehr darum, weil sie noch nicht gestorben sind, sondern weil die Aufträge Gottes, die sich auf Erden zu verwirklichen haben, noch nicht alle ergangen sind, erst im Zuge ihres Abrollens sich befinden. Auch die Seelen unter dem Altar verlangen ja etwas, was die irdische Heilsordnung betrifft.

6, 12. Und ich schaute, als es das nächste Siegel öffnete. Und es geschah ein großes Erdbeben, und die Sonne wurde schwarz wie ein härenes Trauergewand, und der ganze Mond wurde wie Blut.

Diesmal blickt Johannes von selbst hin, während das Lamm das nächste Siegel löst: die Tat zieht nicht mehr das Schauen nach sich, sondern das Schauen ist mit der Tat gleichzeitig geworden. Während das fünfte Siegel den Zustand der Seelen im Himmel vor dem Gericht offenbarte, enthüllt das sechste Siegel eine Vision der Hölle. Zunächst *geschah ein großes Erdbeben*, so groß, daß keine Stelle der Erde davon unberührt blieb. Aber dieses Beben genügt sich nicht selber, *die Sonne wurde schwarz wie ein härenes Trauergewand*. Die Sonne wird nicht verdeckt, sie wird auch nicht teilweise fleckig, sondern als ganze schwarz. Sie sendet kein Licht mehr aus, sie verschluckt das ganze Licht. Die Erde, die eine Stätte zu sein hatte, verliert ihre Aufgabe im Beben; die Sonne, die Licht und Wärme auszustrahlen hatte, verliert sie in der Verfinsternung. Für diese Verfinsternung wählt Johannes das Bild vom härenen Trauergewand. Jeder Mensch freut sich der Sonne, setzt ihr seinen Leib mit Wohlbehagen aus, fühlt ihr Strahlen auf sich. Dieses körperliche Wohlgefühl hat sich angesichts der schwarzen Sonne in ein Gegenteiliges verwandelt. War die Sonne bisher eine physische Belohnung, eine Gnade, so wird sie jetzt, im Verlust ihrer Aufgabe, zu einer Strafe, einer zwangsmäßigen Buße, deren Kontakt kein Mensch sich ent-

ziehen kann, sowenig wie dem Beben der Erde. Beides ist das Gegenteil einer Antwort auf sein Verlangen, auf seine Sehnsucht. *Und der ganze Mond wurde wie Blut.* Nicht wie Blut, das freiwillig vergossen wird, im Dienst des Herrn oder seiner Aufgabe angeboten oder geopfert wird, sondern wie geraubtes Blut, an dem keinerlei Beziehung zum Glauben, zur Hingabe besteht. Und diese Blutigkeit, die der ganze Mond annimmt, hindert ihn, wie die Sonne bei Tag, so bei Nacht seine Aufgabe als Leuchte zu erfüllen. Auch er hat durch die Eröffnung dieses Siegels seine Sendung verloren.

Beim fünften Siegel hatten die Martyrer Rache verlangt, aber die Rache wurde ihnen vom Herrn weggenommen. Er gab das weiße Kleid und auferlegte eine Wartezeit. Die Rache behält er sich selber vor. Und indem die Seelen gehorchten, waren sie jeder Verantwortung für das Kommende, das im nächsten Siegel sich Ereignende enthoben. Es besteht kein Zusammenhang zwischen ihrem vorigen Ruf nach Rache und der jetzt sich ereignenden Katastrophe.

6, 13. Und die Sterne des Himmels fielen auf die Erde, wie ein Feigenbaum seine unreifen Früchte abwirft, wenn er von einem großen Winde geschüttelt wird.

Die Sterne, die ihre Aufgabe am Himmel und dort allein haben, verlieren, da sie auf die Erde fallen, zugleich ihren Standort und ihre Aufgabe. Sie sollten vom Himmel her die Erde beleuchten. Herabgefallen verlieren sie den Abstand, der zu dieser Aufgabe nötig war. Und wie Johannes sie so fallen sieht, vergleicht er sie mit unreifen Feigen, die von einem Sturm herabgefegt werden. Auch sie hatten am Baum ihre Aufgabe, die von der Verbindung mit dem Stamm abhing. Der Sturm aber kümmert sich nicht darum und läßt die Feigen unreif fallen. Und sie werden keine Möglichkeit mehr haben, zu reifen. Sie werden nur noch als Zeugnis einer für immer verlorenen Aufgabe dienen können. Sie werden auf den Riß

hinweisen zwischen ihrem Schicksal und ihrem vorgesehenen Zweck. Es gibt kein Wiederanknüpfen mehr.

Und die Sterne, die jetzt vom Himmel fallen, wird keine Macht der Welt mehr dorthin zurückbringen. Der Wille Gottes hat stets in der von ihm vorgesehenen Form zu geschehen. Wird er durchbrochen, dann kann keine Menschenhand das Zerbrochene flicken. Wiederanknüpfen-wollen wäre Gotteslästerung: wäre der Versuch, Gott so zu behandeln, als sei er eine Funktion innerhalb der Zeit, wäre Abwälzung und Verleugnung der Schuld, die man vor seiner Ewigkeit eingegangen ist. Das Licht der Sterne kann nur vom Himmel aus leuchten.

6, 14. *Und der Himmel entschwand wie eine Buchrolle, die sich zusammenrollt, und alle Berge und Inseln wurden von ihren Plätzen gerückt.*

Der Himmel, der über den Menschen lagert und sie dauernd an Gott erinnert, der ihnen als Gleichnis für Gottes Wohnstätte gegeben wurde, der jeden zu ihm erhobenen Blick weiterlenkt bis zu Gott hin: dieser Himmel entschwindet. Er wird zurückgenommen, wie zusammengerollt. An der Stelle, wo er war, ist nur noch das Nichts. Er zieht sich erst zurück, nachdem seine für die Erde bestimmten Gestirne ihrer Aufgabe verlustig gegangen sind. Er hat gleichsam seinen Platz noch als letzter verteidigt, und jetzt, da er von denen verlassen wird, deren Aufgabe es war, in ihm zu bleiben, zieht er sich zurück. Dadurch erscheint die letzte Verbindung der Welt zu Gott hin abgeschnitten, und dies nicht nur augenblicklich, sie erscheint als endgültig verloren. Der Himmel ist verschwunden. Und nun, da alles von oben, von Gott her Angebotene zurückgezogen ist, geht die Verheerung der Erde weiter: *und alle Berge und Inseln wurden von ihren Plätzen gerückt.* Nichts von dem, was auf Erden eine Situierung ermöglichte, bleibt bestehen. Da der Himmel sich zurückgezogen hat, entfernt sich auf Erden auch noch alles, worauf

die Menschen ihr Dasein als irdisches begründeten. Berge und Inseln, die den Menschen zu dienen hatten, versagen den Dienst. Der Mensch, der Gott den Gehorsam verweigert, bildet um sich herum wie ein Gehege; er gibt nicht zu, daß er ein Aufrührer ist, er versucht eine Lösung in der Mitte, er hält seine Weigerung für etwas Vorläufiges, nur Einzelheiten Betreffendes. Die höchste Gnade hat er verscherzt, aber er baut mit der (wie er meint) ihm verbliebenen Gnade etwas auf und denkt, daß Gott sich damit begnügen und ein Einsehen haben wird. Aber nun bricht das zusammen: nachdem der Himmel verschwunden ist, rücken auch die Berge und Inseln von ihrem Platz. Und der Mensch sieht mit Entsetzen, daß die Grenzen, die er für beständig gehalten hatte, es nicht sind, daß, wenn es Grenzen überhaupt gibt, sie gar nicht dort lagen, wo er glaubte. Und indem Berge und Inseln in Bewegung geraten, das Höchste, was er kannte, und das Niedrigste der Erde, dort, wo sie ans Meer grenzt, versteht der Mensch, daß die Bewegung alles ergreift.

6, 15. Und die Könige der Erde und die Würdenträger und die Kriegsobersten und die Reichen und die Mächtigen und jeder Sklave und Freie verbargen sich in die Klüfte und in die Felsen der Berge.

Jede Art und Gattung unter den Menschen, von den Höchsten bis zu den Geringsten, sind nun auf den einen, gleichen Punkt gebracht: sie wollen sich verbergen, sie halten es nicht aus, sie suchen einen Ort, an dem sie vor diesem allgemeinen Untergang sicher wären. Die Angst, das Gefühl des Fremdwerdens, des Abrückens von allem, was von altersher vertraut war, faßt sie zu einer Einheit zusammen. Einer Einheit der Angst. Im Plane Gottes hätten alle diese Menschen ihre Einheit in ihm selber finden sollen: in der göttlichen Einheit, der Einheit seiner Kirche, seines Glaubens. Und nun ist aus

ihnen durch die Angst eine Einheit der Fliehenden und Sichverbergenden geworden. Und nichts eint sie mehr als diese Angst.

*6, 16. Und sie sprachen zu den Bergen und den Felsen:
Fallt auf uns und verbergt uns vor dem Angesicht dessen,
der auf dem Throne sitzt, und vor dem Zorn des Lammes!*

Sie reden mit den Steinen. Ein Gespräch mit Gott gibt es für sie nicht mehr. Auch miteinander können sie nicht mehr reden, weil jedes Gespräch die Angst nur erhöhen würde. Gott hat dem Menschen die Rede verliehen, damit er sich mit ihm und mit seinesgleichen verständige, aber das Gespräch unter Menschen hat seinen letzten Sinn nur in Gott. Ist das Wort zu Gott hin abgeschnitten, dann verstummt es auch zwischen den Menschen. So suchen sie Zuflucht bei Bergen und Felsen. *Fallt auf uns und verbergt uns!* Stärker als der Wunsch und Befehl nach Bergung ist in ihnen der Wunsch nach dem Tod. Die Berge sollen sie so verstecken, daß über sie fallen. Sie können sinnvollerweise nicht erwarten, daß die Berge, über ihnen zusammenbrechend, eine Höhle bilden, in der sie gesichert wären. Aber gerade im Tod suchen sie eine Möglichkeit der Bergung, ein Ende ihrer Angst. Und sie sprechen aus, wovor sie Angst haben: *vor dem Angesicht dessen, der auf dem Throne sitzt, und vor dem Zorn des Lammes.* Beides ist ihnen gleich erschreckend: das Antlitz des Vaters und der Zorn des Lammes. Sie haben Gott nicht gesehen, aber sie wissen, daß er sie sieht. Und der Zorn des Lammes ist ihnen durch das Geborgensein des Sohnes im Vater ganz besonders erschreckend: als ob der Sohn nur im Vater drohend sein könnte, in den Eigenschaften des Vaters, der richtet und der dem zu ihm zurückkommenden Sohn das Gericht übergibt.

Daß gerade das schwache Lamm zürnen kann, so zürnen, das selbst die Mächtigsten in Angst versinken, ist nur ver-

ständig, wenn es im Vater ist, wenn es seinen Sitz in der Mitte des Thrones hat. Menschlich ist keine Einigung denkbar, die derjenigen zwischen Vater und Sohn gleiche, höchstens in der Liebe kennen die Menschen andeutungsweise einen Abglanz solcher Einheit. Im Grunde setzt die vollkommene Einheit des Zornes zwischen Vater und Sohn die vollkommene Einheit ihrer Liebe voraus. Andernfalls könnte höchstens eine äußere Ansteckung durch einen fremden Zorn erfolgen; wenn ich, von deinem Zorn angesteckt, zornig werde, dann lebt mein Zorn und nicht dein Zorn in mir. Zwischen Vater und Sohn aber herrscht, weil sie eins sind in der Liebe, auch die Einheit des Zornes, so daß der Sohn im Vater den Zorn des Vaters übernimmt und im Zorn des Vaters tut, was des Vaters ist. Und so sehen die Geängstigten von der Einheit der göttlichen Liebe nichts mehr als ihr gleichsam spiegelverkehrtes Abbild im göttlichen Zorn.

6, 17. Denn gekommen ist der große Tag seines Zornes. Und wer kann bestehen?

Alle wissen jetzt um den Zorn Gottes. So wenig sie vorher von Gott selbst wissen wollten, so unausweichlich ist jetzt ihr Wissen um seinen Zorn. Nichts ist gewisser als er. Aber damit die Gewißheit in ihnen entstehen konnte, mußte alles, was ihre Welt ausmachte, erbeben und ins Wanken geraten. Sie hatten sich so vermauert, daß ihnen jede andere Möglichkeit fehlte, zur Einsicht zu gelangen. Gott sprach sie an, aber sie ließen sich nur von den Dingen ihrer Umwelt ansprechen. So war eine Entscheidung vor Gott nicht möglich. Wo sie sich überhaupt entschieden, fiel die Entscheidung für ihre Umgebung, für das, was ihnen im menschlichen Blickfeld vertraut war. Gott hatten sie abgelehnt. Erst das eigene Leben, — für Gott, was übrig bleibt. Sie wollten wohl auf manches in ihrem Leben verzichten, aber keinesfalls auf den Kern, den sie sich selber gewählt hatten. Und je mehr man an

diesen Kern rührte, um so weniger waren sie bereit, ihn preiszugeben, um so weniger erwarteten sie auch von Gott, daß er gerade diesen Verzicht von ihnen fordern könnte. Im Zentrum standen sie selbst, und dann mochte, je mehr man zur Peripherie gelangte, Gott um so mehr Raum erhalten.

Jetzt erkennen sie Gott am Zorn. Und sie fragen: *Wer kann bestehen?* Diese Frage war von jeher berechtigt: *Wer kann vor Gott bestehen?* Aber für sie stellt sie sich erst angesichts des Zornes. Sie hätten sie immer stellen sollen, sobald die Einsicht auftauchte, daß Gott Gott ist. Und in der Frage, die von jeher gestellt war, hätte auch die rechte Lösung gelegen: sich vom irdischen Bestand so lösen, daß man seinen Stand in Gott findet. Nicht ein Bestehen, das auf eigenem Können gründet, sondern ein Bestehen, das in der Einsicht des eigenen Unbestandes, aber des ewigen Könnens Gottes begründet gewesen wäre. Ich kann nicht bestehen, aber Gott besteht so sehr, daß er mich in sein Bestehen hineinnehmen kann.

DIE BESIEGELUNG DER ERWÄHLTEN, DAS SIEBTE SIEGEL

7, 1. *Darauf sah ich vier Engel an den vier Ecken der Erde stehen, die die vier Winde der Erde festhielten, damit kein Wind wehe über die Erde noch über das Meer noch über irgendeinen Baum.*

Vier Engel sind es, wie vorher vier Lebewesen. Während Johannes sie erblickt, ist es, als sei die ganze vorige Vision verschwunden. Die Engel nehmen den ganzen Raum in seinem Blickfeld ein. Sie *stehen*, weil sie in der Tat begriffen sind, *an den vier Ecken der Erde* und halten *die vier Winde der Erde fest*. Die vier Winde haben jeder seine Richtung, und die Engel stehen am Ursprung dieser Richtung. Nicht am Anfang des Wehens der Winde, sondern am Ursprung der Windrichtung. Der Engel des Nordwinds läßt den Nordwind wehen bis zum Augenblick, da er die Erdscheibe von Norden her betritt, und dort stehend hindert er ihn, zu blasen.

Die Engel tun das, damit *Erde, Meer* und *Baum* vom Wehen verschont bleiben, damit ihnen kein Schaden zugefügt werde. Der Baum ist der Feigenbaum von vorher; er ist zugleich ein Baum der Erkenntnis und ein Baum des Auftrags. Der Baum der Erkenntnis im Paradies besaß eine Frucht, die, auf den Menschen bezogen, nicht gut war, und er hatte zugleich einschlußweise den Auftrag, dem Menschen als Versuchung zu dienen. Und wenn kein Wind auf den Baum weht, dann bleibt seine Frucht hängen; der Baum der Erkenntnis bleibt in dem von Gott ihm verliehenen Zustand. Und der Baum des Auftrags, dessen Früchte nur reifen können, wenn sie an ihm bleiben, wird seine Frucht behalten und sie

reifen lassen, wie es in Gottes Absicht liegt. Der Gleichniswert des Baumes wird damit sehr hoch angesetzt: gleichrangig mit Erde und Meer, diese beiden verstanden in ihrem Dienst am Menschen und als Aufenthaltsort von Menschen. Auch sie sollen geschont werden: es soll auf dem Meer kein Schiff untergehen, auf dem Festland keine Wohnstatt der Menschen zu Schaden kommen.

Die Engel, die an den vier Windrichtungen stehen, versinnbildern aber auch das Kreuz. Sie halten gleichsam die vier Enden des Kreuzes. Die Aufhebung der Winde kommt einer Aufhebung der Strafe gleich, womit aber noch nicht die Erlösung ausgedrückt ist, sondern nur eine Suspension der Strafgerechtigkeit. Die Vorzeichnung des Kreuzes durch die Engel nimmt dem Herrn nichts vorweg, obwohl sie seine Aufgabe vorschattet. Und die Engel wissen irgendwie um das Kreuz, das sie doch nicht selbst erleiden können: sie sind Wegweiser zum Kreuz hin.

Der Wind, der wehen könnte, wäre der Geist, der strafen könnte. Sein Wehen ist Wehen des Geistes. Daß die Winde von den vier Ecken der Erde her wehen, ist wiederum Kreuz. Die kreuzförmig stehenden Engel widerstehen aber nicht dem Geist. Es ist vielmehr so, daß das vorgezeichnete Kreuz den in den Winden drohenden Strafgeist aufhält, verzögert.

7, 2. Und ich sah einen anderen Engel vom Aufgang der Sonne heraufsteigen, der das Siegel des lebendigen Gottes hatte, und er rief mit lauter Stimme den vier Engeln zu, denen gegeben war, der Erde und dem Meer Schaden zuzufügen.

Der neue Engel, der vom Aufgang der Sonne her aufsteigt — die Sonne leuchtet nun wieder, sie ist nicht verdunkelt wie in der vorigen Vision —, hält das Siegel des lebendigen Gottes, als Zeichen seiner Vollmacht, im Namen Gottes zu reden. Er steht im gleichen Auftrag der Verzögerung, der

Suspension, wie die ersten vier hindernden Engel. Und er ruft einer anderen, neuen Gruppe von *vier Engeln* zu, *denen gegeben war, der Erde und dem Meer Schaden zuzufügen*, mit ihrem Auftrag noch zu warten. Diese vier Engel, die alle einen Engelsauftrag hatten und im Begriff waren, ihn auszuführen, sind somit durch den Gehorsam gegenüber dem stärker Beauftragten gebunden und werden von ihrem ersten Gehorsam gelöst. Diese Ablösung geschieht rechtmäßigerweise und dem Willen Gottes entsprechend; sie geschieht deshalb ohne Zögern. Die Engel, die von ihrem ersten Auftrag abstehen, erkennen im neuen Engel, der ihnen befiehlt, das Siegel des lebendigen Gottes. Sie können nicht des Ungehorsams beschuldigt werden, sie müßten es vielmehr dann werden, wenn sie starr an ihrem ersten Auftrag festhielten. Ohne die Vorweisung des Siegels des lebendigen Gottes wäre diese Ablösung freilich nicht möglich gewesen. Wenn ein geringerer Auftrag durch einen übergeordneten aufgelöst wird, dann muß dafür ein sichtbares Zeichen Gottes vorhanden sein. So hört man nichts mehr von den vier Engeln; ihr Auftrag ist suspendiert und wie aufgenommen in den größern hinein.

7, 3. Und er sprach: Fügt der Erde keinen Schaden zu, noch dem Meer, noch den Bäumen, bis wir die Knechte unseres Gottes an ihren Stirnen mit dem Siegel bezeichnet haben.

Es wird eine Frist eingeschoben. Aber diese Frist hat nicht zum Zweck die Bekehrung der Sünder oder die Vermehrung der Zahl derjenigen, die zu Gott gehören, sie dient ausschließlich dazu, die *Knechte unseres Gottes* zu besiegeln. Nicht eine Zeit der Entscheidung wird gegeben, in welcher die Menschen ein Übriges tun könnten, um gerettet zu werden, sondern eine Zeit der Sichtbarwerdung der bestehenden Auserwählung. Sie alle, die jetzt bezeichnet werden sollen, tragen in sich, was durch den äußeren Stempel bekräftigt werden soll.

Sie gehören zu Gott, Gott gehört zu ihnen; sie wissen, daß sie von Gott Gezeichnete, Gläubige sind. Nun erhalten sie das äußere Zeichen dafür, daß sie an den lebendigen Gott glauben, ein Zeichen, das freilich übernatürlich bleibt, das Gott sieht, das man im Glauben sehen kann, wenn er es zeigt, und das Johannes jetzt sieht, als Vermittler zwischen Himmel und Erde. Weder ist es nur das sakramentale Zeichen als solches, das Signum indelebile, noch die Endgültigkeit, mit der die innere Gnade Menschen verliehen werden kann. Es ist ein anderes, Mittleres, das nach beiden Seiten hinblickt.

7, 4. Und ich hörte die Zahl der mit dem Siegel Bezeichneten: Hundertvierundvierzigtausend aus allen Stämmen der Söhne Israels.

Die Zahl, die Johannes hört, ist $12 \times 12 \times 1000$. 12 ist die Zahl der Apostel. Und aus 12 Stämmen wird die Zwölfzahl der Apostel genommen und mit 1000 multipliziert. 1000 bedeutet hier die Vermehrung, das Wachsen der Kirche, das Darüberhinaus der Zahl derer, die zum Glauben kommen. Es ist also eine rein symbolische Zahl. Johannes erkennt die Zahl der Apostel: der Herr hat sie frei gewählt; die, die gerade zugänglich waren, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, zu welchem Stamme sie gehörten. Er wählte sie nicht so, daß jeder der Zwölf einem anderen Stamm angehörte. Was aber erlöst werden mußte, das waren die zwölf Stämme; es waren ja die Stämme, die Gott sich gewählt hatte. So zeigt es sich, daß der Herr den Aposteln eine Funktion erteilt, die der Zahl der Stämme entspricht. Die Zahl der Stämme ist die Zahl des Müßens, die der Apostel ist die Zahl des Dürfens. Die Zahl der Stämme ist die Zahl jener, die Gott erlösen will, die Zahl der Apostel ist die Zahl derer, die er als Werkzeuge der Gnade für diese Erlösung beruft. Beide treffen sich erst in der Zahl 144.

Es ist für Johannes wichtig, die Zahl zu vernehmen, denn

sie verbindet ihn auf bestimmte Art wieder mit der Welt. Indem die Zahl 144 sich mit tausend multipliziert, wird sie zu einer offenen, schwer kontrollierbaren Zahl, die auf Erden unbestimmt scheint, im Himmel aber bestimmt ist, die er in dieser Bestimmtheit hört und die ihm, wenn er später auf Erden seine Laufbahn fortsetzen muß, eine Art Präzisionsgefühl geben wird. Ein Wissen, daß die Dinge im Himmel nicht nur einen ungefähren, weil je-größern Sinn haben, sondern daß man dort sehr genau sein kann.

7, 5—8. Aus dem Stamm Juda zwölftausend Bezeichnete, aus dem Stamm Ruben zwölftausend, aus dem Stamm Gad zwölftausend, aus dem Stamm Aser zwölftausend, aus dem Stamm Nephtali zwölftausend, aus dem Stamm Manasse zwölftausend, aus dem Stamm Simeon zwölftausend, aus dem Stamm Levi zwölftausend, aus dem Stamm Issachar zwölftausend, aus dem Stamm Zabulon zwölftausend, aus dem Stamm Joseph zwölftausend, aus dem Stamm Benjamin zwölftausend Bezeichnete.

Aus jedem Stamm gleichviele und auf gleiche Weise Bezeichnete. Es ist, als würde jedem Apostel das gleiche Feld eröffnet, als hätte jeder eine Aufgabe, die, in Zahlen ausgedrückt, die gleiche ist wie die der anderen. Jedem wird ein ganzes Arbeitsfeld zugeteilt, und jeder hat eine runde Sendung zu erfüllen. Und das Vollsein der Zahl wird nicht nach Art und Umfang der einzelnen Sendung bemessen, sondern nach der Erfüllung der Sendung, wie denn auch alle mit dem gleichen Siegel bezeichnet werden. Und alle werden im Himmel bezeichnet, im Himmel also zu Voll-erlösten gemacht, zu Voll-angenommenen, zunächst wie ohne Rücksicht auf irdisches Verdienst und irdische Leistung. Es wird nicht auf diese gewartet, um das Vollsein der Zahl im ganzen und in der einzelnen Zwölfzahl festzustellen. Im Christen auf der Welt kann beides unterschieden werden: die persönliche Un-

zulänglichkeit, die jedem Menschen eigen ist und der subjektiv ein stetes Gefühl des Zurückbleibens, des Nichtzureichens entspricht. Und anderseits der Auftrag, die Sendung, zu der man nur Ja oder Nein sagen kann, die ein Ganzes, Unteilbares ist, in dem man steht oder nicht steht. Im Persönlichen gibt es die ewige Annäherung, im Auftrag den Sprung hinein. In den Zahlen ist von Gnaden des Auftrags die Rede.

Alle werden bezeichnet mit dem Siegel Gottes. Das erinnert daran, daß diese Vision wie eingeschoben ist in die Vision von der Öffnung der sieben Siegel. Sechs davon sind erbrochen, das siebte steht noch aus. Das Ergebnis der ersten Siegel-erbrechungen waren Aufträge Gottes zur Welt hin: Reiter ritten auf Rossen aus zu irgendwelchen unabsehbaren Geschäften. Ein Verschlossenes wurde aufgetan, und es gingen weithinrollende Wirkungen davon aus. Jetzt wird wie eine Zäsur im Ablauf dieser Wirkungen eingeschaltet, und es zeigt sich das Erreichte: Siegel Gottes werden an Einzelne angelegt. Das Vorhergehende war die Voraussetzung dieser Besiegelung, die Besiegelung wird ausdrücklich als dessen Erfüllung gezeigt.

7, 9. Nach diesem schaute ich. Und siehe, eine große Menge, die niemand zählen konnte, aus allen Nationen und Stämmen und Völkern und Sprachen, und sie standen vor dem Thron und vor dem Lamm, angetan mit weißen Kleidern, und Palmen in ihren Händen.

Die Zahl derer, die Johannes jetzt erblickt, ist so groß, daß man ihr mit Zählen nicht mehr beikommt. Auch die vorige Zahl hatte er nicht mit den Augen nachgeprüft, er hatte sie nur gehört, im Ganzen und in ihren Zwölftelungen. Diesmal hört er nicht, wie groß die Menge ist. Er sieht aber, daß sie für ihn unabsehbar und unzählbar ist. Er sieht nur, daß die, die sie bilden, aus allen Gegenden stammen, die verschiedensten Stämme vertreten, alle Sprachen reden. Diese Schau ist eine Bekräftigung seines Hörens. Und die Menge

der Geschauten ist größer als die Zahl der Gehörten. Es kann im Visionären eine Differenz zwischen Hören und Sehen geben: das Hören ist in der Vision oft objektiver, bestimmter, weniger einer Ausdeutung fähig als das Geschaute, bei welchem der Sehende eher geneigt ist, es in eine Beziehung zu sich selbst zu bringen. So ist der gehörte Auftrag auch sicherer als der geschene: man weiß genau, was gefordert ist und was man anzufangen hat.

Alle standen vor dem Thron und vor dem Lamm, das ja inmitten des Thrones des Vaters sich befindet. Den Vater sehen sie nicht; sie sehen den Thron und das Lamm. Aber sie wissen, daß er der Thron sowohl des Vaters wie des Lammes ist. Dieses Wissen ist ein vollkommen sicheres; sie sind die unbeirrbar Glaubenden. Sie verlangen nicht danach, etwas anderes oder mehr zu sehen, als was sie sehen. Vor dem Throne stehend wissen sie, daß sie vor Gott stehen. Vor dem Lamm stehend wissen sie, daß im Himmel Vater und Sohn beisammen sind. Die Unsichtbarkeit des Vaters ist für sie kein Anlaß der Unruhe, sie unternehmen keinen Versuch, den Vater in der Weise des Sohnes sichtbar werden zu lassen. Sie wissen um die Wesenseinheit der Personen in Gott. Sie sind in diesem Wissen erfüllt und brauchen keine Beweise und Definitionen. Sie sind Erlöste, ob sie noch auf der Welt leben oder gestorben sind. Auf jeden Fall sind sie ihrer Aufgabe nicht beraubt und waren es auch nicht, solange sie auf Erden waren.

Angetan mit weißen Kleidern, mit dem Gewande Christi, der Unschuld und der Reinheit und des Glaubens. Für sie stellt sich die Frage der Würdigkeit nicht mehr, sie sind voll Aufgenommene. *Und Palmen in ihren Händen*. Denn sie haben gesiegt; und es wird jetzt nicht unterschieden zwischen dem, was Gnade des Herrn in diesem Sieg war und dem, was ihr Anteil sein mochte. Die Palmen und das weiße Kleid sind vielmehr eine Einheit. Das Kleid für sich genommen könnte

man sich irgendwie verdienen, Anspruch darauf erheben. Die Palme ist reine Gnade, sie besagt einfach: Anteil am Sieg des Herrn. Beides zusammen, Kleid und Palme, bilden die Zeichen des kommenden Festes, das ein Fest der Dankbarkeit sein wird.

7, 10. Und sie riefen mit lauter Stimme: Das Heil unserem Gott, der auf dem Throne sitzt, und dem Lamm!

Ihr Fest ist ein einziger Gottesdienst, der darin besteht, daß sie Vater und Sohn zujubeln und sie verherrlichen. Beide werden einzeln genannt, aber beide gehören in ihrer Verherrlichung zusammen: sie könnten nicht den Sohn preisen und den Vater dabei vergessen, oder nur dem Vater danken und den Sohn übergehen. Seitdem sie das Lamm auf dem Throne erblickt haben, wissen sie in ihrem Glauben, daß der Thron der Gottheit ihnen gemeinsam ist. Und dieses Wissen wird ihnen vom Heiligen Geist gegeben. Der Geist spielt hier etwa die Rolle, die der Sohn auf der Welt gespielt hat, da er die Menschen anleitete, Worte sprach und Taten verrichtete, die sie zum Glauben brachten. Jetzt tut der Geist dasselbe: er unterhält ihren Glauben. Der eine Geist, der in allen wohnt. Sie haben sich zu diesem Lob nicht untereinander beraten müssen. Durch den einen Geist bricht es gleichzeitig aus allen hervor. Auch in der Kirche verursacht der Geist immer wieder dieses Verständigtsein. Etwa der Menge damals vor der Grotte von Lourdes, die nichts sah und doch gemeinsam in die Knie sank zum Gebet. Er ist ein Geist der Kindlichkeit, der Fügsamkeit in die Einheit hinein, der zwar das zu Tuende eingibt, aber alles wegwischt, was sich in erwachsener Überlegenheit vereinzeln, sich unterscheiden, nach Beweisen verlangen wollte, auch dort etwa, wo in der Kirche Überraschendes, Unvorhergesehenes geschieht. Diese Fügsamkeit in den Geist ist das Gegenteil eines Herdentriebes. Er macht nicht dumpf und hörig, sondern hell und frei. Das Gegenteil auch eines Aufeinandersehens; er ist ganz spontan.

Das rechte Kind lebt ganz in der Hingabe, in der Aufnahme, es lebt mit, es ist ganz dabei, es genießt, es wirft sich hinein. Und so ist diese Schar, die vom Geist bewegt wird.

7, 11. Und alle Engel standen rings um den Thron und um die Ältesten und um die vier Wesen, und sie warfen sich vor dem Throne auf ihr Angesicht und beteten Gott an.

Es ist, als sei Johannes von diesem Geist der Kindlichkeit erfaßt, da er sagt: alle. Er muß jeden Beweis schuldig bleiben, daß es alle sind. Und nun ist auch die ganze vorige Vision wieder da, und die Auserwählten sind in sie hinein integriert. Die Ältesten und die Lebewesen haben dieselbe Verteilung wie ehemals; sie stehen dem Thron näher als die Engel, von denen sie umgeben sind. *Und sie warfen sich vor dem Throne auf ihr Angesicht.* Nicht nur auf die Knie, sondern auf das Gesicht. Es ist die völlige Niederwerfung ihres Geistes vor Gott. In der letzten Anbetung verfügt die Kreatur über nichts mehr. Sie ist wie aufgegangen in den reinen Dienst der vollkommenen Anbetung. Vorher erschien der Geist als Kindlichkeit; jetzt ganz als Demut. Der unterste Boden ist der einzig mögliche Ort, von dem aus man Gott anbeten kann. Und von hier aus hat jedes Gebet zu beginnen. Und die leibliche Niederwerfung wird zum wirksamen Akt, der den Beter in die rechte Demut des Geistes versetzt.

Wenn man die der Niederwerfung folgende Anbetung als Kontemplation ansieht, dann ist der gemeinsame Akt der Niederwerfung wie das ergänzende Kirchliche und Liturgische zur persönlichen Betrachtung, wobei es auf die Reihenfolge nicht ankommt. Es gibt sehr mächtige Bande zwischen der hl. Messe und der Zeit der täglichen Betrachtung, und der in der Sendung Begriffene bedarf beider. Verzichtet er grundsätzlich auf eines, so gefährdet er die Einheit der Sendung. Ferner sollte man in der Betrachtung jene Stellung des Körpers wählen, in welcher man sich am leichtesten selbst vergißt. Ist

die Stellung unbequem, dann lenkt sie das Gebet auf sich selbst statt auf Gott. Die Heiligen hier haben die Niederwerfung aufs Angesicht als Haltung gewählt. Aber nicht die Stellung als solche ist wichtig, sondern die Demut, und das ist die Selbstvergessenheit, die sich selbst bei der Wendung zu Gott nicht im Wege steht.

7, 12. Und sie sprachen: Amen! Das Lob und die Herrlichkeit und die Weisheit und die Danksagung und die Ebre und die Macht und die Kraft unserem Gott in alle Ewigkeit, Amen.

Sie beginnen mit *Amen!* Sie bekräftigen ihre Worte, bevor sie sie noch ausgesprochen haben. Sie verbürgen in diesem ersten Amen, wie sehr alles Folgende ernst und vollgewichtig gemeint ist. Im ersten Amen setzen sie sich für alles Kommende ein, während sie im letzten alles Gesagte als ein Angenommenes, Verstandenes bekräftigen. Im ersten schaffen sie ein Einverständnis auf Vorschuß, bezeugen damit ihr unverbrüchliches Vertrauen. Sollte nach diesem Amen etwas gefordert werden, dann kann es nur das Rechte, das Gute, das Göttliche sein. Die Preisenden öffnen sich damit den Weg zu dem, was sie zu sagen haben. Sie legen ihre Seele nackt vor Gott hin. Sie wollen im Lob ganz durchsichtig sein. Auf Erden wird diese volle Offenheit oft erst durch das Gebet selbst erreicht, oder durch eine Ermahnung, einen Unterricht. Im Himmel ist sie von vornherein da: das ganze Gebet wird vom gleichen Amen eingerahmt. Aber es ist das Ziel jeder irdischen Betrachtung: sie ist der Augenblick im Tagewerk, da man vor Gott ganz durchsichtig sein soll, und die Durchsichtigkeit, die die Himmlischen in ihrer Kontemplation besitzen, besagt auch, daß das, was sie Gott bezeugen, dasselbe ist wie das, was sie von ihm vernehmen.

Das Lob ist das, was sie Gott selber spenden. Aber sie wissen, daß es aus dem stammt, was Vater und Sohn und Geist sich in Ewigkeit gegenseitig schenken. Ihr Lob ist ent-

halten im göttlichen, dreieinigen Lob. *Die Herrlichkeit* ist das, was sie an Vater, Sohn und Geist erkennen, von dem sie wissen, daß es alles übertrifft, was sie sich vorstellen können; ihre höchste Vorstellung aber liegt darin, daß der Sohn auf die Welt kam, um den Vater zu verherrlichen. *Die Weisheit* kennen sie als gemeinsamen Besitz der Dreieinigkeit, und was sie verstehen, von dem wissen sie, daß es ihnen aus dieser Weisheit jeweils geschenkt ist. *Die Danksagung* ist anders verteilt. Hier sind sie die ersten, die sie leisten, weil der Sohn sie erlöst hat. Sie haben ewig dankzusagen, weil sie vom Sohn dem Vater zurückgegeben worden sind, und dies durch die Eucharistie des Sohnes an den Vater. In der *Ehre* treten sie wieder vollkommen zurück, denn sie wissen, daß die Ehre nur den göttlichen Personen gebührt, und daß sie mit allen Versuchen der Ehrung Gott nie so ehren, wie er in sich ehrenswert wäre. *Die Macht* haben sie erlebt; sie wissen, daß sie schon in ihrem Zusammensein eine mächtige Schar sind, daß aber die Bildung ihrer Schar auf Gott zurückgeht, und daß Gott noch viel mächtiger ist als das, was sich in ihrer anbetenden Menge ausdrückt. Sie sind als Schar ein Ergebnis der Macht Gottes, aber es war mehr Macht notwendig, sie überhaupt zum Glauben zu bringen, als sie so im Glauben vereint zu halten. *Die Kraft* haben sie am stärksten im Kreuz empfunden: als der Herr die Kraft besaß, in der äußersten Schwäche bis zum Ende auszuharren. Sie wissen, daß er die Macht gehabt hätte, dem Leiden vorzeitig ein Ende zu setzen, aber daß seine Kraft über seine Macht ging, daß er die Kraft besaß, von seiner Macht keinen Gebrauch zu machen und sich von der Ohnmacht vollkommen gewinnen zu lassen. Und dies alles gehört *unserem Gott*. Es gehört ihm und soll ihm gehören. Es gehört ihm: sie haben alle diese Begriffe durch Gott erfaßt, in ihm erlebt, aber sie haben sie nicht erhalten, um sie zu behalten, sondern um sie, mit ihrer Erkenntnis beladen, zurückzugeben. Alles, was sie von Gott bekommen

haben, soll ihm gehören, soll ihm mit ihrem ganzen Leben wieder zukommen. *In alle Ewigkeit.* Darin liegt eine Steigerung. Sie wollen immer mehr alles zurückgeben. Als Empfangende stehen sie dort, wo sie immer mehr empfangen werden, darum möchten sie auch das Immer-mehr des Zurückgebens gegenüber dem Immer-mehr des Empfangens gesteigert wissen, in einer Steigerung der Unüberschbarkeit, weil der Ewigkeit. Ewigkeit ist für sie die fortlaufende Steigerung innerhalb des Gleichen. *Amen.* Dieses zweite Amen schließt, was das erste eröffnet hatte: ihren ganzen Glauben, ihren ganzen Dienst, ihre ganze Hingabe. Jetzt rundet sich alles zurück in Gott. Das erste kündete ihre eigene Hingabe an, was sie selber tun und anbieten konnten, das zweite zeigt alles wieder ganz in Gottes Besitz.

7, 13. Und einer von den Ältesten begann und sagte zu mir: Diese hier mit weißen Kleidern angetan, wer sind sie und woher sind sie gekommen?

Einer der Vierundzwanzig wendet sich an Johannes. Dieser hat bisher Aufträge von Einzelnen entgegengenommen: zu kommen, zu schauen. Es waren ausdrückliche Befehle oder Aussagen, die in sich einen Befehl bargen, weil sie Gehorsam verlangten. Diesmal aber wird Johannes gefragt. Er gehört also zu denen, die im Himmel eine Antwort zu geben haben, nicht nur zu denen, die Befehle entgegenzunehmen haben. Es ist fast als würde er durch die Frage eingebürgert, als erhielte er ein Recht, das Recht, frei zu antworten. Ein Wort zu sagen, das, weil es Antwort ist, zu den göttlichen Worten gehören wird. Teil des himmlischen Gespräches werden wird. Mehr sein wird als nur Entgegennehmen: Beitrag und Förderung des Gespräches.

Bisher waren die, die *mit weißen Kleidern* angetan waren, anonym. Ihre Persönlichkeit und ihre Herkunft waren nicht bezeichnet. Auch war Johannes nicht aufgefordert worden,

sich dafür zu interessieren. Jetzt wird er gefragt: *Wer sind sie und woher sind sie gekommen?* Und im Hören der Frage weiß er, daß er sich mit beidem, Person und Herkunft, zu beschäftigen hat. Man weiß im Himmel immer genau, was man zu tun hat, wenn man gefragt wird, und wohin die Frage zielt. Auf der Welt, unter Menschen, die sich nicht näher kennen, müssen Fragen sehr eindeutig sein, um beantwortet werden zu können. Eine intime, persönliche Frage würde eine Erlaubnis des Befragten voraussetzen oder eine tiefe Vertrautheit, was dem gleichkäme. Innerhalb solcher Vertrautheit und Liebe werden die für andere unbegreiflichsten Fragen beantwortbar, man legt mit der Antwort sich selber bloß, gibt sich preis. Im Himmel herrscht das vollste Vertrauen, die volle Durchsichtigkeit. Nichts von Diplomatie, von Verdecktheit in der Frage. Das besagt nicht, daß dort ein Gespräch unmöglich ist (weil man angeblich alles schon weiß) oder daß es nicht entwicklungsfähig ist. Nur die Richtung ist gegeben. Es ist nicht gesagt, daß die Antwort des Johannes bereits in der Frage enthalten ist. Und Johannes weiß, daß seine Antwort bedeutungsvoll sein wird, einbezogen wird in einen wesentlichen Zusammenhang. Diese neue Art seiner Anteilnahme wird gebraucht.

7, 14. Und ich sagte zu ihm: Mein Herr, du weißt es. Und er sagte zu mir: Es sind die, die aus der großen Bedrängnis kommen und ihre Kleider gewaschen und sie weiß gemacht haben im Blut des Lammes.

Johannes übergibt die Antwort dem Ältesten. Er weiß, daß die himmlischen Wesen viel mehr wissen, daß sie an der Erkenntnis des Vaters beteiligt sind, alles erkennen, was der Vater ihnen zeigt. Und auf jeden Fall wissen sie alles, was von der Erde her kommt: was die Menschen tun, woran sie sind, welche Wege sie gehen. Und sie sind sich bewußt, welche Dinge sie zu wissen haben, und diese wissen sie auch. Der

Bereich ihres Auftrags ist das Maß ihres Wissens, das heißt das Maß der Frage Gottes an sie. Von Gott im Himmel befragt, können sie antworten. Denn in der Frage Gottes liegt das Angebot jenes Wissens, das zur Antwort erforderlich ist.

Johannes ist aber nur im Geist im Himmel, und er weiß, daß er in seiner Antwort vor allem dies bekunden soll, daß er begriffen hat: es sei wesentlicher zu bekunden, daß er um das Wissen der Himmlischen weiß, als selbst auszusagen, was der Himmlische ihm sagen kann. Durch diese Antwort zeigt er, daß er wirklich verstanden hat. Er muß aber, weil er hernach auf die Erde zurückkehren wird, auch die Sicherheit erhalten, daß er richtig erfaßt hat. In vielen spätern Aufträgen in der Kirche werden die Mystiker im Beichtvater die Garantie der Richtigkeit haben. Hier spielt der Älteste für Johannes die Rolle des Priesters, der bestätigt. Johannes selber ist Priester: aber er ist jetzt in der Einsamkeit. Und es wäre nicht geziemend, wenn er die Bestätigung der Richtigkeit seiner Schau erst nachträglich bei der Kirche einholen müßte, zu der er gesendet ist; darum erhält er sie unmittelbar im Himmel.

Und er sagte zu mir: Es sind die, die aus der großen Bedrängnis kommen. Über die Bedrängnis sagt der Älteste nichts. Aber sie steht in ursächlichem Zusammenhang mit dem weißen Kleid. Und ihr Schicksal ist innerhalb der Bedrängnis ein gemeinsames. *Und ihre Kleider gewaschen und weiß gemacht haben.* Die Bedrängnis brachte sie dazu, ihre Kleider zu waschen; sie sahen es als notwendige Folge der Bedrängnis an, daß sie ihre Kleider waschen sollten. Eine Sehnsucht nach Sauberkeit wurde in ihnen geweckt. Sie dachten zunächst, die Bedrängnis selbst verursacht zu haben und sie vielleicht durch Selbstreinigung und selbsterworbene Reinheit beenden zu können. Eine Einsicht in den Zusammenhang zwischen der Bedrängnis und ihrer Sünde brachte sie zunächst dahin, zu tun, was sie selber tun konnten. Aber in

diesem Tun mußten sie das Ungenügen ihrer Maßnahmen einsehen, und daß sie nicht fähig waren, ihr Kleid so zu waschen, daß es weiß wurde. Und dann haben sie es dem *Blut des Lammes* übergeben. Sie hatten, um wirklich rein zu werden, nur noch dies zu tun: ihr Kleid zu übergeben; das übrige bewirkte das Blut-des Lammes. Und sie begriffen, wie gering ihr Verdienst war: sie brauchten das Ihre nur der Wirkung des Herrn auszusetzen. Sie brauchten nur anzubieten, was sie hatten, und der Herr wählte sich das, was ihm gut schien. Über die Weite des Angebotes und die Weite der Annahme wird hier nicht gesprochen. Sicher ist, daß die Sünde weggenommen wird, wenn sie dem Herrn dargebracht wird.

Und nun erscheinen sie im Himmel mit demselben Kleid, das sie von der Erde mitgebracht haben. Wer auf der Welt das weiße Kleid der Gnade erhält, dem wird es auch im Himmel weiß sein. Was auf der Erde wirklich gereinigt wurde, braucht im Himmel nicht noch einmal gewaschen zu werden, um erst die himmlische Weiße zu erlangen. Es ist nicht so, daß das Weiße auf Erden im Himmel erst grau ist.

7, 15. Deshalb sind sie vor dem Throne Gottes und dienen ihm Tag und Nacht in seinem Tempel, und der auf dem Throne sitzt, wird sein Zelt über ihnen aufschlagen.

Deshalb, weil sie rein und gerechtfertigt sind, gehören sie zur nächsten Umgebung Gottes. Sie sind, die, die der Vater aus Liebe zum Sohn als dessen Erlöste und Brüder aufnimmt. Durch das weiße Kleid tragen sie sichtbar für den Vater die Spuren der Erlösung durch den Sohn. Und er liebt es, sie in der Nähe seines Thrones zu haben. *Und sie dienen ihm.* Ihr Dienst ist Antwort auf seine Erlösung. Auf Erden ist Dienst eine Voraussetzung der Erlösung: nur wer dem Willen Gottes sich unterwirft, nur wer der Kirche und ihrem Amt gehorcht, die Gebote hält, kann sich als ein Erlöster betrachten. Wir dienen, um die volle Erlösung zu erlangen, und dies ist noch unvoll-

kommen. Im Himmel ist der Dienst die Folge der Erlösung. Schon auf Erden gilt: jemehr einer dient, desto erlöster ist er. Im Himmel begreift er, daß sein Höchstes der Dienst ist und daß sich darin seine Erlösung ausdrückt. Weil er die Gnade der Erlösung begriffen hat, darum dient er. *Tag und Nacht in seinem Tempel*. Der Tempel ist auf Erden der Ort der Gegenwart Gottes; es gibt Orte und Formen besonderer Gegenwart, dort etwa, wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind. Im Himmel gibt es nur eine Gegenwart Gottes, und durch sie sind alle in seinem Namen versammelt. Die Eucharistie wirkt sich im Himmel so aus, daß die Nähe Gottes überall gleich groß ist. Wie einer, der auf Erden den Herrn in der Kommunion empfangen hat, nicht mehr sagen kann, wie nah und wie ferne er ihm ist, so wird im Himmel der Herr für alle immerdar im Zustand der Kommunion sein: überall und immerdar und allen gegenwärtig.

Und der auf dem Throne sitzt, ist überall, wo sie sind, weil sie überall sind, wo er ist. Er ist *über ihnen*, und so gleichmäßig über ihnen, daß er ganz in ihnen ist. Wenn er *sein Zelt* über ihnen aufschlägt, dann ist seine Gegenwart unter ihnen, seine Eucharistie in vollem Sinn in ihnen. Auf Erden konnte die Eucharistie ganz äußerlich, ganz unerfüllt sein, wenn der Mensch sich im Empfang ihr entzog, durch Sünde und Nachlässigkeit. Hier übernimmt Gott, durch sein Wohnen in ihnen, ihr ganzes Verhältnis zu ihm. Auf Erden bleibt trotz der Gnade sehr viel menschliches Werk in der Eucharistie, weil auch der frömmste Christ sich mitnimmt, sich nicht völlig aufgehen läßt im Herrn. Im Himmel geht jedes menschliche Werk auf und unter im göttlichen Werk. Nichts ist mehr unerfüllt, partiell, denn der Kern des himmlischen Lebens ist dies, daß Gott ganz in ihnen wohnt und darum nichts mehr von ihnen zwischen Gott und sie gestellt ist.

7, 16. Sie werden nicht mehr hungern und werden nicht mehr dürsten, und die Sonne wird sie nicht mehr treffen oder sonst eine Glut.

Es wird keine unerfüllte Sehnsucht mehr geben, denn Gott wird jede Sehnsucht erfüllen. Das heißt nicht, daß sie um das Gefühl und die Empfindung der Sehnsucht ärmer sein werden, sondern Wunsch und Stillung werden immer in einem gesättigten Verhältnis sein. Sehnsucht als Ausweglosigkeit, als Unerfüllbarkeit wird es nicht mehr geben. Und daß *die Sonne sie nicht mehr treffen wird, oder sonst eine Glut*, heißt, daß sie das Gefühl körperlichen Unbehagens — wie das Gefühl der alles austrocknenden Trostlosigkeit der Hitze — nicht mehr haben werden, und das körperliche Unbehagen vertritt hier nur gleichnishaft jedes geistige Unbehagen, das sich weder durch Hunger noch durch Durst ausdrücken läßt.

7, 17. Denn das Lamm, das in der Mitte des Thrones ist, wird sie weiden und sie zu Wasserquellen des Lebens geleiten, und Gott wird jede Träne von ihren Augen abwischen.

Das Lamm weidet sie von der Mitte des Thrones aus: sie werden daher um den Thron herum geweidet. Ihr Geweidetwerden besteht darin, daß sie in der Nähe des Lammes und dessen, der auf dem Throne sitzt, bleiben dürfen. Der Herr weidet sie selbst, da er sie als seine Geschöpfe betrachtet. *Er geleitet sie zu den Wasserquellen*, da er ihnen stets das lebendige Wasser bereit hält, sich selbst, alles Seine und was des Vaters ist. Sie werden auf keine fremde Weide geführt, sondern auf die Weide des Vaters, und erhalten Anteil an der Quelle des Vaters, dem Ursprung jeden Lebens. Und der Sohn gibt ihnen alles, was er vom Vater erhält. Es wird für sie keine besondere Speise geben, nichts, was für sie als die früheren Sünder berechnet wäre, sondern was Vater, Sohn und Geist als ihr Eigenstes besitzen, das wird vollständig zur Verfügung gestellt. *Und Gott wird jede Träne von ihren Augen abwischen.*

Sie werden über nichts zu trauern brauchen, weil sie in der vollständigen Seligkeit der Erlösten leben dürfen. Und die Erlösung wird für sie nicht etwas Abgetanes sein, sondern immer frisch und neu, eine ständig sprudelnde Quelle lebendigen Wassers. Menschliches Glück muß, um wirklich offen und wachsend zu sein, immer irgendwo bedroht und ungewiß sein, sogar das Glück der Liebe. Satttheit bedeutet den Tod. Hier dagegen wächst das Glück immer neu, immer größer, in einem Aufblühen, das keine Bedrohung kennt, das kein Gestern erlebt, weil es das Je-jetzt ist. Das Je-neue ist nicht die Überholung des Vorigen, Gottes heutiges Geschenk ist nicht schöner als das gestrige, sonst wäre das Gewesene mangelhaft. Die ewige Öffnung und Steigerung liegt innerhalb des Je-jetzigen selber: die ewige Gegenwart ist das ewige Leben.

8, 1. Und als es das siebte Siegel öffnete, entstand eine Stille im Himmel etwa eine halbe Stunde lang.

Nach der Besiegelung der Auserwählten öffnet das Lamm das letzte Siegel. Und die erste Antwort darauf ist ein langes Schweigen des ganzen Himmels. Das Schweigen des Himmels ist wie das Gespräch des Himmels Gebet, Erwartung. Dieses Gebet, diese Erwartung haben als Inhalt die Erde und dienen als Vorbereitung für das, was der Erde widerfahren wird. Diese Stille ist wie ein Einschnitt, eine Pause innerhalb der Ewigkeit. Die Ewigkeit ist sonst immer wie eine Steigerung der Liebe, der Zeit, des Erfassens. In dieser halben Stunde aber geschieht wie eine Suspension dieser Steigerung, eine Hemmung und Hinderung des Geschehens. Die Heiligen wissen nun, daß Furchtbares kommen wird. Und in ihrem Schweigen liegt ein Nicht-umgehen-wollen. Es ist aber auch, als müßten sie sich an die neue Realität erst gewöhnen und anpassen. Das Eröffnete ist so groß, so fremd, daß sie nicht anders können als schweigen. Man kann es nicht ein Zurück-

schrecken nennen; zwar erscheint die erste Reaktion wie ein Nein!, das aber in der Wurzel vom Gehorsam umfassen bleibt, der ihnen befiehlt, in sich zu gehen und sich anzugleichen. Den Übergang aus der vollen Seligkeit, die eben gezeigt worden war, in das Neue zu bestehen. Die betonte Pause ist in ihrer Eindringlichkeit sehr für Johannes bestimmt, der in ihr erfahren soll, wie stark der Himmel am irdischen Geschehen Anteil nimmt. Und Johannes, der im Geiste mitten in der Ewigkeit steht und ihre Geheimnisse erfährt, hat doch in keiner Weise den Sinn für die Zeit verloren. Er mißt die Stille nach der irdischen Zeit und sagt, sie habe *ungefähr eine halbe Stunde* gedauert. Der Moment, da die Stille einsetzt, ist ihm ebenso eindrücklich wie der ihrer Beendigung. Und wenn der Himmel schweigt, dann gibt es nichts mehr zu hören. Das Schweigen ergreift alles, was in ihm ist. Auf der Welt wird die Stille meist durch irgendein Geräusch unterstrichen. Im Himmel unterstreicht die Stille sich selbst. Hier werden die Qualitäten der Dinge nicht durcheinander hervorgehoben, sie sind rein und in sich vollständig.

Wäre die Pause nicht, so hätte Johannes das Gefühl haben können, das ganze folgende Geschehen sei für den Himmel ein Spiel. Es sei für die Himmlischen ganz dasselbe, die ewige Seligkeit in Gott zu genießen, der jede Träne abwischt, und die Leiden der Welt mitzuerleben. Es ginge gleichsam im selben Atemzug. Damit eine solche Vorstellung der Ewigkeit nicht aufkomme, legt sich zwischen beides im Himmel die Pause.

DIE VIER ERSTEN POSAUNEN

8, 2. Und ich sah die sieben Engel, die vor Gott stehen; und es wurden ihnen sieben Posaunen gegeben.

Die sieben Engel, die Johannes jetzt erblickt, sind die gleichen wie die der sieben Gemeinden. Sie drücken in ihrer Zahl ihre Beziehung zum Geist aus und handeln in seinem Namen. Sie stehen vor Gott. Vorher hieß es, daß alle Engel vor Gott standen. Jetzt sieht Johannes nur noch diese, bereit, ihren Auftrag entgegenzunehmen. Ihr Auftrag wird ihnen in der Gestalt von sieben Posaunen gegeben; jeder erhält eine. Es geschieht noch im Schweigen, es ist dessen Abschluß. Sobald die Posaunen sichtbar werden, hört die vollkommene Stille auf. Und mehr als das, das Erscheinen der Posaunen kündigt für die Himmelsbewohner den Anfang eines großen Getöses.

Die Engel empfangen den Auftrag im Gehorsam, so wie sie im Gehorsam vor Gott standen. Im Gehorsam übernehmen sie einen übersteigenden Auftrag. Der Anfang wird durch das Sichtbarwerden der Posaunen gesetzt, aber man weiß, daß er ins Unübersehbare geht, denn unübersehbar ist, was aus den Posaunen heraustönen kann an Gutem und Schrecklichem. Aber die Siebenzahl bürgt dafür, daß, so unerwartet die Dinge sind, die da kommen mögen, sie doch im Heiligen Geist geschehen. Die Engel wissen nicht im einzelnen, was aus den Posaunen erschallen wird. Und sie stehen unter dem Eindruck des Schweigens, an dem sie teilgenommen haben. Sie wissen soviel wie die übrigen Himmelsbewohner, was ihnen erlaubt hat, in Anbetracht des kommenden Auftrags zu schweigen. Im Augenblick aber, da ihnen die Posaunen überreicht werden,

treten sie aus der Anonymität des allgemeinen Schweigens heraus, um an dem beteiligt zu sein, was das Schweigen verursacht hatte.

Und nun geht die Ewigkeit weiter. Die halbe Stunde, die Johannes nach irdischer Zeit so maß, hat die Ewigkeit nicht zerstört. Sie schließt sich ohne Bruch. Es gibt bei manchen Sakramenten eine Pause, die dieser vergleichbar ist: zwischen Bekenntnis und Absolution, zwischen der Kommunion des Priesters und der des Volkes, zwischen der Abschwörung und der gespendeten Taufe.

8, 3. Und ein anderer Engel kam und stand über dem Rauchopferaltar, er hatte ein goldenes Rauchfaß, und es wurde ihm viel Räucherwerk gegeben, damit er es mit den Gebeten aller Heiligen auf den goldenen Altar lege, der vor dem Throne steht.

Der Engel steht auf dem Opfertisch in einer Versinnbildung der Art, wie Gott über den Menschen zeltet. Nicht so, als wäre das, was er tut, übergeordnet dem, was sonst auf dem Altar geschieht, aber doch so, daß er in einer gewissen Weise Gott stellvertritt. Er hat einen Auftrag, der seinem Engelwesen gar nicht adäquat ist, ihn vielmehr wie den aller Kreatur wesentlich übersteigt. Aber er übernimmt ihn nichtsdestoweniger, ohne sich damit erst auseinanderzusetzen. Er nimmt das Gesicht an, das Gott ihm verleiht. Er verkörpert den absoluten Auftrag. Über dem Altar stehend bekundet er, daß der göttliche Auftrag ganz in Gottes Hand bleibt und keine Äquation zwischen Auftrag und Auftragnehmer zu bestehen braucht; so daß es im Augenblick der Übernahme einzig den Auftrag gibt. Nach der Qualität des Beauftragten wie nach den Grenzen seiner Fähigkeiten wird gar nicht gefragt.

Auch die Heiligen werden auf Altäre gestellt. Aber sie stehen nicht auf dem Tabernakel. Der Engel steht höher. Er

ist so sehr der reine Auftrag Gottes, daß er seines persönlichen Engelscharakters wie beraubt ist. Es gibt hier nicht, wie bei den irdischen Heiligen, eine Mischung zwischen Gnade und Verdienst, himmlischer Heiligkeit und irdischer Anstrengung. Nicht das hat den Engel auf diesen Platz gestellt. Sondern die reine Verkörperung der erhabenen Stellung Gottes über den Menschen.

Er hatte ein goldenes Rauchfaß. Er zeigt damit seine Bereitschaft, zu übernehmen, was man ihm gibt, eine speziellere Bereitschaft innerhalb der allgemeinen, die sein Standort anzeigt. *Und es wurde ihm viel Räucherwerk gegeben.* Das Räucherwerk ist in seinem Aufsteigen Gleichnis der Gebete der Heiligen zu Gott hin, es unterstreicht die Wohlgefälligkeit dieser Gebete vor Gott. *Damit er es mit den Gebeten aller Heiligen auf den goldenen Altar lege, der vor dem Throne steht.* Daß der Engel beides gleichzeitig anbieten soll, zeigt den innern Zusammenhang von beidem. Die Gebete aller Heiligen sind Gott so erwünscht, daß man ihre Wünschbarkeit nur durch Mischung mit himmlischem Räucherwerk ausdrücken kann. Es findet also eine solche Einigung statt, daß niemand mehr sagen kann, wie groß der Anteil der Gebete und wie groß derjenige der hinzugebenen Wohlgerüche ist. Es ist wichtig, daß Johannes dies sieht und daß er der Kirche melden kann, wie notwendig vor Gott die Gebete aller Heiligen sind. *Alle Heiligen* sind einerseits die Gemeinschaft der Gläubigen, andererseits die Zusammenfassung all derer, die wirkliche Heiligkeit besitzen. Wenn der Engel die Gebete der beiden Arten von Heiligen in seinem Rauchfaß vereinigt, um sie darzubringen, dann erweist sich, daß sie beide eine gemeinsame Eigenschaft besitzen: Gott wohlgefällig zu sein. Kein Glaubender, kein Suchender ist je der Pflicht des Gebetes enthoben. Schon darum, weil Gott das Gebet zu einem Mittel der Läuterung und Annäherung gemacht und ihm eine Kraft des größern Verständnisses und der wachsenden Liebe

verliehen hat, und ebensosehr, weil das Gebet ein Teil des Gottesdienstes ist. Und der Engel, der ja den göttlichen Auftrag schlechthin verkörpert, zeigt durch sein Angebot des Räucherwerks und der Gebete, daß Gebet und Auftrag unbedingt zusammengehören. Der Beauftragte, der einen übergroßen, sogar übergeschöpflichen Auftrag erhalten hat und doch bei dessen Verleihung nicht nach Können und Nichtkönnen gefragt wurde, müßte sofort in die Leere des Nichtkönnens stürzen, wenn er aufhören würde zu beten. Das Gebet, das Gott wohlgefällt, verleiht dem Auftrag eine lebendige Kraft; es verbindet ihn dauernd mit dem Willen Gottes, es dient als Sichtbarmachung der Richtschnur. Aber der Heilige, der in seinem Wissen um den Auftrag betet, seinen Dienst an Gott durch sein Gebet lebendig erhält und bekräftigt, muß sich betend mitten im Gebet aller Heiligen befinden; sein Gebet muß sich vermischen mit dem Gebet der ganzen Kirche. Es soll nicht überall nur die Prägung seines Auftrags, den Charakter seines Glaubens, die Merkmale seiner persönlichen Hingabe tragen, es muß ebensosehr die Verbundenheit mit der ganzen Gemeinschaft der Glaubenden zum Ausdruck bringen und in gewisser Art von ihr getragen werden. Wenn der Engel die Gebete aller Heiligen mit dem Räucherwerk mischt, dann nimmt Gott die Gebete nicht bloß als einzelne entgegen, wenn auch in noch so großer Zahl, er erhält zugleich das Gebet der Kirche, das fast anonym gewordene Gebet der Braut Christi.

8, 4. Und der Rauch des Räucherwerkes mit den Gebeten der Heiligen stieg auf aus der Hand des Engels im Angesicht Gottes.

Die Gebete mit dem Räucherwerk steigen zu Gott auf, nicht selbständig, sondern durch die Vermittlung des Engels, aus seiner Hand. Er hat den Auftrag, von der Stelle aus, wo er sich befindet, die Gebete zu Gott emporsteigen zu lassen. Darin ist er Mittler. Und seine Vermittlung ist keine frei gewählte,

sondern eine von Gott ihm verliehene. Wohl hat der Weihrauch die Eigenschaft zu steigen, und die Gebete haben die Eigenschaft, Gott zu suchen. Aber der Auftrag des Engels zwingt in eine Ordnung des Steigens. Es wird nichts davon gesagt, wie sehr oder wie wenig es dem einzelnen Beter bewußt wird, daß sein Gebet dieser Vermittlung des Engels bedarf, um Gott zu erreichen. Aber wenn die Schau dieser Vermittlung Johannes geschenkt wird, so darum, damit er sie auf der Welt bekannt gebe, damit also die Betenden stärker in die Einsicht der Vermittlung hineinwachsen. Die Vermittlung bedeutet für sie keine Abschwächung, Entwertung, Entpersönlichung ihres Gebetes. Sie gibt ihm vielmehr die Sicherheit, Gott zu erreichen. Sie fordert vielleicht vom Beter eine gewisse Verleugnung: er kann den Lauf seines Gebetes von seinem Herzen bis zu Gott nicht genau übersehen, er weiß, daß sein Gebet sich mit dem Gebet der andern vermischen wird, er kann darum auch die Wirkung seines Gebetes nicht übersehen. Aber gerade diese Vermittlung, dieses Untertauchen seines Gebetes in das aller Heiligen bürgt ihm auch dafür, daß die Wirkung nicht nach seinem einzelnen, einsamen Beten zugemessen wird, sondern die Mitwirkung aller übrigen Gebete in sich schließen wird. Das Gebet erhält so eine Art eucharistischen Charakter: jeder Einzelne betet mit dem, was der Herr in ihn gelegt hat, er betet zu Gott, aber nicht so, daß jede Schwäche einzeln für sich vor Gott steht, sondern so, daß alle Schwächen zusammengefaßt werden in die Stärke des Auftrags des Engels. Nichts von der persönlichen Wärme und Liebe und vom Dienstwillen des Einzelnen geht dabei verloren. Die Prägung des persönlichen Betens, seine Form, seine Länge, seine Innigkeit und Häufigkeit bleibt dem Einzelnen anheimgestellt, er kann innerhalb des persönlichen Betens tun was er will, wenn er nur weiß, daß sein Gebet in die Einheit aller Gebete der Heiligen aufgenommen wird. Und zwar in eine Auftragseinheit, so daß der Auftrag des Engels zu einem Auftrag an die einzelnen

Christen wird. Er wird wohl zur *Hand*, die zusammenfaßt, um anzubieten, aber auch zur Hand, zu der hin die Gebete sich öffnen und ordnen können, um verwendet zu werden.

8, 5. Und der Engel nahm das Rauchfaß und füllte es aus dem Feuer des Altars und warf es auf die Erde, und es entstanden Donnerschläge und Stimmen und Blitze und ein Erdbeben.

Er-bietet nicht mehr an, er nimmt jetzt, in einer neuen Bewegung, um zu füllen. Und zwar *aus dem Feuer des Altars*. Dieses Feuer ist zugleich die brennende Liebe des Herrn und das Zeichen der Liebe der Menschen zu ihm. In diesem Feuer werden die Liebe des Herrn und das Brennen des Glaubens zu einer Einheit *zusammenggezogen*. Als wäre dieses Feuer, während der Engel die Gebete anbot, stärker aufgelodert, als gebe es somit eine direkte Beziehung zwischen der Annahme der Gebete durch Gott und der Zunahme des Feuers auf dem Altar. Und als habe Gott dieses Feuer nicht verwenden wollen, bevor es durch die Gebete der Heiligen bereichert war. Darin kommt zum Ausdruck, daß Gott die Kirche braucht, um das Werk des Sohnes zu vollbringen. In der Verwendung durch den Vater ist die Scheidewand zwischen dem Sohn und der Kirche niedergelegt. Und indem Gott die Gebete aller Heiligen entgegennimmt, verwendet er sie so, wie sie im tiefsten verwendet zu sein wünschen: innerhalb des Dienstes des Sohnes an ihm. Und er kann ihnen keine größere Kraft verleihen als indem er sie mit dem Feuer der Liebe seines Sohnes vermengt. Einer Liebe aber, die jetzt vollkommen im Dienste seiner Gerechtigkeit steht. So daß auch die Gebete der Kirche im Dienste der Gerechtigkeit des Vaters verwendet werden.

Und der Engel wirft das Rauchfaß *auf die Erde*. Das Ganze wird von Gott verwendet, die Erde zu erreichen; und der Engel wirft das Feuer im Auftrag Gottes herab. *Und es entstanden Donnerschläge und Stimmen und Blitze und ein Erd-*

beben. Alles was die Erde in Unruhe zu versetzen vermag, erfolgt gleichzeitig. Es sieht aus wie Verwirrung, Unordnung, Beunruhigung, Weltende, Chaos. Die Stimmen, die hörbar werden, sind nicht mehr artikuliert, sie sind der allgemeinen Verworrenheit unterworfen und dienen dazu, diese zu mehren. Es ist der größtmögliche Gegensatz zur vorigen Stille im Himmel. Erde und Himmel stehen jetzt wie vollkommen beziehungslos gegeneinander. Von der Katastrophe werden auf der Erde alle betroffen. Die Glaubenden auf Erden sehen, daß das Unheil vom Himmel her kommt. Die Nichtglaubenden, die sich an die Erde festklammern, sehen nur, daß die Erde keine Stütze mehr bietet.

8, 6. Da machten sich die sieben Engel, die die sieben Posaunen hatten, bereit, zu posaunen.

Alle sieben bereiten sich im gleichen Gehorsam vor. Ihr Gehorsam, ihre Bereitschaft sind gleich, obwohl die Ausführung ihrer Aufträge nacheinander abrollen wird. Sie haben die Übersicht über den Plan nicht, sie wissen nicht, in welchem Augenblick ihr aktiver Gehorsam gefordert wird. Sie sind aber alle bereit und wissen, daß sie auch in der Vorbereitung innerhalb ihres Auftrages sind. Dieser umfaßt also die Vorbereitung genauso wie die Ausführung. So gleichen die Engel den Glaubenden, die sich im Gehorsam auf ihren Auftrag vorbereiten, ohne Bedingungen zu stellen und ohne zu wissen, was zu gegebener Zeit im einzelnen von ihnen verlangt werden wird. Sie haben ein ganzes Jawort ausgesprochen, und diese Ganzheit nimmt jeweils durch die Einzelaufträge Gestalt an.

Die sieben Posaunen verkörpern jetzt die besonderen Aufträge. Jeder Engel hat seine eigene Posaune. Im gemeinsamen Auftrag haben sie jeder eine von den anderen nicht zu unterscheidende Posaune erhalten, deren Besonderheit sich erst im Gebrauch offenbaren wird.

8, 7. *Und der Erste posaunte. Da entstand Hagel und Feuer, mit Blut vermischt, und wurde auf die Erde geworfen. Und der dritte Teil der Erde verbrannte, und der dritte Teil der Bäume verbrannte, und alles grüne Gras verbrannte.*

Was beim Blasen der ersten Posaune sich ereignet, erscheint wie ohne jeden Zusammenhang mit ihr. Und doch ist es durch sie hervorgerufen. Es entsteht *Hagel*, der aus dem Himmel kommt und erst auf Erden seine verheerende Wirkung zeigt, *Feuer*, dasselbe, das vom Altar stammt und dessen Herabwerfen auf die Erde schon vorher zur Katastrophe geführt hatte, und beides *mit Blut vermischt*, nicht mit Sühneblut, sondern mit sündig vergossenem Blut. Das Feuer schmelzt die Hagelkörner nicht und läßt auch das Blut nicht erstarren. Alle drei behalten ihre Eigenschaften. Sie sind vermischt und doch in der Mischung unterschieden. Denn keines der Elemente hat den Auftrag, die Wirkung der beiden anderen abzuschwächen, sondern sie im Gegenteil zu verstärken und den zu verbreitenden Schrecken zu vermehren. Jede Abschwächung wird verboten, jede Steigerung gutgeheißen. In dieser Verbindung werden die Elemente *auf die Erde geworfen*. In den Strafen Gottes, die Verschiedenes vorsehen, geht nie Einzelnes unter. Und es gibt auch keine subjektive Auswahl in ihrem Erdulden: der Gestrafte wird jedes Element zu spüren bekommen, so wie es objektiv vorgesehen ist und zu wirken hat. Man kann sich nicht einem Element aussetzen wollen — vielleicht, weil es milder erscheint — und sich den anderen entziehen, äußerlich oder innerlich. Die Strafen Gottes sind exakt, sowohl in ihrer Summe wie in ihren Teilen. Und der Mensch hat die Möglichkeit nicht, sich durch irgendwelche Vorkehrungen Erleichterung zu verschaffen.

Die Strafen fallen vom Himmel her auf die Erde. Man weiß im Himmel, wie sie auf Erden empfunden werden, man berechnet sie im Hinblick auf die Erde. Und die Menschen, die sie erdulden müssen, merken, auch wenn sie die Strafen

nicht verstehen, daß sie ihnen nicht entkommen. Schon daß die Strafe die Kälte des Hagels mit der Hitze des Feuers, die Flüssigkeit des Blutes mit der Härte des Hagels verbindet, zeigt genug, daß sie jede Breite kennt, alle Gegensätze in sich vereint, darum in ihrer Gesamtheit und innern Gesetzmäßigkeit erduldet werden muß. Und alles erreicht die Erde mit der gleichen Wucht, mit der es vom Himmel herabgeschleudert wurde.

Die Wirkung zeigt sich sofort: *Der dritte Teil der Erde verbrannte, und der dritte Teil der Bäume verbrannte, und alles grüne Gras verbrannte.* Alles grüne Gras, das heißt alles, was fähig gewesen wäre, Frucht zu tragen, was dem heute Blühenden und Fruchtbaren entsprach, wird vernichtet. Es ist das Gleichnis des Aktuellen, der gegenwärtigen Leistung und Arbeit, der Hoffnung, die in ihrer kurzen, jetzigen Zeitspanne ruht. Und zwar wird das vollkommen vernichtet. Die Frucht der Bäume reift nicht sofort, sondern langsam. Mit ihnen wird ein Drittel der Hoffnung vertilgt, die seit langem begründet war — in einer rückwirkenden Strafe —, und da es lange dauern wird, bis diese Bäume wieder Frucht tragen, auch ein Drittel der Hoffnung für die Zukunft. In der frühern Vision (7, 1—3) war Befehl erlassen worden, die Bäume zu schonen, bis die Erwählten besiegelt waren. Darum werden sie jetzt auch nicht einfach vernichtet. Es ist keineswegs so, daß nur die Bäume der Ungerechten geschlagen werden, die der Gerechten geschont. Vielmehr gibt es eine gewisse durchgehende Schonung, die nicht ohne Zusammenhang mit der Besiegelung der Gerechten ist. Und schließlich verbrennt ein Drittel der Erde überhaupt, mit Menschen und Tieren und Pflanzen. Hier wird nicht nur die Arbeit zerstört und nicht nur die Hoffnung, sondern die Arbeitenden und die Beteiligten selbst. Die Strafe geht an die Wurzel.

Im *dritten Teil* kommt etwas von der trinitarischen Gerechtigkeit zum Ausdruck. Das Gras wird ganz zerstört; hier

reserviert sich keine der Personen etwas. Auch der Sohn kennt für jede Sünde eine Strafe. Aber mit der Strafe betraut er das Aktuelle, das Jetzt: in der Beichte. Das spätere grüne Gras könnte unbehelligt wieder blühen. Wo dagegen der dritte Teil zerstört wird, wird ein Zusammenwirken von Vater und Geist sichtbar: in der Zerstörung eines Drittels der Erde die Gerechtigkeit des Vaters und die Forderung des Geistes, diese Gerechtigkeit einzusehen; in der Verbrennung eines Drittels der Bäume wie eine abgeschwächte Forderung der väterlichen Gerechtigkeit, andeutend, daß eigentlich mehr zerstört werden sollte, und des Geistes, daß die Einsicht wenigstens hier anzuknüpfen und am statuierten Exempel zu wachsen hätte.

Die Ganzheit der Strafe besteht aus Hagel, Feuer und Blut: Hagel, den die Menschen nicht verhindern können, der das für sie Unabänderliche ist. Das Blut ist ihr eigenes; sie hätten es nicht, von Abel angefangen, zu vergießen brauchen; hätten sie es geschont, so käme es ihnen jetzt nicht vom Himmel als Strafe zurück. Das Feuer, das Gott ihnen lieh, haben sie nicht zu verwalten gewußt. Und Gott will in der Feuerstrafe zeigen, daß seine Macht über das Feuer größer ist als die Gier der Menschen, sein Feuer zu mißbrauchen.

Es heißt nicht, die Erde sei verhagelt oder mit Blut überschwemmt worden, sondern alles wird verbrannt. Es ist die Haupteigenschaft, die der Strafgerechtigkeit Gottes anhaftet: sie brennt. Gott hat das Recht, seine Strafe so zu gestalten, daß sie echtes Feuer ist und daß sie das Schlechte verbrennt, ja darüber hinaus noch das Gute verbrennt, soweit es notwendig ist, um die Menschen zur Erkenntnis ihrer Schuld und der Gerechtigkeit Gottes zu bringen. Etwas anderes als diese reine Strafgerechtigkeit ist die Strafe Christi, des Erlösers. Hier macht das Brennen eine Wandlung durch: es ist zuerst ein Brennen der Sünde, das sich wandelt in ein Brennen der Reue, um zuletzt zu einem Brennen der Liebe zu werden. Und man kann auch nicht sagen, daß ein vollkommener Gegensatz

und eine Beziehungslosigkeit bestehe zwischen dem Brand der Strafgerechtigkeit Gottes und dem läuternden Brand des Sohnes. Das Brennen der Liebe, das der Sohn als Ende des Brennens der Sünde vorsieht, nimmt er aus dem Brand seiner Liebe zum Vater und des Vaters zu ihm. Es ist also ein göttliches Geschenk, das er nach der Strafe dem Sünder hinterläßt. Göttlich und somit dreieinig; und der Geist vermittelt die Liebe des Sohnes zum Vater und des Vaters zum Sohn. Aber im jetzigen Strafgericht bleibt der trinitarische Ursprung des Feuers ganz verhüllt. Das Feuer tut unerbittlich sein Geschäft und hinterläßt nur verbranntes Gras, verbrannte Bäume, verbrannte Erde. Aber jedem, der diese Verheerung betrachtet, bleibt es überlassen, sie in das Brennen seiner Seele hineinzunehmen, um es in Reue und Liebe Gott zu übergeben.

8, 8—9. Und der zweite Engel posaunte. Da wurde etwas wie ein großer, im Feuer brennender Berg ins Meer geworfen, und ein Drittel des Meeres wurde Blut. Und ein Drittel der Geschöpfe im Meer, die Leben hatten, starb, und ein Drittel der Schiffe ging unter.

Der Gehorsam des zweiten Engels geht in die Tat über; er löst den Gehorsam des ersten nicht auf, dieser tritt nur in den Zustand der Bereitschaft zurück. Nicht der Gehorsam selbst, nur sein Zustand, seine Qualität ist verändert. *Da wurde etwas wie ein großer, im Feuer brennender Berg ins Meer geworfen.* Woher er stammt, wird nicht gesagt. Aber er brennt im gleichen Feuer, das vorher mit Hagel und Blut vermischt auf die Erde geworfen worden war. Und wieder ist es so, daß die Nässe des Meeres das Feuer des Berges nicht zu löschen vermag. Der Berg brennt als ganzer, nicht nur an der Oberfläche, wie ein Wald am Bergabhang, nicht nur wie ein Vulkan, sondern durch und durch. Er ist nur noch an seiner Form als großer Berg erkennbar, alles übrige an ihm ist Feuer.

Und sogleich wird *ein Drittel des Meeres Blut*. Gott kann ohne weiteres das Wasser des Meeres in Blut verwandeln. Und die Menge des Blutes läßt sich nicht errechnen, sie läßt sich auch nicht vergleichen mit der Menge Menschenblut, die vom Anfang der Zeiten an durch Menschenhand vergossen worden ist. Sie übertrifft jede vorstellbare Menge an Menschenblut. Und der Sturz des brennenden Berges genügt, um soviel Blut zu verursachen. Wieder stehen also Blut und Feuer in einem ursächlichen Zusammenhang. Aber weil Gottes Wirkungen sich niemals mit weltlichen vergleichen lassen, nimmt auch das Blut, wie vorher der brennende Berg, überweltliche Dimensionen an. *Und ein Drittel der Geschöpfe im Meer, die Leben hatten, starb*. Menschen und Tiere. Es wird nicht gesagt, daß sie am Blute starben. Sie sterben am Auftrag des Engels. Es ist ein Sterben durch die Gerechtigkeit, aber durch eine solche, die die Erscheinungsformen des Feuers und des Blutes angenommen hat und somit erschreckend wirkt. *Und ein Drittel der Schiffe ging unter*. Worin wieder die dreieinige Bedeutung der Aufträge hervortritt. Während in der ersten Vision das Qualitative der Strafe vorherrschte, drängt sich in der zweiten vor allem das Quantitative auf. Der Schrecken steigert sich. Vorher gab es ein Maß und eine bestimmte Qualität. Jetzt wird das Maß zum Unmaß und zur Überwältigung.

8, 10—11. *Und der dritte Engel posaunte. Da fiel ein großer Stern vom Himmel, brennend wie eine Fackel, und er fiel auf den dritten Teil der Flüsse und auf die Wasserquellen, und der Name des Sternes ist: „der Wermut“. Und ein Drittel der Gewässer wurde zu Wermut, und viele der Menschen starben von den Gewässern, weil sie bitter geworden waren.*

Da der dritte Engel seine Gehorsamstat vollführt, fällt ein brennender Stern auf die Erde; je näher er kommt, um so

größer erscheint er. Unter dem Blasen der Posaune hat er seine Festigkeit, seinen Standort am Himmel verloren. Er ist so groß, daß er durch seinen Fall *den dritten Teil der Flüsse und Wasserquellen* erreicht, so daß die Fruchtbarkeit, die von ihnen hätte ausgehen können, vereitelt wird. Denn so verhält es sich mit den Strafen Gottes: sie sind auch in ihrer zeitlichen Ausdehnung nicht zu berechnen. Wessen Bäume etwa nicht verbrannt wurden, konnte glauben, verschont geblieben zu sein. Aber die neue Plage erreicht ihn. Es gibt im System der Gerechtigkeit Gottes, solange wir in der Sünde leben, keinerlei Übersicht. Und wiederum läßt Gott den dritten Teil der Fruchtbarkeit betroffen werden, in Erinnerung an die Dreieinigkeit. Die Betroffenen können keinen Augenblick zweifeln, daß es Gottes Strafe ist, die sie ereilt hat — im Augenblick, da sie meinten, entronnen zu sein. Es gibt auf Erden für den Sünder keine Möglichkeit, eine Strafe Gottes als abgeschlossen zu betrachten. Solange der Entschluß zur Sünde nicht hinter ihm liegt, liegt auch die Strafe nicht hinter ihm. Er ist als Sünder gezwungen, im Bewußtsein zu leben, daß die Strafe ihn jeden Augenblick ereilen kann. Er lebt in der vollkommenen Unsicherheit. Erst wenn er anfängt, in Gott zu leben, erhält er Anteil an der Sicherheit Gottes. Auch ihn kann noch Strafe treffen, aber er empfängt sie in einem ganz anderen Geist. Nicht mehr im Mißtrauen und in der Auflehnung, sondern im Vertrauen auf die Güte dessen, der straft.

Der Stern fällt auf die Flüsse, die schon eine Erfüllung der Quellen sind, welche erst wie eine Verheißung anmuten. Die Strafe trifft Verheißung und Erfüllung zugleich, sie vernichtet die Fruchtbarkeit dort, wo sie vorhanden sein soll: in den Flüssen, und wo sie errechnet wird: in den Quellen. Die Gewißheit wie die Hoffnung werden zerstört.

Der Stern trägt den Namen *Wermut*. Er verkörpert in sich die Bitterkeit und ist fähig, Bitterkeit zu vermitteln. Zunächst so,

daß die Wasser, die er trifft, seine Bitterkeit annehmen, und zwar nicht nur nach einem Maß, sondern vollkommen. Sie treten ganz in den Dienst des Sterns, sie werden *selber zu Wermut. Und viele Menschen starben, weil sie bitter geworden waren.* Ganz und gar Bitterkeit, so ganz, daß die Gewässer keinen anderen Geschmack mehr haben als diesen. Es ist Bitterkeit der Strafe Gottes. Und wo die Seele bitter geworden ist, stirbt sie daran. Sie stirbt an ihrer eigenen Bitterkeit, sie hat kein Mittel, sich dagegen zu wehren, denn nichts ist so ansteckend und so anspruchsvoll wie die Bitterkeit. Bitterkeit steht in einem engen Zusammenhang mit Unfruchtbarkeit; sie tötet zuerst das Eigene, dann alles Anvertraute; jedes Stück Land, das mit dem bitteren Wasser bewässert wird, verdirbt, und kein Wasser genügt, um den eingedrungenen Wermut wieder auszutreiben. In ihrem Durst verlangen die Menschen nach Wasser; und man sieht es dem Wasser nicht an, daß es verwandelt worden ist. Und obwohl sie seine todbringende Wirkung an anderen beobachten konnten, können sie es doch nicht lassen, selber davon zu trinken. Sie meinen, ihr Durst sei so groß, daß er imstande sei, mit der Bitterkeit des Wassers fertig zu werden.

So wird es auch zum Gleichnis der Versuchung. Das vergiftete Wasser ist das, was nicht taugt, was der Mensch nicht genießen soll. Aber er hat Durst, vielleicht noch mäßig, und er will ihn stillen. Er weiß, daß das Wasser für die anderen bitter und todbringend ist. Für sich selbst aber meint er sich ein eigenes Gesetz machen zu können. Aber der Hochmut, Ausnahme zu sein, steigert seinen Durst. Und indem er trinkt, wird er verschlungen. Das Beispiel der andern hat ihn nicht zurückgehalten, denn er ist ja (so meint er) nicht wie die andern. Und dann ist es mit der Bitterkeit wie mit der Sünde: man kann ihr Maß nicht festlegen, ihr nicht Einhalt gebieten, wann man will. Die Zustimmung zur Sünde ist von Anfang an tödlich.

8, 12. Und der vierte Engel posaunte. Da wurde der dritte Teil der Sonne und der dritte Teil des Mondes und der dritte Teil der Sterne getroffen, damit ihr dritter Teil verfinstert würde und der Tag nicht scheine seinen dritten Teil und gleicherweise die Nacht.

Die vierte Posaune bewirkt eine allgemeine Verfinsternung, da alle Lichtkörper der Natur um ein Drittel vermindert werden, sowohl bei Tag wie bei Nacht. So können sich die Menschen nicht mehr eines klaren Tages, einer freundlichen Nacht erfreuen; und alle ihre Freuden und Einsichten erfahren die gleiche Verminderung. Ihre tägliche Arbeit wird mühsamer, aber auch ihre Erholung. In allem, was sie tun, spüren sie eine durchgehende Strafe, eine Abwendung Gottes. Und an dem, was ihnen mangelt, sehen sie, was sie vorher, ohne es zu würdigen, besaßen. Sie fühlen im Rückblick die Größe des Abstands zu Gott: wie sehr der helle Tag eine Gnade war, wie wenig irgendein Verdienst ihrerseits eine solche Gnade zu erklären vermag, wie leicht aber jede Sünde die Gnade verscherzen kann. Und in der entstandenen Dunkelheit erscheint jetzt auch der Weg zu Gott als ein viel schwierigerer. Früher konnte man fühlen und wissen, daß man auf dem rechten Weg war. Früher — so kommt es ihnen jetzt vor — war es ein leichtes, in dem von Gott zur Verfügung gestellten Licht vor seinem Antlitz zu wandeln. Jetzt, da dieses Antlitz sich verdunkelt hat, scheint es ihnen unüberwindlich schwer. Sie geraten langsam, unaufhaltsam in den Zustand des Verpaßthabens. Vorher wähten sie, die Frage Gottes nicht beantworten zu müssen, als bliebe ihnen später Zeit genug dazu. Jetzt klingt ihnen die ehemalige Frage Gottes im Ohr nach, unvergeßlich, aber ganz in die Vergangenheit entrückt, zu ihrem Heute ohne Beziehung. Aber auch ihre Nacht hat sich verdunkelt: ihre Sorgen und Mühsale. Sie haben nicht nur weniger Kraft zum Kampf, zum Widerstehen, auch die Hindernisse türmen sich höher auf und rücken näher heran.

Und es scheint ihnen unmöglich, durch ihren Kummer hindurch noch etwas von Gott zu vernehmen, während er vorher gerade im Leiden so nahe war. Und die Erinnerung ist ihnen unbedingt zur Qual geworden. Aber diese Erinnerung ist nicht Einsicht, daß ihre Sünde diese Verdunkelung bewirkt hat, sie schieben die Schuld von sich ab, auf Gott, sie fühlen sich passiv betroffen, geschlagen, vom Schicksal verfolgt. Vorher war das Licht des Mondes und der Sterne wie ein Winken Gottes durch das Dunkel, ein Pfand, eine Gewißheit, daß er auch im Dunkel mit ihnen sei. Jetzt kommt es ihnen nicht in den Sinn, sich an die bleibenden Zwei-Drittel zu halten, sie wähnen in ihrer Entmutigung, durch den Entzug des einen Drittels sei alles verloren. So ist auch ihre Reue ohne Frucht.

8, 13. Und ich schaute. Und ich hörte einen Adler, der durch die Mitte des Himmels flog und mit lauter Stimme sprach: Wehe, wehe, wehe denen, die auf Erden wohnen wegen der übrigen Stimmen der Posaunen der drei Engel, die noch posaunen werden.

Johannes schaut aufs neue. Er hatte, während die vier Posaunenengel ihr Werk verrichteten, den Akt des Schauens nicht eigens zu leisten brauchen. Er war einfach dabei, im Geiste mitgenommen, er erlebte alles mit einer völligen Vergessenheit seiner selbst. Jetzt muß er aufs neue hinschauen. Es ist, als würde er sich nach der Lehre über die Verfinsternung — denn es handelt sich vor allem um eine Lehre — wieder bewußt werden, daß er da ist; und dieses Bewußtsein drückt sich aus im Akt des Hinschauens. Es ist wie eine selbständige Tat, nachdem er lange nur das Gefäß von Erfahrungen war, die man in ihn hineinlegte.

Und ich hörte einen Adler, der durch die Mitte des Himmels flog. Im Geiste ist Johannes im Himmel, also an einem Ort, über dem wir uns keine neue Himmelswölbung vor-

stellen. Und doch ist dieser Ort so beschaffen, daß der Adler über Johannes wegfliegen kann. Und er hat eine menschliche Stimme. Er ist also ein Sinnbild und eine Erfüllung zugleich. Sinnbild als Steigerung: er fliegt über dem Himmel. Erfüllung als eine Verheißung, die sich sofort verwirklichen wird. In einem Auftrag des Gehorsams, was an seiner lauten Stimme erkennbar wird. Und sein Schrei beginnt mit einem dreifachen *Wehe*, in dessen Dreizahl sich der himmlische Gehorsam widerspiegelt, der vom dreifaltigen Auftrag Gottes bestimmt wird. Und da jeder Auftrag dreifaltig ist, wäre es für die Himmelsbewohner dasselbe gewesen, ob der Adler nur einmal *Wehe* gerufen hätte, oder ob Johannes einen dreimaligen Ruf hört. Johannes verkörpert hier den Menschen, den man an die himmlischen Gesetze und Wahrheiten erinneren muß.

Er hört das *Wehe* dreimal. Ob die andern es auch dreimal hören, ist nicht gesagt. Darin liegt das Problem der Übersetzung der Visionen. Johannes hat einen Gehorsamsauftrag im Himmel, den er nachher der Kirche auf Erden zu übermitteln hat, und zwar so, daß sie die Größe des Himmels und der himmlischen Verfügungen durch seine Worte versteht und die Aufträge in ihrer Klarheit und Dringlichkeit entgegennimmt. Die Übersetzung darf daher nicht eine nachträgliche Anpassung, Akkomodation, Veränderung sein, die notwendig eine Abschwächung und einen Kompromiß einschliesse, einen ungefähren Ausdruck für etwas im Grunde doch Unsagbares. Die Übersetzung muß vielmehr schon innerhalb der Vision selbst erfolgen. Und sie bildet, solange der Schauende ganz im Gehorsam ist, auch gar kein Problem. Sie geht mühelos vor sich. Sie ist Teil der Gnade Gottes und ist keineswegs der nachträglichen Bemühung des Schauenden anheimgestellt. Man kann daher die Frage nicht stellen, ob Johannes das dreimalige *Wehe* wirklich gehört hat oder ob er das, was er gehört hat (und was ein einmaliges *Wehe* sein kann), aus Gründen der

Anpassung als dreimalig wiedergibt. Die Frage ist unerheblich. Er ist im Zustand dessen, der das Dreimalige zu sagen hat; er hat die Liebe des Herrn, persönlich, und diese Liebe ist ganz Auftrag, so daß man in ihm zwischen persönlichem Erleben und Auftragsleben nicht zu unterscheiden vermag. Und wenn er später auf der Erde sein wird, des visionären Auftrags entbunden, so wird er doch immer im Sinne dieses Auftrags zu wirken haben. Wo immer er diese Vision erzählen wird, er wird vom dreimaligen Ruf berichten. Es bildet sich in ihm eine Einheit von Vision und Aussage.

Man sollte einen, der im Gehorsam geschaut hat, nicht ausfragen über die Objektivität oder Subjektivität der Vision. Ihn nicht über sich selbst im Zustand der Vision reflektieren lassen. Man kann ihn fragen: Was hast du gesehen? Aber nicht: Was hast du empfunden? Sonst gefährdet man die Einheit zwischen Johannes im Himmel und Johannes auf der Erde. Auf Erden gelten natürliche, psychologische Gesetze, im Himmel gelten solche Gesetze nicht. Menschliche Rücksichten, Anstandsregeln und derartiges gehört zur Welt, nicht zur Vision. Deshalb soll man außerhalb der Vision nicht zu erforschen suchen, wie man innerhalb der Vision war, außer wenn es gerade zum Inhalt der Vision und des Auftrags gehörte, daß der Schauende dies oder jenes empfand.

Das Wehe des Adlers gilt *denen, die auf Erden wohnen wegen der übrigen Stimmen der Posaunen der drei Engel, die noch posaunen werden*. Der Adler nimmt in keiner Weise Bezug auf die bereits ergangenen vier ersten Plagen. Sie scheinen im Augenblick wie belanglos. Furchtbar werden erst die drei letzten sein. Die vier ersten haben, wie ihre Zahl sagt, in allem das Zeichen des Kreuzes getragen; der Gerechtigkeit Gottes schien überall eine Grenze gesetzt, und hinter ihr schien der Schatten der Liebe zu stehen. Während in den drei nachfolgenden wie ein einziger Wille der drei Personen zu erblicken wäre. Und das *Wehe* wird nicht sosehr wegen

der Leiden gerufen, die die Menschen empfinden werden, als *wegen der Stimmen der Posaunen* selbst. Sosehr enthalten diese als Gehorsamsaufträge der Engel die ganzen Übel schon in sich. Sie erscheinen in ihrem Ursprung wichtiger als in ihrer Auswirkung.

DIE FÜNFTE UND SECHSTE POSAUNE

9, 1. *Und der fünfte Engel posaunte. Da sah ich einen Stern, der vom Himmel auf die Erde gefallen war, und es wurde ihm der Schlüssel zum Schlunde der Unterwelt gegeben.*

Der Auftrag des fünften Engels unterscheidet sich äußerlich in nichts von dem der vier ersten. Und doch werden die Folgen seines Auftrages viel schwerer sein als alles bisher Erlebte. Johannes erblickt *einen Stern, der vom Himmel auf die Erde gefallen war*. Er sieht den Stern nicht fallen, sondern sieht ihn als gefallenen. Nicht die Größe des Sternes, nicht die Bewegung des Fallens, wie beim Stern der dritten Posaune, sind jetzt wichtig, sondern die Eigenschaft des Gefallenseins. Man sieht ihm an, daß er ein gefallener Stern ist, der seinen Platz anderswo hatte, im Himmel. *Und es wurde ihm der Schlüssel zum Schlunde der Unterwelt gegeben*. In diesem Augenblick wird deutlich, daß er zu den Teufeln gehört. Zu denen, die später (im 12. Kapitel) kämpfend aus dem Himmel fallen. Er hatte seinen Platz im Himmel als Stern, also in einem beinahe unscheinbaren Dienst. Im Augenblick, da Stern und Schlüssel des Abgrundes zusammenkommen, wird durch die Macht des Öffnens, die im Schlüssel liegt, das Teuflische sichtbar. Durch die Macht, das Böse zu tun, wachsen in ihm alle Lüste, es zu vollbringen, ins Ungemessene. So wie kleine, mittelmäßige Sünder auf Erden, wenn sie zur Macht gelangen, im Rausch der Macht sich zu dämonischen Figuren auswachsen können. Vielleicht wäre der Teufel an sich nur ein Häuflein Elend; erst der Schlüssel läßt ihn die Ausmaße des Satanischen annehmen. Seine Macht war wie suspendiert, solange er im Himmel war. Durch sein Heraus-

fallen aus Gott wird sie aktuell. Es gehört zum fair play Gottes, daß er ihm diese Macht nicht vorenthält. Wenn er die Freiheit schafft, dann gibt er ihr auch die Macht, das Böse zu tun. Und im Augenblick, da das Böse ergriffen wird, da die Freude am Bösen erwacht, ist der Abgrund da und aktuell: das Je-mehr der Sünde, der Rausch, immer weiter und tiefer zu fallen, die Sünde um ihrer selbst willen. Der *Schlund* ist zunächst das Begrenzte, Übersehbare, das aber sofort ins Unübersehbare führt. Johannes sieht dies alles für die Menschen: sie sollen daraus begreifen, was Sündensüchtigkeit ist. Wer sich in die Sünde fallen läßt, fällt ins Bodenlose, in das Je-mehr der Sünde. Die Öffnung des Schlundes ist die begehbbare, gestaltete Sünde; durch sie hindurch fällt man in das immer Abgründigere, immer Namenlosere, in der die Sünden ihre gegenseitigen Abgrenzungen verlieren, ihre Verkettung untereinander offenbaren, zur Sünde schlechthin werden. Wer den Schlund sucht, der will in Kontakt treten mit dem ganzen Abgrund. Wer im Gegenteil dem Abgrund absagen will, der versucht, ihn zum Schacht und Mund zu verengen, das Gestaltlose zu gestalten, zu formulieren im Vorgang der Beichte. Beides liegt im gleichen Bild: der Sünder, der sündigen will und von einer Sünde in die Sünde überhaupt gerät, und der Beichtende, der einzelne Sünden beichten will und dabei entdeckt, wie sehr alle Sünde potentiell eine Einheit bildet. Aber die gleiche Erfahrung hat hier und dort umgekehrte Vorzeichen.

9, 2. Und er öffnete den Schlund der Unterwelt, und aus dem Schlund stieg Rauch empor, wie Rauch eines großen Ofens, und die Sonne und die Luft wurden verfinstert von dem Rauch des Schlundes.

Sobald der Teufel im Besitz des Schlüssels ist, wendet er ihn an, um den Schlund zu öffnen. Fast so, als wäre der Schlüssel in seiner Hand mächtig und selbständig genug, den

Schlund aufzutun, ohne das sichtbare Zutun einer Hand. Der Schlüssel muß im Besitz des Teufels sein, um zu öffnen, aber dieser Besitz genügt, damit der Schlund wirklich geöffnet werde. Der Wille zum Bösen ist im Teufel so groß, daß er keiner Entscheidung und Überlegung bedarf, um das Böse zu tun. So wird der Schlund geöffnet und damit der ganze Abgrund; zwischen beiden gibt es keinen Unterbruch, der Abgrund ist nur die Steigerung des Schlundes. Es ist wie ein Dambruch. Man lockert nur einen Stein, und alles bricht zusammen und stürzt ein. Erst die tatsächliche Öffnung deckt diese Wahrheit auf, daß mit einem Bösen alles Böse entwickelt wird. *Und aus dem Schlund stieg Rauch empor, wie Rauch eines großen Ofens.* Der Rauch stammt ebenso aus dem Abgrund wie aus dem Schacht; dieser ist nur das Mündungsrohr von jenem, er steht im Dienste des Abgrunds. Seine Existenz ist keine selbständige, sondern untergeordnet der des Abgrunds. Er hat nach außen hin die Aufgabe der Begrenzung, der Verhüllung und damit auch der Verlockung. Er täuscht den Menschen vor, es sei nicht so schlimm, wie es aussieht, man könne sich ruhig mit der Außenseite, mit der Mündung einlassen, ohne in den Abgrund gezogen zu werden. Der Rauch entsteigt einem brennenden Ofen. In allem, was die Gerechtigkeit Gottes bisher verbrannte, wurde nie ein Rauch erwähnt. Das Brennen war die Hauptsache. Jetzt ist der Rauch wichtiger als der Brand. Der Rauch enthält in sich die Elemente dessen, was verbrannt wird, und ist das untrügliche Anzeichen dafür, daß es wirklich brennt. Damit wird der Rauch zum Sinnbild des Bösen.

Und die Sonne und die Luft wurden verfinstert von dem Rauch des Schlundes. Der Rauch nimmt eine mächtige Ausdehnung an; er steigt empor und verfinstert Sonne und Atmosphäre, so daß schließlich alles von ihm umfungen und besessen ist. Aber wie das Licht verdunkelt wird, so wird durch die Gegenwart des Rauches auch das Böse selbst verdeckt. Es wird

einer Anstrengung bedürfen, in diesem Rauch zu unterscheiden und festzustellen, woher alles stammt. Darin zeigt sich die Macht der gewirkten Sünde. Ihr Anziehendes ist fast verschwunden, um einer allgemeinen Schändlichkeit Platz zu machen. Es ist abscheulich, in diesem Rauch zu leben. Aber diese Feststellung ist noch lange nicht Reue, sondern höchstens Ekel, Verdruß, Überdruß. Der Rauch dringt in alles ein, die Dinge werden beschmutzt und klebrig und verlieren ihre scharfen Umrisse im Licht der Sonne. Wer in der Lüge lebt, kann von den Gründen der Wahrheit nicht mehr getroffen werden, selbst das stärkste Licht erreicht ihn nicht mehr; er ist eingehüllt in den Rauch des Bösen, in dem alle Wahrheit verfälscht wird, nichts mehr sachlich beurteilt werden kann, weil man nichts mehr so sieht, wie es ist.

9, 3. Und aus dem Rauch kamen Heuschrecken heraus auf die Erde, und es wurde ihnen Macht gegeben, wie die Skorpione der Erde Macht haben.

Diese Heuschrecken stehen in einem seltsamen, innerlich widersprüchlichen Auftrag. Sie werden durch den Rauch des Abgrunds zutage gefördert, und ihre Macht hängt zusammen mit der teuflischen Macht. Aber sie werden zugleich durch die Posaune des fünften Engels losgelassen, und darin liegt, daß sie auch Gott zu gehorchen haben. Sie werden in den Augen des Johannes zu einer Art Kompromißwesen, die zugleich Gott und dem Bösen dienen, die die ihnen innewohnende Kraft nicht naturgemäß verwenden, sondern dem Kompromiß entsprechend. *Und es wurde ihnen Macht gegeben, wie die Skorpione der Erde Macht haben.* Obwohl sie ihnen von ferne gleichen, kann man sie bei näherem Zusehen doch nicht mit Skorpionen verwechseln. Das Schlimme ihres Tuns ist also zwar verwandt mit dem, was man von ihnen erwartet, aber es ist doch ein anderes, in der Ausführung Überraschendes, Befremdendes, und zwar im Sinne der Bösartigkeit.

Der Rauch, aus dem die Heuschrecken kommen, wirkt erstickend, so daß man instinktiv sich aus ihm herauszuarbeiten sucht. Man nimmt ihn zunächst für eine Rauchschwade, aus der man nach ein paar Schritten wieder heraustreten wird. So der Sünder, dem die Versuchung einredet: Nur schnell hinein, du bist gleich wieder draußen! Aber der Rauch verzieht sich nicht, er verdichtet sich im Gegenteil immer mehr, ja, er ballt sich zu Heuschrecken zusammen. Die Sensation des Rauches in Augen, Nase, Mund nimmt die Form der Sensation von Heuschrecken an. So ist die Sünde viel dichter, als man anfangs meint, sie nimmt diese ganz andere, viel unangenehmere Wirkweise an, und diese selbst hat wiederum ganz andere Auswirkungen, als man erwarten würde: die von Skorpionen. Diese Steigerungen stehen trotz allem in Gottes Auftrag; sie sind vorgesehen als Form der sich selbst rächenden Sünde, aber sie können wiederum nicht so sehr in Gottes Pläne eingehen, daß sie nicht mehr selbst Form der Sünde wären.

9, 4. Und es wurde ihnen gesagt, daß sie dem Gras der Erde keinen Schaden zufügen sollten, noch irgend etwas Grünem, noch irgendeinem Baum, sondern nur den Menschen, die nicht das Siegel Gottes an der Stirn haben.

Sie sollen alles, was sonst ihre Nahrung ausmacht, vermeiden. Sie sollen sich so sehr verändern, daß sie sich nicht mehr dem Gras und den Bäumen zuwenden, sondern den Menschen. So werden sie ganz zu doppeldeutigen Wesen: ihr Äußeres entspricht nicht mehr ihrem Innern, ihre Bestimmung nicht mehr ihrem jetzigen Auftrag. Nicht so, daß sie dadurch selber in einen Konflikt kommen. Sie werden für die zum Konflikt, die ihnen begegnen. Diese können mit ihnen nicht fertig werden, weil ihr Aussehen die Menschen zunächst täuschen wird. Sie sind nicht das, was sie scheinen. Die Men-

schen sind seit ihrer Erschaffung gewohnt, Begriffe mit den ihnen sichtbar werdenden Erscheinungen zu verknüpfen, und sie haben sich ihren Begriff so gebildet, daß die Antwort jeweils der Frage entspricht. Sie haben sich die Schöpfung, Tiere, Pflanzen, alles, was nicht Mensch ist, untertan gemacht, indem sie sie geistig beherrschen, ihnen Konstanten und Gesetzmäßigkeiten verleihen, die aus ihrer Erfahrung stammen. Nur wenig gibt es, was sich in der Natur ihrer Regelung noch entzieht. So haben sie sich gewöhnt, ihrem Wissen und ihrer Berechnung immer mehr Platz einzuräumen, Gott, den Schöpfer, immer mehr auszuschalten. In dieser Welt, die sie so gut beherrschen, haben sie kein Bedürfnis nach Gott mehr. Und nun erleben sie das Absonderliche, daß diese Heuschrecken gerade das Grüne meiden, entgegen jedem Naturgesetz. Das wirkt beunruhigend. Und sie werden auf ihre Frage erst dann eine Antwort erhalten, wenn sie Gott als den Schöpfer anerkennen, der auch die Naturen der Geschöpfe lenken kann, wie er will. Die Steigerungen und Auswirkungen des Bösen entziehen sich jeder Naturgesetzlichkeit. Sie sind das Anzeichen dafür, daß ein Anderer die Welt lenkt als die bloße Natur.

Den Menschen sollen die Heuschrecken Schaden zufügen. Aber nur denen, *die nicht das Siegel Gottes an der Stirne haben*. Die Glaubenden brauchen die Erfahrung der Heuschrecken nicht durchzumachen. Sie ist aufgespart für die, die von Gott nichts wissen wollen. Es wird also unter den Menschen zwei Gruppen geben, die um ihre Gegensätzlichkeit wissen werden. Die das Zeichen Gottes tragen und verschont werden, werden der Macht der göttlichen Gnade immer mehr Raum zugestehen. Sie werden in sein Darüber-hinaus einbezogen. Sie werden auch, wenn sie die Sünde und ihre Wirkungen betrachten, sehen, wiesehr diese die Menschen verändern, die Neigungen verkehren, das Natürlichste aufheben. Die Nichtgezeichneten dagegen werden vor ein unlösbares

Problem gestellt sein; sie werden den Wandel zunächst in irgendeiner natürlichen Mutation suchen, sie werden sich ein tieferes Wissen zu erringen trachten, um die neuen Phänomene zu erklären. Und indem sie die Lösung selber zu finden unternehmen, werden sie sich noch mehr von Gott abwenden, trotzdem es ihnen augenfällig ist, daß die Heuschrecken die Gezeichneten meiden. Aber sie werden als erstes nur beobachten, daß die Heuschrecken das Grüne meiden und sich den Menschen zuwenden, und erst nach und nach werden sie die Unterscheidung innerhalb der Menschheit gewahren.

Die Gezeichneten, die immer mehr zu Gott hinstreben, werden immer stärker davon überzeugt, daß sie nicht nur die Sünde (den Rauch und den Abgrund) meiden müssen, sondern auch ihre Ausstrahlungen (die Heuschrecken mit der Macht der Skorpione), auch das Spiel mit den Möglichkeiten der Sünde. Die Nichtgezeichneten dagegen behalten sich die Wahl ihrer Taten selbst vor, weil sie von ihrer eigenen Unversehrtheit und Unveränderlichkeit überzeugt sind. Wenn sie schon sündigen, so sind sie nach der Sünde die gleichen wie vorher; sie sind so sehr sie selbst, daß keine Sünde fähig ist, den Kern ihres Wesens anzugreifen.

9, 5. Und es wurde ihnen gegeben, nicht die Menschen zu töten, sondern sie zu quälen, fünf Monate lang, und ihre Plage ist wie die Plage eines Skorpions, wenn er den Menschen sticht.

Die Heuschrecken erhalten von Gott eine bestimmte Frist ihrer Wirkung: fünf Monate. Und da sie bis zum Ende des Jahres der Plage wirken, sind es die letzten Monate, also 153 Tage. Die Zeit wird nach Monaten berechnet: ein Jahr weniger sieben Monate, die dem Heiligen Geist gehören. Das ist ein Zeichen, daß Gottes Gnade seiner Gerechtigkeit nicht die Wage hält; er räumt mehr Zeit ein im Leben des Men-

schen für das Angebot der Gnade als für das Wirken seiner Strafe. Und der Gnade gebührt auch zeitlich das Vorrecht. Den Heuschrecken wird die Macht der Skorpione in einer verminderten Art gegeben: sie dürfen nicht töten, nur quälen. Die Qual in der Sünde ist für Gott wichtiger als der Tod, denn er will ja die Bekehrung und nicht den Untergang. Und in der Strafe selbst liegt eine Absicht der Bekehrung: auch der weniger Einsichtige soll durch die erlittene Qual erfahren, was die Sünde ist, wie stark sie in ihm wurzelt, wie sehr sie ihn mit ihrer Lust getäuscht hat. Weil alle, die das Siegel Gottes nicht tragen, von den Heuschrecken geplagt werden, entsteht eine Art Gemeinschaft in der Plage, die die vorherige Gemeinschaft des Wissens um die Dienstbarkeit der geschaffenen Dinge ablöst. Und doch bildet diese Gemeinschaft keine Erleichterung, keine Förderung. Weil sie durch die Sünde geschaffen wird, bringt sie nicht zusammen, sondern jeder muß einzeln den Weg zu Gott zurückfinden: durch die Einsamkeit und Bedrohlichkeit der Sündenerkenntnis. Wohl scheint zunächst ein Verbindendes da zu sein: daß du an der gleichen Sünde Wohlgefallen findest wie ich, die gleiche Bestärkung deiner Potenz und Sicherheit wie ich. Werde ich aber von meiner Sünde getroffen, so daß sie mich wirklich quält, dann kann ich es dir nicht gestehen, dir nicht sagen, daß unsere gemeinsame, vielgerühmte Sicherheit in mir der Unruhe Platz gemacht hat, daß meine Sünde mir zu einem Gespenst wird, das mich dauernd verfolgt, erschreckt, verstört, und daß ich ihr doch nicht ausweichen kann. Es gibt in ihr nichts, was mich zur Reue bewegen könnte, aber sie hat es zustande gebracht, daß alle meine äußere Sicherheit zusammengebrochen ist. (Auch ein Christ kann jahrelang gebeichtet haben und plötzlich einsehen, daß er die Hauptsache nie gesagt hat, und es ist seine Schuld, daß er gemeint hatte, man werde ihn darüber nie zur Rechenschaft ziehen. Und jetzt, da er es einsieht, ist alles in Frage gestellt, sein ganzer Glaube, sein ganzes Ver-

hältnis zu Gott, sosehr ist er eins mit der nicht eingestandenen Schuld.)

In der christlichen Gemeinschaft gibt es einen Weg aus dieser Qual. Ich kann den Mut haben, sie dem Priester zu zeigen. Ich kann die Hoffnung haben, daß es ein Messer gibt, mit welchem die ganze Geschwulst aus mir herausgeschnitten werden kann. Und die Möglichkeit, nachher in Gnade ein anderes Leben anzufangen. Auf diesem christlichen Weg, den ich in blindem Vertrauen beschreiten kann (weil ich nicht einsehe, wie es gelingen mag), werde ich auf mir unbegreiflichen Pfaden aus der Qual geführt. Die Kraft der christlichen Gemeinschaft hat geholfen, einer Gemeinschaft gerade nicht in der Sünde, sondern in der Kraft des Glaubens. Und der Nächste, der mir hilft, der Priester, wird mich in der Operation schonen. Mich nicht vor unbarmherzige, entmutigende Wahrheiten stellen, sondern — im vollen Wissen um den Abgrund der Sündhaftigkeit — die Hand der Gnade reichen und mir hinüberhelfen.

Wo aber diese Kraft der Glaubensgemeinschaft nicht vorhanden ist, wo die Menschen nur in der Gemeinschaft der Schuld verbunden sind, da öffnet sich nirgends ein Weg der Gemeinschaft, um der Qual zu entfliehen. Der Gequälte kann mit seiner Qual nur in die Einsamkeit gehen. Und wenn er schließlich diese Einsamkeit zu durchbrechen sucht und nach Hilfe sich umsieht, dann erlebt er es, daß der andere ihm vielleicht die Beunruhigung wegnehmen, ausreden möchte, daß er ihm aber die Sünde belassen will, weil er darin eine Bestätigung seines eigenen Zustands erblickt. Sind wir nicht alle Sünder? Ist es nicht normal, ein Sünder zu sein? Soll man sich nicht bei der Natürlichkeit dieser Tatsache beruhigen? Soll man den Menschen nicht erklären, auf welchen Wegen sie unvermeidlicherweise dazukamen, Sünder zu werden und ihnen damit die Komplexe einsamer Angst und Qual auflösen? Und wenn der Gequälte sich entschließt, seine Qual

einem Seelenarzt zu eröffnen, dann wird er — ganz anders als der beichtende Christ — von Anfang an voller Hemmungen sein: es ist ihm viel peinlicher als dem Christen, zu gestehen, daß ihm die Sünde nicht mehr als Freude, als natürlicher Zustand, sondern als tiefe Beunruhigung erscheint. Und der andere, der sich herausnimmt, Abhilfe zu schaffen, wird versuchen, die Beunruhigung wegzuerklären, schon darum, weil er, wenn er selbst die Beunruhigung erfahren hat, vor dem Patienten nicht dazu stehen kann. Und so wird dieser entweder in den alten Zustand zurückkehren und die Plage zu übersehen versuchen um des Genusses der Sünde willen, oder er wird nach der nutzlosen Aussprache und der Schande des Nicht-verstanden-worden-seins noch die zusätzliche Qual der Unsicherheit mit davontragen. Aber diese Schande und Unsicherheit werden ihn Gott nicht näher bringen. Er hat im Gegenteil eine neue Entmutigung und Lähmung erhalten.

Und ihre Plage ist wie die Plage eines Skorpions, wenn er den Menschen sticht. Der winzige Tropfen Gift scheint anfangs kaum zu genügen, eine kleine örtliche Entzündung zu verursachen. Aber er breitet sich blitzschnell aus, bis er den ganzen Menschen erfaßt. Die Qual der Sünde scheint einen Augenblick lokalisierbar, aber sie geht sofort auf den ganzen seelischen Organismus über. Man glaubt, eine Sünde getan, ein Gebot übertreten zu haben, und plötzlich erkennt man, daß man mitten im Reich aller Sünden ist. Und der Überdruß geht aufs Ganze. Man weicht einem Punkte aus und sucht Erholung an einem andern, und dann muß man einsehen, daß das ganze Wesen der Erholung verdorben ist. Man schiebt vielleicht die Schuld zunächst auf die äußeren Umstände, aber da sich die Unlust überall zeigt, versteht man: es muß an mir liegen. Und weil der Sünder sich das nicht zugeben kann (denn er ist ja die Kontinuität, das einzig Bleibende im Wechsel), darum wird er den Stich des Skorpions nicht los.

9, 6. Und in jenen Tagen werden die Menschen den Tod suchen, und sie werden ihn nicht finden, und sie werden begehren zu sterben, und der Tod flieht vor ihnen.

Sie werden ihren Zustand als unerträglich empfinden und keinen Ausweg mehr sehen als den Tod. Tod wäre Ende schlechthin: ihrer selbst wie ihres Zustandes. Sie haben Erfahrungen: über die Dinge der Umwelt, ihr Wesen, ihre Nützlichkeit, und so haben sie auch Erfahrungen über sich selber. Sie haben sich selbst irgendwie eingereiht und klassifiziert. Sie besitzen ein Bild dessen, was sie sind, was sie können und wünschen. Und ihre bisherigen Zustände stellten eine Beziehung her zwischen ihrem Sein und ihrem Können und Wünschen. Und weil ihre Neigungen und Sehnsüchte ihnen selber zwar entsprechen, aber doch gewissen Schwankungen unterworfen waren, haben sie aus der Beziehung zwischen diesen Schwankungen und dem, was sie als die Konstante ihres Wesens ansahen, etwas gemacht, was sie ihren eigenen Zustand nannten. Dieser Zustand war je nachdem nach der einen oder andern Seite hin gefärbt. Er war erträglich, weil er fixiert war. Er war angenehm, weil er eben in dieser Fixierung selbst gewisse Wandlungen aufwies. Die Wandlungsbreite der Zustände machte es angenehm, sich an den Zustand von gestern zu erinnern, den Zustand von morgen zu erwarten. Aber ihr eigener Zustand gehörte zu ihrem intimsten Besitztum, zu ihrem unveräußerlichen Wohlbehagen. Der Tod, von dem sie zwar wußten, daß er einmal käme, war dabei ein unangenehmer Gedanke. Sie hätten sich nicht einbilden können, daß sie ihn irgendeinmal ersehnen sollten. Eine solche Sehnsucht fiel ganz aus der Wandlungsbreite ihrer Zustände heraus.

Und nun sind sie durch die Plage der Heuschrecken doch in die Lage gekommen, den Tod zu suchen, das Ende des ganzen Zustandes und damit das Ende ihrer selbst. Sie sehen keine Möglichkeit mehr, der Plage auszuweichen. Selber

abwälzen können sie sie nicht (sie können sie ja nicht einmal begrenzen und abstecken), auf die Hilfe eines andern Geplagten ist nicht zu rechnen, und von den Nicht-Geplagten, den Besiegelten, erwarten sie erst recht keine Hilfe. Sie fragen nicht nach dem Wie des Todes; sie fragen auch nicht nach einem weiteren Leben, das ihnen im Widerspruch zu stehen scheint mit der Kontinuität des menschlichen Wesens. Sie möchten nur das Ende. Und gerade dieses Ende wird ihnen von Gott vorenthalten. Je mehr sie den Tod begehren, um so mehr flieht er vor ihnen. Je größer die Plage ist, desto größer erweist sich ihre Kraft, in der Plage zu leben. Die Kraft nicht der Überwindung — eine solche ist nirgends ersichtlich —, sondern des Drinbleibens, des Aushaltens, die in ihren Augen der Plage ein ewiges Gepräge gibt. Wenn ihr eigenes Ende nicht abzusehen ist, dann wird das Ende der Plage noch viel weniger abzusehen sein.

Und auch jene von ihnen, die aus irgendeinem Grund mit einem nicht allzufernen Tode rechneten, bevor die Plage sie ergriff, sehen jetzt, daß dieses Ende sich entfernt. Das, was sie sicher nicht erhalten, ist der Tod, der doch das einzig wahrhaft Ersehnte ist. Hat der Tod demnach für sie den Schrecken des Abbruchs, die Bedrohlichkeit des Endes verloren, so verwandelt er sich dafür in den Alldruck dessen, was nicht kommt, was nur immer zurückweicht, so sehnlich man auch danach greift. Der Tod wird zum umspielten Gedanken, aber wie man ihn auch fassen mag, nirgends führt er zu einer Erlösung.

9, 7. Und das Aussehen, das die Heuschrecken haben, gleicht dem von Rossen, die zum Krieg gerüstet sind, und auf ihren Köpfen sind wie Kränze, die aussehen wie Gold, und ihre Gesichter waren wie Gesichter von Menschen.

Die Heuschrecken tragen den ganzen Charakter ihrer Angriffigkeit in ihrem Aussehen: sie gleichen kampfbereiten

Rossen. Wer von den Ungezeichneten sie sieht, versteht, daß die Schlacht gleich losgehen wird. Daß es keine Möglichkeit gibt, verschont zu bleiben. Und indem er erkennt, daß sie, die doch nur Heuschrecken sind, solches Aussehen haben, begreift er, daß ihre eigentliche Macht unvergleichlich größer ist als die ihnen zugemutete. In ihrem Anblick liegt also beides: die Sicherheit, angegriffen zu werden, und die Sicherheit, im Angriff von vornherein übertroffen zu werden.

Und auf ihren Köpfen sind wie Kränze, die aussehen wie Gold. Sie tragen eine Art Erwählungszeichen, das ihnen ein Siegesbewußtsein verleiht. Die zweimalige Umschreibung erhöht den Eindruck, den sie machen, des Geheimnisvollen, Symbolischen ihres Wesens. Wer sie sieht, muß nach Vergleichen suchen, und der Vergleich mündet unweigerlich in eine Überbietung des Erwarteten. Das Gleichnishafte hat eine Anziehungskraft, der man sich entziehen möchte und die doch nur stärker an sich bindet: eine Faszinierung im Willen, sich abzuwenden, einen Bann in der Flucht. Nicht im Sinne einer Mischung von Angst und Freude (wie es bei einer Konversion geschehen kann), sondern alles geht in die immer tiefere Angst hinein. Das Funkeln von Gold wirkt an sich faszinierend, aber indem die Faszination nicht mit Freude, sondern mit Schrecken erfüllt, zeigt sich einmal mehr, wie alle Dinge umgewertet sind.

Und ihre Gesichter waren wie, Gesichter von Menschen. Sie gleichen also alle mir. Und allen, von denen ich weiß, daß sie in meinem Zustand sind, dem ich entfliehen möchte. Sie sind mit ein Spiegel dessen, was mich plagt und was ich um jeden Preis loswerden möchte. Sie wenden mir tausendfach mein eigenes Antlitz zu, dieses Antlitz des Sünders. Und zwar wie von allen Seiten abgeschattet, in unzähligen Verwandlungen. Ich will nicht glauben, daß dies mein Gesicht ist, weil ich es ja trage. Und doch erkenne ich mein Gesicht, weil ich mich erkenne. Zum Du ist der Weg abgeschnitten,

der Tod läßt sich nicht finden, so bin ich gezwungen, die Angriffigkeit und Faszination des Ich zu bestehen. Da ich den wahren Weg zum Du, die Beichte, nicht ging, bin ich gezwungen, bei mir zu bleiben, meine Einsamkeit, die unerträgliche, zu ertragen, mich von der Einsamkeit in die Angst jagen zu lassen. Der letzte Kern dieser Angst entpuppt sich jetzt als das Ich: das Ich, tausendfach um mich herum widerspiegelt, nach irgendeiner schrecklichen Integration rufend, und jedes Antlitz, das mir entgegenstarrt, ist immer nur Ich, das Grab meines Ich, die Hölle meines Ich. In einer Summierung, die nicht zu erleben ist, die keine allmähliche Verarbeitung kennt, die wie ein Sprung ins Tausendfache ist, in die Ewigkeit, in die Nacht, in die Hölle.

Ich wollte den Tod und erhoffte das Ende. Aber es gibt kein Ende. Also nur — so meinte ich — das Verharren im Unerträglichen. Aber dieses Verharren erweist sich als Steigerung, als Vermehrung ins Tausend-Millionenfache meiner selbst und somit meiner Qual. Mein Blick ist in Ewigkeit durch mich selber gefesselt. Ich weigerte mich, Gott anzuschauen, und meine Strafe ist es, mich in höchster Pein und in Unendlichkeit selbst anschauen zu müssen. Ich bin dort gestraft, wo ich gesündigt habe. Ich wollte mich und habe mich bekommen. Solange ich mich in der Sünde suchte, mit mir auszukommen vermeinte, mußte es eine Art Unübersehbarkeit in mir geben, in der ich Raum hätte, mich zu ergehen. Aber diese Unübersehbarkeit wäre immer ich selber, ich, den ich kenne, den ich durch meine Selbstaussagen immer weiter erforschen und beschreiben kann. Wenn ich den unendlichen Gott und den Glauben verleugne, dann erhält jede Aussage über mich, das beschränkte Wesen, eine gewisse Unendlichkeit: ich öffne mich in mir selbst und sehe, daß jeder Gedanke, den ich denke, zum Ausgangspunkt einer unendlichen Gedankenreihe werden kann, jede Sünde, die ich begehe, Vorläufer einer ganzen Kette möglicher, gesteigerter Sünden sein

kann. Solange die Plage nicht war, konnte mir darum nichts Angenehmeres zustoßen, als mir immer wieder zu begegnen, mich ins Unendliche zu erkennen, zu bilden, zu verherrlichen. Nur eines gelang nie: mir außerhalb meiner selbst zu begegnen, was mir wiederum angenehm war, weil es mich in meiner Einmaligkeit bestärkte. Aber nun ist in diesen gesteigerten Raum des Ich die Plage gekommen, und so ist mir jeder Genuß an mir in Überdruß verwandelt, und das einzige, was ich nicht mehr sehen mag, ist das Ich, das mir in einer Unendlichkeit von Spiegeln vorgestellt wird, Spiegeln, die nicht einmal den Abstand von Bildern wahren, sondern kampfbereit sich auf mich stürzen: so daß ich vom Ich unendlichmal bedroht und überwältigt bin.

Solange ich von meiner Vortrefflichkeit überzeugt war, konnte ich mich im Du nicht erkennen; ich konnte höchstens herablassend sein. Aber wenn die Plage beginnt, dann werde ich von den andern übertroffen. Die andern müssen meine Angst, meine Einsamkeit, meine Unerträglichkeit steigern. Aber der Gipfel der Entfremdung wird dann eintreten, wenn diese Steigerung nicht von den andern, sondern von mir selber herkommt. Solange ich mit mir selber zufrieden bin, ertrage ich es, außerhalb meiner nur der Mittelmäßigkeit zu begegnen. Ich fühle mich erhaben und in mir selbst geborgen. Bin ich aber gezwungen, mich selbst im andern zu sehen, und dieser andere ist nicht die Mittelmäßigkeit, sondern das böse Nein von Heuschrecken mit Menschengesichtern (denn Menschen sind ja die Heuschrecken nicht!), dann ist das die nackte Hölle.

9, 8. Und sie hatten Haare wie Frauenhaare und ihre Zähne waren wie die von Löwen.

Frauenhaare bedeuten das Lockende, Verlockende, das zum Spiel reizt. An den Heuschrecken sind sie wieder ein Moment

der Faszination, aber nachdem das ganze Übel bereits erkannt ist. Seitdem es mein einziger Wunsch ist, mich selbst zu meiden, werde ich durch eine Art Wollust eingesponnen in das Spiel mit dem Frauenhaar, im vollen Widerspruch zwischen Anziehung und Abstoßung. Beides unlösbar verbunden: das Grauen lockt in eine Art Wonne hinein, die aber nie zur Wonne wird, weil das Grauen sie überdeckt, und die Wonne ins Grauen übergeht. In der irdischen Sünde pflegen drei Phasen sich abzulösen: die Verlockung, die Begehung, das nachfolgende Grauen als Strafe, Gewissensbiß, Reue. Wer in die Sünde einwilligt, der nimmt das Dritte in Kauf, um zum Zweiten zu gelangen. Vielleicht will er, durch das Frauenhaar verlockt, diese Frau besitzen, geschehe nachher, was da wolle. Hier aber führt die Lockung unmittelbar ins Grauen. Zu einem Besitz, zu einem Triumphgefühl in der Sünde kommt es gar nicht. Und Lockung und Grauen gehen sosehr ineinander über, daß sie gleichzeitig sind: das Spiel mit dem Frauenhaar ist schon der Blick in die Gesichter der Heuschrecken.

Und ihre Zähne waren wie die von Löwen. Sie werden also beißen. Sie werden mich verzehren, indem sie mich zugleich ins Unendliche vervielfachen. Und gerade darin besteht das Zerreißende, daß sie mein Gesicht ins Unendliche vervielfachen. Während ihre Zähne sich in mein Fleisch einbohren, wird ihr Fleisch zu meinem Fleisch. Bisher war eine Distanz. Ich war in unzähligen Bildern vorhanden, war unzählige Male mir selber begegnet, aber obgleich so viele Spiegel da waren, blieb mein eigenes ursprüngliches Ich an seinem Standort. Es war zwar voller Entsetzen, aber es bestand. Jetzt wird es seines Standorts entsetzt. Ich weiß nicht mehr, wer und wo ich bin. Ich bin in diese Unzahl von Tieren übergegangen. Ich weiß nicht mehr, ob mein eigenes Fleisch mich schmerzt oder die fremden Zähne in mir. Und so werden alle zu meinem Ich und ich werde zerrissen von allen. Ich verschwinde dadurch nicht, ich steigere mich und werde doch wie ins Unendliche

ausgestoßen, so daß ich mich selber verzehre, zerbeiße in meiner Vervielfältigung.

9, 9. Und sie hatten Panzer wie eiserne Panzer, und das Getöse ihrer Flügel war wie das Getöse von Wagen mit vielen Pferden, die in den Krieg ziehen.

Sie sind gepanzert, unverwundbar. Man kommt ihnen nicht bei. So daß, wenn ich schon von der Macht der Überzahl erdrückt bin und den Kampf nicht aufnehmen kann, wenn ich weiß, daß für jede Heuschrecke, die ich vielleicht töten könnte, eine Unzahl anderer nachrückte, und ich durch die Übermacht in meinen Kräften erschöpft würde, ich jetzt die Gewißheit erhalte, nicht einmal mit der ersten fertig zu werden. Sie tragen in ihrem Panzer das Zeichen der Unverwundbarkeit auf sich. Und diese Eigenschaft der Heuschrecken ist zu meiner eigenen Unverwundbarkeit geworden: Ich kann mich selber nicht überwinden, ich habe die Macht nicht, mir zu schaden. Solange ich dieses geplagte Ich bin, das keine andere Hilfe kennt als höchstens die, die von ihm selber zukommt, ist alles von vornherein aussichtslos.

Habe ich den Glauben, daß Gott mir helfen kann, dann finde ich in jedem christlichen Du die Kraft Gottes, die er mir reicht. Jedes Du kann zum Werkzeug der Hilfe Gottes werden. In der Öffnung zu Gott gibt es die Öffnung zum Du. Glaube ich nicht, dann kann ich die Hilfe nur von mir selber erwarten. Der Mitmensch ist mir fremd, ja feind, wenn er schließlich nichts anderes ist als ich selber. Und er wird schließlich mit den Heuschrecken zusammenfallen, mit diesen tierischen Larven meiner selbst. Und wenn ich den Kampf gegen ihre Panzer aufnehme, so werde ich dadurch nur stärker in mein eigenes Ich eingepanzert. Und wenn es mir schließlich gelänge, einen ihrer Panzer zu ritzen, so würde ich dadurch nur mir selber schaden, weil die Heuschrecke mich zuletzt mir selber verkörpert: Ich würde sie und mich zugleich verletzen.

Und das Getöse ihrer Flügel war wie das Getöse von Wagen mit vielen Pferden, die in den Krieg ziehen. Der Lärm erhöht den Eindruck ihrer Schrecklichkeit. Es ist ein solches Getöse, daß meine eigene Stimme dagegen nicht aufkommt. So ist auch jeder Hilferuf wirkungslos. Er geht unter angesichts dieser heranbrausenden Schlachtreihen. Die Angst entsteht durch die Annäherung des Kampfes, verbunden mit der Unmöglichkeit, sich noch verständlich zu machen. Ich bin hineingestoßen in eine tödliche Einsamkeit, in eine vollkommene Lähmung, weil jede Aussicht auf Hilfe von Gott her und vom Nächsten her für immer abgeschnitten ist. Sollte ich aus der Einsicht, daß ich mir keinesfalls mehr helfen kann, auf den Gedanken kommen, daß ein anderer vielleicht doch helfen könnte, so wäre es für diese Einsicht zu spät.

9, 10. Und sie haben Schwänze wie Skorpione, und einen Stachel, und in ihrem Schwanz liegt ihre Macht, den Menschen zu schaden fünf Monate lang.

Sie werden also mit ihrem hintern Teil die Menschen angreifen, und nicht von vorne. Wenn die Menschen die Gesichter sehen und von den Zähnen gebissen werden, dann haben sie das Gefühl, dem Feind Aug in Aug gegenüberzustehen. Aber das ist ein Trug: sie werden mit dem Hinterteil angegriffen. Darin liegt die letzte Steigerung, wie der Fußtritt des Esels, zu allem hinzu das Heimtückische, das Unberechenbare der Plage. Ist man zum Schluß gekommen, daß man sich selber vollkommen unerträglich geworden ist, ist keine Steigerung der Hölle mehr denkbar, dann kommt plötzlich das unerwartete Darüberhinaus. Die Köpfe waren ausführlich beschrieben worden — und jetzt hängt plötzlich alles von den Schwänzen ab. Solange ich die Erkenntnis in mir selber suche und etwas davon auch finde, solange kann ich sicher sein, daß die Hauptsache anderswo liegt. Und zwar trotz allem im

eigenen Ich, denn der Schwanz gehört zum selben Tier, das mein Antlitz trägt.

Durch meine Selbsterkenntnis gelange ich dazu, mir den Tod zu wünschen, mich zu hassen und nicht mehr auszustehen. Das hat Logik; es ergibt ein „System“, das auch im erbittertesten Kampf nicht vermißt wird. Nun kommt darüberhinaus die „Offenbarung“: Es liegt im Schwanz! Dein ganzes System auf Grund der Selbsterkenntnis ist berechtigt, aber das Zentrum liegt dennoch anderswo. Und dieses Zentrum ist so beschaffen, daß keiner von selber daraufkommt. Das Gift im Schwanz ist unsichtbar. (So kann man auch sicher sein, daß, wenn jemand nach einem vorausbestehenden „System“ beichtet, die Hauptsache vergessen worden ist. Er hat die Summe seiner Fehler errechnet, sich ein Bild vom Verhältnis zwischen sich und seiner Sünde gemacht, und vergessen, daß die Sünde in ihm selber steckt.) In dem Schwanz liegt ihre Macht, *den Menschen zu schaden fünf Monate lang*. Die Menschen selbst aber wissen nichts von dieser zeitlichen Beschränkung. Sie sehen die Plage nur in ihrer steigenden Unerträglichkeit und im steigenden Abstand zum Tod.

9, 11. Sie haben über sich als König den Engel des Abgrunds. Sein Name ist auf hebräisch Abaddon, und auf griechisch hat er den Namen Apollyon, Verderber.

Der Teufel ist der König der Heuschrecken. Er verwaltet und verteilt die Macht, die ihnen gegeben ist; alles, was sie ihr eigen nennen, besitzt er: den Abgrund, aus dem sie stammen, den Rauch, der sie erzeugt hat, die Ausrüstung, mit der sie plagen. Sie wissen um ihre Zugehörigkeit zu ihm, und wenn sie einer Sehnsucht fähig sind, dann der, ihm noch mehr zu Willen zu sein. Sie sind an ihn gebunden für fünf Monate und im Hinblick auf die Nicht-Besiegelten. Aber in ihrer Wut, das Schlimme zu tun, wissen sie nicht mehr, daß sie gebunden sind an die Zeit und den Gegenstand. Sie überrennen gleich-

sam die Schranken, und dennoch folgen sie dem Befehl: zunächst des Teufels, der sie regiert, dann zuletzt und verborgenerweise Gott, der sie in seiner Macht hält. Sie werden sich austoben und dies im Sinne des Bösen; aber diesem Toben werden die Grenzen von Gott her gesetzt bleiben, ohne daß die Gehorchenden dabei an Gehorsam dächten.

Der Teufel trägt den Namen *Verderber*, weil er die Macht des Verderbens, in sich hat. In den Heuschrecken ist es die Macht des Verderben - K ö n n e n s. Bin ich des Teufels, dann erscheint mir seine Macht als die Steigerung meines eigenen Wesens, und so wird sein Verderben, das das meine bewirkt, zu seinem Können in mir, seiner Macht als König.

9, 12. Das eine Wehe ist vorüber, siehe, es kommen noch zwei Wehe nach.

Das erste Wehe ist vorbei; es ist in der Steigerung vorbei, indem überall alles in das Unerklärliche hinein aufgerissen ist. Indem kein Platz mehr ist für Ärgeres, ist das erste Weh vorbei. Wer die Taufe empfangen hat, kann zwar sagen, der Akt des Empfangs sei vorbei, aber in Wahrheit ist nichts vergangen, sondern alles beginnt erst recht. So mündet das erste Wehe in eine Form von ewigem Schrecken. *Siehe, es kommen noch zwei Wehe nach.* Die Unübertrefflichkeit des ersten in der höchsten Entfaltung läßt die zwei nächsten zu. Das Vorbeisein des ersten gebiert aus sich die Möglichkeit der Kunft der zwei andern.

9, 13. Und der sechste Engel posaunte. Da hörte ich eine Stimme aus den vier Hörnern des goldenen Altars, der vor Gott steht.

Der Engel verrichtet sein Werk im selben Gehorsam wie die vorigen, obwohl er weiß, daß seine Posaune noch größere Schrecken loslassen wird. Er ist dem neuen Weh gegenüber nicht gleichgültig, aber seine Beteiligung hindert nicht seinen

Gehorsam. Auch Johannes ist so stark beteiligt, als es einer sein kann, der im Geiste sieht und erlebt. Sein Entrückungszustand enthebt ihn bis zu einem gewissen Grad des gewöhnlichen menschlichen Getroffenseins. Er hört und erlebt mehr im Auftrag als in sich; alle seine bisherigen menschlichen Erfahrungen, auch seine Liebe, sind in ihm wie objektiviert, so daß er alles in seinem Namen wie abgeschwächt empfindet, um es im Namen Gottes desto schärfer aufzunehmen. Sein ganzes Fühlen ist in den Dienst der zu erlebenden Schau gestellt; er verkörpert gleichsam etwas vom objektiven Empfinden Gottes. Sein ganzes Menschsein hat sich in die Aufgabe hinein verborgen. Er ist in seiner Erlebnisfähigkeit nicht abgestumpft, aber diese richtet sich mehr auf die Zusammenhänge als auf das einzelne Geschehen. Wenn ein Mensch sich den Zorn oder die Gerechtigkeit Gottes vergegenwärtigen will, dann geht er natürlicherweise vom eigenen Erleben aus, um es sich ins Absolute ausgeweitet vorzustellen. Johannes braucht im Geiste nicht von dieser persönlichen Grundlage auszugehen. Er nimmt ganz passiv mit den ihm von Gott verliehenen Sinnen die wesentlich göttlichen Dinge und Zusammenhänge auf.

Da hörte ich eine Stimme aus den vier Hörnern des goldenen Altars, der vor Gott steht. Es ist eine einzige Stimme, die aber vier Ursprungsorte besitzt. Dies steht in einem Zusammenhang mit den früher erwähnten vier Windrichtungen und deutet ebenfalls auf das Kreuz hin, aber nicht auf ein ausgebreitetes Kreuz, sondern auf etwas, was seinem Zentrum sehr nahe ist. Und die Stimme kommt wie aus dem Zentrum des kommenden Kreuzes, nämlich aus der Verständigung zwischen Sohn und Vater und Geist. Aus dem Ort, wo die Absichten des Vaters und des Sohnes im Geist sich im Kreuze treffen, am Kreuzungspunkt des Kreuzes selbst. Johannes erlebt darin die himmlische Einheit. Er versteht, daß es unmöglich ist, eine Stimme des Sohnes zu hören, die eine andere wäre oder etwas anderes ver-

künden würde als das, was die Stimme des Vaters oder des Geistes zu künden hat. Der Altar ist für Johannes der Ort des Kreuzes schlechthin. Der Ort, an dem der Sohn für die Menschen geopfert worden ist. Und wenn die eine Stimme von dort her tönt, dann heißt das, daß Vater und Sohn nirgends so eins sind wie gerade hier, wo der Sohn dem Vater dargeboten wird. So ist es die Stimme des einen Willens des Vaters und des Sohnes. Das Gold ist Zeichen der Reinheit. Das Vor-Gott-Stehen bedeutet für den Sohn immer zugleich In-Gott-sein.

9, 14. Sie sagte zum nächsten Engel, der die Posaune hatte: Binde die vier Engel los, die auf den großen Fluß Euphrat gebunden sind.

Die Stimme wendet sich an den Engel. Aber Johannes hört sie. Er versteht, daß er mit dem Engel in einer Einheit des Auftrags steht, innerhalb welcher der eine zu tun, der andere zu hören hat. Die Stimme gibt dem Engel den Befehl der Handlung, Johannes den Befehl der Verbreitung, sie bindet mit dem gleichen Wort beide in einen einzigen, aber verschiedenen auszulegenden Gehorsam.

Binde die vier Engel los, die auf den großen Fluß Euphrat gebunden sind. Es sind Mächte, die aber durch die Bindung der Auswirkung ihrer Macht beraubt sind. Ihre Macht an sich ist nicht verringert, sie ist nur suspendiert, um in der Lösung desto mächtiger sich auszuwirken. Die Bindung besagt also nur eine zeitliche Verschiebung. Die Engel befinden sich auf dem Fluß, aber schauen in verschiedener Richtung und werden nach den vier Windrichtungen losgelassen. Sie stehen im Zentrum der vier Richtungen, um von dort auseinanderzugehen. Sie stehen auf dem Fluß, sie bilden darauf wie eine isolierte Insel, weil sie auf der Erde keine Macht haben. Indem sie über dem ewig Fließenden stehen, sind sie wie außerhalb

des Ablaufs der zeitlichen Ordnung, von Tag und Nacht; eine zeitliche Wirkung wird ihnen erst durch die Losbindung gegeben.

9, 15. Da wurden die vier Engel losgebunden, die sich auf die Stunde und den Tag und den Monat und das Jahr bereitgemacht hatten, um den dritten Teil der Menschen zu töten.

Die Engel sind einerseits in einer ewigen Bereitschaft, weil ihre Bereitschaft, die von der Zeit nicht berührt wird, von ihr nicht angefochten werden kann. Wenn einem Menschen in der Zeit eine Aufgabe gestellt wird, und er sagt Ja zu ihr, dann legt er in sie alles hinein, was er im Augenblick an Kräften verfügbar hat, des Gehorsams, der Klugheit, der Erfahrung, eine Summe von Eigenschaften also, die keine Konstante bildet, die sich aber durch die jetzige Bereitschaft in der Norm des Gehorsams einen läßt. Muß die Aufgabe sofort übernommen werden, dann hat der Mensch die Summe der ihm jetzt verfügbaren Eigenschaften zu überprüfen und zu sehen, auf welche Weise er sie maximal einspannen kann. Muß sie erst später gelöst werden, dann wird zwar im späteren Augenblick seine Bereitschaft gleich groß sein, aber seine subjektive Struktur wird sich indessen verändert haben, er wird sich der Aufgabe auf eine andere Weise einzufügen haben. Diese menschliche Inkongruenz fällt bei den Engeln weg. Sie sind von jeher genau für diese Zeit bereit. Sie sind vor Zeiten mit ihrer Macht ausgestattet und an ihren Ort gebracht worden, aber weder Zeit noch Raum vermochten an der Art ihrer Bereitschaft das geringste zu ändern. Weil sie außerhalb der Zeit sind, können sie von jeher für eine genaue Zeit vorbereitet sein. *Um den dritten Teil der Menschen zu töten.* Das ist ihre Aufgabe. Über die Tötungsart wird zunächst nichts ausgesagt, nur über die Zahl. Jeder Dritte ist dazu bestimmt, durch ihre Macht zu sterben. Und ihre Macht erschöpft sich darin, dieses Drittel zu töten. Das ist das Maß ihrer Macht.

9, 16. Und die Zahl der Kriegsbeere betrug zwanzigtausendmal zehntausend. So hörte ich ihre Zahl.

Johannes sagt nicht, wie er die Heere entstehen sah. Vorher war nur die Macht der Engel da, und nun plötzlich eine Armee von zweihundert Millionen. An der Zahl erkennt man die ungeheure Vermehrung innerhalb des Wehs. Bei den ersten Siegeln war es ein Reiter mit einer Aufgabe. Jetzt sind es zweihundert Millionen. Johannes hört die Zahl. Er sagt nicht, woher er sie hört; aber er vernimmt sie ganz deutlich, obwohl sie seine Vorstellungskraft übertrifft. Er ist im Geiste; aber für alles, was menschlich als Begriff kontrollierbar ist, sind in ihm die menschlichen Sinne beteiligt. Würde er im Geiste schreiben müssen, so würde er sich seiner Schrift bedienen. Alles, was konkretes Können und Vermögen ist, bleibt. So entsprechen auch die im Geiste gehörten Zahlen denen, die er von der Erde her kennt. Dem geschlossenen Begriff zweihundert Millionen tritt er im Himmel zunächst nicht anders gegenüber als auf Erden. Der Unterschied liegt nur in der Auffassungsweise. Auf Erden gibt es eine Grenze der sinnlichen Vorstellungskraft: unter Zehntausend kann sich der Mensch noch etwas „vorstellen“, aber irgendeinmal wird die Grenze überschritten, sehr viel größere Zahlen wirken auf ihn abstrakt. Er kann sie sich „denken“, mit ihnen rechnen, aber es entspricht ihnen kein Vorstellungsbild. Im Himmel gibt es diese Grenze nicht: die gehörte Zahl wird als Ganzes aufgenommen und realisiert, selbst dort, wo sie, wie hier, eine unübersehbare Zahl bedeutet. Innerhalb der Vision bleibt also das Objektive, der Inhalt, unangetastet, während das Subjektive, Erlebnishaftes, durch den Geist geregelt wird und je nach Bedarf eine Beziehung zum Inhalt der Vision erhält.

Auf jeden Engel entfallen fünfzig Millionen Reiter; auch dies eine unvorstellbare Größe. Sosehr, daß Johannes froh ist, die Zahl, die er gehört hat, sagen zu können, um durch diese Präzision andeuten zu können, daß die Gerechtigkeit Gottes

so genau ist, daß sie sich wirklich in Zahlen ausdrücken läßt; in so ungeheuren freilich, daß die Schrecken der Apokalypse nicht zuletzt in den Zahlen ersichtlich werden. Ihre Zahlen sind nicht nur Qualitätszahlen, sondern durchaus auch Maßzahlen, die in ihrer Weise genau stimmen.

9, 17. Und in dem Gesichte sah ich die Pferde und die darauf saßen, so: sie hatten feuerrote und dunkle und schwefelgelbe Panzer. Und die Köpfe der Rosse waren wie Köpfe von Löwen, und aus ihren Mäulern kam Feuer und Rauch und Schwefel heraus.

Johannes beharrt gerade jetzt darauf, daß das alles sich in einer Vision ereignet hat; er tut es, um die Unvorstellbarkeit der geschauten Mächte zu bekräftigen. Es wird ja kaum ein Mensch annehmen können, Gott sende auf die Erde eine solche Menge von Kriegern, um ein Drittel der Menschen zu töten. Jene, denen Johannes das zu melden hat, werden es übertrieben und unwahrscheinlich finden. Aber er bezeugt, daß er in der Vision doch richtig gesehen hat und es genau so sehen mußte für jene, die die Botschaft erhalten sollen. Auf diese Weise sollte die Macht Gottes den Irdischen übersetzt werden. Sie sollen wissen, daß im Himmel Dinge vor sich gehen, beabsichtigt werden, die jede irdische Vorstellung übersteigen. Sie sollen vom Je-Größeren Gottes nicht nur eine vage, unverbindliche Vorstellung haben, sondern wissen, daß es sich auch in die Tat umsetzen kann. Sie sollen Gott nicht immer nur von sich und von den Maßen der Welt her betrachten, ihn ihren höchsten Begriffen anpassen, indem sie diese als Basis ihres Gottesbegriffs nehmen, sondern es einmal erleben, wie Gott die Welt und die Menschen sich und seiner unvorstellbaren Macht anpaßt.

So erblickt er nun die Rosse und ihre Reiter. Nicht eine Auswahl aus ihnen, sondern alle in ihrer Unzahl. Diese Unzahl sehend, weiß er, daß es sich um die zweihundert Mil-

lionen handelt; Zahl und Schau passen aufeinander, erklären einander, obwohl eine Zählung im einzelnen unmöglich ist.

Sie hatten feuerrote und dunkle und schwefelgelbe Panzer, beide, die Rosse und die Reiter, die zusammen je eine Einheit bilden. Sie sind wie lebendige Flammen. Und sie bilden zusammen wie ein Meer von Feuer, und die Farbschattierungen von Hellrot zu Dunkel und zu Gelb sind wie Wellen, die bewegt durch die Flammen gehen. Aber dieses Feuer hat nichts Anziehendes, daß man sich an seinem Anblick weiden könnte, es ist das reine Grauen. Dieses Grauen geht aus von der Übermacht, die sich auflöst in einzelne Einheiten, von denen jede wieder ein vollkommener Schrecken ist. Das Massengrauen verteilt sich in Einzelgrauen. Und das Feuer ist zugleich Panzer: die Rosse und die Krieger sind unverwundbar. Durch die Auflösung in die Einzahl könnte der Eindruck entstehen, man käme nacheinander den Einzelnen bei. Aber auch die Einzelnen sind unüberwindlich.

Die Köpfe der Rosse waren wie Köpfe von Löwen. Die Rosse gleichen losgelassenen wilden Tieren, und sie wirken umso schreckenerregender, als man weiß: sie existieren nur, um den Auftrag ihres Losgelassenwerdens zu erfüllen. Und keine Flucht ist möglich, denn weil sie den Auftrag haben, ist die Gewißheit gegeben, daß sie ihn auch ausführen werden. In allem, was den irdischen Menschen bedrohen kann, ist immer irgendeine Hoffnung des Entrinnens gegeben; wenigstens in der Phantasie kann man an ein Ausweichen denken: vielleicht kommt doch noch eine Rettung! Hier ist jede Möglichkeit des Entkommens von vornherein entzogen. Nichts ist gewisser, als daß man getroffen wird, und zwar nicht in einem einfachen Ereignis, sondern in der Steigerung von der Einzahl zur Unzahl und von der Unzahl zur Unverwundbarkeit und von der Unverwundbarkeit zur Gier des Löwenkopfs. In der ganzen Vorstellung ist nirgends der geringste Ruhepunkt. Es ist kein Jenseits des Schreckens abzusehen: jede

neue Seite, die sichtbar wird, übertrifft die vorhergehende an Grauen: es kann immer nur schlimmer werden.

Und aus ihren Mäulern kam Feuer und Rauch und Schwefel heraus. Feuer, Rauch und Schwefel, den drei Farben der Panzer entsprechend, erzeugen sich gegenseitig: das Feuer den Rauch, der Rauch entzündet den Schwefel, so daß neue Flammen entstehen. Immer steht das eine im Dienste des andern, um dem andern noch mehr Macht zu verleihen. Alle drei Erstickungsarten sind gleich gräßlich, und es gibt keine Möglichkeit, sich die eine davon auszuwählen, um den andern nicht zu verfallen.

9, 18. Durch diese drei Plagen wurde der dritte Teil der Menschen getötet: durch das Feuer und den Rauch und den Schwefel, der aus ihren Mäulern kam.

Die drei Plagen ersticken die Menschen, die nach Luft ringen, und statt dessen das vollkommene Gegenteil, den vollkommenen Mangel an Luft einatmen müssen, durch Elemente, die selbst, um zu sein, die Luft gebrauchen, sie völlig verzehren, so daß sie nichts mehr übriglassen davon. Und die Menschen ersticken in der doppelten Hinsicht, daß die Elemente ihnen jede Luft wegfressen und sich außerdem anstelle der Luft in ihren Leib eindringen. Man nimmt den Hungernden nicht nur das Brot weg, man füllt sie auch mit dem Gegenteil einer Speise. Und mit jeder Atembewegung, die die Menschen machen, nehmen sie mehr von dem Erstickenden in sich auf. So ist es die ins Unendliche gehende Enttäuschung, die vollkommene Zerstörung jeder Hoffnung.

9, 19. Denn die Macht der Pferde liegt in ihrem Maul und in ihren Schwänzen; ihre Schwänze nämlich sind gleich Schlangen und haben Köpfe, und mit diesen fügen sie Schaden zu.

Ihre Macht liegt in ihren beiden Enden. Dort, wo der Panzer sie nicht deckt, die Unverwundbarkeit nicht besteht, ist ihre Macht besonders groß und somit erst recht unüberwindbar. Zwar zeigt äußerlich nichts an, daß man sie dort nicht angreifen kann. Aber sie haben eine solche Angriffigkeit, daß jede Gegenwehr ausgeschlossen ist. Die Macht ist so verteilt, daß sie in den Schwänzen so groß ist wie in den Köpfen, um so mehr als *ihre Schwänze wie Schlangen sind und Köpfe haben*, die in sich wieder Macht haben, anzugreifen. Die Rosse haben also gleichsam zwei Köpfe: einen Löwenkopf, der Feuer, Rauch und Schwefel speit, und einen Schlangenkopf: Stärke und List, das Überlegte und das Überlegende.

Der angegriffene Mensch versucht, angesichts der Rache Gottes seine Schuld in irgendein Verhältnis zur Strafe zu bringen. Als erstes erkennt er, daß er, der durch den Geist gesündigt hat, auch geistig getroffen wird. Der Kopf der Rosse wird ihm zu einem Gleichnis seines eigenen Kopfes. Der Sitz seiner eigenen bösen Gedanken spiegelt sich in ihm wider. Aber ein Verhältnis läßt sich nicht herstellen, weil das Tier zwei Köpfe hat und seine Gedanken wie gespalten erscheinen. Eine Formulierung der eigenen Geistsünde gelingt nicht, weil sie sofort überboten wird durch die Formel der Strafgerechtigkeit Gottes. Wollte der Mensch sich in irgendeiner Hinsicht zu rechtfertigen suchen, so würde sofort der doppelte Beweis der Unmöglichkeit dieses Versuches vor ihm erstehen. Es ist ihm aber auch nicht gegeben, die Strafe einfach hinzunehmen, über sich ergehen zu lassen. Er kann nicht aufhören zu rasonnieren, er ist vielmehr dazu verurteilt, sein eigenes Rasonnement in gesteigerter, maßloser Form im Gegner als Waffe gegen ihn selbst aufstehen zu sehen. So wird es zu einer Parallele im Geist zum Erstickungstod von Feuer, Rauch und Schwefel: je mehr einer am Ersticken ist, um so mehr versucht er zu atmen, um so mehr aber wird ihm der Atem

entzogen. Und je mehr der Geist von der Strafgerechtigkeit überwältigt wird, um so mehr sucht er zu rasonnieren, sich geistig dagegen zu wehren, um nur desto tiefer überwunden zu werden.

Endlich kennzeichnet der Gegensatz von Kopf und Schwanz die Zweiheit von Strafe des Geistes und Strafe der Triebe. Der Schwanz verkörpert die ganze Triebwelt von Mensch und Tier zugleich und verkehrt sich hier in unerbittliche Strafe. Jede Entschuldigung für die Schuld des Triebhaften fällt dahin: in den Argumenten des Schlangenkopfes liegen die Gegenargumente gegen meine Entschuldigungen für die Triebe. Im Tier verkehrt sich alles, was der Mensch in Geist und Trieb als Verteidigung vorbringen könnte, sofort in einen gesteigerten Gegenangriff.

9, 20. Und die übrigen Menschen, die durch diese Plagen nicht getötet wurden, ließen nicht einmal ab von den Werken ihrer Hände, so daß sie die Teufel nicht mehr angebetet hätten und die goldenen und silbernen und ehernen und steinernen und hölzernen Götzen, die weder sehen, noch hören noch gehen können.

Weil diese Strafen jeweils nur jene fühlen, die unmittelbar von ihnen betroffen werden, entsteht für die andern kein Anlaß zur Umkehr. Sie lassen von ihren Werken nicht ab; sie ersehen in ihrem Geschontwerden keine Gnade, in der Strafe der andern nichts, was ihnen ebensogut hätte zustoßen können, was sie an die Gerechtigkeit Gottes und somit an Gott erinnern würde. Sie beten weiter an, was bisher ihre Anbetungsgegenstände waren. Sie haben kostbare Bilder und hängen an deren Kostbarkeit. Und noch wertvoller ist ihnen, daß ihre Götter weder sehen, noch hören, noch gehen können. Es ist dies nicht nur eine Feststellung des Johannes, sondern eine wesentliche, positive Bestimmung und Funktion der Götzen selber. Sie sehen nicht, was die Menschen tun; sie

können sich also nicht rächen. Es steht mit den Menschen so, daß sie einerseits die Rache Gottes nicht merken, andererseits froh sind, daß ihre Götzen sich nicht rächen können. Und sie beten sie auch darum an, weil sie nicht hören können; sie stellen sich bei ihren Anbetungen nicht vor, daß sie von ihren Götzen entgegengenommen werden, ebensowenig, daß ihre schlechten Taten von ihnen vernommen werden. Endlich können sie nicht gehen; sie werden ihnen also auch nicht entgegenkommen, sie nicht erreichen, wenn es gälte, sie für ihre Bosheit zu strafen.

Johannes weiß, wie sehr Gott sieht, hört und geht. Wie sehr also diese Götzen das gerade Gegenteil der Eigenschaften des Dreieinigen verkörpern. Aber alles, was für den Sünder Ferne vom dreieinigen Gott bedeutet, erscheint ihm, solange die Strafe ihn nicht getroffen hat, als eine Art letzter Schutz.

9, 21. Und sie bekehrten sich nicht von ihren Mordtaten und nicht von ihren Zaubereien und nicht von ihrer Unzucht und von ihren Diebstählen.

Sie begehen alle Untaten, die Menschen begehen können, aber sie bereuen sie nicht. Und weil sie sie nicht bereuen, wachsen ihre Taten in ihnen. Die Sünde liegt als Tat zuerst außerhalb des Menschen; nur das Motiv, sie zu begehen, liegt in ihm; ist sie aber begangen, dann kommt die Sünde in den Menschen hinein, sie wird immer mehr zum Daseinsgrund des Menschen selbst: er stellt sich ganz in ihren Dienst, sie wird für ihn zum Lebenssinn, zur Sucht. Erst geht er ihr entgegen, um sie zu begehen, dann ist sie in ihm und nun braucht sie ihn, nicht mehr er sie. Johannes zählt vier Arten der Sünde auf, die nicht bereut werden, die aber untereinander verkettet sind und zusammen eine Einheit der Sünde bilden. Und die Sünde — mag sie Mord oder Unzucht sein, oder sonst etwas — bedient sich jetzt des Menschen, um überhaupt existieren zu können. Sie gebraucht ihn wie eine Marionette. Es sind

zunächst alles Sünden gegen den Nächsten, die aber, wenn sie begangen sind, das eigene Wesen des Sünders aufzehren. Es ist der absolute Gegensatz zum Leben des Herrn in uns. Wo der Herr in einer Seele herrscht, da rückt alles andere an den Rand, unterwirft sich seinem Dienst. Hier ist die Sünde ins Zentrum gerückt, und der Mensch ist aus sich selber vertrieben und muß der Sünde Frondienste leisten.

Das Ganze, was Johannes geschildert hat, ist ein Bild der Hölle auf Erden. Nicht der Hölle nach dem Tod, sondern der Hölle auf der Welt. Und das Ganze ist durchaus Vision, eine Vision, die sehen läßt, was die Gerechtigkeit Gottes bereithält, wenn seine Barmherzigkeit nicht eingreift, wenn die Erlösung nicht kommt.

DER ENGEL MIT DEM BUCH

10, 1. Und ich sah einen andern starken Engel aus dem Himmel herabsteigen, angetan mit einer Wolke, und der Regenbogen war auf seinem Haupte, und sein Antlitz war wie die Sonne, und seine Füße wie Feuersäulen.

Bis jetzt hat Johannes die Engel nie beschrieben. Der neue Engel steigt vom Himmel herab. Natürlich hatte Johannes vorher den Thron im Himmel gesehen. Dennoch sieht er jetzt den Engel vom Himmel herabsteigen. Weil er jetzt den Auftrag hat, den Engel herabsteigen zu sehen, vergißt er, um diesen Auftrag ausführen zu können, gleichsam seinen himmlischen Standort, den er im Geiste auch weiterhin beibehält. Dieses Vergessen ist eine Wirkung des Gehorsams. Der Engel ist *angetan mit einer Wolke*, von ihr umgeben. Er erscheint nicht als die Durchsichtigkeit selber; etwas an ihm muß durchstoßen werden, um zu seinem Wesen zu gelangen, er ist der Ausdruck eines Mysteriums. *Und der Regenbogen war auf seinem Haupte*, der gleiche, der um das Haupt Gottes herum den Heiligen Geist verkörpert. Dieser Engel ist undenkbar, getrennt vom Heiligen Geist. Er erfüllt also dessen Auftrag. *Und sein Antlitz war wie die Sonne*, so leuchtend, daß man nicht hineinschauen kann. Die Wolke hindert die direkte Bewegung zum Engel hin, das von ihm ausstrahlende Licht blendet und hält zurück. Die Wolke ist das verhüllte, das nicht genügend offenbare Mysterium, die Sonne ist das enthüllte, das allzuhelle, darum nicht erforschbare Mysterium. *Und seine Füße wie Feuersäulen*. Die Füße, die die Verbindung zwischen Engel und Erde der Menschen herstellen sollten, brennen, so daß die Verbindung zwischen Engel und

Mensch nur als eine Art Brand ausgedrückt werden kann. Es ist gleichsam die Reibungsfläche zwischen Himmel und Erde.

10, 2. Und er hielt in seiner Hand ein geöffnetes Büchlein. Und er setzte seinen rechten Fuß auf das Meer, den linken aber auf das Land.

Das Buch, das er hält, ist offen, damit man daraus lesen kann. Die Botschaft, die es enthält, ist wie die Zusammenfassung seiner Insignien, der Ausdruck seines Wesens. Indem Johannes den Engel und das Göttliche, das diesem verliehen ist, näher beschreibt, bezeichnet er auch schon das Wesen des Buches, von dem selbst er dann nur noch sagt, daß es klein ist und offen. Er beschreibt sodann genau, wo der Engel seine Feuerfüße hinsetzt: den rechten aufs Meer, den linken auf die Erde. In dieser Genauigkeit der Auffassung drückt sich die Genauigkeit aus, mit der Johannes die Botschaft des Engels umfaßt. Diese Botschaft ist für die ganze Erde bestimmt, die aus Meer und Land besteht. Und der Engel steht auf beidem: nicht die Beschaffenheit des Bodens ermöglicht ihm das Stehen, sondern er hat die Möglichkeit des Stehens aus sich selbst.

10, 3. Und er schrie mit lauter Stimme, wie ein Löwe brüllt. Und als er geschrien hatte, redeten die sieben Donner ihre Worte.

Damit werden die Zusammenhänge dieses Auftrags mit den Aufträgen der Engel der Plagen sichtbar. Er ist wie das Verbindungsstück dort hinüber. Und die sieben Donner des Heiligen Geistes lassen sich hören, die wie gebannt waren im Regenbogen, und durch die laute Stimme des Engels ausgelöst werden. Diese Auslösung gehört mit zum Auftrag des Engels;

sie ist wie eine Projektion des englischen Auftrags in das Wesen des Heiligen Geistes hinein. Das Buch ist irgendwie göttliche Heilige Schrift, und sie ist vom Regenbogen beschienen; der Geist der Schrift, der auch der Heilige Geist ist, muß, um verstanden zu werden, vom Geist selbst beleuchtet werden, erst dann ertönt der siebenfache Geist in der Stimme des Donners. Die Donner sind Ausdruck der einzelnen Gaben des Geistes, die alle gleichsam zum selben Gewitter gehören, das der Regenbogen verursacht hat. Es verhält sich umgekehrt wie bei einem natürlichen Gewitter, wo Regen und Donner den Regenbogen verursachen; hier muß sich der Regenbogen in sein Vorausgehendes auflösen. Indem der Engel schreit wie ein Löwe und die Donner auslöst, zeigt er, daß ein Mächtigerer als er hinter ihm steht.

Weil Johannes den Auftrag wie nicht im Himmel sieht, um den Engel vom Himmel niedersteigen zu sehen, und doch wissen muß um den Zusammenhang zwischen Engel und Himmel, erscheinen die Donner als die festen Verbindungsmomente zwischen Engel und Himmel. Ähnlich wie die reale Gegenwart des Herrn im Sakrament wirklich Gegenwart des Himmels auf Erden ist. Nur muß der Christ, um diese zu erkennen, einen Akt des Glaubens setzen; während Johannes in der Vision durch den Donner den Beweis für die Gegenwart des Himmels auf Erden, für die Gegenwart des göttlichen Auftrags im niedersteigenden Engel erhält.

10, 4. Und als die sieben Donner geredet hatten, wollte ich schreiben. Da hörte ich eine Stimme aus dem Himmel sagen: Versiegle, was die sieben Donner geredet haben und schreibe es nicht auf.

Johannes will alles Gehörte aufzeichnen; beinahe wie in einer Gewohnheit. Er ist so innerhalb des Auftrags, daß er nicht jeweils einen neuen Befehl abwartet, um zu handeln,

sondern den Auftrag zu vermitteln sich anschickt. Er wußte bisher, daß alles, was er vernahm, nicht für ihn persönlich bestimmt war, sondern für ihn als Beauftragten, um im Sinne des Auftrags verwendet zu werden. Und so mußte er aufzeichnen, damit die andern das Geschaute erführen. Aber diesmal fährt eine Stimme vom Himmel dazwischen. Er beschreibt sie nicht näher, aber die Tatsache, daß sie vom Himmel kommt, bürgt dafür, daß sie Gehorsam erheischt. Er soll versiegeln, nicht aufzeichnen, was die Donner geredet haben. Der Auftrag erlischt in ihm selbst. Das Gehörte ist nicht zum Weitergeben bestimmt. Es gibt also auch Offenbarungen, die nur für den Empfänger allein bestimmt sind. Es wird mit dieser Versiegelung nichts ungeschehen gemacht: die Donner haben geredet, und was sie gesagt haben, wird nicht zurückgenommen. Nur die weitere Vermittlung wird zurückgehalten. Johannes äußert sich nicht weiter über diese scheinbare Unterbrechung seines Auftrags; er schildert nur den Vorgang: daß er in einer ersten Phase die Stimme gehört hat, daß er im Begriff ist, sie zu vermitteln, daß ihm dann, in einer zweiten Phase, diese Vermittlung verboten wird. Es wird eine Art Korrektur angebracht, die nicht die Stimme des Geistes, sondern nur das Verhalten des Apostels ihr gegenüber betrifft. Es gibt keine äußere Regel dafür, welche Visionen durchgegeben werden sollen, welche nicht; vielmehr wird dies innerhalb der Vision selbst gesagt. Es darf also kein Verschweigen geben, das diesen Stempel, dieses Siegel nicht trägt. Darin liegt auch eine Art Prüfung des Gehorsams. Johannes reflektiert in keiner Weise über die Gründe, warum dieses durchgegeben werden muß, jenes nicht.

10, 5—6. Und der Engel, den ich auf dem Meer und auf dem Land stehen sah, erhob seine rechte Hand zum Himmel und schwur bei dem, der in alle Ewigkeit lebt, der den Himmel

geschaffen hat und was darin ist, und die Erde und was darauf ist, und das Meer und was darin ist: Es wird keine Zeit mehr sein.

Johannes unterstreicht, daß der Engel, der jetzt redet, derselbe ist, der auf Meer und Land steht, dessen Wort also für die ganze Welt von Bedeutung ist. Der Engel hebt seine Hand zum Schwur. Der Schwur eines Engels ist im Grunde gleichbedeutend mit dem Wort Gottes. Er hat die gleiche Kraft, die gleiche Endgültigkeit. Bisher haben die Engel geredet und ihr Wort hat sich jeweils erfüllt. Aber es war noch nicht so sichtbar wie jetzt, daß das Wort des Engels an sich erfülltes Wort ist, wenn es in Schwurform geschieht. Der Engel kann, was er schwört, nur halten; er besitzt die vollkommene Sicherheit des Inhalts, und weil diese nur in Gott existiert, ist sein Schwur der Ausdruck des ausgesprochenen Willens Gottes. Sein Schwur hat den Sinn, seinem Wort für Johannes den Wert der Endgültigkeit zu geben, ihm den gleichen Eindruck zu verleihen, den die Schreckenstaten der vorausgehenden Engel für ihn besaßen.

Der Engel schwört bei Gott selber, und zwar beim Gott, der Himmel, Erde und Meer und all ihren Inhalt erschaffen hat, beim Gott der Schöpfung, von dem mit der Schöpfung zusammen auch die Zeit stammt. Die Zeit, so wie Menschen sie erfassen, als einen irgendwie bestimmbar Ablauf, in welchem die einzelnen geschöpflichen Leben wie Kerben einschlagen: ein Pflanzen-, ein Tier-, ein Menschenleben ist in dieser Zeit ein meßbarer Abschnitt. Die Einzelwesen, die in den drei großen Gefäßen Himmel, Erde und Meer sind, haben einen sehr viel geringeren Zeitwert als den der Gefäße selbst; aber auch dieser hängt ganz vom Willen des Schöpfers ab. Die drei Behälter waren da, bevor sie die Wesen als ihren Inhalt aufnahmen; diese sind relativ, gemessen an jenen, und jene haben eine den enthaltenen Dingen übergeordnete, beherrschende Form der Zeit, eine Art Überzeit, etwas, was für

uns der Ewigkeit ähnelt, obwohl es doch keine wahre Ewigkeit ist. Denn Gott hat auch sie erschaffen. Und nun schwört der Engel: *Es wird keine Zeit mehr sein.* Die Meßbarkeit wird aufhören. Die ganze Einteilung, die durch den Willen Gottes für den Willen Gottes entstanden war, wird wieder verschwinden.

10, 7. *Sondern in den Tagen der Stimme des siebten Engels, wenn er zu posaunen beginnt, da wird das Mysterium Gottes vollendet, wie er seinen Knechten, den Propheten, verkündet hat.*

Johannes hat den siebten Engel schon gesehen; er ist da, bereit, seinen Auftrag zu erfüllen. Und irgendwie hat das Ende der Zeit die Menschen immer wieder beschäftigt, denn Gott hat dieses Ende prophezeit, immer wieder angegeben, daß es kommen wird. Und doch hat es von seiner Dringlichkeit verloren; die Menschen haben sich gewöhnt, nicht mehr nach der Ewigkeit Gottes zu fragen, sondern nur noch mit der ablaufenden Zeit zu rechnen. Sie wollten nicht mehr verstehen, daß ihre Zeit eine Grenze hat, daß sie nur eine Funktion der Zeit Gottes ist. Und nun hat der Engel geschworen, daß die Zeit enden wird, wenn der siebte Engel posaunt. Es ist eine Drohung, die an Stärke, an Unwahrscheinlichkeit, an Unberechenbarkeit alles Bisherige übertrifft. So schrecklich die Wehe auch waren, sie konnten immer noch irgendwie beschrieben werden. Sie übertrafen zwar jede Vermutung, aber ihr Übertreffen achtete die Grenze der Zeit. Es gab noch ein Zählen. Ein Drittel der Menschen wurde dahingerafft, eine Anzahl von Reitern ging aus. Es verblieb immer noch etwas, woran die Menschen sich wie unbewußt klammern konnten: die Zeit. Diese wird nun zu Ende sein. Und Gott hat dieses Ende immer schon *seinen Knechten, den Propheten, verkündet.* Dieses Ende wäre an sich nicht so schrecklich, wenn die Sünde nicht dazwischengekommen wäre und aus der

Prophezeiung eine unerhörte Drohung gemacht hätte. Was eine Gnade hätte sein können, hat sich in einen Fluch verwandelt.

Die Vollendung des *Mysteriums Gottes* liegt in der Aufhebung der Zeit; aber wie alles in Gott das Erwartete übertrifft, so wird diese Vollendung mit Dingen verbunden sein, die jede Erwartung des Zeitendes hinter sich lassen werden. Was da vorgehen wird, ist zwar prophezeit; aber es wird, wenn es sich erfüllt, unendlich mehr sein, als was eine Verheißung enthalten kann, und so bleibt es für die, die sie vernennen, ungeahnt. Die Menschen haben auf Grund der Sünde die Verheißung immer weniger verstanden, die Propheten, die im Auftrag begriffen nicht sündig waren, verstanden zwar mehr davon, aber immer nur einen Bruchteil dessen, was Gott in die Verheißung hineingelegt hat. Wenn der Prophet Zehn sagt, dann hören die Menschen Drei und Gott meint Tausend. Der Prophet gibt zwar die Worte weiter, so wie Gott sie ihm vermittelt, aber Wort und Prophet sind selbst Gefäße eines unendlich übersteigenden Sinnes, dessen Ganzheit Gott allein bekannt ist. Jedes Wort Gottes hat immer noch Raum in sich für ein höheres Mysterium. Was immer ein Mensch redet, auch wenn er Gott antwortet oder ein Gotteswort durchgibt, sein Wort ist immer ein offenes Gefäß, das weit mehr enthalten kann, als ein Mensch weiß.

10, 8. Und die Stimme, die ich aus dem Himmel gehört hatte, redete wiederum zu mir und sprach: Geh hin, nimm das geöffnete Büchlein aus der Hand des Engels, der auf dem Meer und auf dem Land steht.

Die Stimme, die vorher das Verbot des Schreibens erließ, wendet sich wieder an Johannes mit einem neuen, positiven Befehl: er soll das Buch aus der Hand des Engels nehmen. Sie erläßt einen Teilauftrag. Sie begleitet ihn mit ihrem Befehl nur ein Stück weit, um ihn dann im weitem dem Engel

zu übergeben. Johannes erlebt diesmal selber die Ablösung des Gehorsams, die er vorher an den verschiedenen Engeln beobachten konnte. Er wird nachher dem Engel gegenüber im gleichen Gehorsam stehen wie jetzt der Stimme gegenüber. Die Stimme befiehlt ihm jetzt, im Gehorsam etwas zu vollziehen, das ihn vorbereitet, den nächsten Gehorsam auszuführen. *Geb hin, nimm das geöffnete Büchlein aus der Hand des Engels.* Es gibt Dinge, die den Engeln genommen werden müssen. Dinge, die man sich selbst herausholen muß. Der Engel hat nicht den Auftrag, das Buch zu übergeben, wohl aber hat Johannes den Auftrag, es zu nehmen. Die Kontemplation, in der er sich befindet, wird durch eine Art Aktion unterbrochen und vervollständigt. Es bedeutet nicht das Ende der Vision, vielmehr daß er sich innerhalb der Vision einer Aktion zur Verfügung stellt.

Johannes erhält dadurch eine eminente Rolle. Die Vision kann gewissermaßen nicht weitergehen ohne seine Zustimmung, sein Zutun. Zu Beginn der Apokalypse wurde er „im Geiste“; er war dadurch im Gehorsam und alles war richtig. Aber schon dieser Anfang setzte voraus, daß er sich zu allem zur Verfügung stellte, damit alles Spätere sich abspielen konnte, wie Gott es verlangt. Es gibt eine Freiheit innerhalb der Entrückung, ja, die Freiheit wird erhöht, sie ist viel sensibler geworden, und das kleinste Nein innerhalb der Entrückung hätte eine ganz andere Tragweite als in der natürlichen Welt. Und doch ist diese Freiheit, die größer ist als die Freiheit zu sündigen, ganz innerhalb der Freiheit Gottes geborgen und kann daraus nicht herausfallen. Wer zu Beginn der Entrückung seine natürliche Freiheit Gott anheimgestellt hat, wird in der neuen, verwandelten Freiheit der Vision nicht von Gottes Willen abfallen können, so wenig wie die Seligen im Himmel. Nur dies könnte der Vision zum Schaden gereichen, daß der Mensch zu Beginn nicht die volle Indifferenz, die Bereitschaft der ganzen Übergabe besäße. Ferner

gibt es am Anfang der Entrückung immer etwas, das einer Übersicht gleicht, aber diese Übersicht geht nachher wieder verloren. Wenn Gott sie anfänglich anbietet, dann gleichsam zur Respektierung der menschlichen Person. Es nimmt den Menschen hinein, nicht wie ein mechanisches Werkzeug, das blind von Phase zu Phase weitergeführt wird, sondern wie einen freien Geist, der das Feld überblicken kann und zum Ganzen seine Zustimmung gibt. Und alles Folgende geht innerhalb dieser Zustimmung vor sich, einer so tiefen Zustimmung, daß sie die erste christliche Zustimmung zu Gott bei weitem übertrifft. Die Begierde, das in der Entrückung Geforderte zu tun, ist unendlich größer als irgendwo in der natürlichen Welt. In dieser Verwandlung liegt etwas Paralleles zur Aufhebung der Zeit. Beim Eintritt in den Zustand der Entrückung gibt es, an der Grenze des Eintritts, wie ein Verlieren der Zeit, eine Umstimmung in eine Form von Zeitlosigkeit. Innerhalb der Entrückung selbst gibt es dann nur noch eine Art zeitloser Integration. Jede Art der Überlegung, die Zeit braucht, die den Ereignissen nachhinkt, jede Befragung des eigenen Ichs fällt weg, sei es vor der Zustimmung (ob man Ja sagen soll) oder nachher (ob man gut daran getan hat, Ja zu sagen). Es gibt nur die volle Deckung: das Ja ist ein bleibendes und geht durch alles hindurch.

10, 9. Da ging ich zu dem Engel und sagte zu ihm, er solle mir das Büchlein geben. Und er sagte zu mir: Nimm und verschlinge es. Es wird dir den Bauch verbittern, aber in deinem Munde wird es süß sein wie Honig.

Es besteht eine Spannung zwischen dem Auftrag und dem, was Johannes tut. Man hat ihm gesagt: Nimm! Und er geht und bittet um das Buch. Aber es ist nicht ein Abstand des Ungehorsams, sondern ein solcher der Unwissenheit. Johannes kommt mit gewissen Umgangsformen aus der Welt und meint, sie anwenden zu sollen. Daran wird der Unterschied zwischen

Kontemplation und Aktion innerhalb der Entrückung klar: die Kontemplation ist zeitlos; man wird darin sosehr ausgeweitet und in Dienst genommen, daß alles, was man selber war, wie untergegangen scheint. In der Entrückungsaktion dagegen gibt es das Moment einer Anpassung an die himmlischen Verhältnisse. Man ist aufgefordert, mitzutun, und darin liegt auch die Forderung, sich anzugleichen. Gewisse Dinge, wie das Hingehen, das Reden überhaupt, sind hier und dort gleich, und so gibt es darin nichts anzupassen. Aber dann kommen plötzlich andere Dinge, die ungleich sind, und nun muß eine Übersetzung geschehen. Natürlich gibt es auch Dinge, die man auf Erden nie getan hat und die im Himmel von selber gehen. Aber andere haben den Charakter des Ungewohnten: man ist sich bewußt, es anders zu machen als sonst.

Und der Engel sagte zu mir: Nimm! Es ist wie eine Mahnung, sich genau an den Befehl zu halten. Zwischen der früheren Stimme und dem jetzigen Wort des Engels besteht nicht die leiseste Abweichung. Die Engel sind angepaßt; sie leben in einer vollkommenen Einheit. Johannes, der noch nicht endgültig im Himmel ist, ist so angepaßt als möglich und hat sich immer wieder neu anzupassen. Auch in der Art der Aufnahme des Wortes und der Übersetzung gibt es eine Verschiedenheit: der Engel nimmt ganz auf und braucht nicht zu übersetzen; Johannes muß, obwohl er ganz gehorsam ist, immer doch irgendwie übersetzen. Dazu gehört sein Gefühl, er könne als Mensch einem Engel nichts wegnehmen. Er will es nicht besser wissen als der Auftragende. Aber es gibt einen Unterschied zwischen dem, was die Stimme gesagt, und dem, was er aufgefaßt hat, und diese Differenz macht sich in seinem Tun bemerkbar.

Und der Engel weitet sogleich die Forderung, indem er beifügt: *Verschlinge es. Es wird dir den Bauch verbittern, aber in deinem Munde wird es süß sein wie Honig.* Zuerst erwähnt der Engel die Bitterkeit, er nimmt das zweite als erstes. Für

ihn, der nicht in der Zeit ist, spielt die zeitliche Reihenfolge keine Rolle. Süß wird das Buch in der Aufnahme, im Gefühl sein, bitter in der Auswirkung, in der Verdauung. Das gleiche Buch wird beide Wirkungen haben. Und er muß es verschlingen, weil er es assimilieren muß. Er muß sich mit seinem Inhalt so vertraut machen, daß dessen Inhalt zu seinem eigenen Inhalt wird, dessen Wahrheit zu seiner eigenen Wahrheit. Und er muß diese Erfahrung des Süßen und Bitteren im Namen all derer machen, für die er den Auftrag zu erfüllen hat. Es gibt manches, was man nicht weitergeben kann, ohne es selbst erfahren zu haben: die ganze göttliche Wahrheit, die in dem Buch enthalten ist, die man nicht an der Oberfläche annehmen kann, um sie zu vermitteln, die man dazu im Innersten seines Wesens besitzen muß. Und so erfährt man sie mit den zwei Eigenschaften, die jede göttliche Wahrheit besitzt: Süße und Bitterkeit. An sich wäre sie süß, aber durch unsere Sünde ist sie bitter geworden. Und sie ist süß in der Annahme, aber sie wird bitter beim innersten Besitz, weil erst dann der Abstand zwischen der göttlichen Wahrheit und der unsern wirklich zum Vorschein kommt.

Das zu verschlingende Buch ist damit auch Gleichnis jeder Form der Aufnahme des Herrn, auch der heiligen Kommunion. Auch sie ist süß und verheißungsvoll im Empfang, und bitter, wenn die im Empfang enthaltene Forderung erscheint. Auf Erden empfangen wir den Herrn oft, und auch Johannes wird später wieder mit den Seinen das Abendmahl feiern. Aber der Empfang des Büchleins im Himmel ist einmalig und zeigt dadurch die Einmaligkeit jedes irdischen Kommunionempfangs an. Die Eucharistie hätte keinen Sinn, wenn sie nicht im Himmel begründet wäre, sie ist nur verständlich in der Einheit der Kirche, die aber im Himmel ist, weil die Einheit der Kirche der Herr ist, und der Herr jetzt im Himmel ist. Und im Gleichnis des Buches wird insbesondere sichtbar, daß die irdische Lehre bereits in der himmlischen Lehre ein-

begriffen ist. Beide: die Schrift und das Sakrament haben ihr Schwergewicht im Himmel, beide haben nicht nur zeitlichen, vorübergehenden Wert, sondern ewigen, himmlischen Wert. Auch im Himmel wird es eine Kommunion geben; wir werden den Herrn nicht nur schauen, sondern auch eins sein mit ihm. Sonst wäre der Himmel ja ärmer als die Erde. Und die irdische Aufnahme des Herrn ist Vorbereitung der himmlischen. Und die Bitterkeit der irdischen Kommunion ist, mitten in der Süßigkeit des Empfangs, die Forderung der Anpassung und des Mitmachens in den Belangen des Herrn, die alle zum Himmel hinzielen.

10, 10. Und ich nahm das Büchlein aus der Hand des Engels und verschlang es; und es war in meinem Munde süß wie Honig, und als ich es verschlungen hatte, wurde mir der Bauch davon verbittert.

Johannes erfüllt den Auftrag. Er redet nicht lange von seinem Gehorsam, er vollzieht ihn einfach. Dann ereignet sich das, was ihm der Engel gesagt hat: das Buch ist süß in der Annahme, bitter im Besitz. Aber er reflektiert nicht im geringsten darüber, etwa, ob es ihm angenehmer gewesen wäre, das Süße nicht zu empfinden, um das Bittere nicht zu erfahren. Er sieht nur, daß er ausführen muß, was im Geiste zu geschehen hat: das Wort aufnehmen und es verdauen. Die Aufnahme der göttlichen Dinge, die man im Geiste zu verarbeiten hat, ist immer in ihrem Anfang angenehm, sie wird zuerst vom Beauftragten als beglückend empfunden; während er es aber als Mensch zu verarbeiten hat, entdeckt er, wie unfähig er ist, das Glück Gottes als Glück zu behalten. Der Mund, der Ja sagt, ist wie an der Oberfläche, und man kann nicht sofort mit der ganzen Tiefe Ja sagen. Man sagt Ja, als ob man schon im Ganzen angepaßt wäre, und erst, wenn die ganze Fülle eingegossen ist, kommt die Schwierigkeit der ernstlichen Angleichung. Und was man im Auftrag wirklich besitzt, verliert

dann die Übersehbarkeit. So kann man einen Leidensauftrag mit Freude bejahen, wenn aber das wirkliche Leiden beginnt, dann wird alles dunkel, schief und bitter. Und gerade so ist es richtig.

10, 11. Und es wurde mir gesagt: Du sollst abermals prophezeien über viele Völker und Nationen und Sprachen und Könige.

Durch den neuen Auftrag, weiterhin zu prophezeien, erfährt Johannes, daß das, was er bisher im Auftrag vermittelt hat, zu den Prophezeiungen gehört. Er ist ein Berührungspunkt zwischen Vision und Prophezeiung. Sein Auftrag ist nicht nur zu schauen, sondern auch zu weissagen: das Schauen als solches hat jeweils nur Durchgang zu sein. Das gilt allgemein. Schau ist gar nicht für den Schauenden selbst gemeint. Insofern hat jede Vision einen prophetischen Charakter, und zwar kann sich dieser von der bloßen Andeutung bis zur höchsten Fülle entfalten. Fehlt in der Erzählung einer Vision der prophetische Charakter, dann ist sicher der Hauptteil des Sinnes verlorengegangen. Die Vision ist vermutlich auf den Schauenden selbst hin umgebogen und umgedeutet worden (etwa dort, wo Christus sich angeblich in Liebesbezeugungen seiner „lieben Braut“, der begnadeten Seele gegenüber ergangen und erschöpft hätte). Natürlich gibt es in der Vision auch die Seiten eines Austausches zwischen Gott und dem Schauenden. Aber niemals erschöpft sich der Sinn einer Vision darin; irgendein Auftrag der Wiederbelebung des Glaubens, der Liebe ist mit der echten Vision immer verbunden. Andernfalls wäre die Kirche zum Sekundären herabgesunken, und Beichte, Gewissenserforschung, Führung wären zu bloßen Hilfsmitteln psychologischer Art für den Schauenden entwertet. Man könnte dagegen höchstens einwenden, daß Schauenden, die wie Johannes so vollkommen für die Kirche ausgenützt werden, zwischenhinein auch einmal eine reine Erholung im Him-

mel (ohne prophetische Absicht) gegönnt wird. Doch wird dies bestenfalls als Ausnahme gelten, als Zutat, niemals als die Regel.

Johannes wird weissagen *über viele Völker und Nationen und Sprachen und Könige*. Die ganze Anlage der Apokalypse weist auf die Universalität der Prophezeiungen hin. Es ist nicht ein Auftrag für wenige, sondern für sehr viele. Aber Johannes erfährt etwas von der Ausdehnung seiner Sendung erst, nachdem er schon geraume Zeit im Geiste im Himmel gewesen ist, also nachdem er schon vieles von seinem irdischen Wesen abgelegt hat, um das Göttliche des Auftrags immer mehr in sich wirken zu lassen. Zuletzt in der Intensität, die im Verschlingen des Buches lag. Seine Weissagung erfüllt sich heute noch und wird die ganze Geschichte der Kirche hindurch sich erfüllen.

DIE BEIDEN ZEUGEN

11, 1. *Und es wurde mir ein Robr wie eine Weidenrute gegeben mit den Worten: Mach dich auf und miß den Tempel Gottes und den Altar und die darin anbeten.*

Johannes erhält den Auftrag, Tempel, Altar und Anbeter zu messen und dadurch zu einem Ergebnis zu kommen, etwas ausfindig zu machen, was das Verhältnis der Anbeter zum Tempel Gottes und zum Altar des Sohnes zum Ausdruck bringt. Er sollte zu einem Zusammenhang kommen, der sich in Zahlen feststellen ließe. An Stelle Gottes des Vaters muß er den Tempel messen, nämlich die Größe der vorgegebenen Anbetung, der ganzen Heilsveranstaltung Gottes. Der *Tempel* ist wie die Norm dessen, was alle Glaubenden, von den Menschen bis zu den Engeln, anzubeten haben: der Ort zuerst innerhalb des Einzelnen für Gott, dann die Kirche, dann das, was im Himmel von allen, die nicht Gott sind, Gott in der Anbetung dargebracht wird, schließlich das, was Gott selber als Maß der ihm gebührenden Anbetung vorgesehen hat. Johannes hat zwar nur den himmlischen Tempel zu messen, aber im Wissen darum, daß mit ihm doch die ganze Ökonomie gemeint ist.

Dann *den Altar*, den er vorher vor dem Thron Gottes gesehen hat, der gleichzeitig die unzähligen Altäre auf Erden verkörpert, und schließlich den Altar, den die Glaubenden in ihrem Herzen dem Herrn errichten und der überall den Charakter eines Opferaltars haben sollte, ihn aber oft nicht getragen oder ihn wieder verloren hat. Es ist eigentlich die Hingabe des Sohnes, die sich im Altar ausdrückt und die sich auf Erden und in uns ausdrücken sollte.

Zuletzt jene, *die darin anbeten*, nämlich alle die, die den

Geist besitzen, den Geist, wie er jetzt gleichsam von Vater und Sohn, wo er unmeßbar ist, getrennt für sich betrachtet wird, um in den Menschen meßbar zu erscheinen. Darin liegt wie eine Art Parallele zur Menschwerdung des Sohnes und eine Frucht der Eucharistie: ein Mitgehen des Geistes, der die Menschwerdung ermöglichte, in die Menschwerdung des Sohnes hinein, nachfolgend, verborgen im Sohn, wirkend in seinem Dienst. Und jetzt übernimmt er vom Sohn den eucharistischen Charakter, indem er in den Menschen verteilt wohnt, in einer Art Gegenüberstellung zu Vater und Sohn. Wenn nun die anbetenden Menschen als solche erkennbar und meßbar werden, so durch das Wohnen des Geistes in ihnen.

11, 2. Und den äußern Vorhof des Tempels laß weg und miß ihn nicht, denn er ist den Heiden preisgegeben, und sie werden die Heilige Stadt zertreten, 42 Monate lang.

Nur am Göttlichen und an den Glaubenden soll Johannes seine Aufgabe erfüllen. Die außerhalb Stehenden wird die Prophezeiung nicht erreichen, so wenig wie das Messen, das doch im Dienste des dreieinigen Gottes steht, sie erreichen wird. Sie haben im Himmel keine entsprechende Norm gefunden. Man kann sie nicht einholen. Es gibt also himmlische Aufträge und Visionen, die ausdrücklich die Nicht-Glaubenden auslassen, von ihnen nichts wissen wollen. Der ganze apokalyptische Auftrag ist nicht ein Bekehrungsauftrag, der sich progressiv zu den außerhalb Stehenden ausdehnen müßte. Es wird ein Status quo aufgestellt. Johannes hat den Vorhof sowenig zu messen, wie etwa die Wehe-Engel die Nicht-Glaubenden zu bekehren hatten. Es ist ein unerbittliches Außerachtlassen, als wäre die Zeit der Bekehrung und der aufzunehmenden Gnade abgelaufen.

Wir erfahren nichts vom Ergebnis der Messung; das gehört zum „Verlorengehen“ innerhalb der Vision. Johannes bleibt im Geheimnis Gottes. Sehr vieles wird dem Schauenden

gezeigt, wovon manches unter den Tisch fällt, ähnlich wie der Gebetschatz der Kirche immer undurchsichtig bleibt. Einiges von der Gebeterhörung wird sichtbar, aber mehr noch bleibt verhüllt.

Die 42 Monate werden später ihre Erklärung erhalten: Es ist die gleiche Spanne, wie sie die Mutter in der Wüste verbringen wird: eine Zeit, zwei Zeiten und eine halbe Zeit, nämlich dreieinhalb Jahre.

11, 3. Und ich will meinen zwei Zeugen Macht verleihen, daß sie zwölfhundertsechzig Tage predigen, angetan mit Bußkleidern.

Gott hatte bei der Schöpfung nicht zwischen Gut und Böse geschieden, denn das Böse war noch nicht da, es war nur fraglich, was die Menschen in ihrer Freiheit tun würden. Als diese aber das Böse wählten, da mußte der Schöpfer von sich aus scheiden und das Gute wählen, das Böse verwerfen. Er mußte aber nun auch beides von der Welt her entgegennehmen. Er kann sich jetzt nicht mehr allein mit dem Guten abgeben: mit dem Sohne, mit dem Geist und der guten Schöpfung, er muß sich auch mit der Sünde in der Welt befassen, mit der Sünde, die der Mensch beging, die wie auf den Menschen lauerte, und durch den Menschen sich in der Welt ausbreitete, so sehr, daß sie zum Licht und zur Nahrung der Menschen wurde. Und nun bestellte er sich Zeugen, die ihm Rechenschaft ablegen sollten von dem, was die Menschen taten, gleichsam Propheten mit umgekehrten Vorzeichen, die nicht, wie Moses und Elias, das Gute Gottes den Menschen verkünden sollten, sondern das Böse der Menschen vor Gott bringen, ihn aufmerksam machen sollten auf dieses Licht und diese Nahrung der Menschen. Sie stehen vor Gott, um ihm die Absichten und die Ziele der Menschen zu künden. Und in diesem Amt besitzen sie eine Art Macht über die Menschen, die, in ihnen fortschreitend, immer peinlicher

das Böse vom Guten scheidet. Sie werden dadurch wie zum Unglück der Menschen, da sie dem Bösen in der Menschheit immer schärfere Konturen, immer stärkere Bewußtheit verleihen. In der Übertretung des klaren, einfachen Gebotes im Paradies hatten die Menschen die Türe zum Bösen geöffnet, und dieses strömte progressiv in die Welt ein, immer weitere Kreise ziehend, weitere Möglichkeiten offenbarend. Wie das Gute zuvor das Einfache war, aber in sich eine unendliche Fülle enthielt, die sich in der Welt hätte entwickeln sollen, so jetzt das Böse. Und diese immer weitere Entfaltung des Bösen ist der Gegenstand der Prophezeiung der Zeugen. Sie zeigen auf, sie zerlegen, sie klassifizieren das Böse. Sie sind weder der Teufel noch die Versuchung, sie sind nur Bericht-erstatte des Bösen vor Gott, aber darin sind sie wie eine Antithese zum Kommen des Sohnes. Sie richten Unheil an mit ihrem enthüllenden Zeugnis; sie scheinen von der Sorge erfüllt zu sein, es könnte der Gerechtigkeit Gottes etwas vom Bösen entgehen. Der Sohn wird durch die Menschwerdung in allen Erlösten wohnen, allen sein Siegel so aufdrücken, daß der Vater sie als die Seinen erkennt. Die Zeugen stehen gegensätzlich dazu, indem sie dauernd dem Vater das Böse in jedem Menschen aufzeigen und den Menschen jede Fähigkeit nehmen, sich neutral zu verhalten. Sie stellen sie dauernd in die beim Sündenfall vollzogene Entscheidung. Und wenn die Propheten des Alten Bundes den Sohn verkünden, der ihre Weissagung durch sein Kommen erfüllt, so werden die beiden Zeugen durch das Kommen des Sohnes hinfällig, weil das System der Gerechtigkeit, das sie bei Gott durchzusetzen versuchen, durch die Offenbarung der Barmherzigkeit überholt ist. Aber in dieser Vision muß die Linie der Gerechtigkeit zu Ende gezogen werden, während von allem, was die Barmherzigkeit betrifft, abgesehen wird.

Darum haben die beiden Zeugen Macht, ebensolange zu prophezeien, als die Heiden die Heilige Stadt zertreten, näm-

lich *zwölfhundertsechzig Tage*, oder zweiundvierzig Monate, oder dreieinhalb Jahre. Daran ist schon ersichtlich, daß ihre Prophezeiung eine Funktion des Unglaubens ist. Sie sind angetan mit *Bußkleidern*, im Gegensatz zur Vernichtungsfreude, die die Heiden bekunden. Freude und Buße sind in der Kirche stets nahe beieinander, und Gott möchte diese Zusammengehörigkeit als ein Mittel gebrauchen, die Ungläubigen auf den Glauben aufmerksam zu machen. Die Zeugen sind in der Zweizahl. Johannes muß seine Weissagung allein, in der Einzahl durchführen. Die Zweizahl der Zeugen ist wie eine Bekräftigung seiner Prophezeiung; es entsteht dadurch wie die Andeutung einer Auftragshierarchie: Johannes an der Spitze, und hinter ihm, nach ihm, unter ihm, die zwei Zeugen. Auch wird das Zeugnis Zweier von den Menschen ernster genommen als das eines Einzigen. Die beiden Zeugen sind nicht geschichtliche Persönlichkeiten; sie sind ein Symbol, eine Funktion, und auch ihre Zahl ist symbolisch.

11, 4. Diese sind die zwei Ölbäume und die zwei Leuchter, die vor dem Herrn der Erde stehen.

Die Bäume also, aus denen das Öl wird, von dem Gott früher gesagt hat: Dem Öl und dem Wein darf kein Schaden zugefügt werden. Sie verkörpern also auch *vor dem Herrn der Erde* deren Fruchtbarkeit, die Gott ihr schenkte, aber sie stehen Gott zugekehrt, nicht den Menschen, ihr Wachstum vollzieht sich ganz in Gott, ohne Pflege der Menschen, nur negativ werden sie anerkannt als die, denen man keinen Schaden zufügen soll. Und sie können Gott auch an den Ölberg erinnern, wo es umgekehrt sein wird, wo nicht der Ölbaum vor dem Herrn, sondern der Herr vor dem Ölbaum stehen wird, der ihm in der Verlassenheit eine Art Hinweis des Vaters ist: hier sieht er die Frucht. Und als *die zwei Leuchter* strahlen sie dem Herrn der Erde das Licht zurück,

das die Menschen bei der Erschaffung der Erde erhalten haben, ihm die Gabe anbietend, die er in die Schöpfung gelegt hat.

11, 5. Wenn jemand ihnen Schaden zufügen will, kommt Feuer aus ihrem Munde heraus und verzehrt ihre Feinde; und wenn jemand ihnen Schaden zufügen will, dann muß er auf diese Weise getötet werden.

Sie dürfen nicht angerührt werden, ja, sie können nicht, weil sie als Waffe das Feuer besitzen. Sie sind von Gott her gesichert, und sie sind wie ein zwischen Gott und den Menschen Eingeschaltetes, damit Gott kein Schaden zugefügt werde, und Gottes Gerechtigkeit gesichert sei. Darum kann auch ihnen nichts geschehen; denn es wäre nicht Gottes Art, sich zu schonen und andere preiszugeben, am wenigsten seine Wächter. Der Auftrag, Gottes Gerechtigkeit zu bewachen, bildet eine feste Verbindung zwischen den Beauftragten und Gott, und solange dem einen, nämlich Gott, nichts geschieht, kann auch den andern nichts angetan werden. Sie sind durch das Feuer ihres Mundes gesichert, das alle verzehrt, die die Absicht haben, ihnen zu schaden. Die Absicht allein würde dazu genügen, denn die Absicht ist oft schlimmer an Bosheit als die Ausführung selbst. In ihr liegt die wahre Bosheit der Sünde. Die Gerechtigkeit, die hier die Sünde bis in ihre geheimen Winkel verfolgt, ist eine Art Antithese zur Bergpredigt. Denn es geht hier unerbittlich um die Enthüllung des Bösen, und auf dieser Linie ist von Milderungsgründen, von Gnade nicht die Rede. Es ist ein ehernes, geschlossenes System: Gott schützt sich durch seine Zeugen, und so schützt er auch sie.

11, 6. Diese haben die Macht, den Himmel zu verschließen, damit kein Regen falle in den Tagen ihrer Weissagung, und sie haben Macht über die Gewässer, sie in Blut zu verwandeln und die Erde mit jeder Plage zu schlagen, sooft sie wollen.

Den Himmel verschließend, können sie den Austausch zwischen Himmel und Erde ganz unterbinden. Die Entziehung des Regens während den Tagen ihrer Weissagung soll der Kraft dieser Weissagung mehr Nachdruck verleihen. Die Welt wird nach Regen schreien, für sich, für die Gewächse, für die Tiere; sie wird einsehen, daß für sie die Zeit des Flehens gekommen ist. Aber der Himmel wird unerbittlich verschlossen bleiben. Es ist, als würde Gott sich dem Willen der beiden Zeugen einordnen, aber nicht anders als beim Gebet: er wird den Willen der beiden Zeugen zuerst dem seinigen anpassen und so, wenn er den Himmel verschlossen hält, zuletzt doch nur seinen eigenen Willen tun. Die Absicht dieses Willens ist die Lenkung der Menschen auf Gott hin. Auch wenn sie sich nicht bekehren auf Grund der Weissagung, auch wenn sie nur für sich selbst flehen werden — was schließlich kein Gebetsinhalt ist —, so werden sie doch widerstrebend anerkennen müssen, daß sie in der Abhängigkeit vom Himmel sind.

Die Macht der Zeugen dauert für die Zeit ihrer Weissagung. Sie ist eine Auftragsmacht, keine persönliche Macht, etwas, das nur für ihre Sendung gedacht ist und sich unbedingt in ihr auszuwirken hat. Durch diese Macht erhält ihre Sendung eine unerbittliche Autorität. Nicht nur ihr Wort wird also für die Menschen von Gewicht sein, sondern alles, was dieses Wort begleitet und es beglaubigt.

Sie haben auch *Macht über die Gewässer, sie in Blut zu verwandeln*. Das Blut ist Zeichen des Opfers und der Rache. Und wenn die Menschen den Segen des Wassers brauchen, werden sie nicht nur den Wassermangel im verschlossenen Himmel erleben, sondern seine Verkehrung in das, was dem Ersehnten entgegengesetzt ist. Das Blut ist keinem ihrer Zwecke entsprechend; sie können es nicht trinken, ihre Felder nicht damit begießen. Und schließlich erhalten die Zeugen die Macht, *die Erde mit jeder Plage zu schlagen, sooft sie wollen*. Die ganze Auswahl dessen, was für die Menschen

Strafe und Drohung ist, steht ihnen zur Verfügung. Und weil alle Plagen innerhalb der Zeit der Weissagung ergehen und sie diese zum Hintergrund haben, werden die Menschen immer mehr daran gemahnt, daß es eine höhere Macht gibt, die sie vergessen oder gegen die sie sich aufgelehnt haben.

Auch in der Macht der Verwandlung von Wasser in Blut sind die Zeugen gegensätzlich zum Herrn, der das Wasser in Wein, den Wein in Blut verwandelt, um damit den Seelen das höchste Geschenk, den ersehntesten Trunk zu reichen. Aber auch diese Gnade haben die Menschen abgelehnt und verachtet, und es wird ihnen jetzt für ihre natürlichen Bedürfnisse kein Wasser mehr gegönnt, sondern das Blut aufgedrängt. Sie sind dort gestraft, wo sie gesündigt haben. Die Elemente der Gnade und der Strafe sind die gleichen; die Verweigerung des Elementes der Gnade hat zur Folge die gezwungene Annahme des Elementes der Strafe. Und wenn der Herr in der Eucharistie seinen ganzen Leib hinopfert und uns zur Speise anbietet, so oft wir wollen, dann legt er die Freiwilligkeit der Annahme des Geschenkes in unsere Hand. Aber da wir sein Angebot verachtet haben, wird uns die Freiwilligkeit entzogen und in die Hand der Zeugen gelegt, so daß diese nun strafen können, *sooft sie wollen*.

11, 7. Und wenn sie ihr Zeugnis vollendet haben, wird das Tier, das aus dem Abgrund heraufkommt, mit ihnen Krieg führen und sie besiegen und sie töten.

Die Zeugen haben eine Frist erhalten, um ihr Zeugnis abzulegen, und das Ende dieser Frist wird ihre Überwindung durch den Teufel sein. Das Tier wird gegen sie auftreten und sie in einen Krieg ziehen, der mit ihrem Tode enden wird. So erscheint ihre ganze Sendung jetzt in einer zwiefach schrecklichen Beleuchtung: sie können der Welt jedes Schlimme antun, das sie wollen, und ihnen selbst kann das Tier das

Schlimmste zufügen: den Tod. Das Tier aus dem Abgrund wird hier zum erstenmal erwähnt. Vorher gab es nur den Rauch aus dem Abgrund und die Heuschrecken und die Myriaden von Kriegeren; jetzt erscheint das Tier als eine noch betontere Verkörperung des Bösen und der Strafe. Und die Macht des Tieres nimmt am Ende der prophetischen Sendung überhand über die Macht der Zeugen.

11, 8. Und ihre Leichname werden auf dem Platz der großen Stadt sein, die in einem geistigen Sinne Sodoma und Ägypten genannt wird, wo auch ihr Herr gekreuzigt worden ist.

Ihre Leichname kommen an den heiligen Ort der Kreuzigung des Herrn, weil sie dazu gebraucht werden, die Erinnerung an das Leiden und an den Tod des Herrn wachzurufen. Es ist nicht ersichtlich, wie sie dahin kommen; der Auftrag, sie hinzuschaffen, bleibt anonym; wichtig ist nur, daß sie dort sind. Und zwar ist dieser Ort nicht mehr außerhalb der Stadt, nicht mehr in der Einsamkeit, sondern im Gegenteil *auf dem Platz der großen Stadt*, er ist zu einem Platz der dichtesten Bevölkerung geworden. Und die Stadt hat einen geistigen Namen: sie heißt zugleich *Sodoma*, Stadt der Sünde, und *Ägypten*, Land der Plagen. Diese Stadt hat ihren Sinn, ihre Erfüllung nur im Geiste, dort wo Johannes sich befindet, und es wird betont, daß ihr Name im Geiste so lautet.

Der Herr ist an dem Ort gestorben, wo die Sünde der Menschen ihn hingebracht hat. Dieser Ort, der genau bekannt ist, hat durch den Tod des Herrn gleichsam eine Verbreiterung erfahren, denn seit dem Tod auf Golgatha wird der Herr auf Erden überall dort aufs neue gekreuzigt, wo unsere Sünde sich von ihm nicht überwinden läßt. Und so werden die Leichname der Zeugen sinnbildlich an den Ort der Kreuzigung gebracht, aber sie werden überall dort sein, wo das Böse dem Bösen begegnet.

11, 9. Und (Leute) aus den Völkern und Stämmen und Sprachen und Ländern werden dreieinhalb Tage lang ihre Leichname besichtigen, und sie werden nicht erlauben, daß ihre Leichname in ein Grab gebracht werden.

Eine Unmenge Volk wird diese Leichname besichtigen und es wird kein Versuch gemacht werden können, sie zu begraben, weil der Wille aller sich dem widersetzen wird. Sie bleiben über die Zeit ihrer Weissagung hinaus liegen, so wie die Verheißung innerhalb der Erfüllung des Neuen Bundes nicht abgeschafft wird, sondern bleibt. Auch hier sind die beiden Zeugen nicht als einzelne Persönlichkeiten der Heilsgeschichte zu verstehen. Man könnte zwar ihr Vorhandensein an vielen Stellen der Schrift nachweisen; aber sofern ihre eigentliche Wirkung im Himmel ist, werden sie auf Erden nicht eigentlich faßbar, sind ihre Spuren nicht geschichtlich verfolgbar, sondern nur im Geiste. Sie sind wie Prinzipien, wie ein Extrakt des Prophetischen überhaupt, darin vergleichbar der Art, wie Adam und Eva ein Extrakt der Menschheit sind, in welchem Sendung und Berechtigung aller Menschen schon vorgebildet ist.

11, 10. Und die Bewohner der Erde freuen sich über sie und frohlocken und werden einander Geschenke schicken, denn diese zwei Propheten peinigten die Bewohner der Erde.

Die Bewohner der Erde freuen sich, daß die Statthalter der Gerechtigkeit Gottes getötet wurden; sie haben sich weder durch ihre Weissagung erschüttern lassen, noch durch ihren Tod, der in vielem an den Tod des Herrn erinnert. Sie haben nie verstanden, daß in allen ihren Plagen ein Auftrag Gottes lag. Sie haben diese Plagen wie etwas empfunden, das als Schuld den Zeugen zur Last gelegt werden muß. Und so feiern sie jetzt das Ende dieser Übel und schicken sich gegenseitig Geschenke, als sei eine neue Zeit der Freude angebrochen. Der Maßstab ihrer Freude ist ihr eigener Wille; was ihn schmälert,

noch mehr, was sie plagt, das erachten sie als gegen sie gerichtet. Sie sind in der Sünde so verhärtet, daß sie für den Strafcharakter der Plage gar nicht mehr empfänglich sind. Der Zusammenhang zwischen den Zeugen und den Plagen ist ihnen zwar vollkommen klar, aber gar nicht, daß die Zeugen im Auftrag Gottes gehandelt haben. Sie wissen in ihrer in sich selber verschlossenen Existenz gar nicht mehr, was ein Leben im Auftrag ist.

11, 11. Und nach den dreieinhalb Tagen kam Geist des Lebens aus Gott in sie, und sie stellten sich auf ihre Füße, und große Furcht überfiel die, welche sie sahen.

Das vollkommen Unerwartete tritt ein: diese Zeugen werden nun auch passiv zu Zeugen der Macht Gottes; sie haben sich so sehr zur Verfügung gestellt, daß sie bereit waren, auch dreieinhalb Tage lang Leichen zu sein, wenn der Geist Gottes es so wollte. Und nun, nachdem sie ihr Leben für diesen Dienst hingegeben, fährt der Geist wieder in sie und erweckt sie. Sie haben sich für dieses Wunder zur Verfügung gestellt. Sie haben es wirklich in ihrem Leib erfahren, daß man im Auftrag und Gehorsam Gottes sterben kann, ohne daß dies ein Ende des Auftrags bedeutet, daß man mitten im Auftrag Gottes sterben und Gott die Weiterführung des Auftrags überlassen kann. Darin ist ihr Tod eine Nachahmung des Herrn. Aber es ist kein erlösender, kein gnadenwirkender Tod. Es ist für die beiden Zeugen vielmehr ein furchtbares Leiden, daß ihr Auftrag scheinbar endgültig durch das Böse zunichte gemacht wird, und daß sie auch zu dieser Vernichtung Ja sagen müssen. Und sie tun es beide in gleicher Weise, in der Gemeinschaft ihrer Bezeugung; keiner macht es besser als der andere.

Große Furcht überfiel die, welche sie sahen. Die Menge war mit ihnen schon fertig geworden, hatte sie als eine vorübergehende, vergangene Erscheinung betrachtet. Sie sah in ihnen

kein anderes mögliches Leben als das vergängliche, endliche. Daß Gott der Schöpfer und der Erhalter des Lebens ist, wußten sie nicht mehr. Und so überfällt sie nun Furcht. Bisher schien Furcht nur dann am Platze, wenn etwas in den natürlichen Bedingungen ihres Lebens sie persönlich bedrohte; es mußte, um furchtbar zu werden, in einem Verhältnis zu ihren Gefühlen, Absichten und Interessen treten. Jetzt sehen sie, daß sich objektiv etwas Furchtbares, weil Übernatürliches und für sie völlig Unberechenbares vor ihren Augen abspielt. Dreieinhalb Tage haben sie diese Leichname gesehen, und nun stehen sie wieder lebendig auf den Füßen. Und da sie sich dadurch nicht zum Glauben angeregt fühlen, können sie sich nur fürchten. Davor, daß die alten Plagen wieder beginnen und sie ihn ihren sündigen Freuden und in ihrer Abkehr von Gott gestört werden könnten. Ihre Angst steht in krassem Widerspruch zur Angst dessen, der an dieser Stätte gekreuzigt worden ist. Er ängstigte sich, weil er von Gott sich getrennt fühlte; sie fürchten sich, Gott wiederbegegnen zu müssen. So verschließt die Angst sie immer mehr, anstatt sie zu öffnen. Es ist die ausweglose Angst der Sünde, die sich steigert, wenn sie fürchtet, mit irgendeinem Ausweg bekannt zu werden.

Der Grund, warum der Geist die Zeugen wiedererweckt, ist, daß es ganz ohne sie nicht geht. Sie spielen in der Menschheit eine ähnliche Rolle wie das Gewissen im Einzelnen neben Vater, Sohn und Geist eine Rolle spielt. Die Gerechtigkeit Gottes wird von der Liebe des Sohnes nicht einfach ausgeschaltet; sie wird in ihr aufgenommen. Der Neue Bund verurteilt den Alten nicht; vielmehr erhält der Alte im Neuen ein neues Leben. Und es wird für den Christen der Alte nur im Neuen verständlich.

11, 12. Und sie hörten eine laute Stimme vom Himmel, die zu ihnen sprach: Kommt hier herauf! Da erhoben sie sich zum Himmel hinauf in der Wolke, und ihre Feinde sahen sie.

Alle, die die beiden Zeugen aufstehen sahen, hören diese Stimme und wissen, daß sie vom Himmel kommt. Sie wissen es durch ihre Ohren; es ist für sie kein übernatürlicher, sondern ein natürlicher Vorgang; sie erfahren diese Stimme ebenso sinnlich und sicher wie irgendeine menschliche Stimme. In der Weise, wie sie sie hören, liegt die volle Evidenz ihrer Herkunft und ihres Aufgenommenseins in ihrem Geist, und so fällt jede Möglichkeit einer Entschuldigung (des Nicht-aufnehmen-könnens) weg. Sie wissen jetzt mit aller Sicherheit, daß der Mensch Gott hören kann. Sie haben ihn gehört in einem Augenblick, da sie gegen ihn waren, da sie das Ende der vom Himmel stammenden Plagen feierten, da sie nicht im geringsten an Gott dachten, entfernter von ihm waren als je. Auch für jene, die etwa auf den Gedanken gekommen wären, die Plagen könnten Strafen besagen, war der Tod der Zeugen ein Augenblick des vollen Triumphes. Es gab also doch einen, der mächtiger war als der, der vielleicht den Auftrag zur Strafe erteilt hatte! Und dieser Mächtigere stand auf ihrer Seite, denn er hatte die Zeugen getötet. Und nun, nach diesem Akt, war es still um ihn geworden. Er war von seinem Sieg wie verschlungen worden. Sie hatten sich in seiner Macht für immer geborgen gewöhnt. An Stelle dessen sehen sie das Werk des Überwunden-Geglaubten, und dieses Werk steht über dem Werk des Teufels. Dort, wo der Teufel sicheren, endgültigen Tod gebracht hatte, bringt Gott Leben aus dem Tod. Dreieinhalb Tage haben sie die Leichname besichtigt, und jetzt stehen die Zeugen lebendig da. Und eine Stimme vom Himmel redet mit ihnen, und wird zugleich von allen Anwesenden gehört.

Diese Stimme hat einen Auftrag: *Kommt hier herauf!* Und jetzt wird für alle ersichtlich, daß die Macht der Zeugen sich innerhalb ihrer Sendung auswirkt, daß sie von jeher Gehorchende waren. Und daß somit auch die ganze Macht der Plagen Teil eines viel umfassenderen Auftrags waren. Eine Hierarchie von Aufträgen wird sichtbar. Und gleich-

zeitig erkennen die Anwesenden — und das ist noch viel erschütternder —, daß sie selber diejenigen sind, über die verfügt wird. Es wird jetzt verfügt, daß sie gezwungen werden, das Unerhörte zu sehen, und diese Verfügung übertrifft die vorherigen, durch die sie in die Strafe hinein verfügt worden waren. Die Macht, vor der sie stehen, ist so groß, daß sie sich selbst wie die vollkommene Ohnmacht vorkommen. Und diese Ohnmacht ist um so unerklärlicher, je machtvoller vorhin der Sieg des Tieres schien, je sicherer sie während des Festes ihrer eigenen Macht waren. Denn sie betrachteten das Werk des Tieres als ihr Werk; sie wähten, zum mindesten gleich große Macht zu besitzen wie das Tier. Da sie im Dienst des Tieres standen, glaubten sie, selber über dessen Macht verfügen zu können. Nun, da sie zusammenbrechen, könnten sie offen sein für Neues, für Gott. Aber das Schauspiel, dem sie beiwohnen, ist für sie nur ein lähmender Schrecken. Sie sind nicht fähig, Stellung zu nehmen, noch weniger, zu glauben.

Da erhoben sie sich zum Himmel hinauf in der Wolke. Die Zeugen gehorchen sofort, denn sie sind erfüllt vom Geiste des Lebens Gottes. Der Geist, der sie auf die Füße stellte, hat ihnen nicht nur das äußerlich sichtbare Leben geschenkt, sondern das Leben des Gehorsams und des Glaubens schlechthin. Für sie heißt jede Überlegung Gehorsam; es gibt für sie keine Pause zwischen dem Vernehmen des Befehls und seiner Ausführung. Erfüllt wie sie sind mit dem Heiligen Geiste Gottes, ist ihr Leben ein Teil des Lebens des Vaters. Auf eigenes Leben haben sie völlig verzichtet, um den ganzen Platz Gott einzuräumen. Sie sind die verkörperte Werkzeuglichkeit. Ihr Tod war ebenso werkzeuglich wie ihre Erweckung und ihre jetzige Himmelfahrt. Der Befehl genügt, damit sie die Kraft der Ausführung haben. Und sie fahren *in der Wolke* empor. Für die zuschauende Menge, die ihren Aufstieg in aller Wahrheit erlebt, gibt es keine vollkommene Durchschaubarkeit. Sie sind in die Wolke gehüllt wie in das Geheimnis Gottes. Sie sind

in gänzlicher Einheit mit den Geheimnissen des Vaters, und gerade diese Einheit ist für die Erdenbewohner das Unverständlichste. Je mehr einer zu Gott hin sich wendet, von Gott hineingenommen wird, desto mehr umgibt ihn eine Wolke; er fragt nicht, er erklärt nicht, er erfährt Gott und seine Geheimnisse und wird im gleichen Maße unverständlich für die große Menge, oft sogar für die Nächsten. Erst im Himmel wird diese Wolke sich auflösen.

Die Zeugen fahren, da sie ihre Sendung erfüllt haben, an den Ort, den Gott für sie bestimmt hat. Sie fahren in ein Endgültiges, das das Bisherige in sich aufschluckt. Sie sind von jetzt an nicht mehr die Zeugen von Nahrung und Licht vor Gott. Aber das Vergangene, das sie getan, war nicht das Böse; es war nur das Peinliche. Sie waren wie ein Gewissen der Menschheit, das keine Hoffnung kannte und immer nur auf das Schlimme hinwies. Sie gehörten wesentlich zur vorchristlichen Zeit, ohne daß man ihr Dasein in der Zeit umgrenzen könnte. Aber sie waren wie eine Antithese zum Herrn. Ihr Dasein hört auf, berechtigt zu sein, im Augenblick, da der Sohn kommt. Sie waren wie die Inhaber einer göttlichen Notwendigkeit, den Sohn Mensch werden zu lassen, wie die Aufdecker dieser Notwendigkeit, ja noch mehr: wie ihre Zwinger. Sie waren der untrügliche Beweis dafür, daß der Sohn kommen mußte.

Und ihre Feinde sahen sie. Mit vollkommenem Nicht-Verstehen, obwohl sie nicht mehr dieselben sind wie beim Fest. Sie haben für ihre Begriffe von Verstehen und Macht keine Verwendung mehr, ohne daß ihnen dafür eine neue Verwendung in Gott aufgegangen wäre. Die Stimme Gottes, die mit den Zeugen sprach, und die sie hörten, war für sie kein Anruf. Sie hat die Aufträge der Zeugen abgerundet, und damit auch den Plagen ein schärferes Profil gegeben, und so werden ihnen diese, obwohl schon erlitten, nochmals unerträglicher. Wenn einer, der von einem andern schmerzlich ver-

letzt wurde, nachträglich erfährt, es sei absichtlich geschehen, dann steigert dies noch seinen Schmerz. Es gibt ihm eine besondere Schärfe und Unheimlichkeit. Die Feinde sind, indem sie zusehen, immer noch Feinde.

11, 13. Und zu jener Stunde entstand ein großes Erdbeben, und der zehnte Teil der Stadt stürzte ein, und durch das Erdbeben wurden siebentausend Personen getötet, und die übrigen wurden voll Furcht und gaben dem Gott des Himmels die Ehre.

Dieses Erdbeben kommt wie das frühere Beben vom Himmel. Das frühere war entstanden, da der Engel das Feuer auf die Erde geschleudert hatte. Das jetzige entsteht, da der Himmel die beiden Zeugen wieder aufnimmt, aber als Zeichen dafür, daß mit dieser Himmelfahrt das Ende der Wehe noch nicht da ist.

Der zehnte Teil der Stadt, deren Hauptplatz am Kreuzigungsort des Herrn liegt, stürzte ein. Es ist ein kleiner Teil; dem größten wird die Möglichkeit der Besinnung und Bekehrung angeboten. *Und durch das Erdbeben wurden siebenmal tausende Personen getötet.* Sie sterben noch in der Angst, die sie erfüllt hatte, als sie Gottes Stimme vernahmen, die Ohnmacht und das Verfehlte ihres Lebens einsahen, ohne sich doch wirklich zu Gott wenden zu können. Die Katastrophe überfällt sie im Moment der vollen Ratlosigkeit. Die Linie der Gerechtigkeit Gottes wird genau ausgezogen: im Augenblick, da die Sendung der Zeugen als eine Sendung der Strafe erkannt wird, ereilt die Menschen auch schon die vollkommene Strafe. Kaum sind sie vom Begriff der Gerechtigkeit irgendwie angerührt, werden sie von ihr schon gefällt. In ihrer Zahl spiegelt sich der Geist in der Gerechtigkeit des Vaters wider.

Und die übrigen wurden voll Furcht. Sie erschrecken noch mehr als bisher. Und in diesem zweiten Schrecken, der den ersten übertrifft, findet Gott den Anlaß, sie zu bekehren. Aus dieser Häufung der Schrecken schafft er den Raum für die vom

Sohn gewirkte Erlösung. Er gibt darin den Christen ein Vorbild: auch sie sollen, wenn sie einen Menschen zu Gott führen, sich nicht mit einem Versuch begnügen, sondern einen zweiten, gleichgerichteten wagen, gleichgültig ob der erste Frucht gezeitigt hat oder nicht. Hat er etwas Förderliches ergeben, wird die zweite Unterredung noch mehr ausweiten; wenn nicht, so wird es vielleicht der zweite ergeben. Gott ist geduldig nicht nur im Warten, sondern auch im Tun: er hat die Gnade des zweiten Erdbebens nach der ersten verliehen, und diesmal hat seine Gnade Erfolg.

Und sie gaben dem Gott des Himmels die Ehre. Sie anerkennen Gott jetzt als denjenigen, der sowohl die Plagen wie das Erdbeben geschickt hat. Sie sind von seiner Gegenwart und Allmacht überzeugt. Sie sind dadurch nicht schon einfachhin Gläubige, Christen; sie können hier, auch wenn sie Gott die Ehre geben, nur als solche bezeichnet werden, die unterwegs zum Glauben sind. Sie haben die Erkenntnis erhalten und müssen durch sie erst noch zur Liebe geführt werden.

11, 14. Das zweite Wehe ist vorüber; siehe, das dritte Wehe kommt schnell.

Zum zweiten Wehe gehört nicht nur alles, was der sechste Engel auslöste, sondern auch die von Johannes erlebte und irgendwie mitgewirkte Geschichte der beiden Zeugen. Es bewegt sich gleichsam auf zwei Ebenen: auf der einen ist Johannes nur ein im Geiste Schauender, auf der andern ein Mitwirkender, wie es sich im himmlischen Auftrag des Messens ausdrückt. Der Auftrag des Messens ist in der Vision wie ein Ersatz für das christliche Leben auf Erden. Es geht nicht an, im Himmel geweilt zu haben und dann wieder auf Erden zu leben, als wäre man nie im Himmel gewesen. Darum muß im himmlischen Leben das irdische abgebildet sein, damit nachher im irdischen das himmlische sich abbilden kann. Das Wehe wird also als einheitlicher Auftrag erst vollständig,

nachdem Johannes die Geschichte der Zeugen miterlebt hat. Im Leben eines Jeden, der einen Auftrag vom Jenseits her hat, muß man immer das Doppelte sehen: das Zeugnis und dessen Ausdruck im Leben.

Siehe, das dritte Wehe kommt schnell. Johannes kündigt an, daß es weitergeht. Daß, wenn drei Wehen angekündigt sind, auch drei kommen werden. Daß es kein Aufhören gibt, bevor der Auftrag vollkommen erfüllt ist. Er hat sieben Engel bereit gesehen, sechs Aufträge sind erfüllt. Daran weiß er, daß der siebte droht.

DIE SIEBTE POSAUNE

11, 15. *Und der siebte Engel posaunte. Da erschollen laute Stimmen im Himmel, die sprachen: Die Herrschaft über die Welt ist unserem Herrn und seinem Gesalbten zuteil geworden, und er wird herrschen in alle Ewigkeit.*

Der siebte Engel, der seinen Auftrag erfüllt, der wie Johannes im Gehorsam steht, unterscheidet sich von den frühern nur dadurch, daß er vom sechsten durch Johannes getrennt und verbunden ist. Der Jünger, der doch ein Mensch ist, hat mit seinem von Gott erhaltenen Auftrag wie eine Brücke zwischen den Engeln geschlagen, etwas Neues eingeschaltet. Er zeigt hier die Teilnahme der gehorchenden Menschen an der Macht und Vorsehung Gottes. Diese Teilnahme eröffnet für den siebten Engel zunächst etwas, das nicht einem Wehe gleicht, vielmehr im Gegenteil einen Einblick in das Reich Gottes gewährt. Das Weh beginnt mit einer gewissen Schau des Himmels, die zunächst nur durch die Ankündigung des Wehe drohend ist, die an sich eher angetan wäre, den Glauben zu stärken und die Seelen zu beruhigen.

Laute Stimmen lassen sich vernehmen, die eine gemeinsame Botschaft verkünden: *Die Herrschaft über die Welt ist unserem Herrn und seinem Gesalbten zuteil geworden.* Hier wird Gott der Vater als der Herr bezeichnet, während der Titel sonst dem Sohn vorbehalten ist. Er ist Herr auf Grund der Welterschöpfung. Es ist, als habe die Welt nach ihrer Erschaffung eine Art eigene Gerichtsbarkeit besessen, als habe sie auf Grund ihrer eigenen Gesetze ein Reich und eine Herrschaft errichtet, und als werde dieses Reich nun als ein Geschenk dem Vater und dem Sohn übergeben. Die Übergabe ist end-

gültig: *Er wird herrschen in alle Ewigkeit.* Wenn der Vater jetzt am Namen des Sohnes teilhat, so heißt das, daß der Vater etwas vom Wesen des Sohnes angenommen hat, das der Sohn ihm gleichsam abgetreten hat. Daß eine Art Gewichtsverschiebung zwischen Vater und Sohn stattgefunden hat. Aber gerade durch diese Abtretung des Herrschaftstitels an den Vater wird die vollständige Einheit hergestellt, die sich zuletzt in der Einzahl ausdrückt: *Er wird herrschen.* Und das Reich der Welt ist in die Herrschaft dieser Einheit einbegriffen, es nimmt teil an der Vollkommenheit dieser Einheit. Indem der Sohn aus Liebe zum Vater die Welt erlöst hat, hat er gleichsam eine neue und stärkere Bindung zwischen sich und dem Vater hergestellt; was der Vater erschuf und dem Sohn übergab, wird ihm vom Sohn verwandelt und neu heimgebracht. Das ist das Zeichen der unbedingten Fruchtbarkeit zwischen Vater und Sohn: daß ihre Liebe durch dieses gegenseitige Geschenk erhärtet wird und daß das Geschenk durch den gegenseitigen Austausch zu dem wird, was es ist.

11, 16. Und die vierundzwanzig Ältesten, die vor Gott auf den Thronen saßen, warfen sich auf ihr Angesicht nieder und beteten Gott an.

Die Ältesten finden in der Verkündigung der lauten Stimmen einen Anlaß zu neuer Anbetung; sie werden durch sie in ihrer bisherigen Haltung bestärkt. Sie haben gewissermaßen auf diese neu sichtbar werdende Einheit zwischen Vater und Sohn gewartet, und ebenso sehr auf die Übergabe des Reiches der Welt an Gott. Sie haben auf Erden für Gott gekämpft, und ihr ganzer Glaube hat sich immer mehr von Gott allein genährt, in einer wachsenden Erwartung, die Gott immer mehr übertraf. Gott legte in sie die Hoffnung auf eine Erfüllung, um jedesmal, wenn er die Erfüllung schenkte, mehr zu geben und mehr zu verheißen, als die Hoffnung enthielt. Und so war jede Erfüllung das Geschenk eines neuen, stärkeren, über-

treffenderen Glaubens, einer ins Unendliche offenen Erwartung. Und nun sehen sie in der Übernahme des Reiches durch Gott die Erfüllung ihrer Erwartung, die doch kein Abschluß ist, sondern Anlaß zur vollkommenen Öffnung ihrer selbst in der vollkommenen Anbetung.

11, 17. Und sie sprachen: Wir danken dir, Herr, allmächtiger Gott, der ist und der war, daß du deine große Macht ergriffen und die Herrschaft angetreten hast.

Die dankende Anbetung nennt Gott den, *der ist und der war*. Die Zukunft ins ewige Leben hinein lassen die Anbetenden jetzt weg, weil sie wissen, daß sie bei einem Augenblick der Erfüllung angelangt sind, der so voll ist, daß er genügt, und daß es nicht an der Zeit ist, nach Weiterem hoffend Ausschau zu halten. So kann es auf Erden beim Empfang eines Sakramentes sein: der Augenblick ist so überwältigend, daß es unmöglich wäre, jetzt einen nächsten Empfang vorzusehen. Den Dank auch für die zukünftigen einschließen wollen, könnte vielleicht eine Geringschätzung des Jetzt bedeuten.

Gott hat *die Herrschaft angetreten*. Er hat seine große Macht darin gezeigt, daß er das, was ihm angeboten wurde, *ergriffen* hat. Das Reich war ja vorher schon sein, denn er hat es erschaffen. Und doch ist es durch die Ergreifung neu und anders sein geworden. Man kann Gott nichts anbieten und übergeben, ohne daß er es nehme und ergreife. Man kann es ihm aber nicht aufzwingen; wenn er es nimmt, dann immer frei und herrschaftlich. Indem Gott dem Menschen nichts aufdrängt, nicht einmal den Glauben, ohne seine Zustimmung zu erwarten, läßt er ihn teilhaben an der göttlichen Macht, frei und herrschaftlich anzunehmen. Aber was man Gott anbietet, das nimmt er wirklich für sich, sei es der einzelne Mensch, das Bild Gottes in ihm, oder die ganze Welt. Er nimmt daher auch die Selbständigkeit, mit der das Bild Gottes sich ihm gegenüber benehmen müßte, zurück, ohne sie auf-

zuheben, aber so, daß sie nun zu seinem persönlichen und ausschließlichen Eigentum wird. Es genügt nicht, daß das Reich Gott übergeben werde, damit es zum Seinen wird. Gott will den Akt der Bemächtigung, der Besitznahme setzen, obwohl er die Welt geschaffen hat und sie sein ist. Dieser Akt umgreift den Hingabeakt des Geschöpfes: er erlaubt ihn und ermöglicht ihn. Er ist zugleich der Akt, durch den Gott das Geschöpf beruft, und wenn dieses sich hingibt, so gibt es Antwort auf den Ruf Gottes, der in Besitz genommen hat. Das eben ist Gottes *große Macht*. Auch dort, wo er sich überwältigen läßt durch unser Gebet, unser Bitten, unsere Hilflosigkeit, sogar durch unser Sein, wenn wir im Sohne sind, offenbart er diese Macht, indem er uns annimmt.

11, 18. Und die Völker haben sich erzürnt; da kam dein Zorn und die Zeit, da die Toten gerichtet werden, und deinen Knechten den Lohn zu verteilen, den Propheten und den Heiligen und denen, die deinen Namen fürchten, den Kleinen und den Großen, und die zu verderben, welche die Erde verderben.

Die Völker haben sich erzürnt, weil sie sich immer weiter von Gott entfernten, und weil sie, je mehr sie sich entfernten, um so weniger Gott und seine Absichten gelten lassen wollten. Ein Machtrausch hatte sich ihrer bemächtigt, und sie gingen soweit, von Gott selber zu fordern. Sie waren vielleicht noch der Meinung, von Gott erschaffen zu sein, aber ihre Erschaffung und ihr Für-einander-Sichtbarsein stellte sie in ihren Augen über Gott. So war es schon bei Adam und Eva. Gott war unsichtbar, sie dagegen waren einander sichtbar, und in den Argumenten des Teufels war dies ein Zeichen ihrer Macht und ein Zeichen der Ohnmacht Gottes. Denn das Sinnlich-Sichtbare ist das Reale. Und je mehr die Menschen sich von Gott entfernten, um so mehr waren sie von sich selbst überzeugt, von der Gesellschaft, die sie miteinander bildeten

und aufbauten, und die funktionierte. Aber weil Gott nicht mehr da ist, ist auch keine wahre Liebe des Nächsten mehr möglich, schließlich keine Achtung mehr vor ihm. Je mehr der Mensch sich von Gottes Liebe entfernt, um so weniger verträgt er ein Geheimnis im andern. Alles muß grundsätzlich übersehbar sein, grundsätzlich an den Tag gebracht werden können. Wo er nicht hindurchsieht, ist er mit Mißtrauen erfüllt; denn er nimmt sich selbst als Maßstab und Beweis und glaubt nichts als sich selber. So ist er schließlich vollkommen allein. Alles, was ihn übersteigt, gehört nicht mehr ihm und muß abgelehnt werden. Da nun aber einmal das Du nicht zu leugnen ist, entsteht eine neue Form der Gemeinschaft: aufgebaut auf dem Grund der gegenseitigen Brauchbarkeit; ganze Völker und Staaten werden auf diesem Prinzip gegründet und nach ihm organisiert. Aber die Einsamkeit wird dadurch nicht gesprengt. Und so wird der Zorn gegen Gott immer größer, dessen verlorene Liebe nicht erlaubt, ohne ihn zu einer wahren Gemeinschaft zu gelangen. Der Einzelne erzürnt zuerst, aber dann alle miteinander, weil alle die gleiche Ohnmacht erleben.

Es begann mit einer bewußten Ablehnung Gottes, und dann schritt es dahin fort, daß die Kluft zwischen Gott und den Völkern sich so lange vergrößerte, bis die Völker nicht mehr wußten, daß Gott existiert. Wenn sie seinen Namen hören, dann ist es, als hörten sie den Namen eines Begriffs, der für sie längst abgetan ist, dem sie in ihrem Zorn einen neuen Inhalt gegeben haben, nämlich den Inbegriff dessen, was fremd ist, was sie nichts angeht. Sie haben aus Gott eine Art Gespenst gemacht, das aber wirkungslos ist, einen Mythos, der nur jene interessiert, die in dieser Hinsicht besonders erregbar sind.

Da kam dein Zorn. Die Völker hatten in ihrem Begriff Gottes auch irgendeinen kleinen, lächerlichen Platz für den Zorn Gottes aufgespart, so wie man in einem Märchen dem bösen Mann einen Platz offen läßt, obwohl niemand im Ernst

daran glaubt. Und nun ist dieses Gespenst doch Wirklichkeit geworden. Der Zorn Gottes ist gekommen. Seine Langmut hat ein Ende genommen. Er kann den Völkern nicht mehr mit Liebe begegnen, weil sie für seine Liebe völlig unempfindlich geworden sind. Nur noch der Zorn kann sie erreichen. Dieser Zorn übertrifft alles, was die Völker sich unter Zorn vorstellen konnten. Von ihrem Zornbegriff aus gemessen ist er eine unglaubliche Übertreibung, etwas, vor dem ihr eigenes Zürnen zu einem Gespenst herabsinkt. Und die ganze Wirklichkeit des Zornes liegt jetzt bei Gott. Die Menschen werden den Zorn Gottes wie das vollkommene Chaos empfinden, und zwar als ein sich steigendes Chaos, als die immer tiefere Ausweglosigkeit.

In seiner Annahme des Opfers des Sohnes hat Gott immer mehr auf seinen Zorn verzichtet. An sich bräuchten die Menschen nun den Zorn Gottes nicht mehr zu spüren. Aber die Liebe Gottes ist ihnen sogar nach dem Kreuz fad geworden, in ihrer Selbstsucht haben sie nichts mehr damit anzufangen gewußt. Und so ist der Zorn Gottes nicht überholt: er allein kann ihnen noch einen lebendigen Eindruck vom Wesen Gottes vermitteln. Er kann sie erschüttern, bis sie nicht mehr von sich selber zehren können. Das, worin sie selber waren, ihr eigener Zorn, wird durch den Zorn Gottes ersetzt, der ein ganz fremder Zorn ist. Sie werden aufgerissen und wie abgebaut durch den Zorn. Solange sie einen Funken von Liebe besaßen, gab es noch einen schmalen Zugang zu Gott. Jetzt, da der Zorn das einzige ist, was sie mit Gott verbindet, werden sie vor Gott als das Ganzfremde gestellt. Ihr eigener Zorn war ihre Abwendung von Gott: der Zorn Gottes ist das brutale Durchbrechen ihrer Schale, ein Geraubtwerden, ein nur noch Überwältigtwerden. Ein Unberücksichtigtlassen all dessen, was der Mensch einzuwenden hat oder als Antwort bereithält. Diese Überwältigung ist nicht gleichbedeutend mit neuem Kontakt. Der Mensch hatte so lange mit dem Gedanken

Gott gespielt, ihm so lange seine eigenen Gefühle und Ansichten geliehen, bis der Faden ganz abriß. Und wenn jetzt die Übermacht Gottes erscheint, dann wird sie vom Menschen nicht mehr erkannt. Es ist die Begegnung im Grauen des Nicht-Verstehens.

Und die Zeit, da die Toten gerichtet werden. In seinem Zorn soll Gott richten. Darin liegt eine neue Übersteigerung. Sonst ist der Zürnende unfähig, gerecht zu sein; er schäumt, er ist in einer Art Ekstase des Zornes. Bei Gott dagegen ist die Zeit des Zornes gerade die Zeit der Gerechtigkeit. Er hat mit diesem Zorn zusammen alle Eigenschaften, die ihn zum Richter machen. Gott ist wie eine Sphäre, die auf der einen Seite leuchtend, auf der andern finster ist, und zwischen beiden Hemisphären gibt es Übergänge. Und die Menschheit würde diese Sphäre umstehen: die einen erblicken nur das Leuchtende, die Liebe, andere nur das Finstere, den Zorn, andere sehen Übergänge zwischen beiden. Nur sind die Eigenschaften Gottes in ihm nicht auseinandergelegt, sondern ineinander enthalten.

In der Zeit des Zornes Gottes wird Gott seinen Knechten den Lohn verteilen, *den Propheten und den Heiligen*, weil in der gleichen Zeit des Zornes der Sohn die Welt erlöst, sie gerade vom Zorn Gottes erlöst, so daß auch Zorn und Erlösung, Gericht und Gnade, gleichzeitig in Gott sind. Der Zorn Gottes ist für uns wie die größte Nähe Gottes zum Sünder, die größte Überwältigung gegenüber der Welt, und so ist er für Vater und Sohn auch die Zeit der größten Nähe zur Welt und so die Zeit des Erlösungsbeschlusses.

Und es werden *die Toten gerichtet werden*, alle, und in welchem Zustand immer sie sich im Augenblick ihres Todes befinden. Und das Gericht, wie immer es aussehen mag, wird auf jeden Fall ein sehr sorgfältiges, peinliches sein. Es wird zu verschiedenen Ergebnissen führen, aber ein jeder wird sicher darin die Einsicht dessen erhalten, was Gott ist, und

somit auch, was er, der Einzelne, nicht ist. In diesem Gerichtskontakt wird sich erweisen, daß er nur in Gott die Möglichkeit hat, zu erfahren, was er in Wahrheit getan und nicht getan hat. Es kann ein Mensch auf Erden versuchen, sein Schlimmstes und sein Bestes abzustecken, und er meint dies seinem innersten Gewissen entsprechend zu tun. Und es kann ein anderer Mensch, wenn er glaubt und liebt, ihn vielleicht eines Bessern belehren: er weiß vielleicht Schlimmeres über ihn, oder er kann ihm zeigen, daß sein Bestes noch durchaus mittelmäßig ist. Was auf Erden schon möglich ist: daß ein Mensch einen andern über sich selbst aufklären kann, das wird im Gericht vollkommen sein, wo Gott einem jeden die wahren Maßstäbe offenbaren wird. Er wird uns seine eigene Einsicht schenken, um mit ihr das Vergangene zu beleuchten. Und indem wir seine Einsicht erhalten, wird auch er beleuchtet, nicht nur wir, und nicht zuletzt wird es der Sinn des Gerichtes sein, daß wir endlich eine richtige Ahnung davon erhalten, was Gott in Wahrheit ist. Indem er die Toten richtet, schenkt er ihnen den Sinn für das Leben. Alle unerfüllten Möglichkeiten des Lebens werden erst im Tod ihre wahre Größenordnung, ihren rechten Platz erhalten und einnehmen können. Und also wird er innerhalb dieses Gerichtes auch *seinen Knechten den Lohn verteilen*, ihnen zeigen, wo sie gedient haben, ihm in Wirklichkeit nahegestanden sind, wie der Dienst Nähe war und die Nähe Dienst. Und die Belohnung des Dienstes wird seine Steigerung sein, nicht nur dessen, was bisher als Dienst empfunden wurde, sondern die Ausweitung von allem, was irgendwo mit zu diesem Dienst gehört hat.

Unter seine Knechte zählt Gott auch *die Propheten*, die ganz bestimmte Aufträge von ihm erhielten, die zu Verkündern seiner Stimme wurden, und *die Heiligen*, die durch ihren Glauben seinen Auftrag erfüllt haben. Und er wird nichts von dem, was er als Dienst schätzt, unbelohnt lassen. Die Belohnung wird nicht in der Zurückziehung des Auftrags

bestehen, sondern in seiner Bestärkung und Weitung. Er wird auch jene belohnen, die ganz schlicht seinen *Namen fürchten*, deren Dienst darin bestand, daß sie aus seinem Namen den Inhalt ihres Gebetes und ihres Lebens gemacht haben, auch ohne besonderen Auftrag und ohne das Bewußtsein, zu dienen. Er wird also *die Kleinen und die Großen* belohnen. Aber da die Stunde des Zornes und des Gerichtes Kleine und Große erfaßt, erkennen wir, daß Gott diesen Begriff ganz anders handhabt als wir. Für uns wäre es lächerlich, jemand als groß vor Gott bezeichnen zu wollen. Wir können aber auch nicht behaupten, daß vor Gott alle gleich groß oder gleich klein sind. Wir wissen, daß es Abstufungen gibt, die vor allem mit Gottes Aufträgen zusammenhängen. Wir müssen uns damit begnügen, die Bäume an ihren Früchten zu erkennen, aber wir wissen auch, daß gewisse Früchte nur unsertwegen sichtbar gemacht werden — zum Beispiel Erfolge eines Apostolats —, während andere unsichtbar bleiben und erst beim Gericht hervortreten werden. Die Sichtbarkeit der Früchte ist einstweilen eine ganz vorläufige; sie schenkt nur einige Anhaltspunkte, damit wir nicht völlig im Dunkeln tappen. Sie erlaubt keine Beurteilung dessen, was groß und was klein ist.

DAS WEIB UND DER DRACHE

11, 19. *Und es öffnete sich der Tempel Gottes im Himmel, und die Lade seines Bundes in seinem Tempel wurde sichtbar. Und es entstanden Blitze und Stimmen und Donner und ein Erdbeben und großer Hagel.*

Der Aufenthaltsort Gottes im Himmel, der sich wohl über den ganzen Himmel erstreckt, der aber, damit Johannes einen Begriff erhalte, welcher seinem menschlichen nicht allzu fremd sei, als ein bestimmter Ort bezeichnet wird, dieser Wohnsitz Gottes wird geöffnet. Und die Öffnung beweist, daß eine Verbindung mit der Erde hergestellt wird. Gott hat ja die Möglichkeit und die Macht, sich jederzeit mit der Erde in Verbindung zu setzen, zu beweisen, daß er immerdar in Verbundenheit mit seinen Geschöpfen lebt. *Und die Lade seines Bundes in seinem Tempel wurde sichtbar*, die gleiche erscheint jetzt im Himmel, und auf Erden in dem von Menschen gebauten Tempel, und zeigt damit die Einheit zwischen Himmel und Erde. Beide Erscheinungen ergänzen sich und gehören zueinander, so wie wenn Eheleute den gleichen Ring tragen und damit ihre Einheit bekunden. *Und es entstanden Blitze und Stimmen und Donner und ein Erdbeben und großer Hagel*: lauter Phänomene, die materiell die Verbundenheit von Himmel und Erde anzeigen. Vom Himmel her ergehen Blitze, Donner und Hagel, und die Erde antwortet mit dem Erdbeben. Es ist, als würden die Zerstörungen, die der Hagel auf der Erde anrichtet, und das Beben, durch das die Welt sich selber zerstört, in einer Entsprechung zueinander stehen. Das neue Wehe beginnt also mit einem vollkommenen Chaos, mit einer Infragestellung der ganzen Weltordnung.

12, 1. Und ein großes Zeichen erschien im Himmel. Ein Weib, angetan mit der Sonne, und den Mond unter den Füßen, und auf ihrem Haupte ein Kranz von zwölf Sternen.

Das große Zeichen im Himmel bedeutet Anfang und Scheidung. Es steht im Zusammenhang mit den Zeichen des Himmels, die bei der Wertschöpfung sichtbar wurden. Gott hat Himmel und Erde geschaffen und voneinander geschieden. Aber er hat zugleich Tag und Nacht voneinander geschieden, wie er auch damals schon bereit war, in einer weiteren Scheidung das Böse vom Guten zu trennen, sobald jenes durch den Menschen in die Welt eingelassen würde. Und dieses neue Zeichen im Himmel, also innerhalb des göttlichen Bereiches, sichtbar für den Menschen Johannes, ist für diesen ein Zeichen des Aufpassenmüssens, der Teilnahme am Kommenden im Sinne der von Gott gesetzten Scheidung. Es regt sich etwas im Himmel, das entscheidend sein wird für Himmel und Erde, für Tag und Nacht, für Gut und Böse. Und zwar etwas Großes, das sogar den Himmel bewegt. Wenn der Sohn am Kreuz stirbt, verdunkelt sich die Erde, und diese plötzliche Finsternis ist ein Zeichen am Himmel, ein Zeichen, das die Zeichen der Anfangstage einholt und deckt und das jetzt in der Apokalypse als Zeichen des Gewesenen und des Kommenden wieder sichtbar wird, als Schnittpunkt des zu Trennenden, aber auch schon Getrennten. Und andererseits sind solche Zeichen ja Zeichen der Macht Gottes, Zeichen, zu denen der Mensch nichts hinzufügen kann und nichts hinwegnehmen, die sich am Himmel vollkommen ohne sein Zutun ereignen.

Ein Weib. Bevor dieses Weib näher gekennzeichnet wird, ist sie nichts anderes als ein Weib. Ungeschieden in ihren Eigenschaften, darum auch ungeschieden von allen anderen Frauen. Die einzige vollzogene Scheidung in der Vision ist, daß die Erscheinende nicht ein Mensch überhaupt ist, sondern eine Frau. Aber eine Frau überhaupt, und die Schau der Frau überhaupt wird seltsamerweise gerade Johannes, dem Jung-

fräulichen, gegeben. Er wird an all dem, was mit ihr geschieht, was ihr widerfahren wird, teilhaben, in ihre zunehmende Bestimmung hineinschauen dürfen. Aber einstweilen ist sie nichts als ein Weib, das im Himmel unter den Zeichen des Himmels steht, somit Ausdruck irgendeiner besonderen Absicht Gottes ist. Das Vage ihrer ersten Erscheinung läßt nur das eine als sicher gelten, daß sie mit den Zeichen des Himmels in einer Verbindung steht. Die Frau, jede Frau, eine Frau. Eine Frau unter dem Gesetz des Himmels. Unter einem Gesetz, das zunächst wie ohne Regel, wie gesetzlos erscheint, weil die Himmelszeichen, wenn sie nicht in die uns gewohnte Folge und in die Abläufe der Tage und Nächte, der Aufgänge und Niedergänge eingeordnet sind, für uns die Verkörperung des alle Gesetze Sprengenden sind.

Angetan mit der Sonne. Die Sonne, der Tag gehört dieser Frau; läßt sie nicht nur sichtbar werden, sondern kleidet sie, schmückt sie, geht eine Einheit mit ihr ein. Umhüllt sie wie ein Mantel der Gnade. Wie ein Zeichen des Auftrags. Noch mehr: Weil die Frau sich immer deutlicher als die Eine entpuppen wird, die Mutter des Herrn, wird ihr mit diesem Kleid eine Art Unterwerfung des Himmels zuteil. Die Sonne kann nicht mehr im Himmel zurückbehalten werden, den Standort haben, der nur vom Himmel bestimmt wird, sie muß sich dieser Frau hingeben. Als erkannte die Sonne in ihr die Trägerin des Herrn des Himmels. Auch wenn die Vision eine vollkommen himmlische ist, so hat doch die Frau als solche ihren Platz auf der Erde. Und wenn Gott gewissermaßen seinen Wohnort wechselt, dann zeigt die Sonne diesen Wandel an, indem sie sich der Frau zur Verfügung stellt.

Und den Mond zu ihren Füßen. Eine nochmalige, noch tiefere Unterwerfung, die sehr viel Symbolisches enthält. Wenn die Sonne das Weib als Kleid begleitet, dann wird der Tag mit ihr gehen: der Tag Sonne mit dem Tag Weib, und sie werden über die Nacht herrschen, denn der Mond liegt ihr

zu Füßen, und er erhellt für sie die Nacht. Er wird sich an ihrem Tun, an ihrem Werk in der Unterwerfung beteiligen, und wenn die Nacht der Ort der Sünde ist, wird er sich in diese tiefe Nacht, zu ihren Füßen, hineinwagen, um sie in ihrer Aufgabe als Trägerin des Erlösers zu unterstützen.

Sonne und Mond zeichnen das Weib schon ganz als die Mutter Gottes aus. Aber sie sind jetzt noch vorwiegend äußere Zeichen, und das Weib ist als solches noch nicht innerlich als Mutter des Herrn gekennzeichnet. Es ist einstweilen so, daß das Weib noch immer jede Frau sein könnte, der die Attribute der Mutter Gottes zur Verfügung stehen, daß sich deshalb jede Frau unter das Gesetz Marias gestellt sieht und die Aufgabe hat, immer mehr in dieses Gesetz hineinzuwachsen. Das Weib ist zunächst die Anonymität jedes Weibes, das zum Gesetz Marias hinstrebt, Maria hebt sich daraus heraus als das eine Weib, das Sinn und Gesetz jedes Weibes erfüllt, um so zurückzustreben in die Anonymität der Kirche, die das Allgemeinwerden des Gesetzes Marias ist. Maria ist im Namen aller Frauen die Mutter Gottes, und die Kirche ist im Namen aller Menschen die Braut Christi, die sie durch Maria geworden ist. Maria ist die Mitte zwischen den beiden Anonymitäten des Weibes überhaupt und der fruchtbaren Braut des Herrn, in der Bewegung des Herkommens und Hingehens, aber dieser Bewegung Sinn und Richtung verleihend.

Und auf ihrem Haupte ein Kranz von zwölf Sternen. Die Zwölfzahl ist zugleich Ausdruck einer genauen Anzahl und einer unbestimmten Menge von Sternen, die das Weib begleiten und krönen, als ein neues Himmelszeichen, welches als Schmuck zu tragen und sich auszuwählen sie würdig ist. Als bestimmte Zahl ist es die Zahl der Apostel, die sie dem Sohne geben wird. Sie gibt, indem sie dem Geist ihren Leib zur Verfügung stellt, dem Sohn ihre menschliche, leibliche Fruchtbarkeit. Und die Apostel werden ihren Dienst am Sohn in einer Art Begleitung ihres mütterlichen Dienstes leisten,

sie werden in der Nachfolge Ja sagen, mitgehen, tun, was von ihnen gefordert wird, wie Maria getan hat, was der Geist verlangt. So betrachtet, ist die Aussendung des Geistes über die Apostel die letzte Auswirkung seiner Übersattung der Mutter, das Ende eines Anfangs, der im Weib gesetzt worden ist. Die Frage des Geistes, durch den Engel vermittelt, bildet den Anfang von allem, und der Abschluß ist die Herabkunft des Geistes auf die Apostel, auf die Kirche. So trägt Maria eigentlich das Kleid der Sonne als Ganzes, als den Ausdruck ihres Wesens, und die Sterne der Apostel als ihren Schmuck. Sie nimmt den Aposteln dadurch nichts an ihrer Selbständigkeit weg, sie bereichert sie nur. Und sie trägt die Krone einstweilen stellvertretend für die Apostel.

12, 2. Und sie war schwanger und schrie laut in den Wehen und Schmerzen der Geburt.

Erst nachdem Johannes gesehen hat, daß sie ein Weib ist, daß ihr Zeichen verbunden ist mit den Zeichen des Himmels, wird er fähig, das eigentliche Zeichen zu sehen: sie ist schwanger. Und erst jetzt erklärt sich völlig, daß der Himmel sich ihrer annimmt: daß unser sichtbarer Himmel sich mit seinen sichtbaren Zeichen ihr zur Verfügung stellt, und daß der Himmel sie anerkennt, weil sie den Sohn Gottes in sich trägt. Ohne die Zeichen wäre sie das fruchtbare Weib überhaupt, gesegneten Leibes, Trägerin der Kinder in weiblicher Fruchtbarkeit, Trägerin eines Kindes, wie jeder Schwangerschaft das eine Kind zukommt. Aber als die bezeichnete Frau trägt sie, im Namen aller Frauen, ja im Namen Evas, das spätere Kind als Frucht ihres Gehorsams, jenes eine Kind, das als zweiter Adam der Eva irgendwie zugekommen wäre. Sie trägt das sündenlose Kind der Reinheit und Unschuld. Eva hat das Kind in der Beflecktheit der Erbschuld getragen. Maria trägt das Kind, das Gott ist. Solange die Ordnung des Paradieses herrschte, konnte alles an seinem Platz bleiben und

es bedurfte keiner Zeichen der Sonne, des Mondes und der Sterne, um einen Menschen zu kennzeichnen. Jetzt aber muß sich die Mutter des Herrn vor Eva auszeichnen, in einer Hervorhebung, die sie sich nicht selber gewählt hat, die der Geist vornimmt, die sie aber für alle Zeiten erkennbar macht.

Und schrie laut in den Wehen und Schmerzen der Geburt.
 Auch ihr Schrei geht durch alle Zeiten hin. Es ist der Schrei einer jeden gebärenden Frau, von der Verfluchung Evas an, der Schrei der Sünde, der endlich dem Weibe entlockt wird, der Schrei der Angst vor dem Dräuenden, aber zugleich der Schrei des Tragens, der Schrei, der die Zeichen der Fruchtbarkeit miteinander verbindet, der alle Frauen innerhalb des Gebotes des Tragens eint, der Schrei, an dem auch die Mutter des Herrn sich beteiligt, indem sie in dieser Vision mittragen will, was das Los aller ihrer Schwestern ist. Für sie ist das Kreuz, das in der Zukunft droht, in diesem Schrei enthalten. In den anderen Gebärenden ist es der Schrei der Vergangenheit, in ihr ist es der Schrei der Vorausschau. Aber die Krone bleibt auf ihrem Haupte, das Sonnenkleid haftet ihr an und der Mond liegt zu ihren Füßen. Der Himmel beteiligt sich an diesem Schrei, weil in ihm das Zeichen der nahenden Erlösung erscheint.

Die Mutter schreit, weil sie das Schicksal des Sohnes voraussieht. Sie schreit nicht über ihre eigenen Schmerzen, sie schreit vorausnehmend in der klaren Einsicht der Schmerzen des Sohnes. Sie leidet in ihren Wehen einen Teil der Leiden des Sohnes voraus. Und der Schrei der Mutter, der vom Schrei aller schwangeren Frauen herkommt, geht wiederum hinein in den Schrei der Kirche. Auch die Kirche schreit, aber ohne Voraussicht. Sie schreit über das nicht voraussehbare Leiden ihrer Kinder, über das Schicksal überhaupt, aber auch sie schreit in einer Vorwegnahme.

Für Johannes ist das alles höchst bedeutsam. Durch die Liebe hat er den Herrn als Gott erkannt, in der Liebe hat er

am Kreuz von ihm die Mutter entgegengenommen, als ein Pfand der Liebe, in der Verehrung, die ihr als Mutter des Herrn gebührt, aber ohne damals die Größe ihrer Sendung völlig erkannt zu haben. Jetzt erblickt er sie, mit der er auf Erden gelebt hat, unter die Zeichen des Himmels entrückt, er hört ihren Schrei, er erkennt die unermessliche Größe ihrer Sendung. Er selbst ist aber nur Zuschauer. Und er erkennt sich nicht etwa als einen der Sterne. Er sieht wohl die Sendung der Apostel, aber in einer Objektivität, die ihm nichts Besonderes zu erkennen gibt.

Und schließlich zeugt der Schrei davon, daß diese ganze Vision der weiblichen Fruchtbarkeit doch irgendwo unter dem Zorn Gottes steht. Alle Gebärenden, von der gewöhnlichen Frau bis zur Mutter des Herrn, haben eine Beziehung zum Zorn Gottes. Das gewöhnliche Weib schreit unter der Strafe, die Eva auferlegt wurde, und ihre Fruchtbarkeit gibt ihrem Kinde die Erbsünde mit auf den Weg. Maria, die makellos den Sohn Gottes gebiert, bringt den zur Welt, der um des Zornes Gottes willen Mensch wird und das Werk der Erlösung unternimmt. Seit dem Fluch über Eva ist die Beziehung menschlicher Fruchtbarkeit zur Gerechtigkeit und zum Zorn Gottes nicht mehr zu lösen. Die Fruchtbarkeit, die Gott ursprünglich gewollt hatte, war als eine primär geistige gedacht, die von oben herab auch den Leib ergriffen und in die Fruchtbarkeit einbezogen hätte. Die Menschen haben dieses Geheimnis zerstört und die leibliche Fruchtbarkeit isoliert. Und nun sind sie gezwungen, in das Gesetz der leiblichen Fruchtbarkeit die geistige Unfruchtbarkeit der Sünde einzuberechnen. Welcher Mensch ist im Geiste so heilig, so hingegeben, wie er sein sollte? Welches Gebet ist so voll, so fruchtbar, daß ihm an Fülle nichts fehlte? Überall hat die erlösende Gnade Lücken auszufüllen. Und da die Gnade in dieser Vision verhüllt bleibt, erscheint die menschliche Fruchtbarkeit im Zeichen des Zornes.

Im neuen Wehe erscheint alles in dem doppelten, göttlichen und menschlichen Licht. Und das Menschliche ist das unter dem Zeichen der Sünde Stehende. Das erscheinende Weib zeigt zwar alles, was es von Gott her mitbringt, aber in den Wehen und im lauten Schrei zeigt es auch alles, was durch den Sündenfall aus ihm geworden ist. In diesem Licht erhalten die Himmelszeichen nochmals eine besondere Färbung: der Mond unter den Füßen bedeutet die Unterwerfung von allem, was oben wäre. Aber er steht hier als der Gegensatz zur Erde. Er ist das absolut Unerbittliche. Daß Maria ihre Füße auf dem Mond hat, besagt, daß sie keine Möglichkeit hat, sie auf der Erde zu haben. Auf dieser hat sie keinen Platz, sie ist ihr nicht untertan. Die Welt wartet nicht auf den Sohn, und so kann auch die Mutter nicht auf ihr stehen. Es bedarf himmlischer Bilder, um ihre Wirklichkeit, ihren Ort verständlich zu machen. Sonne, Mond und Sterne drücken ihr Wesen aus, aber auch ihre Angst. Und Johannes, der sie in dieser Angst schaut, ist einbezogen in ihre Angst. Und Liebe und Angst in einem machen seine Augen zu visionären und geben ihm Teilhabe an dem Geschauten.

12, 3—4. Und es erschien ein anderes Zeichen im Himmel, und siehe, ein feuerroter großer Drache, der sieben Köpfe und zehn Hörner und auf seinen Köpfen sieben Kronen hatte. Und sein Schwanz zog den dritten Teil der Sterne des Himmels nach sich, und er warf sie auf die Erde. Und der Drache stand vor der Frau, die gebären sollte, um, wenn sie geboren hätte, ihr Kind zu verschlingen.

Im Moment, da der Drache erscheint, wird sichtbar, daß der Schrei auch ihm galt; er ist das Gegenteil, er ist das, weswegen die Frau da ist. Sie ist da, um zu verhindern, um aufzunehmen, um fruchtbar zu sein, um zu dienen. Er dagegen ist sich Selbstzweck. Und so ist er die absolute Bedrohung.

Aber dann erweist sich, daß das Weib vieles von der wahrgemachten Drohung in sich trägt, daß sie also schon Sühne ist. Und Sühne ist sie, weil das Leiden des Herrn kommt, und von dort her ihr Leiden mitsühnt und jedes Weh und jeder Schrei der Geburt schon Sühne bedeutet. Sühne der anonymen Frau für die anonyme Frau, für sich und die andern, aber Sühne der Mutter des Herrn in ihm durch ihn für alle Sünden der Welt. Und je abscheulicher das Tier im Feuerrot seines Stolzes ist, desto mehr ist im Weib zu erkennen das Gute, ja das Göttliche. Die Gnade, die ihr eignet, aber auch das Entsetzen im Schrei werden erst jetzt begreiflich. Sie schreit jetzt im Namen Gottes, der die Sünde nicht mehr erträgt, sie schreit im Namen aller Sünder, die sich in ihren Qualen wälzen und von ihrer Sünde loskommen möchten, und sie schreit auch als Kirche, weil alle Sünden jetzt sichtbar werden.

Und der Drache bleibt zunächst einfach das, was er ist, er ist differenziert, sehr formvoll, den Augen zunächst fast mehr bietend als das Weib. Durch sein Erscheinen gehen die Attribute des Weibes gleichsam in einer Art Schlichtheit unter, sie erscheint wie unwesentlich dort, wo das Böse eine so ungläubliche Wesentlichkeit erhält, wo es so viel Schönheit an sich gebunden, für sich usurpiert hat. Und anderseits ist es, als sei das Licht des Himmels mit der Frau so verbündet, daß es nicht mehr ihr allein dient, sondern Waffe in ihrer Hand wird im aufzunehmenden Kampf mit dem Bösen. Anfangs waren die Gestirne wie Zeichen himmlischer Begleitung und Bestärkung für die Sendung der Frau. Jetzt sind sie notwendige Maßnahmen, ja, sie verkünden den Willen des Himmels, mit dem Bösen endlich fertig zu werden.

Die Macht des Bösen erstreckt sich nicht nur auf die Erde; sie ist auch fähig, den Himmel zu verdunkeln, da ein Drittel der Sterne herabgefegt wird. Sie kann die Hoffnung rauben, den Glauben verschlingen, die Liebe verfinstern. Es ist der Angriff des Drachen gegen Gott, der sich auch in der Um-

kehrung der trinitarischen Zahl ausdrückt. Denn Gott ist drei in eins. Es ist zugleich der Angriff auf die Menschen, die Gottes sind, und darum als Sterne am Himmel dargestellt werden. Sie waren Lichter, und der Drache wirft sie lichtlos auf die Erde. Sie werden den Himmel nicht mehr begreifen, nicht mehr wissen, was Gott mit ihnen vorhat; vieles von dem, was Gott an Licht und Hoffnung und Verheißung und Erfüllung für sie bereithielt, wird in einer einzigen Bewegung des Bösen für sie weggewischt. Es ist wie eine Verdunkelung der dritten Person in Gott, ein Verhindern, daß der Geist sich auswirkt.

Und nach diesem ersten Angriff gegen den Geist geht der Drache zum zweiten über, der sich gegen den Sohn wendet, so wie er in der Verheißung des Alten Bundes erscheint und wie die Mutter diese Verheißung aufnimmt. In ihrer Schwangerschaft ist die Mutter Alter Bund, aber darin schon werdender, verborgener Neuer Bund, der seiner Geburt entgegensteht. Darum stellt sich der Drache vor das Weib, um es abspenstig zu machen, vor allem aber, um ihre Frucht zu rauben. Es ist zugleich der Angriff auf den zweiten Drittel der Sterne, die er mit seinem Schweif nicht wegzufegen vermochte, gewissermaßen auf die Sterne, die in der Mutter sind, die durch die zwölf, die ihr Haupt umgeben, ausgedrückt sind, die sie dem Sohn mitsamt Sonne und Mond übergeben wird. Diese sollen mit dem Sohn zusammen zugrunde gehen. Wenn es dem Drachen gelänge, den Sohn zu verschlingen, dann hätte er die Erfüllung des Neuen Bundes verhindert, dann wäre er auch der Sterne habhaft geworden.

12, 5. Und sie gebar einen Sohn, einen männlichen, der „alle Heidenvölker mit einem eisernen Szepter regieren“ soll, und ihr Kind wurde entrückt zu Gott und zu seinem Throne.
Zunächst sieht Johannes, daß das Kind, das geboren ist

(die Geburt selbst sieht man nicht), im Gegensatz zur Mutter männlich ist, daß er sich also zu ihr verhält wie Adam zu Eva. Dann erst sieht er die Bestimmung des Kindes, die Bestimmung des Erlösers und des ganzen Christentums, das Wesen des Neuen Bundes: die Welt als ganze zu beherrschen. Sein Szepter kann auch ein Rechen oder Besen sein, um die Welt damit zu kehren. Er ist von Eisen, nicht von Gold; er ist eine eiserne Disziplin, die hergestellte Ordnung Gottes, aber von der noch unbekehrten Welt her betrachtet. Gehorsam als die bloße Absage an sich selbst, ist in den Augen der Welt eine Undankbarkeit gegen die Freiheit, die Gott dem Menschen gegeben hat, ebenso ist es mit Armut und Jungfräulichkeit. Alles sieht nach Strenge und Entsagung aus; die Welt vermag die positive Seite des neuen Geschöpfes nicht zu werten. Und eisern muß das Regiment des Sohnes sein, weil er im Angesicht des Drachen zur Welt kam, in einer offenen Kampfansage, und der Kampf wird nicht leicht sein. Auch ist es so, daß der Herr das Gold der Sonne und das Silber des Mondes seiner Mutter und seiner Braut, der Kirche schenkt, und für sich nur das Eisen behält. Er will, daß sie geschmückt sei, aber auch, daß man durch Eisen zu ihm komme. Seine Liebe ist männlich, sein Regiment ist in den Augen der Welt ein hartes Regiment. Und zuletzt ist das Eisen wieder ein Ausdruck der Angst, denn das Ganze ist ja eine Angstvision, ausdrückend die Angst derer, die die Herrschaft des Herrn nicht begreifen. Und auch das Unirdische der himmlischen Zeichen wird in die Atmosphäre der Angst einbezogen.

Und ihr Kind wurde entrückt zu Gott und zu seinem Thron. Sobald die Aufgabe des Kindes wirklich sichtbar wird, sobald man weiß, was es will, und alles als die Frucht des Kreuzes sichtbar zu werden beginnt — und hier besteht eine geheimnisvolle Gleichzeitigkeit von Kreuzestod und Geburt —, wird es zu Gott entrückt. Johannes sieht also in diesem Augenblick die ganze Sendung des Sohnes: im Augenblick der Geburt,

der durch den Schrei des Weibes zum Augenblick des Kreuzes wird. Und in dieser Sicht wird sogleich klar, daß er in den Himmel zurückkehrt, das heißt, das er Gott ist. Und hier fällt der Schrei der Mutter zusammen mit dem Todesschrei des Sohnes: Geburt und Tod sind in Einheit erlebt, in ihrem Gebären sieht das Weib den Kampf des Sohnes mit dem Drachen heraus. Aber da der Sohn entrückt wird, bleibt sie, so wie wir nach dem Kreuze bleiben, um weiter im Auftrag des Sohnes das zu tun, was Johannes in der Vision tut: gehorchen.

12, 6. Und das Weib floh in die Wüste, wo sie eine Stätte hat, die von Gott bereitet ist, damit man sie dort ernähre 1260 Tage.

Sie muß in die Einsamkeit. Der Sohn ist zu Gott entrückt, für ihn ist gesorgt, dort hat er seinen Ort, wo Gott ihn haben will. Wollte sie ihm aber folgen, wohin er gestellt wird, so wäre sie nicht an ihrem Platz. Sie muß fliehen. Vom Ort der Geburt, der zugleich der Ort des Drachen ist, weg. In diesem Weggehen erhält sie eine neue Sendung, die unmittelbare Fortsetzung der bisherigen im Sohn. Bis jetzt hat sie den Sohn getragen. Jetzt trägt er sie dorthin, wo er sein wird: in die Kontemplation, die für ihn zu seiner Zeit kommen wird, aber in eine Kontemplation der vollkommenen Einsamkeit. In eine Kontemplation, der alle äußeren Bilder fehlen, die keine Oasen, keine Konturen, keine Gegenständlichkeiten kennt. Dorthin, wo die Wüste wie das Meer einfach Unendlichkeit ist. Das Meer wäre die Unendlichkeit der Fülle Gottes. Die Wüste aber ist die Unendlichkeit der Leere Gottes. Sie ist in der Wüste, wie der Sohn später in der Wüste sein wird. Aber sie ist dort für lange Zeit, weil sie Mensch und nicht Gott ist, und gemessen an den Taten Gottes die Taten der Menschen mühsam und langdauernd sind. Es gibt ein Verhältnis

zwischen den Tagen, die der Sohn in der Wüste verbracht hat, und den Tagen, die der Mutter in der Wüste gegeben werden. Sie wird dort *ernährt*. Sie wird die ganze Zeit durch haben, was sie braucht. Aber nicht um zu leben, um zu sein, was sie ist, um zu gedeihen, sondern damit die geschenkte Kontemplation in ihr den günstigen Ort finde. Wenn der Sohn betrachtet, dann betrachtet er, was er selbst seinem Geiste zu betrachten gibt. Wenn der Mensch richtig betrachtet, dann betrachtet er das, was ihm von Gott gegeben wird. Nicht was er sich selbst zusammenstellt, konstruiert, erdenkt, sondern was ihm als ein Absolutes gegeben wird. Und das Absolute, das Gott der Mutter jetzt schenkt, ist die Wüste, die Leere, die Ausgegossenheit, die Einsamkeit, die Verlassenheit, die nicht genommen, sondern gegeben wird. Es ist ein Müssen der Liebe, in welchem das Muß empfunden wird und nicht die Liebe. Ein harter Dienst. Aber sie flieht hin, weil das Fliehen zu ihrem Jawort gehört, Gehorsam ist, weil es, obwohl es als ihre Antwort erscheint, tiefer die Antwort auf ihr vorgegebenes Jawort ist. Sie antwortet, und aus ihrer Antwort wird nochmals Antwort Gottes.

Als das Kind in ihr wuchs, gab es auch Angst und Einsamkeit, aber in einer Umgebung, einer Welt, einer gewissen Geborgenheit. Jetzt, da das Kind zu Gott entrückt ist, weil er Gott ist — „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen!“ —, wird ihr mit dem Sohne alles, auch die Welt und ihre Geborgenheit entzogen. Und sie flieht in diese Entzogenheit hinein. In diese Unwirklichkeit der Wirklichkeit. In dieses Nichtsein des Seins. In diesen innerhalb der irdischen Fruchtbarkeit aufgesparten Ort Gottes.

Gott hat ihr eine Stätte bereitet. Er hat für sie gesorgt, aber primär für die Stätte, und sekundär für sie. Das ist das Zeichen dafür, daß jede Sendung primär ist, der Gesendete aber wie sekundär in seine Sendung hineinwachsen muß. Und die Mutter wächst in diese Sendung der Wüste hinein, in die

Erfüllung der Sendung der Fruchtbarkeit, der Schwangerschaft und der Geburt. Wäre sie vor dem Jawort geflohen, so wäre sie aus der Einsamkeit in die Einsamkeit geflohen. Jetzt aber flieht sie aus der höchsten Zweisamkeit in die höchste Verlassenheit.

Die 1260 Tage sind wiederum die dreieinhalb Jahre und die 42 Monate. Dreieinhalb ist die Hälfte von sieben, die die heilige Zahl des Alten Bundes ist und die durch die Geburt so geteilt wird, daß auf die Mutter nur noch die Hälfte entfällt. Wäre sie ganz im Alten Bund, so dürfte sie die Sieben haben. Aber der entrückte Sohn hat die Hälfte mitgenommen. Es gibt auch im dreieinigen Gott eine Art Aufhebung der Siebenzahl: im Neuen Bund ist die Zahl drei die heilige Zahl. Und das halbe Jahr, das dazu kommt, gehört noch eigens der Mutter. Aber die Aufhebung der Sieben ist zugleich das Zeichen dafür, daß im Neuen Bund keine Rechnung mehr möglich ist.

12, 7—12. Und es entstand ein Krieg im Himmel: Michael und seine Engel kämpften mit dem Drachen, und der Drache kämpfte samt seinen Engeln. Und sie vermochten nicht standzuhalten, und es wurde keine Stätte mehr erfunden für sie im Himmel, und geworfen wurde der große Drache, die alte Schlange, die Teufel und Satan genannt wird, der die ganze Erde verführt, geworfen wurde er auf die Erde, und seine Engel wurden mit ihm zusammen geworfen. Und ich hörte eine große Stimme im Himmel sagen: Jetzt ist das Heil und die Kraft und die Herrschaft unserem Gott und die Macht seinem Gesalbten zuteil geworden, denn hinabgeworfen wurde der Ankläger unserer Brüder, der sie vor unserm Gott Tag und Nacht verklagt. Und sie haben ihn überwunden, um des Blutes des Lammes und um des Wortes ihres Zeugnisses willen, und haben ihr Leben nicht geliebt, bis zum Tode. Darum freut

euch, ihr Himmel und die ihr darin wohnt! Wehe der Erde und dem Meer, denn der Teufel ist zu euch herabgekommen, und er hat eine große Wut, da er weiß, daß er eine kurze Frist hat.

Der große Drache kämpft mit dem großen Engel, und die Engel im Gefolge des Drachen mit den Engeln im Gefolge Michaels. Es ist nicht Gott, der sich herabläßt, persönlich gegen den Teufel zu kämpfen; er stellt dafür einen Engel auf, der von gleichem Rang ist wie der Drache. Der Rangordnung nach betrachtet sind die Chancen des Kampfes gleich. Und der Kampf wird im Angesicht Gottes, mitten im Himmel geführt. Und man sieht zunächst nur das Negative: daß der Drache nicht siegt. Daß er keinen Raum mehr im Himmel hat. Er stürzt mit seinem Anhang aus dem Himmel heraus, und die Lücke im Himmel schließt sich nicht. Der Sturz aus dem Himmel heraus, der von der Stimme näher erläutert wird, ist das Ende des Reiches Satans vor Gott, somit die Verkündigung der Rettung. Nicht nur der Rettung des Weibes, sondern der Rettung überhaupt, der Macht Gottes und seines Reiches, das durch den Gehorsam des Sohnes ausgerichtet worden ist.

Der Drache ist zugleich *die alte Schlange*, nämlich der Verführer, *der die ganze Erde verführt*, und der *Satan*, das heißt der *Ankläger unserer Brüder, der sie vor unserm Gott Tag und Nacht anklagt*. Diese doppelte Rolle zeigt die ganze Abscheulichkeit des Teufels: er verführt ununterbrochen und klagt ununterbrochen die Verführten an. Er hat die Sünde in die Welt gebracht, indem er Eva verführt hat und in ihr die ganze Welt. Sobald er Erfolg hat, klagt er die ganze Welt an, sieht nur noch die Sünde in ihr, und weil er keinen Funken von Liebe hat, kann seine Klage kein Ende nehmen. Ein Mensch könnte nicht ununterbrochen verführen und anklagen. Er würde mit Unterbrechungen sündigen, es gäbe Fälle in die Sünde, Fälle, in denen er Versucher oder Ankläger wäre.

Beim Drachen dagegen ist beides ein absolutes Kontinuum, das nur unterbrochen werden kann durch sein Herausfallen aus dem Himmel. Aber zunächst gibt Gott ihm die Chance, im Himmel zu sein, vor Gottes Thron treten zu dürfen. Und wenn der Teufel gleichzeitig im Himmel der Drache und auf Erden die alte Schlange sein konnte, so zeigt das an, daß auch Eva vor dem Sündenfall im Himmel war, in der Unmittelbarkeit zu Gott stand. In Maria, die gebiert, findet Eva in den Himmel zurück. Der Schrei der gebärenden Maria entspricht dem Schrei der fallenden Eva. Aber weil Maria nie gesündigt hat, schreit sie im Namen Evas in die Welt hinein. Eva kann nicht schreien, weil sie für sich nicht erhört wird. Nur dann kann sie erhört werden, wenn ihr Schrei in Maria ausgestoßen wird. Der Teufel hat Eva verführt und in ihr die Menschheit, und so ist Maria verpflichtet, das Jawort zum Leiden des Sohnes zu geben. In diesem Jawort bricht der Schrei Evas durch, aber entsündigt. Und deshalb steht der Teufel, der am Anfang vor Eva stand, am Ende wieder vor dem gebärenden Weib. Die Einheit von Eva und Maria ist gleichsam umringt vom einen Teufel.

Der Teufel ist zunächst im Himmel, am Ursprung der Sendung des Sohnes. Die Sünde greift direkt den Vater an; er erleidet in seiner Ewigkeit von der Welt mehr Beleidigung als Ehre, er besitzt den Beweis für die Sünde des Menschen bei sich selbst, im Himmel. Nach der Vollendung der Sendung des Sohnes dagegen besitzt er den Beweis im Himmel, daß die Welt ihm mehr Ehre als Beleidigung erwiesen hat; im Himmel ist jetzt der Überschuß der Liebe der Welt, und dieser Überschuß vertreibt den Teufel von seiner Stelle. Der Teufel ist hier gleichsam auch die Verkörperung des Bewußtseins, das der Vater von der Sünde der Welt hat.

Durch den Fall des Teufels entsteht im Himmel eine Lücke. Der Platz bleibt offen, weil der Sohn beim Vater ist, weil jetzt im Sieg der Himmel nicht verschlossen ist, sondern zur

Welt hin geöffnet, weil vom Himmel zur Erde hin eine Anziehungskraft ausgeübt wird, eine Art Sog durch die Lücke, die durch den Fall Satans entstanden ist.

In dieser Vision sind alle Zeiten und Ebenen ausgetauscht, alles ist zeitlos, gleichzeitig, antizipiert. Die Mutter hat geboren, aber sogleich ist der Sohn beim Vater, das Weib in der Wüste, in welche der Sohn zeitlich erst nachher zur Versuchung geht, usf. Der Sohn ist als der, der bereits gelitten hat, beim Vater, und durch die entstandene Lücke nimmt er die Erlösten herauf. Darin zeigt sich auch, daß die Gnade des Herrn größer ist als die Sünde; die Sünde wird jetzt wie nicht mehr der Menschheit angehörig dargestellt, sondern wie neben ihr zusammengefaßt in der Gestalt des aus dem Himmel gefallenen Teufels, als hätte sich die Sünde aller auf ihn abgewälzt. Und die Menschheit ist frei, hinaufgenommen zu werden. Der Himmel muß vom Teufel befreit sein, wenn die Menschheit im Himmel Platz erhalten soll. Sie lösen einander ab, beide haben nicht gleichzeitig Platz im Himmel.

Jetzt ist das Heil und die Kraft und die Herrschaft unserem Gott und die Macht seinem Gesalbten zuteil geworden. Die Macht des Vaters ist aufgerichtet und die Macht des Sohnes als Gehorsam, sofern er Gesalbter ist. Das Reich Christi ist Gehorsam, das in Gehorsam hinein verpflichtet; Gehorsam als Ausübung und als Grenze, als Inhalt und als Gefäß, als Aktion und als Passion.

Dieser Gehorsam ist Anfang und Ende, wie er der Anfang und das Ende von Eva-Maria war. Der Gehorsam des Sohnes hat ihn von der Mutter zum Vater zurückgeführt, und zum Vater zurückkehrend hat sein Gehorsam die Macht erhalten, den Teufel aus dem Himmel zu verbannen. Und weil der Teufel aus dem Himmel verbannt ist, bekommt der Gehorsam Macht, auch uns in den Gehorsam hineinzubringen. Sind wir aber in den Gehorsam hineingebracht, dann sind wir die Erfüllung des Gehorsams Christi dem Vater gegenüber. Es

schließt sich der Ring des Gehorsams des Sohnes, in dessen Ganzheit unser Gehorsam das letzte Glied darstellt.

Der Sieg Michaels und der Seinen erfolgt durch das *Blut des Lammes*, das vergossen wird in einer Einheit mit dem Blut der Mutter, welche in ihren Wehen schreit.

Die Siegenden siegen aber zweitens durch die Kraft des *Zeugnisses*: das Blut des Lammes verleiht ihnen den Mut zum Kampf und zum Sieg. Und die Kraft des Zeugnisses gibt ihnen die Ausdauer im Kampf. Alle Worte, die sie sprechen, haben in sich die Kraft des Zeugnisses, dessen, was sie wirklich erlebt, erfahren, durchgemacht haben. Sie haben die Ablösung von Eva durch Maria erlebt, die Kette des Gehorsams, sie wissen, daß jedes Ende in einen Anfang mündet. Sie haben die Logik der Erlösung erfahren, sie haben die Gewißheit, sie kennen die Ergänzung. Sie haben die Wahrheit der Vision erlebt: daß alles wirklich so ist, wie sie es gesehen haben. Sie haben immer wieder die Beweise dafür erhalten. Das ist es, was ihnen die Ausdauer gibt.

Und haben ihr Leben nicht geliebt, bis zum Tode. Sie haben keine Angst vor dem Tod. Die kämpfenden Engel sind auch irgendwie stellvertretend: sie stellen jene Menschen dar, die mit Christus so verbunden sind, daß sie sich nicht fürchten, wie er ihr Leben hinzugeben. Sie identifizieren sich mit den Menschen, die ihnen anvertraut sind. Das Kreuz, das den Tod überwunden hat, ist für sie ein Sinnbild des Lebens geworden, weil es den ihnen Anvertrauten das Leben geschenkt hat. Es hat, indem es den Menschen das Leben gab, ihre Angst vor dem Tode genommen und ihr Zeugnis gestärkt. Es hat das Blut des Lammes gekostet und ist so zum Ursprung ihres Sieges geworden. Aber ihr Sieg war nicht unerwartet; er lag in der Macht Gottes, in seinem Reich und im Reich seines Sohnes. Das Kreuz war der Verbindungsweg, der hinführte von der schreienden Frau zu Gott. Aber obwohl es der Weg von der Frau zu Gott war, nahm es doch seinen Anfang nicht

bei der Frau, auch nicht beim Vater, sondern im liebenden Rat-schluß Gottes zwischen Vater und Sohn.

Die Lücke im Himmel wird durch den Blitz geöffnet. Darum öffnete sich der Himmel zu Beginn des dritten Wehe im Wetter, um das schreiende Weib hervortreten zu lassen. Der Blitz ist die Urzeichnung des Kreuzes, weil er den Himmel mit der Erde verbindet. Wer das Kreuz ansieht, sieht den Blitz. In diesem Zeichen fällt Satan vom Himmel. Das Kreuz scheint sonst ein Zeichen der Versöhnung und der Ruhe zu sein: aber in dieser Vision ist keine Ruhe, das Ganze ist eine reine Bewegung, blitzhafte Verbindung zwischen Himmel und Erde, so bewegt, daß sie in der Ruhe gar nicht gesehen werden kann. Sie entzieht sich letztlich der Betrachtung, weil sie im Blitz vor sich geht.

Die Stimme redet von den Menschen als den *Brüdern*; die Menschen sind die Brüder der Engel; und vor seinem Fall hat der Satan sie *Tag und Nacht* angeklagt. Die Anklagemacht Satans ist kontinuierlich, sie ist das Gegenstück zur kontinuierlichen Macht des Kreuzes. Der Herr verfügt als Ausdruck seiner Macht nur über das Kreuz, das die Ausmaße einer menschlichen Gestalt hat, während der Teufel als Querbalken die ganze Ausdehnung der Zeitlichkeit besitzt und als Längsbalken die ganze Räumlichkeit der Erde. So hat er nach menschlichen Maßen die Übermacht scheinbar für sich, und doch genügt, wenn der Sohn beim Vater ist, ein Erzengel, um ihn herabzustürzen, und im Augenblick, da er herabstürzt, ist die Macht des Sohnes vollkommen geworden.

Daß er *herabstürzt*, heißt, daß seine Wirkungszeit verkürzt ist. Er hat jetzt nur noch die *kurze Frist*. Seine Ausdehnung ist beschränkt worden, so sehr, daß sie für die Menschen nicht mehr über das Menschenleben hinausreicht. Die Gnade der Erlösung hat seine frühere Macht abgeschnitten, die Macht des Kreuzes hat ihm nichts mehr übriggelassen als die Ausdehnung eines Menschen. So geschieht die Umkehrung: erst

besaß der Teufel die ganze Macht, und der Herr nur das Maß eines Menschen; jetzt besitzt der Herr die ganze Macht, das ganze Reich, und der gestürzte Teufel hat nur noch Macht über die Zeit eines menschlichen Lebens. Genommen ist ihm die Macht über den Himmel und über die Ewigkeit; das ist es, was ihn in so *große Wut* versetzt.

Das dritte Wehe bringt also nicht mehr nur einzelne Äußerungen des himmlischen Zornes über die Welt, sondern den ganzen Teufel in seiner ganzen Wut. So ist es das Schrecklichste von allen. Aber in seinem Ursprung steht der Hinauswurf Satans aus dem Himmel, das heißt die Erlösung. Und deshalb werden der Himmel und seine Bewohner aufgefordert, sich zu freuen. Und auch auf Erden ist die Wut des Teufels nur darum so groß und scheinbar unendlich, weil seine Frist aus einer unendlichen, himmlischen, zu einer endlichen und zeitlichen geworden ist.

12, 13—18. Und als der Drache sah, daß er auf die Erde herabgeworfen war, verfolgte er das Weib, das den Knaben geboren hatte. Und dem Weib wurden die zwei Flügel des großen Adlers gegeben, damit sie in die Wüste flöge, an ihre Stätte, wo sie ernährt wird „eine Zeit und (zwei) Zeiten und eine halbe Zeit“, ferne vom Angesicht der Schlange. Und die Schlange spie aus ihrem Munde dem Weibe Wasser nach wie einen Strom, damit sie vom Strom fortgerissen würde. Und die Erde half dem Weib. Und die Erde tat ihren Mund auf und verschlang den Strom, den der Drache aus seinem Munde ausgespien hatte. Und der Drache ergrimmte über das Weib und ging hin, Krieg zu führen mit den übrigen ihrer Nachkommenschaft, die die Gebote Gottes befolgen und das Zeugnis Jesu festhalten. Und er stand auf dem Sand des Meeres.

Der wütende Teufel stellt sich vor das Weib hin, weil er das Kind nicht erhalten hat; denn das Kind besaß die erfüllte Sendung, der er nichts anhaben konnte. Darum geht

er zurück in die Vor-Sendung, zur Mutter. Er weiß also, daß beide eine Einheit bilden. Der Sohn ist die Quelle der Mutter, aber die Mutter ist auch Quelle des Sohnes. Er weiß, daß er von da her überwältigt worden ist: in der Gnade dieser Geburt. Aber weil er die Gnade selbst nicht versteht, hofft er, die Mutter vom Sohn trennen zu können, sie zu gewinnen, da er den Sohn nicht gewinnen konnte. Er weiß noch mehr: er weiß um eine Überzeitlichkeit dieser Geburt: wie der Vater immerdar den Sohn erzeugt, so ist auch das Gebären der Mutter überzeitlich, und der Sohn ist immer daran, Mensch zu werden. Auch führt die Mutter immerdar Menschen zum Sohn, und der Sohn führt sie immerdar zur Mutter. Wenn ich heute anfangen zu glauben, dann bin ich heute am Geboren-werden, am Leben-erhalten, lebendig durch Mutter und Sohn.

Der Teufel möchte die Mutter hindern an dieser dauernden, zeitlosen Verbundenheit mit dem Sohn. Er möchte sie hindern, weitere Söhne zu gebären, fruchtbar zu sein, Christen hervorzubringen. Er möchte ihre lebendige Verbindung mit dem Sohne unterbrechen, damit diese Fruchtbarkeit endlich und endgültig ein Ende habe. Er sieht nicht, daß er, selbst wenn er auch die Frau töten könnte, sein Werk nicht vollbracht hätte, weil er an die unantastbare Einheit und Macht Sohn-Mutter gar nicht herankommen kann. Er weiß auch nicht, daß die Mutter auf Grund dieser Einheit nur einmalig gebiert, daß mit ihrer einmaligen Geburt alles schon geschehen ist, alles übrige nur die Fülle dieses Endgültigen ist. Er reicht daher an ihre Fruchtbarkeit nicht heran. So sucht er wenigstens ihren Kindern nachzustellen, deren Empfängnis er nicht verhüten kann. Aber er tut es stets mit dem Gedanken, die Mutter selbst zu verschlingen.

Der Drache hat mehrere Gesichter und Möglichkeiten: er hat das Gesicht des Satans, das beinahe menschlich ist, das Gesicht einer Schlange und den Leib eines Drachen. Die Verwandlung des einen in das andere geht dauernd vor sich,

weil er zugleich das Böse, die Versuchung und die Anklage ist. Wenn er vorher der Frau, die gebar, als Schlange vorgekommen war, so war es, weil er sich in ihr täuschte und Eva in ihr vermutete. Nicht als ob er meinte, sie sei wirklich und leiblich Eva, aber sie ist eine Frau, und er denkt, sie werde ihm zu Willen sein und sündigen. Er spielt also, wenn er sich als Schlange gebärdet, die Rolle der geistigen Versuchung; wenn er als Teufel erscheint, die der sinnlichen Versuchung, wenn er als Drache kommt, die Bedrohung schlechthin. Er lähmt dann durch seine Schrecklichkeit, und der Mensch sollte sich ihm fügen, einfach weil er ungeheuerlich ist. Er zählt auf die Schwäche des Menschen. Weil er dabei über die Schwänze des Teufels und über die Geschmeidigkeit der Schlange verfügt, kann er das Schreckliche auch in der Form der geistigen und sinnlichen Versuchung verkörpern, mit dem besonderen Charakter des Ungeheuren, Unbekannten, nicht Ermeßlichen, das fasziniert und zugleich bedroht. Weil er aber sieben Köpfe hat, klagt er immer zugleich an. Er muß seine Anklagen, die er Tag und Nacht vorbringt, in eine plausible Form kleiden, die Argumente häufen, und weil er zwar listig, aber nicht klug ist, braucht er dazu sieben Köpfe, die Mischungen aus allen Sünden auszuhecken: wenn die eine nicht verfängt, kann man immer wieder auf eine andere verweisen. In den sieben Köpfen sind die sieben Hauptsünden verkörpert, die den sieben Gaben des Heiligen Geistes entgegengesetzt sind, in jedem Kopf eine Hauptsünde, so daß er durch Verbinden unendliche Abwandlungen hervorbringen kann. Und der Teufel klagt jeweils nur das an, was er wirklich (als Versuchung) anbietet. Seine Versuchungen stammen aber nicht nur aus den Drachenköpfen, sondern ebensosehr aus der Schlange und aus dem (sinnlichen) Teufel, so daß er, wenn die Antwort des Menschen erfolgt, aus allen diesen Spielformen das Entsprechende geben kann. Er bietet zum Beispiel eine erotische Sünde an, der Mensch aber ist im

Augenblick darauf nicht ansprechbar. Nun kleidet er sein Angebot in irgendein anderes Gewand, zum Beispiel in den Stolz, den Neid, um so zu seinem Ausgangsziel zu gelangen. Er treibt das so lange, bis er den schwächsten Punkt des Menschen entdeckt hat, um dort einzudringen. Bei jeder Abweisung, jedem Rückzug des Teufels wird der nächste Angriff ein totalerer, ein potenziertes, weil die erste Sünde um eine zweite vermehrt angeboten wird. Die Versuchung rundet sich auf, sie ist der Hölle immer näher.

Der Drache bedroht das Weib in jeder Form. Weil sie weder fliegt noch geht, will er sie durch das Wasser fangen. Er speit unübersehbar viel Wasser aus, augenscheinlich viel mehr, als er enthalten kann, als sein eigener Umfang es erlauben würde. Und wenn auch die Macht des Teufels das Maß des Kreuzes, das heißt eines Menschen bekommen hat, so ist seine Anwendung auf den Einzelnen doch eine unübersehbar große. Wenn der Teufel über einen Einzelnen Macht bekommt, so ist nicht abzusehen, wie groß dessen Sünde werden kann. Wirkt die Gnade im Menschen, dann wird er viel mehr Gutes leisten, als er von sich aus vermöchte. Wirkt aber der Teufel in ihm, dann wird er viel mehr Böses tun können, unendlich mehr, als in seinen menschlichen Kräften liegt. Allein vermag der Teufel nichts, er braucht ein Medium, um zu wirken und um sich darin zu entfalten.

Das Weib aber erhält *die zwei Flügel des großen Adlers*. Sie erhält sie von Gott, sie sind also göttliche Gnade. Aber ihr Aussehen ist das eines Tieres, eines irdischen Etwas, nicht das eines Engels. Sie erhält auch nicht einfach die Möglichkeit, wie ein Vogel zu fliegen, sondern sie bleibt durch dieses Irdische der Gnadengestalt gebunden an Irdisches. Und sie sieht sehr seltsam und befremdend aus mit diesen schwarzen Flügeln, fast mißgestaltet, da ihre Gnade in diese irdische Form gekleidet ist. Und doch ist es Hilfe, eine lebendige Möglichkeit, die in der Gnade liegt.

Indem sie so halb fliegt, halb läuft, eigentlich schwebt, verkörpert sie die Erfüllung der Sendung des Weibes. Sie ist so, wie sie sein soll. Würde sie schlechthin fliegen, so wäre sie im Himmel. Würde sie richtig gehen, so wäre sie auf Erden ein Teil dieser Erde. Sie bewegt sich aber zwischen beidem, in der ihr von Gott angebotenen und angewiesenen Möglichkeit. Sie ist auf der Welt, ohne von der Welt zu sein. Sie heftet sich an nichts in dieser Welt. Das ist das Geheimnis der Heiligen, und zwar eine unauffällige Möglichkeit, obwohl sie diese Mißgestalt besitzen, zwischen Vogel und Mensch, die eigentlich die Augen auf sich lenken müßte. Aber gerade das dämpft die Sensation. Von der Gnade ist nur die irdische Seite sichtbar.

Die Erde half dem Weib und verschlang den Strom. Die Erde ist an sich gnadenlos, aber in der Gnade kann sie helfen. Alles Irdische kann durch die Gnade hilfreich werden. Der sündenlose Mensch Maria erhält die volle Unberührtheit, aber auch sie wird nur durch irdische Mittel gegen das Böse geschützt. Gott und der Himmel beteiligen sich an ihrer Reinhaltung durch die Gnade allein, aber nicht diese selbst, nur ihre Wirkungen werden sichtbar. Es ist das Wunder der Makellosen, aber unbegreiflich in seinem Entstehen dem, der nicht in der Gnade ist. Ihm erscheint ein unmittelbarer deutlicher Eingriff des Himmels notwendig, um die Frau zu retten, und er sieht nur Irdisches. Aber eben dieses ist das „Rufen der Steine“, von dem der Herr im Evangelium spricht; allein durch die Gnade Gottes, nicht durch den Glauben der Frau. Das bedrohte Weib ist an sich vollkommen passiv, weil es schon geboren hat und das Kind beim Vater ist. Sie ist jetzt ganz Kontemplation. Sie ist auch in keiner Ekstase, sie ist in der Abgeschlossenheit des Gebetes die Orante. Sie ist innerlich gar nicht dort, wo der Teufel meint, weil sie in Verbindung mit dem Sohn ist. Diese Verbindung ist nicht abgeschnitten durch die Entrückung des Sohnes oder

durch die Flucht der Frau in die Wüste. Denn sie befindet sich dort, wo Gott ihr einen Ort aufgespart hat, sie ist innerhalb der Sendung. Das Wunder geschieht also innerhalb ihres Glaubens; sie braucht nur zu bleiben, wo sie ist, damit ihr Gott durch die Erde zu Hilfe komme. Sie braucht um dieses Wunder weder zu beten noch irgend etwas dafür zu unternehmen. Sie ist im Gehorsam. Das gilt von der Frau, sofern sie die Einheit ist von Maria und der Kirche.

Der Teufel, der vom Himmel herabgestürzt ist, begreift nicht, daß Maria im Himmel ist und daß die himmlischen Gnaden sich irdischer Dinge bedienen, um sie zu schützen. Eines aber sieht er: daß das Maß der Flügel das gleiche ist wie das Maß des Kreuzes. Die Spannweite ist dieselbe; und daran erkennt er die Verbindung zwischen dem Weib und dem Sohn. Der Teufel erkennt immer, indem er mißt. Ihre Flügel messend begreift er, daß Maria als Ganze ihm entzogen ist, weil er zum Kreuz keinen Zugang hat. Wie er weiß, daß er nicht mehr in den Himmel zurück kann, so weiß er, daß er nicht an Maria herankommt. Und ebensowenig an die Kirche, die Maria nun verkörpert. Es gibt eine innerste Immunität der Kirche, die die reine Braut des Herrn ist und unzulänglich jeder Form der Verführung, obwohl Maria mit Sternen, Gold und Silber da ist. Man kann Menschliches an der Kirche verderben, aber die Kirche als solche nicht. Sie ist unberührbar. Sie ist in Sicherheit. Sie ist hier nicht geteilt in Glieder, sondern ist ein einziger Körper. Könnte der Teufel sie so erreichen, wie er möchte, so müßte sie als Ganze fallen. Er will sie als Ganze verschlingen. Aber im Gebet, in der Kontemplation, in der Anbetung des Sohnes bleibt sie unerreichbar, geborgen.

Die Erde verteidigt die Kirche im Auftrag Gottes. Das heißt zugleich, daß die Kirche auf Erden so lange lebendig ist, als Menschen zu ihr stehen. Wo keine Christen mehr sind, dort ist keine Kirche mehr. Wo der letzte Priester stirbt, dort

ist keine Eucharistie mehr. Aber Gott hilft der Kirche, die ihr bestimmte Frist zu bleiben, und er hilft ihr durch die Erde, indem er ihr Menschen zuführt, um sie zu ernähren.

Die Kirche bleibt als Weib eine unbestimmte Zeit hindurch: „eine Zeit, Zeiten und eine halbe Zeit.“ Diese Zeitspanne ist für den Teufel nicht meßbar. Ist sie abgelaufen, so ist die Erfüllung der Zeiten gekommen. „Eine Zeit“ wäre etwas Abmeßbares. Aber es ist viel mehr als „eine Zeit“: es sind „Zeiten“. Und doch ist es wiederum weniger als eine Zeit, nämlich eine „halbe Zeit“. Es ist eine Summe, die sofort in dieses Mehr und Weniger auseinanderfließt, weil die Sendung keine bestimmten Grenzen hat. Es ist zum Beispiel unmöglich, die Sendung Gottes für ein Jahr zu übernehmen. Man kann zur Not kirchlichen Gehorsam auf bestimmte Zeit geloben. Aber Gott gegenüber gibt es eine solche Beschränkung nicht. Das Jawort Marias hat diese Eigenschaft: eine Ganzheit zu sein, ein Mehrfaches und ein Kurzes zugleich, weil das Maß bei Gott ist. Vielleicht wird die Zeit der Sendung vervielfacht, vielleicht verkürzt.

Die Kirche bleibt so lange, bis ihre Zeiten erfüllt sind, bis sie eigentlich wieder ganz zu Maria wird. Der Himmel, in dem wir jetzt als Christen leben, ist ein anderer als der, der nach dem Jüngsten Gericht sein wird. Denn auch im Himmel ist jetzt eine ganze Hierarchie, die irgendwie der irdischen Kirche entspricht, an sie gebunden bleibt, ihre Fortsetzung und Widerspiegelung ist, nicht minder als die irdische Hierarchie die Widerspiegelung der himmlischen ist. Die Kirche existiert j e t z t zu beiden Seiten: im Himmel und auf Erden, und ihr himmlischer Teil ist der Erde ebensowohl zugewandt wie ihr irdischer dem himmlischen Teil. Wenn einmal die Zeiten erfüllt sein werden, wenn das Jüngste Gericht vorbei sein wird, dann wird alles ganz anders sein. Das Opfer des Sohnes wird aufhören, er wird in der Messe nicht mehr geopfert werden und daher auch nicht im Himmel. Die Sa-

kramente werden aufhören, alles wird im Himmel vollkommen aufgenommen sein, und wir sind nicht mehr Sünder, die wir trotz allem Streben auf Erden bleiben. Dann wird auch in der himmlischen Hierarchie eine Änderung eintreten; die Beschäftigung des Himmels und der Himmlischen mit der Erde wird aufhören. Es wird keine Fürbitte, keine Vermittlung mehr geben. Wenn jetzt ein Priester stirbt, ist er im Himmel gleichsam noch mehr Priester und Opfernder für die irdische Kirche als in seinem irdischen Leben. Als Verklärter setzt er seine Sendung fort, die keine zeitlichen, irdischen Grenzen kennt. Nicht als ob nach dem Jüngsten Gericht die Wundmale des Sohnes aufhören werden; denn der Vater will dem Sohn ewig dankbar sein. Aber die unauslöschlichen Zeichen im Sohn und in den Christen werden dann nicht mehr auf das schmerzvolle Opfer, sondern nur noch auf die vollkommene Liebe hinweisen. Die Funktionen werden also bleiben, aber nicht mehr mit einem Bezug auf das Vergangene, sondern nur noch in die ewige Zukunft Gottes hinein. Die Kirche als Institution wird aufgehoben, denn sie hing mit der Sünde zusammen. Erst wenn sie ganz von dieser Beziehung auf die Sünde der Menschen gelöst ist, wird ihr universaler Charakter vollkommen universal geworden sein. Die Messe als Liturgie wird aufgehen in ein Opfer der Dankbarkeit an Gott. Alles wird aufgenommen, strahlend eingeführt in Gott. In dieser Aufnahme der Kirche wird sie ganz zu dem, was Maria immer schon war. Indem die schmerzlichen Geheimnisse Marias auch zu den schmerzlichen Geheimnissen der Kirche wurden, aber dann von Maria wieder aufgenommen werden, indem das Marianische in der Kirche, samt allem, was der Kirche an Menschlichem anhaftet, aufgesogen wird von der Reinheit Marias, geht die Kirche zurück in das Jawort selbst, in den Ursprung seines Entstehens, in sein eben-jetzt-Gesprochen-werden. Wohl hat die Kirche dieses Jawort auf Erden ausgesprochen. Aber ihr Jawort geht zurück in den Zustand vor dem Fall, in die

Unschuld des Nicht-erfahren-habens der Sünde, in die Unschuld der Unbefleckten Empfängnis, in eine zugleich wissende und unwissende Unschuld. Bevor Maria das Jawort sprach, wußte sie, was Empfangen und Gebären bedeutet nur so, wie die Unschuld es weiß: unwissend und ohne die Last der Erfahrung. Sie konnte nicht wissen, was es heißt, den Erlöser von aller Sünde zu tragen, weil sie nicht wußte, was Sünde war. Indem sie ihr Jawort spricht, wird sie aufgeklärt durch den Heiligen Geist, in das erfülltste aller Leben hinein, in die Schicksalsgemeinschaft mit dem Erlöser, ins Leiden, in die Wüste der Einsamkeit. Durch ihr Jawort zum Sohn hindurch, der die Sünde trägt, wird ihr die Sünde sichtbar. Wenn sie nun am Ende der Zeiten die Kirche in sich zurücknimmt, geht sie selbst zurück in den Anfang ihres Jawortes, in die Bewegung ihres Herzens, das im Begriffe ist, zuzustimmen. Aber das Ja wird nun von Gott nicht mehr in die Erlösung von der Sünde hinein aufgeklärt, sondern in der entgegengesetzten Richtung: in Gott selber hinein. Sie erwacht in den neuen Himmel hinein. Sie bleibt, was sie war: die Mutter, die gelitten und den Sohn geboren hat. Aber die der Sünde zugekehrte Seite ist wie ein „Traum“ gegenüber der neuen Wirklichkeit Gottes. Da hinein nimmt sie die Kirche und die Christen auf. Sie nimmt sie zurück in dem Augenblick, wo sie waren, ehe der falsche Weg eingeschlagen wurde, der Weg der Sünde. Das ist es, was sich im Jüngsten Gericht vollzieht, wenn der Abschluß der sündigen Welt gekommen ist. Das Jüngste Gericht hat diese letzte Funktion: zurückzusetzen. Immer waren wir in der vergangenen Welt diese Sünder. Aber der Gedanke dient nicht mehr zur Reue, zur Buße, sondern nur noch zur größern Verherrlichung Gottes.

Der Drache ergrimmte über das Weib und ging hin, Krieg zu führen mit den übrigen Nachkommen des Weibes, die die Gebote Gottes befolgen und das Zeugnis Jesu festhalten. Diese Nachkommen sind die Christen, vor allem diejenigen, die eine

besondere Sendung haben, die Auserkorenen. Sie sind die geistige Nachkommenschaft, die, die der Mutter am nächsten stehen. Es sind dann auch die Diener der hierarchischen Kirche: Priester und Ordensleute. Aber Johannes trennt die beiden Kategorien: zuerst stellt der Teufel denen nach, die Maria am nächsten stehen. Er wird einen Heiligen noch vor einem Papst angreifen. Die Heiligen sind ihm besonders verhaßt, weil sie ihn daran erinnern, daß er das Kind der Frau nicht erhalten hat—und daß er auch ihr nichts antun konnte. Sie sind ihm der gewünschte Ersatz. Sie sind es, durch die er die Frau am empfindlichsten treffen kann. Denn immer gilt seine Rache zuerst der Frau, dann Gott, der hinter ihr steht, der das Kind aufgenommen hat, die Frau in der Wüste beschützt und sich als Retter von Mutter und Sohn erweist. Der Teufel erinnert sich daran, daß er den Sohn in der Wüste versucht hat und daß der Sohn ihm widerstanden hat. Diesen Widerstand läßt er sowohl den Vater wie den Sohn entgelten. Den Vater will er treffen in denen, *die seine Gebote befolgen*. Aber diese sind von nun an, weil die Welt erlöst ist, eben jene, *die das Zeugnis Jesu festhalten*, die für den Erlöser Zeugnis ablegen. So trifft der Teufel hier auf eine Einheit: er möchte getrennte Rache nehmen an den Anhängern des Vaters und an denen des Sohnes. Aber es gibt eine rückläufige Bewegung, indem die Gleichen Jesus gehören und dem Vater und noch besonders durch die Mutter geschützt sind: durch die Mutter Kirche oder durch die Mutter Maria.

Und er stand auf dem Sand des Meeres. Der Drache versucht diese Nachkommen, aber er bleibt *auf dem Sand*. Der Sand ist das, was nicht mehr ganz zur Erde gehört. Über seinen Erfolg wird gar nichts gesagt, weil der Erfolg nicht mehr berechnet werden kann. Blicke er ganz auf der Welt, so würde sein Erfolg irgendwie klar hervortreten. Aber er steht auf dem Sand. Er steht auf der gleichen Substanz, auf der die Mutter sich in der Wüste befindet.

DAS ZWEITE TIER

13, 1—2. *Und ich sah aus dem Meer ein Tier heraufsteigen, das zehn Hörner und sieben Köpfe hatte und auf seinen Hörnern zehn Kronen und auf seinen Köpfen gotteslästerliche Namen. Und das Tier, das ich sah, war ähnlich einem Panther, und seine Füße waren wie die eines Bären, und sein Maul war wie das Maul eines Löwen. Und der Drache gab ihm seine Kraft und seinen Thron und große Macht.*

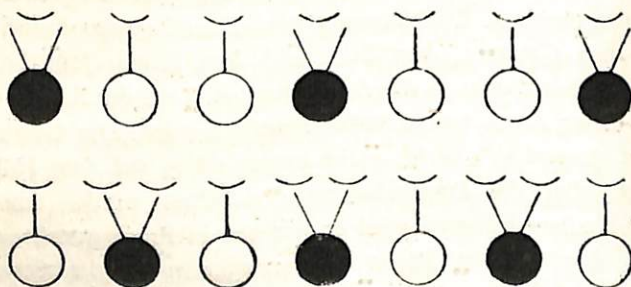
Mit dem Aufstieg dieses Tieres beginnt ein neuer Teil des dritten Wehe, und in der Pause, die zwischen dem Erscheinen des ersten und dem des zweiten Tieres entsteht, wird gleichsam die ursprüngliche Erschütterung wieder sichtbar: das Erdbeben mit dem Gewitter, dem Blitz und dem Hagel. Jede Szene mündet dorthinein: in die Angstsituation. Und der Seher muß sich dieser Angst immer voller bewußt werden. Das Gewitter selbst steigert sich nicht, es ist immer schon auf dem Höhepunkt, aber die Empfindungen des Sehers werden immer schreckhafter. Jedesmal wird er wie neu in Frage gestellt, geprüft, durchleuchtet. Es ist eine erzwungene Gewissenserforschung und Rechenschaft, gewaltsam, forciert, ja brutal. Es ist ein immer strengeres Fordern dort, wo der Mensch meint, schon lange alles gesagt, versprochen, vergeben zu haben. Aber nur in diesem Zustand kann er sehen, was gezeigt wird.

Ich sah aus dem Meer ein Tier heraufsteigen. Das erste Tier war vom Himmel herabgestürzt worden. Das zweite steigt aus der Tiefe herauf. Der Drache, Luzifer, der Stolz, fiel herab. Das zweite Tier, die Sünde des Fleisches, der Begierlichkeit, steigt herauf. Luzifer ist herabgestürzt, entthront, entmachtet,

gedemütigt. Aber für das Tier, das unten heraufkommt, ist er, der auf dem Sand des Meeres sitzt, immer noch hoch.

Das Tier hat *zehn Hörner und sieben Köpfe*, und auf seinen Hörnern *zehn Kronen und auf seinen Köpfen gotteslästerliche Namen*. Beide Tiere haben sieben Köpfe, weil beide die sieben Hauptsünden in sich haben und damit alle Sünden. Aber das erste hat sieben Kronen, das andere zehn. Die Diademe sind die Krönungen der Köpfe, das heißt der Sünden, sie sind der Prunk, der Glanz der Sünde, ihre sichtbare Frucht, ihr Erfolg, das Anziehende an ihnen, das Prahlen der Sünde und mit der Sünde, das was der Reue am meisten entgegengesetzt ist. Die Hörner sind das Eindringen und Einhaken der Sünde, das sich machtvoll Steigernde und Aufschwellende. Das zweite Tier hat drei Kronen mehr, weil sein Prahlen sich in besonderer Weise gegen die Trinität richtet. Die Anordnung der Köpfe ist etwas verschieden:

1. Tier:



2. Tier:

Die lästerlichen Namen über den Hörnern erklingen zuerst wie ganz objektive Inhalte, dann beginnen sie gleichsam einzugehen und werden über alle Maßen grauenvoll und unheimlich. Es sind Worte wie: „Wehe Gott!“, „Verflucht sei der Herr!“, „Ehre sei der Sünde!“ und eine Verfluchung der Mutter und der Schmerzen der Geburt, der besondere Fluch, der gegen die Verfluchung Evas ausgestoßen wird. Die Kronen überschatten nicht mehr unmittelbar die Köpfe, sondern die

Hörner, was die Blasphemie steigert: nicht allein die Sünde, sondern gerade ihre Herausforderung, ihre Kraft, ihr Glanz wird jetzt gekrönt. Beim ersten Tier war die Krönung gleichsam eine Bestrahlung des Tieres selbst, es spiegelte sich in sich selbst, es gefiel sich in seiner Sünde. Beim zweiten gehen die Strahlen mehr zur Gotteslästerung hin, die Prahlerei richtet sich gegen Gott und insbesondere gegen die Trinität. Und die Sünde strahlt nach außen, in die Welt, sie entblößt sich und stellt sich zur Schau.

Und das Tier, das ich sah, war ähnlich einem Panther. Erst nachdem Köpfe, Hörner, Kronen und Worte sichtbar geworden sind und der Seher sie voll zur Kenntnis genommen hat, erscheint auch der Leib: er gleicht dem eines Panthers. Er ist geschmeidig, was an die Schlange erinnert. Er ist katzenhaft, was an die Sinnlichkeit mahnt. Es ist das Böse in der Form des Erotischen (welches an sich nicht böse ist). Dieser Leib aber ist an sich böse. Er ist für die Sünde geschaffen und kennt als Zweck nur die Sünde. *Und seine Füße waren wie die eines Bären*, was auf die zerstörende Macht, das Zupackende und Zerreißende dieser Sünde hinweist. *Und sein Maul war wie das eines Löwen*, was die herausfordernde Frechheit der Sünde anzeigt.

Und der Drache gab ihm seine Kraft und seinen Thron und große Macht. Er gibt dem zweiten Tier die Ehre des Thrones und zeigt ihm so, wie es die neue Macht gebrauchen kann: er gibt ihm damit (indirekt) die große Autorität. Wie wenn eine Frau einen Mann verführt: sie gibt ihm damit die Macht, die im Manne wie suspendiert war, da sie ihn teilnehmen läßt an den Geheimnissen der Erotik, und überläßt ihm zugleich den Thron, da er von jetzt an der Führende und der Verlangende ist. Die große Autorität gibt sie ihm, da der Mann bald vergessen wird, daß er der Verführte war und in weit größerem Maße selber zum Verführer werden wird. Oder einer, der stehlen will, hat Hemmungen und macht es ungeschickt;

ein zweiter zeigt es ihm, und von nun an kann er es allein und besser.

Indem das erste Tier dem zweiten die Macht und den Thron übergibt, gibt es ihm eo ipso die Autorität; diese folgt aus den zwei ersten wie eine Prämisse aus den Vordersätzen. Die Autorität nimmt dann ganz von selbst überhand. Wie wenn eine Mutter den Sohn zum Priester erziehen ließe, aber in selbstischer Absicht, gleichsam als eine Funktion ihrer selbst, und mit der Weihe entgeht ihr plötzlich der Sohn, weil er nun eine Autorität über die Mutter hat, die sie ihm nicht verliehen hat, obwohl er sie auch ihrer Obsorge verdankt.

Das Ganze ist ein Gleichnis für das Böse, das das größere Böse aus sich gebiert: die Sünde potenziert sich selbst. Die Übergabe der Macht heißt nicht, daß der Drache auf die Macht verzichtet, sondern er flößt sie dem Tier ein und erweist in dieser Machtübergabe seine eigene Stärke. Aber er übergibt ihm doch s e i n e n Thron, das heißt er renunziert in das Tier hinein.

Luzifer, der auf dem Sand des Meeres ist, ist für das zweite Tier immer noch oben. Es sieht nicht, daß er entthront und daher ohnmächtig ist. Und Luzifer übergibt dem zweiten Tier seine Macht, als hätte er sie noch. Er spielt die Rolle dessen, der immer noch im Himmel seinen Thron hat. Er spielt sich als der auf, der alles weiß, der in allen Wassern gewaschen ist. Er gibt seine Macht von sich aus, weil der Aufsteigende sie ihm sonst ohnehin bald genommen hätte.

13, 3—4. Und ich sah einen seiner Köpfe wie zutode getroffen, und seine Todeswunde wurde geheilt. Und die ganze Erde sah staunend dem Tiere nach, und sie beteten den Drachen an, weil er dem Tiere die Macht gegeben hatte, und beteten das Tier an und sprachen: Wer ist dem Tiere gleich und wer vermag mit ihm Krieg zu führen?

Die Wunde ist eigentlich nur da, um zu zeigen, daß sie

heilt. Denn alle sieben Köpfe sind untereinander im Leib der Sünde verbunden, sie leben von einer gemeinsamen Vitalität der Sünde. Wäre der verwundete Kopf der einzige, so müßte das Tier sterben. Aber da die Vitalität der anderen sechs Köpfe und des Körpers vorhanden ist, und alle Sünden im Leib der Sünde und in einer Art Kommunion und Osmose sich befinden, darum kann der verwundete Kopf wieder heilen. Welcher Kopf der verwundete ist, ist gleichgültig. Es heißt nur: wenn eine Sünde mit den anderen verbunden ist und solange sie es ist, kann sie nicht sterben. Alle sieben Hauptsünden werden durch die Kraft des Sündenleibes am Leben erhalten: so daß der Leib jetzt als der alle Sünden speisende erscheint. Die Sünde gebiert also zwar den Tod, aber sie erleidet ihn nicht. Der Sündenleib ist hier im besondern die Verkörperung der fleischlichen Sünden, sofern sie im Fleische verbunden und zusammengehalten werden. Es sind alles Sünden gegen das Leben. Im besondern ist hier eingeschlossen, was gegen die natürliche Befruchtung, Schwangerschaft, Geburt geschieht: die Sünde, die selbst nicht stirbt, aber das Leben tötet, steht voran. Der Leib dieses Tieres ist wie die Verkörperung des Fluches. Der sündige Kopf, der aussieht, als sollte er sterben und der doch nicht stirbt, ist das Gleichnis der Kraft der kombinierten Sünde, deren Lebensmacht aus dem sündigen Leib stammt, welcher sich rettet, indem er den Kopf rettet und darin gegen das zu zeugende Leben angeht. Er tötet die eigene Nachkommenschaft, um ganz der Sünde leben zu dürfen. Er will sich selber erhalten, als das, was er ist, als sündiger Leib.

Dieses Kunststück, dieses „Wunder“, erregt die maßlose Bewunderung der ganzen Welt. Die Sünder erhalten hier die Lehre und den Unterricht durch den Leib des Tieres. Es ist die Bewunderung der Sünder, die die Sünde des Fleisches gelernt haben.

Die Köpfe des zweiten Tieres, die zwei Hörner und zwei Diademe tragen, sind nicht, wie beim ersten Tier, nach außen

exponiert. Sie sind vielmehr gedeckt durch die anderen. Das zweite Tier will, wenn es zur Sünde einladet, nicht damit anfangen, die Trinität zu lästern. Man muß das zweite Tier erst genauer betrachten, um zu sehen, daß es gerade die Sünde enthält, die sich in besonderer Weise gegen die Trinität wendet, und zwar darum, weil es sich gegen die Mutter wendet und die Mutter in ihrer Reinheit das Gleichnis der actio trinitatis im Menschen ist: Gott der Vater, stellvertretend den Heiligen Geist herabsendend, um in der Jungfrau den Sohn zu zeugen. Das zweite Tier wendet sich ganz und gar gegen dieses Geheimnis der Fruchtbarkeit. Indem es die irdische, natürliche Fruchtbarkeit mißbraucht und in Sterilität verkehrt, greift es, versteckt, aber wirksam, die göttliche Fruchtbarkeit an. Insofern scheint das zweite Tier schlimmer als das erste, weil es dessen Macht potenziert. Aber schlimmer ist es nur durch die Machtübergabe des ersten, dessen Kraft in ihm lebt, das der Verführer von Anbeginn ist und die Urquelle des Bösen bleibt. Das erste Tier ist mehr eine Person, ein Geist und hat dessen Geschlossenheit: als Drache oder als Schlange, es ist ja Sünde des Geistes. Das zweite Tier ist mehr eine Art Kollektiv und hat das Ausbreitete, Ausgossene einer Nichtperson, was schon in der Unmöglichkeit seiner Anatomie erscheint: so fern es eben die Sünde im Fleische ist.

Es verkörpert zugleich die Herausforderung Gottes. Das erste Tier ist aus Gottes Himmel herausgeworfen worden, das zweite fordert Gott aus seinem Himmel heraus. Es ist fast, als hätte der Teufel dieses Tier erfunden und erzeugt, um Gott herauszufordern und als hätte er bei dessen Erzeugung die Zeugung selbst als Herausforderung Gott gegenüber gebraucht und sie zu einer solchen gemacht. Und dies als Gegenstück zur Erschaffung des ersten Menschen durch Gott. Gott hat Adam geschaffen, der gefallen ist, der von Christus gerettet wird, wodurch der Teufel aus dem Himmel herausfällt. Der Teufel zeugt als seinen Adam das Tier und gibt ihm sein Ebenbild,

um unter den Menschen das Gegenteil dessen zu tun, was Gott tut. Wo das erste Tier im Himmel erledigt ist, herausgefallen ist, herausgeworfen wird, da ist das zweite Tier das aufsteigende und insofern das herausfordernde. Gott hat gezeugt, und die Zeugung die er den Menschen gab, ist an sich gut. Das Tier von unten kommt als eine Parodie der Zeugung, weil es den Tod sät, weil sein Name nie zur Fruchtbarkeit kommt, kein Leben erzeugt, sondern den Tod in sich trägt.

Durch die Gnade des Herrn verzichten die Nachkommen des Weibes auf die Zeugung, und dieser Verzicht ist Opfer. Es ist ein Opfer, das bei der Frau Dienst bedeutet, beim Mann Sendung. Der Verzicht des Mannes ist irgendwie weiter als der des Weibes, in einer Art Analogie zum körperlichen Vorgang. Die Fruchtbarkeit des Weibes erschöpft sich darin, ein Kind im Jahr hervorzubringen. Der Mann könnte an sich eine fast unendliche Kinderzahl zeugen, die nur durch die Aufnahmefähigkeit des Dienstes des Weibes beschränkt wird. So stehen *D i e n s t* und *S e n d u n g* immer in einem unproportionierten Verhältnis, das sich widerspiegelt im Verhältnis zwischen Christus und der Kirche. Aber umgekehrt kann eine Frau, die zur Dirne wurde, sich auch nicht im gleichen Maße verschleudern wie ein männlicher Lüstling: er verliert bei jedem Akt ein Kind, während das schwangere Weib nicht mehr empfangen kann.

Die Menschen beten die beiden Tiere an, erst das eine, dann das zweite. Sie erfassen den Vorgang der Machtübertragung vom Drachen auf das Tier. Sie sehen darin eine steigende Progression, eine Festigung des Bösen. Das entspricht ihrem Machtbedürfnis: das Herrschsüchtige in ihnen wird angeregt, um so mehr als sie auch die Wunde heilen sehen, ohne daß eine Narbe zurückbleibt. Diese Narbenlosigkeit der Heilung steht gegenüber den Wundmalen des Herrn, die für die Augen des Glaubens sichtbar bleiben. Die Wunden des Herrn haben nicht ihre eigene Heilung, ihr Verschwinden als Zweck, während im

Verschwinden der Wunden des Tieres ein Zweck erreicht wird, nämlich der, die Übermacht des Bösen zu zeigen. Das Böse, das Krankheit ist, gebiert aus sich das noch Bösere, die Gesundheit. Die Wunden der Bösen heilen durch sich selbst. So wenigstens erscheint es den Menschen in ihren menschlichen, gewöhnlichen Augen.

Angesichts der gesteigerten Macht des Tieres glauben sie, sie könnten sich dieser Macht nicht entgegenstellen. Sie sehen nur die Steigerung selbst, sie sehen nicht, woher die Macht kommt. Diese Steigerung ist wie ein Pulver, das im Wasser braust und zischt, endlos, während es in Wirklichkeit nur ein winziges Nichts ist. Würde man es nicht ins Wasser werfen, so hätte es gar keine Macht. Und die Menschen selbst sind es, die durch ihre Bewunderung dem Tier die Macht, die Kraft, den Glanz verleihen. Würden sie das Tier nicht bewundern, so wäre seine Macht sogleich erloschen. Im Grunde bräuchte man dem ganzen Tier nur einen Nadelstich zu versetzen, und es würde in sich zusammensinken wie ein Popanz. Würde man das Tier mit der Absicht des Verzichtes ansehen, so würde es sofort zu Nichts. Aber die Menschen sehen nur die Oberfläche der Macht, nicht ihre Tiefe. Und aus Ehrfurcht vor sich selbst wagen sie sich nicht an das Tier heran, darum bleibt ihnen nur die Anbetung übrig. Weil sie diese Möglichkeit fleischlicher Zeugung in sich haben, auf die sie nicht verzichten wollen, weil sie Macht ist und Aufsteigendes, weil sie schließlich ihre ganzen Möglichkeiten ausschöpfen und auskosten wollen, darum beten sie an. Und zwar so, daß das Maß des Genusses bei ihnen selbst bleibt. Es ist im Grunde gleichgültig, wie viele Akte der Sünde sie setzen; Hauptsache ist, daß sie selber über die Möglichkeiten, die sie besitzen, verfügen. Vielleicht sind sie einer Sünde bald überdrüssig. Dann werden sie scheinbar auf diesem Gebiet enthalten werden, aber weitergehend über eine andere Sünde verfügen. So assimilieren sie sich das Tier. Und indem sie im Tiere leben, erfinden sie es

eigentlich vorweg: das Tier ist ein Produkt ihrer sündigen Phantasie, ihrer Triebe; sie blähen es auf zu dem, was es ist: das Unüberwindliche, gegen das niemand mit Erfolg kämpfen kann.

13, 5. Und es wurde ihm ein Maul gegeben, das große Worte und Lästerungen redete, und es wurde ihm Macht gegeben, es zweiundvierzig Monate so zu treiben.

Das *Maul* redet anmaßende, freche und lästernde Worte. Es hat als Maß die Herausforderung. Die Ueberschriften auf den Kronen sind irgendwie genereller Art, in der Weise, wie sie den Himmel anklagen. Die Lästerungen des Mundes dagegen sind einzeln gegen alles gerichtet, was den Menschen von Gott und von der Gnade her treffen könnte. Sie sind das genaue Gegenstück zu jeder Sendung und jedem Apostolat. Alles was Mensch und Mensch untereinander verbindet, benützt der Mund zur Lästerung. Alles wird durch ihn in den Kot gezogen. Er gleicht einem fleghaften Jungen, der gerade aufgeklärt worden ist und sich nicht genug tun kann, alles möglichst kraß zu beschmutzen, um mit seiner Aufgeklärtheit zu prahlen. Die großen Überschriften haben Dauer, sie verkörpern gleichsam ewige, unvergängliche Worte und Werte. Die ausgestoßenen Lästerungen sind im einzelnen treffender, dafür flüchtiger.

Zweiundvierzig Monate darf es so schalten, also ein halbes Jahr für jeden Kopf. So ist Zeit, die Sünde gründlich zu üben. Nachdem man ein halbes Jahr die eine geübt hat, geht man zur nächsten weiter in einer regelmäßigen Progression.

Man kann die Jahre, die das Weib in der Wüste verbringen muß, auf vier ansetzen — drei im Namen der Trinität und eines in ihrem eigenen Namen —, während die Zeit, da Gott sie ernährt, nur $3\frac{1}{2}$ Jahre beträgt: die übrige Zeit bilden die Fasttage, wie das Kirchenjahr sie mit sich bringt. Wählt man (Kap. 12, Vers 14) die Lesart *eine Zeit, zwei Zeiten und eine*

halbe Zeit, und setzt man eine Zeit als ein Jahr, dann bekäme man wiederum 42 Monate: die Zeit, da die Kirche in der Wüste ernährt wird. Und nur sechs Monate Fasten verlangt Gott von ihr. Dieses Achtel der Zeit, das Gott ganz für sich verlangt, scheint wenig zu sein. Aber es genügt, um dem Weib den Vorsprung vor dem Tier zu geben, dessen gesamte Wirkungszeit 42 Monate beträgt. Es fehlt ihm gerade ein Kopf, um die Zeit der Mutter zu erreichen. Gegen ihre Reinheit kommt seine Sündigkeit nicht auf. Es gibt mehr Gnade, als es Sünde geben kann. Deshalb wird auch die Heilige Stadt (Kap. 11, Vers 2) nicht länger als 42 Monate zertreten. Oder man kann auch sagen: Gott läßt dem Teufel und dem Weib gleichviel Zeit, aber das Weib verlängert durch sein Fasten die Zeit seiner Wirkung; vielleicht nur um ein Weniges, um ein Achtel, aber dieses genügt, den Teufel zu überwinden. Und es zeigt sich, daß die Waffen, die Gott dem Menschen gegen den Teufel gibt, von gewaltiger Stärke sind: schon das bißchen Buße, das Gott aufgibt, hat die Macht, das Reich des Teufels zu brechen. Die Macht der Buße liegt bei Gott. Er gibt sie auf. Buße ist nichts, was man beliebig nehmen oder stehen lassen kann. Sie geht sofort vom natürlichen Aspekt (etwa der In-zuchthaltung) weiter in ein Übernatürliches, Christliches, so sehr Ausgeweitetes, daß darin die Gegenüberstellung von Gott und Teufel und die Besiegung des letzteren liegt.

13, 6. Und es tat sein Maul auf zu Lästerungen gegen Gott, seinen Namen und seinen Tabernakel zu lästern, die, die im Himmel ihren Wohnsitz haben.

Das Tier öffnet sein Maul, das nur zu Lästerungen dient. Diesem Maul ist jeder Gedanke an Buße eine Tollheit. Der Christ aber ist vor diesen Lästerungen nur solange geschützt, als er den Gedanken der Buße versteht, das Kreuz als Begleitung neben sich und in sich hat. Dann braucht er für sich selbst nicht zu fürchten, sondern nur für seinen Nächsten, der

von der Lästerung getroffen und angesteckt werden könnte. Wenn der Teufel in dieser Urform lästert, dann ist er für den Christen sogleich als Teufel erkennbar, und er kann sich vor ihm schützen. Er kann sich innerlich davon fernhalten: die Lästerung geht ihn nichts an. Schwieriger ist es, wenn der Teufel durch den Mund des Nächsten lästert. Dann kann der Christ sich davon nicht distanzieren. Es geht ihn an, daß so gelästert wird. Er muß sich einsetzen für den Lästern den. Er muß für ihn Buße tun. Denn mit Argumenten allein wird er ihm nicht beikommen. Für den Teufel kann man nicht büßen; er ist der Inbegriff des Unbekehrbaren. Gott aber kann jedes menschliche Lästermaul durch die Buße der Christen zum Schweigen bringen. Der Christ hat durch die Buße Macht über Gott. Gott hat sie ihm gegeben, wenn er innerhalb seines Willens steht, damit er im Tun des göttlichen Willens Gott beeinflusse. Der Teufel dagegen ist unbeeinflussbar. Würde einer wagen, ihn zu bitten, nicht mehr zu lästern, so könnte das, falls es möglich wäre, nur eine Steigerung seiner Lästerung zur Folge haben.

Das Tier lästert hier direkt *gegen Gott*, im Grunde weil es sich von ihm schon besiegt weiß. Weil der Teufel von Gott aus dem Himmel hinausgeworfen ist. Es hat genügt, daß Gott den Erzengel Michael sandte, und schon mußte der Teufel weichen. Aus dieser Niederlage schöpft er die Kraft der Lästerung. Aber er lästert auch gegen *seinen Tabernakel*. Er lästert das Haus Gottes, weil er nicht ins Leere lästern, nicht ohne Wirkung bleiben will. Die Lästerung gegen die Trinität und ihren *Namen*, ihre Offenbarung in der Welt, ist in ihrer Disproportion lächerlich. Greift sie aber den Tabernakel an, die Wohnstätte des menschengewordenen Gottes, dann berührt sie den einzelnen Christen viel persönlicher, weil der Schatz, den der Tabernakel birgt, so klein, so angreifbar ist, weil die Gegenwart des menschengewordenen Sohnes in der Hostie in ihrer Hingegenheit und Demut so rührend ist. Sie ruft unser

schützendes Gefühl auf, unser Ehrgefühl, unsere Liebe. Hier wird auch der Mensch einbezogen in den Kampf zwischen Gott und dem Teufel, der sonst über die Köpfe der Menschen hinwegzugehen schiene.

Und die, die im Himmel ihren Wohnsitz haben, nämlich nach dem Fall des Drittels der Sterne. Die, die im Himmel standhalten, mögen sie noch auf Erden leben oder schon gestorben sein. Durch diese dritte Lästerung trifft der Teufel nicht mehr Gott oder den einzelnen Menschen, sondern die ganze Christenheit. Er trifft mich in meinen Eltern, in meinen Vorfahren, meinen verstorbenen Verwandten, in den Heiligen, die ich verehere, in den Aposteln, in Maria. Es öffnet sich wieder alles, wie es sich vorher beim Tabernakel eingeeengt hatte. So greift der Teufel von einer Seite an, immer in der Hoffnung, doch noch zu überzeugen. Er hofft, daß alles, was ich bisher geglaubt, gewußt habe, durch seine Lästerung doch noch eine andere Färbung, eine Verlagerung erfahren könnte. Er hofft, mich nach und nach seiner Lästerung anzugleichen. Er schändet meine intimsten Beziehungen zum Heiligen, zum Himmel. Und die ganze irdische Kirche ist in dieser Lästerung angegriffen. In der Gewalttätigkeit dieser Schändung liegt auch ihre Öffentlichkeit: er läßt mir kein Geheimnis mehr Gott gegenüber, das er nicht auf den Markt brächte, um es dort zu verhöhnen.

13, 7—8. Und es wurde ihm gegeben, Krieg zu führen gegen die Heiligen und sie zu besiegen, und es wurde ihm Macht gegeben über alle Geschlechter und Völker und Sprachen und Nationen. Und anbeten werden es alle Bewohner der Erde, jeder, dessen Name nicht geschrieben steht im Lebensbuch des Lammes, das geschlachtet ist von Grundlegung der Welt an.

Die Lästerung des Teufels wirkt ansteckend, und zwar greift sie die Gemeinschaften zuerst an. Er macht es nicht so,

daß er zunächst einer Menge Einzelner sich bemächtigt, sondern so, daß er jeweils mehrere zugleich erfaßt. Er setzt gleichzeitig bei Verschiedenen an, und indem diese Ansätze sich treffen, schlagen sie zusammen wie eine Flamme und bilden sogleich eine Einheit. Im Einzelnen sieht es fast harmlos aus, aber durch die Vielen gewinnt die Sünde eine ungeheure Möglichkeit der Vermehrung und Steigerung. Wie Eva den Apfel nahm, und schon aßen beide.

Geschlechter, Völker, Sprachen, Nationen betonen jeweils das neutral Verbindende. Es sind Menschen, die in immer weitern Zusammenhängen verbunden sind, aber das Verbindende, das diesen harmlosen Namen trägt: Sprache oder Volk, ist in Wahrheit die Sünde. Als wären diese Namen nur Bilder, die Neigungen zum Bösen verkörpern.

Anbeten werden es alle Erdenbewohner. Weil alle darin die Erfüllung dessen finden, was sie suchen. Wenn mehrere ihre Sünde zusammentun, um besser sündigen zu können, so werden sie ihre Sünden nicht mehr als persönlich gebunden ansehen, sondern so, als wäre ein Vorrat und Ueberschuß an Sünde da, von dem her sie immer weiter Sünden beziehen könnten. Dieser Überschuß ist das Tier: das mehr als Persönliche. Anbetung des Tieres ist dann Anbetung der eigenen Sünde, die die Maße der Person übersteigt. Es gibt eine Sündenerfahrung, die man durch das Tier bekommt. Das Tier ist wie eine Umkehrung der Gnade. Wenn ein Mensch den anderen über die eigene Macht hinaus verweist auf die Gnade, so wird dieser des Größeren ansichtig. Auch in der Sünde verweist man auf eine überpersönliche Macht, auf den Meister aller Sünde, dem alle zu Willen sind. Es ist das Umgekehrte des Apostolates.

Das Tier kann *Krieg führen gegen die Heiligen und sie besiegen.* Bisher hat es die Neutralen, die Angesteckten, die Schlechten angegriffen. Die Heiligen sind hier die Guten, die aber ihren Weg zu Gott nicht zu Ende gehen. Es ist sodann

die ganze „Gemeinde Gottes“ in der Welt, bestehend aus solchen, die ausharren und solchen, die nicht ausharren. Diese „Heiligen“ kann das Tier nicht dadurch anstecken, daß es ihnen offen die Sünde zeigt. Es muß sich ihnen anpassen, sie überlisten, sie zunächst täuschen, sich auf ihren Weg begeben, ein Stück des Weges mit ihnen gehen. Der erste Kreuzpunkt der Wege ist durchaus nicht schlecht. Noch ist gar nichts Verdächtiges zu entdecken. Irgendeine durchaus mögliche, durchaus erlaubte Entscheidung wird getroffen, z. B. die den leichtern Weg dort zu gehen, wo es völlig erlaubt ist. Erst nachdem man mehrere Schritte auf dem Weg gemacht hat, einige Tage später vielleicht, entdeckt man, daß jene Wahl nicht richtig war. Man weiß, man sollte zurückgehen. Erst jetzt kommt die große Entscheidung: ob man die Demut hat, zurückzugehen oder nicht. Einzugestehen, daß der Weg, den man im guten Glauben gegangen ist, falsch war. Zu bekennen, daß man in aller Unschuld und Unwissenheit irren konnte. Dazu müßte man sich beugen, um Verzeihung bitten, sich demütigen. „Warum zurückgehen?“, flüstert das Tier, „dich unsicher zeigen? Jene, die auf dich schauen, verwirren? Hast du nicht lange Jahre gebetet, so daß deine Meinungen und Entscheidungen jetzt zusammenfallen dürften mit den Meinungen und Entscheidungen Gottes? Du bist als Christ Gott so nahe gekommen, daß du jetzt ruhig eine selbständige Entscheidung treffen kannst. Gott wird sie nachträglich schon gutheißen, falls es dessen überhaupt bedarf.“ Hört man auf solche Worte, so ist alles entschieden und in der Hand des Teufels. Die große Gefahr liegt darin, daß der Irrtum kein verschuldeter war und die Angst vor dem Zurückgehen scheinbar gerechtfertigt ist. In dieser Angst vor dem Zurückgehen liegt der Anfang aller Trennung von Gott, aller Häresie, alles Unglaubens, auch der Anfang aller falschen Mystik, die einmal richtig begonnen hatte. Und die Situation ist nicht nur Verführung des Teufels, sondern oft auch echte Erprobung

durch Gott: er will immer wieder wissen, ob er noch allein in der Seele bestimmt. Wenn ein Mensch nie zurückmüßte, so würde er bald zwischen Gott und seinem eigenen Kopf keinen Unterschied mehr machen; er selber wäre ein Teil seines Glaubens.

Jeder, dessen Name nicht aufgezeichnet ist im Lebensbuch des Lammes. Das Lebensbuch ist das Verzeichnis der Gnaden, die jeder Mensch erhalten hat. Denn Gott will alle retten und tilgt niemanden selbst aus dem Buch des Lebens. Er hat alle aufgezeichnet, damit sie gerettet werden, im Buch seines Lebens, das heißt seiner lebendigen Gnade. Aber es ist, als stünden die Namen dort mit einer unsichtbaren Tinte geschrieben und als müßte der Mensch irgend etwas dazutun, damit sie sichtbar werden. Er muß irgendeine Bewegung zu Gott hin machen, sich seinem Willen hingeben. Sonst bleibt der Name aufgespart. Und der Mensch kann das Seine halb tun, er kann nur einen Teil des Geforderten tun, so daß es im Lebensbuch unendliche Abstufungen von Sichtbarkeit und Deutlichkeit des Namens gibt. Würde aber der Mensch irgend etwas Gutes tun, ohne daß der Herr vorher seinen Namen im Lebensbuch eingeschrieben hätte, so würde der Name nie darin erscheinen. Denn die Tat des Herrn ist die erste, unsere Tat ist nur Antwort auf die seine. Er erwartet uns, und so ist er bereits die Erfüllung, weil er erwartet. Aber er erwartet nicht gegen den Menschen, sondern mit ihm, und dieses Mit-Gott-Sein muß der Mensch bekunden, damit der Name hervortritt. Er sollte mit seinem Leben dem Herrn und seinem Lebensbuch antworten. Sein Leben selbst sollte auf ihn hinschauen. Er darf nicht zugleich auf den Herrn und auf den Teufel schauen, für beide empfänglich sein. Das Sichtbarwerden des Namens im Lebensbuch ist selbst etwas Lebendiges, etwas Bewegtes, nicht etwas ein für allemal Abgeschlossenes. Würde der Mensch sich abkehren, so könnte sein Name bald wieder verblassen. Er kann zwar zögern,

welchen Weg er gehen soll, aber wenn er in dieser Haltung bliebe, so wäre schließlich er der Mittelpunkt, er der Entscheidende, der sich selbst die Kraft der Entscheidung über Gut und Böse zutraut. Er würde nicht mehr verstehen, daß die wahre Entscheidung beim Herrn liegt, bei ihm schon gefallen ist, und daß der Herr nur aus lauter Güte den Menschen anfragt, um sein Einverständnis zur göttlichen Entscheidung einzuholen. Daß er letztlich auch die Antwort schon in den Menschen hineingelegt hat. Das Hin und Her des Zögerns würde schließlich heißen, daß der Mensch das Wesen der Gnade noch gar nicht begriffen hat.

Das Lamm ist geschlachtet von Grundlegung der Welt an. Denn von Anfang an hat der Sohn dem Vater sein Opfer dargebracht. Es hat Tausende von Jahren gebraucht, bis der Sohn sichtbar hervortrat. Aber nicht darum, weil er gezögert hätte, weil er es gleichsam nicht eilig gehabt hätte, zu kommen. Der ganze Alte Bund war eine einzige Vorbereitung, eine langsame Bereitstellung der Menschengeschlechter auf die Ankunft des Sohnes hin. Sie ist langsam, weil die Welt nur langsam begreift, nur langsam bereit wird. Nicht weil der Sohn langsam war. Und sein Opfer wurde nicht nur im Jahre 1 oder 33 eingeschlossen. Es liegt in den Prophezeiungen nicht als ein bloß wahrscheinliches Opfer, nicht als eine Möglichkeit, sondern als ein wirkliches, als eine Erfüllung, die nur noch nicht sichtbar geworden ist. Wer zum Essen eingeladen wird, der braucht das Essen nicht sofort zu bekommen. Es ist genug, daß er weiß: ich bin eingeladen — sogar schriftlich — und die Mahlzeit wird vorbereitet.

13, 9. Wer ein Ohr hat, der höre!

Denn in der Botschaft vom Teufel ist eine Botschaft Gottes enthalten. In der Kunde von den Tieren liegt eine Kunde von den Gnaden. Nur von Gott aus kann man den Teufel betrachten. Man kann sich mit diesen Visionen der Angst, des

Schreckens, der Ohnmacht, der Verführung nicht abgeben, wenn man nicht felsenfest weiß, daß der Teufel zwar lebt, Gott aber größer ist als er. Wer nicht hinter dem Teufel Gott sieht oder doch ahnt, darf nicht an die Erforschung des Bösen herangehen. Man muß durchhören können zu Gott hin. Alles hat eine um so größere Öffnung zu Gott, als die Schrecken des Teufels gegenwärtiger werden. Eine Lüge kann man nur dann verstehen, wenn man weiß, daß sie eine Beleidigung Gottes ist. Wüßte einer nichts von der Sünde, so könnte ihn die Schilderung von den Tieren, von der Sünde gar nicht berühren. Da wir aber die Sünde aus der Erfahrung kennen, müssen wir uns, wenn wir uns mit ihrer Kenntnis abgeben, sofort zur größeren Erfahrung Gottes hinwenden, um in seiner Immunität uns mit dem Bösen zu befassen. Und wir müssen es, weil das Apostolat die Kenntnis des Bösen von Gott aus erfordert.

13, 10. Wer in die Gefangenschaft führt, wird selbst in der Gefangenschaft enden; wer mit dem Schwerte tötet, der muß selbst durch das Schwert getötet werden. Hier ist die Ausdauer und der Glaube der Heiligen.

Wenn ich dich zwingen, meinen Glauben anzunehmen, ohne daß du innerlich glaubst, so verdiene ich, meinen Glauben zu verlieren, und ich werde ihn auch verlieren. Wenn ich dich binde, so verdiene ich, gebunden zu werden. Wenn ich dich in deiner Arbeit und Entwicklung hemme, verdiene ich, gehemmt zu werden. Kurz: wenn ich aus meiner Sehnsucht, meinem Willen, meinem Urteil eine Sendung für dich erfinde, als Funktion der meinigen, dann werde ich die meinige verlieren. Denn wenn ich schon die Aufgabe an dir habe, dich zu irgend etwas hinzuführen, dann ist dieses Etwas unbedingt das, was Gottes ist, und nicht das, was mein ist. Ist der Glaube, zu dem ich dich zwingen möchte, die Bindung, in der ich dich fesseln möchte, eine Erfindung meiner selbst, der ich den Namen

einer Tugend, eines Auftrags verliehen habe, dann wird sie für dich zum Gefängnis und mündet in einen Raub deiner Freiheit Gott gegenüber. Ich aber werde dort gestraft, wo ich gesündigt habe. Wenn mir also das Meine zum Gesetz wird, so werde ich es verlieren, an seiner Statt aber nicht das Göttliche finden. Gebe ich hingegen das Meine auf, um mich Gott zu unterwerfen, so nimmt Gott mich mir zwar weg, aber mit einem mehr oder weniger freiwilligen Verzicht von meiner Seite. Er raubt mir nicht das, was ich behalten wollte, um es durch das Seine zu ersetzen, er entzieht es mir in der Weise, daß ich es ihm schenke oder versuche, mich mindestens bereit zu halten für das, was er mir geben will.

Wer mit dem Schwerte tötet, wird durch das Schwert umkommen. Schwert ist Gewaltsamkeit. Wenn ich dich gewalttätig töte, d. h. hindere zu sein, was du sein mußt, so wird sich meine Gewalt gegen mich wenden und mich hindern an dem, was ich sein möchte. Durch das Schwert töten heißt hier einfach: erdrücken, gewaltsam nicht mehr sich entfalten lassen. Unfreiheit und Schwert sind beide das gewalttätige Abbringen des Nächsten vom Weg Gottes. Sei es aus reiner Freude an der eigenen Zerstörungskraft, sei es, um für sich Anhänger zu gewinnen, oder aus einem anderen dunklen Grund. Auf jeden Fall besitzt dieses Tun alle Zeichen des Ungehorsams; es zeigt, daß ich in der Gewalt der Sünde bin. Das Tier verkörpert das Böse als eine das Ich übersteigende Macht, die wie eine objektive Größe für sich existiert und sich als solche Zugang zum Objekt verschafft. Als würde diese Verbindung zwischen Tier und Ich erst allmählich entstehen durch die Macht des Tieres, dessen Anbetung durch das Ich. Und durch die Gewaltsamkeit dieser Gefangennahme wird das Ich befähigt, im Sinne des Tieres zu wirken.

Das ist die Ausdauer und der Glaube der Heiligen. Heilige sind alle die, die glauben, die zur Gemeinschaft der Heiligen gehören. Was die Tiere tun, ist nicht nur Theorie zur Er-

klärung des Bösen, es bewirkt für die Heiligen immer auch eine Öffnung der Seele zu Gott hin. Die Vision von den Tieren ist nicht nur Warnung für die Bösen, sondern ebenso Bekräftigung für die Glaubenden. Die ganze Vorführung und Auslegung verleiht ihnen etwas von der göttlichen Gnade. Es ist eine Veranschaulichung, deren Sinn sich niemals im bloßen Wissen erschöpft. Auch besteht die Sendung, der Glaube, der Weg der Heiligen nicht nur im Vermeiden des Bösen und im Tun des Guten, sie brauchen eine echte Erfahrung des Bösen, um das Göttliche wirksamer zu suchen. Erfahrung heißt hier: tiefe und innere Erkenntnis, wie die Ausdauer allein sie verleiht. Sowohl für die Aktion wie für die Kontemplation ist diese Kenntnis notwendig. Sowenig man immer nur die süßen Geheimnisse des Christentums betrachten kann, so wenig kann man immer nur von Tugenden reden, man muß auch dem Harten und Bösen ins Auge blicken. Wer von der Sünde nichts weiß, versteht die Erlösung nicht.

DAS DRITTE TIER

13, 11—12. *Und ich sah ein anderes Tier aus der Erde aufsteigen, und es hatte zwei Hörner gleich einem Lamm, und es redete wie der Drache. Und alle Macht des vorigen Tieres übt es vor seinen Augen aus, und es macht, daß die Erde und ihre Bewohner das vorige Tier anbeten, dessen Todeswunde geheilt wurde.*

Das erste Tier war von Gott herausgeworfen worden. Das zweite war die Herausforderung Gottes. Beide bilden gleichsam die Kräfte des Bösen an sich. Das dritte Tier hat eine beinahe menschliche Natur. Es hat nur einen Kopf und zwei Hörner, wie die gewöhnlichen Tiere. Das Tier lehnt sich ganz an die Mentalität des Sünders an. Aber es hat den Kopf eines Lammes, nicht nur in Anlehnung an unsere Tiere, sondern auch an das Lamm Gottes. Vorher wurde das Lamm als Gegensatz zu den Tieren erwähnt: die im Buch des Lammes standen, waren nicht im Bereich des Tieres. Jetzt hat das dritte Tier Lammesgestalt. Der Teufel macht eine Metamorphose durch. Wir wurden vorher gewarnt: die Kluft zwischen Lamm und Teufel wurde offen gezeigt als ein absolutes Entweder-Oder. Wir wurden um so mehr gewarnt, als jetzt das dritte Tier mit dem Kopf des Lammes und der Stimme des Drachen erscheint. Es macht daraus ein Sowohl-Als-auch. Es tritt so auf, als könnte es eine Synthese, einen Kompromiß geben zwischen Lamm und Drache, mehr noch, als sei diese Einheit gerade das menschliche Los. Es steigt *aus der Erde* herauf. Es bildet dadurch unser Schicksal, zum mindesten unsere Schicksalsmöglichkeiten ab. Wenn es vorher hieß, daß der Drache sogar die Heiligen zu Fall bringen kann, wenn die Hörenden gewarnt

wurden, so sollte man eigentlich gefeit sein und wissen, daß Gut und Böse sich wie Weiß und Schwarz verhalten. Aber das dritte Tier übertönt diese Warnung durch sein Blendwerk. So muß das Achtunggeben verlängert und gleichsam verdoppelt werden zu einem „überhaupt Wachbleiben“.

Die zwei Hörner passen sich dem Lammkopf an. Alles Außergewöhnliche am Tier verschwindet. Mit der Unterstreichung des Normalen wird der Christ gezwungen, auch das Normale, normal Erscheinende zu prüfen. Innerhalb des Guten noch einmal zu scheiden zwischen dem wahrhaften und dem erscheinenden Guten.

Und alle Macht des vorigen Tieres übt es vor seinen Augen aus, und es macht, daß die Erde und ihre Bewohner das vorige Tier anbeten, dessen Todeswunde geheilt wurde. Und zwar stammt diese Macht aus der Heilkraft der Wunde. Die Wunden des Tieres heilen ohne Stigmata, ohne Narben zurückzulassen. Aus der Kraft dieser spurlosen Heilung stammt die Macht. Der Herr, der verwundet und getötet worden ist, und der seine Wunden heilen ließ, ließ seine menschliche Natur bei dieser Heilung nicht unbeteiligt sein, er schaltete sie nicht aus; darum sieht man nachher die Narben. Der Herr ist eben gestorben, so wie der Mensch stirbt. Der Teufel hat eine andere Kraft: seine Wunden heilen ohne die Beteiligung der Natur, aus einer rein teuflischen Kraft. Er hat einen Überschuß an Ersatzmöglichkeiten. Der Herr hat es auf sich genommen, ganz Mensch zu sein, und er wäre es nicht, wenn er den natürlichen Gesetzen nicht auch unterworfen wäre. Oder, wenn er keine Narben haben wollte, so hätte er Gott bleiben müssen, als der er gar nicht verwundbar war. Hier liegt ein scheinbarer Vorsprung des Teufels: er kann „Wunder“ wirken, die mit der Natur, wie Gott sie schuf, nicht rechnen. Er kann auch in der geistigen Arbeit, in Philosophie, Kunst, Medizin, Technik usf., das Blendwerk von „nahtlosen Geweben“ herzaubern.

Die Wunde des Tieres war durch das Schwert geschlagen

worden (v. 14), damit man ermesse, was Schwert sei (v. 10), in der Gewalt dessen, der damit die Menschen schlagen kann. Die Mutter des Herrn wurde in ihrem Herzen siebenmal vom Schwert durchbohrt. Sie hat sieben Wunden und sieben Schmerzen. Sie hat nicht gefragt warum. Sie hat nach dem ersten und zweiten Mal nicht gesagt: Genug! Sie hat sich nicht aufgelehnt, nicht nach dem Sinn und der Zahl geforscht, sie hat sich nur hingegeben. Aber sie hat gewußt, daß siebenmal das Jawort, das sie ausgestoßen hat, in sie zurückkommt, daß das Schwert eine Antwort ist, die Antwort des übernommenen Leidens, die Antwort der angenommenen Hingabe, die einzig gültige Antwort des Vaters an die Mutter seines Sohnes. Sie hat ihre Wunden nicht gezeigt, man hat sie nicht ermessen können, man hat keine Überlegungen über ihre Heilung, ihre Vernarbung, über irgendwelche sensationellen Umstände anstellen können. Sie hat in der Hinnahme dieser Wunden die Prophezeiung des greisen Simeon erfüllt, und es ist, als läge in dieser Durchbohrung ihres Herzens die immer fortdauernde Antwort Gottes an sie. Schwert und Wunden der Mutter, die langen Jahre in der Wüste, die Wunden der Kirche: das alles bleibt ein zusammengehöriges, verhülltes Geheimnis. Niemand weiß, wie die der Kirche zugefügten Wunden heilen. Oft kann man nicht einmal sagen, ob jetzt ihre Wunde heilt oder ob sie ihr zugefügt wird. Heilung und Zufügung der Wunden fallen vielleicht zusammen. Es gibt keinen Beginn und kein Ende, keine Möglichkeit und auch keinen Willen zur Unterscheidung, weder in der Mutter noch in der Kirche. Wohl aber weiß das Tier darum, das Tier, das verwundet sein will, um aus der Wunde heraus die Überzeugungskraft zu gewinnen, durch die es die Menschen verführt. Die Mutter hat ihre Wunden im Verborgenen, sie hat sie geheimgehalten, um in der Gnade Gottes zu helfen, um die Gnade Gottes in den Menschen wirksamer werden zu lassen. Sie ist in ihrem Wundenempfang verborgene Mittlerin. Sie leidet durch die Wunden, aber ihr Lei-

den ist das fruchtbare Leiden in der Gnade. Für das Tier ist die Wunde nur Schein, nur Schauspiel, Schaustellung, die es den Verführten gibt. Siebenmal wurde die Mutter verwundet: es war ihr Ernst, und dieser Ernst war ihr Leben. Die eine Wunde des Tieres genügt, ihm ein todbringendes Aussehen zu geben; ihm liegt nur an der Täuschung, vor allem der Heiligen, die es zu Fall gebracht hat. Die Wunde des Tieres ist im Grunde gar kein Schmerz, sondern reine Sensation.

13, 13—17. Und es tut große Wunder, so daß es sogar Feuer vom Himmel herabfallen läßt auf die Erde vor den Menschen. Und es verführt die Bewohner der Erde auf Grund der Wunder, die vor den Augen des Tieres zu tun ihm verliehen ist, und es beredet die Bewohner der Erde, dem Tier ein Bild zu machen, dem, das die Wunde des Schwertes hat und lebendig geworden ist. Und es wurde ihm gegeben, dem Bild des Tieres Lebensgeist zu geben, so daß das Bild des Tieres sogar redete und bewirkte, daß alle getötet wurden, die das Bild des Tieres nicht anbeteten. Und es bewirkt, daß alle, die Kleinen und die Großen, die Reichen und die Armen, die Freien und die Sklaven, sich ein Mal auf die rechte Hand und auf die Stirne machen und daß niemand kaufen oder verkaufen kann als nur der, der das Mal hat: den Namen des Tieres oder die Zahl seines Namens.

Die Wunder, die das dritte Tier wirkt, wirkt es, nachdem die Heiligen gefallen sind. Das dritte Tier ist wie die dritte Sukzession der Sünde. Sie geht über zu den Wundern und Malen und zur Anbetung innerhalb der Wunder. Das Feuer, das auf Geheiß dieses Tieres vom Himmel herabfällt, hat die gleiche Bewegung wie der Fall des ersten Teufels. Der Brand dieses Feuers ist kein Brand der Wärme, der Güte, kein Verbrennen vor irgend etwas, was zu Gott hin strebt, es ist nichts weiter als ein Zeichen für die Augen. Die Flamme hat keinen

anderen Zweck, als zu blenden. Um so mehr zu blenden, als sie von oben herabkommt.

Das erste Tier war die Sünde an sich. Das zweite Tier war die Sünde in ihrer Form der Versuchung. Das dritte Tier ist die Sünde in ihrer Form als Blendung. Das erste hat die reine Bewegung von oben herab: einfach den Sturz aus dem Himmel heraus. Das zweite maßt sich die Gegenbewegung an. Das dritte mutet sich noch mehr zu: nämlich den Fall aus dem Himmel zu einem Wunder vom Himmel her umzudeuten, den Abstieg der Sünde als ihren kühnsten Aufstieg zu erweisen. In diesen drei Potenzen steigert sich die Sünde zu einem Wettlauf gegen die Heiligkeit mit den Zeichen der Heiligkeit selbst, durch ein Sichbemächtigen der Mittel Gottes selbst.

Damit verführt das dritte Tier die Erdenbewohner. Es ist eine geistige Verführung. Seine Zeichen sind nicht Wunder, die zur Anbetung Gottes hin helfen, sie dienen zu nichts anderem, als zu verführen und Anhänger zu gewinnen.

Diese Wunder werden in Gegenwart des zweiten Tieres gewirkt. Jedes nachfolgende Tier steht immer im Dienst des vorhergehenden. Es ist ihm das Höchste, dem vorigen Tier zu Willen zu sein. Der Herr wirkt seine Wunder dem Vater zu Liebe, um sich mit der Kraft des Vaters in seinen Dienst zu stellen. Das dritte Tier tut mit der Macht des zweiten Tieres das, was dieses von ihm erwartet. So ahmt die Sünde nur umgekehrt und mit teuflischer Absicht nach, was der Herr in seiner Beziehung zu Gott getan hat. Wie der Sohn die Wunder in der Gegenwart des Vaters tut, und wie er diese Gegenwart braucht, um zu wirken, so braucht jeweils ein Tier die Gegenwart des andern für seine Wunder. Es ist wie ein Spiegelbild der Wahrheit, das die Menschen noch mehr blenden soll.

Das dritte Tier befiehlt den Menschen, ein Bild des zweiten Tieres zu verfertigen. Dieses entfernt sich dadurch von der krassen Realität eines Tieres, um zur Irrealität eines Bildes zu werden. In dieser Gestalt ist es weniger tierisch, es ist ver-

geistigter, bekommt aber so eine neue Kraft, eine Art von geistiger Allgegenwart. Die Tiere haben als solche nicht die Gabe der Allgegenwart, obwohl sie sich an die Gesamtheit der Erdenbewohner richten. Indem nun Bilder geschaffen werden, vergrößern sie ihren Wirkungsbereich. Diese Bilder haben eine zweifache Bedeutung: sie sollen die Wirkung des Tieres vervielfachen, und zwar ins Unendliche; denn ist einmal ein Bild geschaffen, so können ihm ungezählte andere nachgebildet werden. Aber sie wollen auch das Tier selber sublimieren; man soll sich vom Kleben am Buchstaben der Sünde lösen und übergehen zu einer geistigeren Auffassung des Bösen. Am Bild sollen Möglichkeiten der Sünde sichtbar gemacht werden, die das reale Tier allein nicht aufzeigen kann.

Dieses Bild wird nun lebendig gemacht, so daß es zu reden beginnt, die Kennzeichen wahren Lebens aufweist. Dieses Leben ist aber nur ein Scheinleben. Denn seitdem der Herr am Kreuz gestorben ist, gibt es keine Möglichkeit echten Lebens außerhalb der Liebe. Stets ist die Liebe in jedem wirklichen Leben der Hintergrund, wenn auch nur angedeutet. Das lebendige Bild des Tieres ist nur eine Nachäffung des christlichen Lebens der Gnade, und zwar insbesondere ein Spiegelbild des Lebens im Heiligen Geist, der in dieser Vergeistigung des Tieres besonders parodiert werden soll. Er hat im Schoß Marias das Kind werden lassen; und der böse Geist des dritten Tieres läßt aus dem Bilde scheinbar etwas Lebendiges entstehen. Die Parodie meint letztlich Maria, ist aber zugleich eine solche der hl. Messe. Wandlung und Magie des Teufels stehen einander gegenüber, der wahren Fruchtbarkeit der Jungfrau und der jungfräulichen Kirche eine Art von magischer Parthenogenese. Und die Anbetung, die wir der verwandelten Hostie schulden, erzwingt sich das Tier für das Bild, das es zum Leben erwachen läßt.

Alle, die nicht anbeten, sollen *getötet* werden. Sie sollen dem Scheine nach *getötet* werden, und in *Wahrheit* werden sie dem

Leben Christi zurückgegeben. Ihr Tod ist Leben. Wie denn jene, die an den Sohn Gottes glauben, für das Tier keine Empfindung, geschweige denn irgendeine Anbetung aufbringen können.

Das Tier verleiht *Male* an der *rechten Hand* und an der *Stirne*. Aus den Malen des Herrn lebt die Christenheit. Jeder, der an ihn glaubt, den Weg seines Kreuzes kennt, von seiner Liebe weiß, empfängt dauernd Gnaden aus seinen Wunden. Diese Kenntnis der Gnade des Herrn bleibt das Merkmal der Christen untereinander. Sie sind durch seine Male verbunden, sie leben in der Einheit mit dem Herrn, sie streben nach ihm durch seine Zeichen. Zwei von den Zeichen des Herrn hat das Tier den Menschen gegeben: das Mal der Dornenkrone auf der Stirn und das Mal in seiner rechten Hand. Das Tier hat diese Zeichen aus ihrem christlichen Zusammenhang herausgerissen und braucht sie, um den Herrn, den Vater und den Heiligen Geist herauszufordern. Es braucht sie nicht nur, um seine Unabhängigkeit Gott gegenüber zu bekunden, sondern noch viel mehr, um ihm dauernde Feindschaft anzusagen. Es hat zwei Male von sechs, und jeder, der diese Male nicht besitzt, ist vom Leben im Reich des Tieres ausgeschlossen, in dem die ganze Menschheit lebt, gekennzeichnet durch die Worte: *die Kleinen und die Großen, die Reichen und die Armen, die Freien und die Sklaven*. Und wer diese Male nicht hat, kann weder *kaufen* noch *verkaufen*. Er kann also unter denen, die das Tier anbeten, nicht länger leben. Er müßte sich ein Leben außerhalb der menschlichen Gesellschaft suchen, irgendwo, wo er mit der Welt des Tieres nicht in Berührung käme. Da es sich um die materiellen Dinge handelt, hat das Tier die Macht darüber, und zwar eine vollkommene Macht. Sie wird ihm gelassen. Bei denen, die nicht anbeten wollen, muß Gott also, wie bei der Frau in der Wüste, selbst für Nahrung sorgen. Er allein kann hier noch eingreifen. Die Menschen untereinander können sich nicht mehr helfen. Die also dem Tier

nicht dienen wollen, müssen sich der nackten Gnade Gottes übergeben, bedingungslos.

Kaufen und verkaufen können nur die, die das *Mal* tragen oder den *Namen* des Tieres haben oder seine *Zahl*. Das *Zeichen* erhalten sie auf geheimnisvolle magische Weise, die wiederum im Gegensatz steht zur christlichen Weihe und ihrem Charakter. Abermals steht die Macht des Tieres gegen die Eucharistie und die Messe. Und wer den Namen nicht kennt, der soll wenigstens die Zahl kennen. Nicht daß in der Zahl an sich die magische Kraft verborgen wäre, aber in ihrer Kenntnis, in ihrer Auslegung, in ihrem tiefsten Sinn liegt die Kraft.

13, 18. Hier ist die Weisheit. Wer verstanden hat, berechne die Zahl des Tieres, sie ist nämlich Menschenzahl. Und seine Zahl ist 666.

Johannes macht aufmerksam auf die Weisheit, die in seiner Vision liegt. Wir dürfen den Teufel in dieser Vision nicht als eine beschränkte, durchsichtige Macht ansehen, sondern wir müssen wissen, daß die Sünde durch das dritte Tier unerhörteste Täuschungsmöglichkeiten besitzt. Das Verhältnis der Tiere stellt sich nun so dar: Die an sich Schlechten, die keines Guten fähig sind, sind dem ersten Tier unterlegen, die nur der Sinnlichkeit frönen, sind die Beute des zweiten; die zwei ersten Tiere sind also die Ursachen unserer häufigsten Sünden. Und das dritte besiegt den Rest, jene, die durch die zwei ersten nicht besiegt worden sind, die eine gewisse Kraft des Guten besitzen, irgendwo unterwegs zu Gott sind, gewiß vielen Versuchungen widerstanden haben, vielleicht nur müde sind und froh wären, wenn den Versuchungen ein Ende gesetzt würde, wenn sie sich in eine gewisse Ruhe des Geistes begeben könnten, wenn ihre Fragen, auch die subtilsten und kompliziertesten, eine endgültige Antwort bekämen oder wenigstens so vertagt würden, daß sie vorläufig nicht mehr aktuell wären.

Sie alle, die jetzt das *Mal* bekommen, sind letztlich in irgend-

einer Art Getäuschte, von denen man nicht sagen kann, daß sie keinen Versuch gemacht hätten, keinen Ansatz, den Weg Gottes zu gehen, die aber in ihrer Müdigkeit und Täuschungsfähigkeit schließlich sich selbst an die Stelle Gottes gesetzt haben und den Teufel anbeten. Denn der Mensch ohne Gott ist Beute des Teufels; er bildet aber sofort mit den anderen Gleichgezeichneten eine Gemeinschaft, die Gemeinschaft derer, die dem Teufel gehören. Diese Erkenntnis liegt innerhalb der *Weisheit*.

Und *wer Verstand hat*, soll ihn gebrauchen, um *die Zahl des Tieres* auszulegen. Sie zu *verstehen*, ihr einen Sinn zu geben. Johannes fügt sofort hinzu: die Zahl ist eine *Menschenzahl*, der Teufel wohnt nirgends anders als in Menschen; der Teufel ohne Beute, ohne Nahrung, ohne Objekt, ohne Anhänger wäre ein Wesen, das uns nichts mehr angehe, das für uns sinnlos, aber auch an sich vollkommen machtlos wäre.

Die Gnade ist unendlich. Das Kreuz hat keine Zahl. Gott hat keine Zahl, denn jede Zahl schließt ab, ist der Inbegriff des Endlichen, Festumrissenen. Die Zeichen des Herrn sind immer Anfang. Der Teufel hat eine Zahl, weil seine Macht begrenzt ist. Das Kreuz ist Befreiung jeder Zahl. Und wenn man der Dreieinigkeit eine Zahl beilegt, so nur im Gleichnis, um sie verstehbar zu machen, eine durch sich selbst bestimmte, sich selbst steigernde, in sich lebende und abgerundete Zahl, bildhaft ausgedrückt als 333. Die Zahl des Teufels ist die der Herausforderung, der Übertrumpfung, der Widerlegung, schließlich der Indifferenz: zu jedem positiven Satz gibt es einen negativen, auf Grund dessen ich den Glauben ablehnen kann. Und der Unglaube will immer besser die Geheimnisse Gottes kennen, um sie so immer besser widerlegen zu können. Es haßt einer die Kirche: er wird sie sich immer besser erklären lassen, um aus jeder Erklärung ein Argument gegen sie zu schmieden. Je mehr man an Wahrheit assimiliert, um so gründlicher kann man nachher widersprechen. Man sucht sich daher auch den

Glauben einzuverleiben, um ihm besser beizukommen. Das ist die größte Versuchung, die letzte Verführung. Jede Drei des Glaubens wird multipliziert und potenziert. Es ist die Methode des dritten Tieres. Es ist nicht mehr die direkte Herausforderung der ersten zwei Tiere, sondern eine ganz indirekte, die Selbstbespiegelung des Menschen und seiner Vernunft. Daher die Mahnung des Apostels, hier die Vernunft zu gebrauchen, um die Zahl zu verstehen, weil es eine Menschenzahl ist. Die Zahl ist das Resultat einer Spiegelung: Das Gute, die Wahrheit steht gleichsam auf einer spiegelnden Fläche und hat unter sich ein spiegelverkehrtes Bild. Und die christliche Aufgabe ist es, überall aus dieser teuflischen Indifferenz die Wahrheit des dreieinigen Gottes hervorzuziehen. Das tut der Herr im Leiden, und in jenem Vorleiden der Versuchung, in welchem er mit dem Teufel ringt. Das erste und das zweite Tier haben keinerlei Macht über den Herrn. Aber der dritte Teufel, der dem Herrn Seelen anbietet, eine unendlichmal größere Zahl als die der zwölf Apostel, die er hat — er bietet ihm zwölf mal zwölf an und multipliziert noch mit tausend, um seine Macht zu zeigen —, mit diesem muß der Herr ringen. Er will die Versuchung, die die Versuchung der Kirche sein wird, nicht abweisen. Er nimmt sie in sein Kreuz hinein, und ihre Überwindung ist keine glorreiche, sondern die Überwindung eines Menschen. Er überwindet sie nicht anders, als wir sie zu überwinden haben, stehend in der Situation zwischen Himmel und Hölle. Und die Zahl des Teufels, die vorhin eine *Menschenzahl* in bezug auf uns war, wird es jetzt wesentlich in bezug auf den Herrn. Hier kämpfen der Teufel und der menschgewordene Gott in einem Nahkampf, wo die Erde der Schnittpunkt ist zwischen Himmel und Hölle, wo die Versuchung und die Erfüllung aneinander prallen. Und dieser Kampf ist etwas so Ungeheures, daß nur Gott seinen Anblick erträgt. Die Apokalypse geht weiter. Sie wendet sich hier vom Teufel ab und führt zum Herrn und zur Nachfolge des Herrn.

DAS LAMM AUF DEM BERG

14, 1. Und ich schaute. Und siehe, das Lamm stand auf dem Berge Sion und mit ihm hundervierundvierzigtausend, die seinen Namen und den Namen seines Vaters auf ihren Stirnen geschrieben trugen.

Das Lamm, das Johannes schaut, erscheint zuerst sosehr nur als Lamm, daß es einfach als ein neues, viertes Tier wirkt. Erst dann wird sichtbar, daß es seinem Wesen nach ganz anders ist. Und je mehr man es anschaut, um so mehr sieht man, daß es zugleich der Hirte ist. Der Sohn Gottes hat sich den Menschen sosehr angeglichen, daß er sich in seiner Gestalt in nichts mehr von ihnen unterscheidet. Und erst aus seiner vollen Menschwerdung taucht er gleichsam wieder auf und zeigt sich als der, der er ist: als der Sohn. Und nun werden um ihn die Seinen sichtbar: zwölf mal zwölf mal tausend. Die Seinen, nachdem alles Leiden vorbei ist. Die dem Teufel gehören, tragen nur das eine Zeichen des Teufels. Die dem Herrn gehören, tragen beide Zeichen: das des Sohnes und das des Vaters.

Ein Zeichen des Heiligen Geistes gibt es nicht. Man kann etwas im Namen, in der Sendung des Herrn tun, dann tut man es auch im Namen des Vaters, der dem Sohn die Sendung gibt. Hätten die Menschen aber das Zeichen des Heiligen Geistes, so würden sie selbst den Heiligen Geist kundtun, aussprechen, sie würden gleichsam eins mit dem Geist, und niemand dürfte mehr etwas an ihrem Tun aussetzen. Der Herr ist vor allem die Liebe; er wirkt sich durch das Tun der Menschen aus, gebrochen vielleicht, aber so, daß er sich durchsetzt, und die Menschen können seine Liebe verkörpern. Den Geist kann man nicht auf diese Weise verkörpern. Man kann ihn in sakramentalen Hand-

lungen vermitteln, aber durch den Menschen kann er nicht in solcher Direktheit ausgedrückt werden. Er selbst drückt in ihnen die Sendung des Sohnes und des Vaters aus; aber in diesem Ausdruck kann er durch kein Zeichen festgelegt werden.

Die zwölf mal zwölf mal tausend sind alles Glaubende, die den Herrn lieben. Es sind nicht Selige im Jenseits. Denn in der Zahl liegt eine Anfeuerung für die Kirche. Als der Herr gelitten hatte, waren es ihrer erst zwölf. Die Mutter hatte, als sie in Wehen lag, dieselben um ihr Haupt, die der Herr am Ende seines Lebens als Nachfolger besitzt. Aber von diesen Zwölf aus geht die Steigerung ins Unermeßliche, wie sie ausgedrückt ist im Gleichnis einer übersehbaren Zahl. Es ist die Zahl der Ermutigung, die Zahl, die für den Glauben in der Welt gegeben wird.

Der Teufel stellte dem Herrn in der Versuchung die gleiche Zahl vor Augen. Und der Herr erhält gerade diese Zahl, nicht mehr und nicht weniger, obwohl er der Versuchung nicht erlag.

14, 2. Und ich hörte eine Stimme aus dem Himmel wie die Stimme vieler Wasser und wie die Stimme eines starken Donners, und die Stimme, die ich hörte, war wie von Harfenspielern, die ihre Harfen schlagen.

Die mächtige Stimme aus dem Himmel ertönt zuerst wie im Wetter, in jenem immer wiederkehrenden apokalyptischen Gewitter, das alles in Frage stellt und aufwühlt. Aber der Aufruhr gewinnt zugleich den Ton von rauschenden Wassern: wilden Leidenschaften, die etwas Ungeordnetes, Gießbachartiges haben, eine Art Chaos. Diese Stimme stürzt vom Himmel herab, in der gleichen Richtung, die der Teufel hatte, als er herausgeworfen wurde. Sie kommt vom Himmel und stürzt an den Menschen vorbei in die Erde. Sie enthält in sich all die wilden Leidenschaften, die die 144.000 nicht kennen; sie ist das Gleichnis der vom Lamm Losgekauften, Erlösten, Aufgesparten. Rauschen und Donner verkörpern die abfallende Sünde. Im gleichen

Augenblick aber ertönt die leise Harfe, süß und zart, fast bukolisch. Der Harfenspieler in der Nähe des Lammes ist das Symbol alles Schönen und Lieblichen, der reine Gegensatz zu den brausenden Wassern und dem Donner. Man glaubt, die Stimme Gottes zu vernehmen, aber sie ist es nicht, weil sie alle Stimmen in sich enthält; noch weniger ist sie die Stimme des Bösen, weil sie alle Süßigkeit in sich hat, und vor allem eine unendliche Zartheit. Sie ist wie der Übergang vom einem zum andern, aber so, daß man beim zweiten das erste nicht vergessen kann. Man weiß: das Rauschen und Donnern war das erste, und selbst darin war die Süßigkeit nicht ausgeschaltet: sie war auch im Donner zugleich Ursache und Wirkung. Wie im Sakrament der Beichte: man kann nicht sagen, ob die Reue oder die Liebe des Herrn das erste ist.

14, 3. Und sie sangen ein neues Lied vor dem Throne und vor den vier Wesen und den Ältesten, und niemand konnte das Lied erlernen als nur die Hundertvierundvierzigtausend, die aus der Erde erkaufte sind.

Das neue Lied ist das Lied, das wir von jetzt an singen müssen. Das Lied der Nähe des Lammes, das niemand sänge, wenn das Lamm nicht zugegen wäre, das Lied der vergebenen Sünden, die nicht unexistent sind, aber, von den Erlösten abgeschwemmt, an der Welt vorbeistürzen, so, daß wir trotz der Schnelligkeit des Falles der donnernden Wasser auch unsere Sünde darin erkennen. Sie ist dabei, weil das Lamm da ist; und die Stimme, die singt, ist gleichsam die Stimme des gesamten Erlösungswerkes, das sich nicht im Herrn erschöpft, sondern uns einladet, so wie wir sind, mitzumachen, diesen Sturzbach durch den Abfall unserer eigenen Sünde zu vergrößern und, nachdem wir gereinigt worden sind, in den reinen Gesang um das Lamm miteinzustimmen. Und so wird die Stimme zu einer solchen der Teilnahme, der Verteilung, der Eucharistie, des

Weitergebens dessen, was der Herr verschwendet und was wir empfangen. Aber ihren Ursprung verdeckt sie nie: sie kommt vom Himmel und breitet sich aus.

Vor dem Thron und vor den vier Wesen und den Ältesten.
 Der Zuhörerkreis scheint zunächst ein sehr enger zu sein. Es wird noch nicht für die Welt gesungen, sondern nur für die, die dem Thron zunächst stehen. Und dieses enge Feld vor dem Thron ist doch der Ursprungsort alles Weitesten, was die Welt kennt: der christlichen Sendung. Hier nimmt alles Apostolat, auch das des Johannes, seinen Anfang. Hier steht der Erwählte: neben dem Lamm auf dem Berge Sion, unter dem Ertönen der himmlischen Stimme. Hier wagt Johannes den Sprung hinein in das Jawort. Er weiß, daß die Stimme auch an ihn, besonders an ihn gerichtet ist und daß er in die Stimme hinein muß. Er geht in den Auftrag ein und geht auf in ihm, indem er sich selbst und seine ganze Sinnlichkeit in den Dienst des Auftrags stellt. Alles, was er sieht, hört, tastet und fühlt, betrifft nunmehr das Wort des Lebens. Seine Sendung ist keine bloß irdische Angelegenheit, sie hat ihren Ursprung in der Ewigkeit und weitet sich nach dem Tode des Herrn in den Visionen der Apokalypse auch wieder zu einer Weite der Ewigkeit. Aber schon damals, da er dem irdisch sichtbaren Herrn sein Jawort entgegenbrachte, sagte er Ja zu allem Dunklen, Vätergöttlichen, Unübersichtlichen im Sohn, und er wußte, daß er es tat. Allem hat er zugestimmt, als er dem Sohn in Liebe nachfolgte, auch dem Rest der Gerechtigkeit des Vaters, auch Hölle und Himmel. Die irdische Einfachheit des Herrn war eine Anpassung an die Menschen; Johannes sagt aber nicht nur zu dieser einfachen, angepaßten Gestalt Ja, sondern zum ganzen Herrn. Und der gleiche Meister, der damals nur schlichte Weisen spielte, wie die einfachen Jünger sie verstehen konnten, beginnt nun hier, in den Visionen der Apostel, wie ein Künstler, der allein am Instrument sitzt, seine phantastische Kunst zu entfalten. Der Jünger fragt sich vielleicht einen

Augenblick erschrocken: ist er noch der Gleiche? Die Musik, die er hört, scheint nicht mehr für Menschenohren bestimmt, sie besteht nur noch aus Abgründen. Und dennoch war im johanneischen Jawort alles bereits enthalten: die ganze Tiefe des unbekanntenen, nur geahnten Herrn. Sein jeweils Größersein besteht nicht nur in jener Liebe, die Johannes zu kennen meint, sondern in Dimensionen, die er nicht ahnt. Aber er bejaht ihn, er bejaht den, der weiß, was die Hölle ist, den, der wirklich vom Teufel versucht worden ist, den vor allem, der die Gerechtigkeit des Vaters kennt.

In dieser Weise hat sich das Leben ihm geoffenbart, von dem er sagt, er habe es gesehen, gehört, getastet. Und dieses Leben war das ewige Leben. Es gibt keine echte Berufung im Neuen Bund, in welcher nicht irgendeine Erfahrung des ewigen Lebens, des Stehens beim Lamm auf dem Berge Sion eingeschlossen wäre. Das ewige Leben irgendwie mit den Sinnen fühlen, es erfahren und schmecken, nicht anders können, als es durch alle Poren aufnehmen: das ist das Zeichen, daß man den Ruf des Herrn gehört hat und weiterhin hören muß. Der Ruf ertönt aus der Ewigkeit. Er kommt vom Vater durch den Sohn.

Je nach der Weise, in der ein Mensch vom Christentum angerührt wird, ist er zur Sendung berufen oder nicht. Er kann so angerührt werden, daß er sein altes Leben dem neuen erweiternd anpaßt, ohne daß jenes dadurch in Frage gestellt würde. Er kann aber durch das Neue einfach gesprengt werden, so übertroffen, daß er gezwungen ist, alles übrige abzugeben. Es gibt für ihn keine Möglichkeit mehr, das Bisherige dem Neuen anzupassen. Wer in dieser Weise an das ewige Leben stößt, der muß zu einer Funktion des ewigen Lebens werden. Er wird vom ewigen Leben aufgesogen. So erging es Johannes.

Aber im gleichen Augenblick, da er sich hineinwirft in den Strom des ewigen Lebens, in die Verbindung zwischen Vater und Sohn, in diese Einsamkeit auf dem Berge Sion, wird seine

menschliche Einsamkeit geöffnet zur Schar der Auserwählten, zur Kirche. Wer Anteil hat am ewigen Leben, muß brennen, und dieser Brand ist es, der ihm keine Einsamkeit läßt: er muß in einer Gemeinschaft sein, in einer sichtbaren oder unsichtbaren, in einer Gemeinschaft von Brennenden. Er teilt unwillkürlich mit.

Johannes, der im Evangelium die freundschaftliche Liebe zum Herrn verkörpert, kommt verborgenerweise von einem Absolutesten her, in dem von Menschenmaß nichts mehr sichtbar ist. Er steht in einem Übermächtigen drin, das ihm an allen höllischen Gewittern Anteil gibt. Und man weiß nicht mehr: wird er vom herabfallenden Donner und Strom mitgerissen, um dem Strom und dem Blitz und dem Erdbeben noch mehr Macht und Gewalt zu verleihen, oder weilt er unter den lebenden Christen, um sie vor dem Gewitter im Namen seines Anteils am ewigen Leben zu schützen — zu schützen, weil doch niemand ungeschützter ist als der Hingegebene, der sein Leben dem ewigen Leben geschenkt hat. Er hat alles dargebracht, was er besaß, er hat sein Verfügen in das absolute Verfügen des ewigen Lebens gestellt, seine persönliche freundschaftliche Liebe zum Herrn in die Gemeinschaft mit den anderen und mit dem Vater und dem Sohn aufgehen lassen, sich so jedes Guten beraubt, das ihm irgendwelchen Schutz hätte gewähren können, daß er nun gerade zum Schützer der Glaubenden wird, die er in seine Gemeinschaft aufzunehmen beauftragt wird.

Im Augenblick also, da er seinen Auftrag erfüllt und zu einem Gezeichneten wird, tritt er in die Schar der Hundertvierundvierzigtausend ein, wird zu einem Jungfräulichen unter den beinahe zahllosen anderen, die den Herrn begleiten. Er war schon zu Lebzeiten des Herrn immer dort, wo der Herr war. Jetzt teilt er dieses Beim-Herrn-sein mit Unzähligen, die den Umgang mit dem Herrn nicht gekannt haben wie er, diese Vorzugstellung der Intimität, diese persönlich sichtbar wer-

dende Liebe. Ihnen gibt Johannes durch seinen Verzicht auf seine einzigartige Stellung das Recht, mit ihm zusammen in einer Reihe zu stehen. Und indem er es ihnen einräumt — und zwar verzichtend auf sein Vorrecht —, läßt er sie auch teilhaben an seiner Jungfräulichkeit. Im Namen des Herrn wählt er sie zum Leben der Jungfräulichkeit. Diese Wahl ist mehr als die bloße Wahl des Herrn, sie ist Wahl des Herrn mitgeformt durch Johannes. Alle, die ihren Beruf zur Jungfräulichkeit in der Jugend noch nicht kennen, ihrem Ruf erst entgegenleben, stehen unter dem besonderen Schutz des Johannes. Er ist es, der sie zur Jungfräulichkeit hin bewahrt. Die Versuchung berührt sie, sie fallen aber nicht, viel weniger durch ihr Verdienst, ihren eigenen Entschluß, als geheimnisvoll von oben behütet. Johannes stellt dem Herrn seine Jungfräulichkeit zur Verfügung, damit der Herr sie den anderen Berufenen schenke.

Das *neue Lied* ist die Berufung, genauer: das Erfassen der neuen Berufung. Es ist zugleich die Jungfräulichkeit, die durch Johannes wie eine neue Situation geschaffen wird. Die anderen Apostel hatten Frauen. Er begründete das jungfräuliche Priestertum in der Kirche.

Das Lied wird gesungen von denen, die *erkauft sind aus der Erde*: von ihren Trieben, vom Sinnlichen, von der Erde überhaupt, hinein in die Verbindung Christus-Johannes. Und Johannes sieht in der Apokalypse diese Vision, ohne daß er sich selbst unter den Hundervierundvierzigtausend erblickte.

14, 4—5. Diese sind es, die sich mit Weibern nicht besudelt haben, denn sie sind jungfräulich. Diese sind es, die dem Lamm nachfolgen, wohin immer es geht. Diese sind aus den Menschen erkauft worden als Erstlinge für Gott und das Lamm, und in ihrem Munde wurde kein Trug erfunden, sie sind untadelig.

Sie folgen dem Herrn überall hin, und so ist auch der Herr

überall dort, wo sie sind. Beides ist gleich. Sie schenken dem Herrn ihre Jungfräulichkeit und ihren Anteil am ewigen Leben, und der Herr schenkt ihnen seine Gegenwart. Es ist ein doppelter Pakt, aber ein offener, da ihnen der Herr seine Gegenwart zum Verschenken mitteilt. Hier geht ihr Geheimnis über in das der Eucharistie. Jene, denen der Herr seine Gegenwart schenkt, geben sie weiter. Der Laie kann sich die Kommunion nicht selber nehmen. Der Herr ist dort, wo seine Jungfräulichen sind; durch ihre Hände verteilt er sich. Daran wird der Zusammenhang von Priestertum und Jungfräulichkeit deutlich: ohne die Existenz des Priestertums wäre die kirchliche Jungfräulichkeit etwas Unfruchtbares; mit ihm zusammen aber schenkt sie das Leben, und zwar das Leben des Herrn. Der Vaterschaft des Priesters entspricht die Mutterschaft der Kontemplation. Weil beide darauf verzichtet haben, ihr eigenes Leben weiterzugeben, verschenken sie Ungezählten das Leben des Herrn in der sakramentalen oder in einer anderen, verborgenen Form.

Mit Weibern nicht besudelt ist ein Ausdruck, der zum Ruhm der Jungfräulichkeit, aber keineswegs gegen die Würde der Ehe gesetzt ist. Denn nicht von ihr ist hier die Rede, sondern von außerehelicher Unzucht.

Die Jungfräulichen sind *Erstlinge für Gott und das Lamm*, ein Pfand für Vater und Sohn. Sie sind vom Sohn für Gott losgekauft, und so kann er in ihre Hände das Amt legen, das er vom Vater erhalten hat. Sie haben ihm das Opfer der Jungfräulichkeit gebracht, zu dem sie schon bestimmt waren; sie haben also das erfüllt, was der Herr in ihrem Namen erfüllt hatte. Sie haben sich nicht geweigert, losgekauft zu werden dazu, vom Herrn nicht nur ihren Anteil am ewigen Leben zu erhalten, sondern auch den Anteil der dem Herrn zugewiesenen kommenden Gläubigen. Sie gehören nicht nur dem Sohn, sondern auch Gott dem Vater. Sie sind sichtbar losgekauft und ausgezeichnet, um den Vater, den Sohn und

den Heiligen Geist zu verkünden, in der Welt das ewige Leben zu verteilen und um den nachfolgenden Geschlechtern das Vorrecht, das sie besitzen, weiterzugeben. Der Herr, der wieder beim Vater ist, sendet sie als die lebendige Bezeugung seiner vollbrachten Menschwerdung; sie besitzen ihn, um ihn den Nachkommenden eucharistisch, aber auch in allen seinen anderen amtlichen Verfügungen weiterzugeben, vor allem aber um seine erlösende Liebe kundzutun. Sie stellen im Namen des Herrn Normen auf, die aber alle überbortet werden durch die Liebe, durch das Wissen um seine Liebe. Sie sind jetzt Petrus und Johannes in einer Person.

Und in ihrem Munde wurde kein Trug erfunden, sie sind untadelig. Sie sind so bewahrt, daß sie der Sünde nicht fähig sind, was nicht heißen soll, daß sie fehlerlos sind. Sie haben Fehler, weil sie eine menschliche Natur besitzen. Aber sie haben gerade das, was das Natürliche an ihnen wäre: ihre Triebe, die Regungen ihres freien Willens, die Gestaltung ihres Lebens nach Gutdünken, Gott ganz übergeben. Sie leben so, daß sie ohne besondere Anstrengung, ja ohne einen eigenen Willensakt jeden Augenblick vor Gott stehen. Sie könnten sich nicht von ihm entfernen, ohne es zu bemerken. Es ist, als bewegten sie sich vor einem Spiegel, der ein Bild zurückwirft, und sie würden bei der ersten wirklichen Sünde ihr Bild nicht mehr sehen. Sie sind wie gehalten durch das Bild im Spiegel Gottes, so sehr, daß sie es nicht als Last empfinden, sondern als ihren eigentlichen Lebensbereich. Ihre Lage ist nicht ohne Gefahr, denn solche Nähe Gottes bietet viele Angriffsflächen für den bösen Feind. Der Abstand von Gott ist gewissermaßen so verkürzt, und ihre Augen sind so sehr auf Gott gerichtet, daß sie vielleicht für die drohende Gefahr nicht mehr empfindlich genug sind. Das Wesen der Versuchung hat sich für sie gewandelt. Wäre ihr Blick nicht ausschließlich auf Gott gerichtet, so bräuchte es ganz wenig, um alles in Anmaßung, Stolz, Hochmut ausarten zu lassen.

Manche sind aus dieser Stellung herausgefallen. Es gibt gefallene Heilige. Sie waren heilig, weil sie so nahe bei Gott waren. Sie fielen, weil sie aus der göttlichen Nähe eine menschliche Sicherheit schöpften, irgendwie wußten, was sie nicht wissen sollten: daß sie mehr Gnade besaßen, mehr Garantien. Und statt Gott allein dafür zu danken und im Dank die Verpflichtung zu sehen, peinlich genau innerhalb ihrer Sendung zu bleiben, erwogen sie auch, wie groß ihr eigener Anteil daran war. Sie maßten sich an, die Grenze festzulegen: so weit leistet es die Macht Gottes in mir, und so weit leiste ich, was ich mitzuwirken habe. Ist diese Grenze einmal gezogen, so beginnt man fast unmerklich, sie zu seinen eigenen Gunsten zu verschieben. Eine solche Grenze gibt es ja in Wahrheit gar nicht. Und wer auf Gott sieht, der weiß nie genau, wie weit Gott in ihm wirkt, er weiß nur, daß sein Wirken sich gerade innerhalb des Allerpersönlichsten seiner Seele vollzieht. Gott beherrscht seine ganze Seele, und jede Raumeinteilung ist sinnlos und unmöglich. Indem aber jene begannen einzuteilen, vermaßen sie sich, immer mehr für sich in Anspruch zu nehmen, und was sie so für sich nahmen, das wurde leer von Gott, und somit gaben sie Raum dem Teufel, der Versuchung und dem Fall.

Die Hundertvierundvierzigtausend leben in Gott und in Freiheit von Sünde; sie haben sich ein für allemal verschenkt und verschenken sich dauernd weiter, trotz der Einmaligkeit und Unwiderruflichkeit der ersten Hingabe. In dieser Haltung haben sie Raum für die Wahrheit Gottes, die seine Liebe ist und seine Gerechtigkeit einschließt. Die Wahrheit Gottes ist seine unmittelbare Spiegelung in jeder Seele, die ihm gehört. Sie ist unteilbar, ganz, einmalig und ewig. Sie ist kein Begriff, den man zerlegen kann. Man kann gewisse Seiten an ihr zu begreifen versuchen, um alsbald zuzugeben, daß sie weit mehr ist, als man verstanden hat. Daß jeder davon nur versteht, was Gott ihm in seiner ewigen Liebe zugänglich

machte, in der Seele von dieser Wahrheit beleuchtete. Und wenn Gott einem Menschen einen Teil seiner Wahrheit geschenkt hat, daß er darüber frei verfügen kann, sie auslegen, sie durchleben, sie verschenken und ausstrahlen kann, dann gerade weiß er, daß die erfahrene und erlebte Wahrheit nur ein Bruchteil der ganzen göttlichen Wahrheit ist. Was einem anderen vermittelt wird und was dieser ebenso lebendig und bewegend erfahren und erleben kann, ist vielleicht ein ganz anderer Teil der ewigen Wahrheit. Nur kann er der ersten nicht entgegengesetzt sein; denn die Wahrheit Gottes ist eine, die sich in zahllosen Abschattungen in denen spiegelt, die ihn lieben und denen er sich durch die Wahrheit als Wahrheit mitteilt. Die Wahrheit Gottes, die seine Liebe ist, erträgt keinen Widerspruch. Jede Lüge aber stellt sich in krassen Widerspruch zur göttlichen Wahrheit, ist Herausforderung Gottes. Der Lügende wirft das Licht der Wahrheit nach einer eigens von der Sünde zu ihren Zwecken erfundenen Brechung zurück. Er läßt auf Grund seines Willens und seiner Berechnung das Licht Gottes hindurchgehen, er stellt sich nicht als ein reines Medium brechungslos zur Verfügung, er will vielmehr den Brechwinkel erleben, will zumindest als ein Medium eigener, persönlicher Prägung gewertet sein. Das Licht, das ihn durchstrahlt, soll deutlich die Spuren seines Durchgangs aufweisen. Nicht so die Unbefleckten, die Ganzen. Sie sind so sehr in Gott, in seiner Atmosphäre, daß sie wie zu einem Teil dieser Atmosphäre geworden sind. Noch sind sie erkennbar als Geschöpfe, als Menschen, als Christen, sie sind Persönlichkeiten mit ausgeprägten Charakteren und Neigungen und einem sehr differenzierten Wesen, und dennoch erlebt man sie so sehr als Gott gehörend, daß man weiß: ihre Umrisse drücken nichts aus als die Liebe Gottes, sie gehören unwiderruflich zu ihm, sie sind zu Strahlen seiner Liebe, zu Wegen auf Gott hin geworden. Sie sind Neugeborene.

Die Hundervierundvierzigtausend bilden keine ungeordnete

Masse. Zwölf stehen in der ersten Reihe und hinter jedem Elf. Hinter jeder dieser Zwölfergruppen stehen Tausend. Die ersten Zwölf stehen wie Hauptfiguren da, zugleich als Repräsentanten der anderen. Man sieht ihnen an, daß hinter ihnen andere stehen. Sie sind es, die vor allem wahr und durchsichtig und keiner Sünde fähig sind. Sie stehen in der vollen Sonne Gottes. Weil sie Christen sind, müssen auch sie beichten und sollen bekennen. Aber tiefer als alle Fehler, deren sie sich anklagen können, ist dieses wahr: daß jeder von ihnen elf andere verkörpert und dahinter tausend und dahinter die abertausend Sünder. Die urensten Zwölf sind die Exponenten der Guten und Besten, der Erwählten, aber hinter diesen stehen alle anderen. Jene stehen stellvertretend da, als solche, die im Lichte Gottes stehen, ohne Trug, aber doch als Menschen, als solche, die auf ihren Leib und ihre Sünde verzichtet haben, um alles Gott hinzugeben. Und weil Gott darauf schaut, darum können sie nicht anders als alles mit Gottes Blicken betrachten.

Hier beginnt das Geheimnis der christlichen Stellvertretung. Wenn ein Mensch sich um eine fremde Seele kümmert, als wäre sie seine eigene, wenn er also seinen Nächsten betrachtet wie sich selbst, dann wird eine Art Osmose der Eigenschaften stattfinden. Wenn ein Mann beginnt, sich um ein ungebildetes Mädchen zu bekümmern, es zu erziehen und in die eigene geistige Welt einzuweißen, dann wird das Mädchen die Dinge allmählich durch seinen Geist und Geschmack hindurch ansehen. Ihre Welt geht auf in seiner Welt. So können die Christen ihre Nächsten mit Gottes Augen betrachten. Aber sie sehen sie dann „wie sich selbst“. Sie sehen in ihnen auch die Sünde und können nicht mehr unterscheiden zwischen eigener Sünde und Sünde der anderen, die alle Sünder sind und die ihnen von Gott vorgestellt werden, damit sie durch sie hindurch zu Gott sehen. Und so kann ihre Beichte beinahe alle Sünden enthalten. Und doch lügen sie nicht, weil sie in der

Wahrheit Gottes sind, die Nächsten wie sich selbst lieben und deshalb unfähig geworden sind, die Grenze zwischen fremder und eigener Sünde zu ziehen.

Die Jungfräulichkeit der Erwählten bedeutet, so gesehen, vor allem Fruchtbarkeit. Indem sie auf sich selber verzichten, kennen sie keine Bindung zur Erde hin. Aber diese Freiheit macht sie nicht nur frei für Gott, sondern auch frei durch Gott für die Menschen. Ihre Fruchtbarkeit liegt in ihrem Einfluß auf die Menschen, und weil dieser viel weiter greift als der Einfluß eines Mannes auf seine Frau, müssen sie sich auch entsprechend mehr hingeben. Ihre Bindung und Hingabe hat einen anderen Charakter als die eheliche, sie muß aber stärker sein. Sie ist Hingabe ohne Begehren; und weil sie Hingabe in Gott ist, im Gewissesten also, muß der Hingeebene im Nächsten das sichere Kind Gottes sehen, auch wenn die Merkmale der Kindschaft noch fehlen.

DIE DREI KÜNDENDEN ENGEL

14, 6. *Und ich sah einen anderen Engel, der mitten durch den Himmel flog; er besaß das ewige Evangelium, und er verkündete es den Erdenbewohnern, jedem Volk, jeder Gemeinschaft, jeder Sprache und Nation.*

Der Engel, der mitten durch den Himmel fliegt, ist das Zeichen der Kirche, des Christentums, das nur mitten durch den Himmel fliegen kann. Man kann die christliche Lehre, das Leben, die Sendung nicht irgendwie von der Seite her und partiell annehmen und leben und etwas daraus als nebensächlich ablehnen. Denn es hat das christliche Zeichen an sich, und dieses läßt es zu einer Hauptsache werden, weil es zurückgeführt werden kann auf die Mitte. Auch alles, was der Christ von weltlichen Dingen erfährt, muß in ihm durch die Mitte des Christentums gehen, um für ihn Bedeutung zu erlangen.

Er besaß das ewige Evangelium, die ewige Botschaft von einziger Gültigkeit, die Botschaft an sich, die die Offenbarung ist und in ihrem eigenen Wert sich nie durch irgend etwas anderes ersetzen lassen kann. Dieses Evangelium, das der Engel trägt, ist Evangelium in Gott, weder Johannes noch die Synoptiker, sondern die Botschaft, wie Gott sie verkündet. Alles Persönliche, Subjektive, vielleicht nicht voll Aufgefaßte, ist ausgeschaltet. Dieses Evangelium ist die Wahrheit Gottes.

Der Engel tritt als Verkünder auf, also bereits als Vermittler. Er bekommt dadurch eine Rolle zwischen Gott und Mensch, ähnlich der Rolle, die auf Erden die Heiligen innehaben. Die Heiligen verstehen das Evangelium, wie eben Menschen in der Gnade es verstehen. Aber was sie verkünden, muß, wenn es verstehbar bleiben soll, mitten durch den Himmel gehen.

Kein Christ und kein Heiliger hat Anrecht auf die ganze Wahrheit. Das wäre Anrecht auf einen verstandenen Gott. Er besitzt den ihm zugemessenen Anteil der Wahrheit Gottes, von dem er aber sicher weiß, daß er durch die Mitte des Himmels geht, also nicht etwas Peripheres darstellt, sondern aus der Quelle entspringt.

Der Engel verkündet es *den Erdenbewohnern, jedem Volk, jeder Gemeinschaft, jeder Sprache und Nation*, das heißt genau denselben, denen das Tier seine Botschaft brachte. Es ist eine Vorahnung des Gegenspiels zwischen dem Engel und dem zweiten Tier. Das Tier entsteigt dem Wasser, dem Triebhaften. Der Engel tritt aus dem reinen Himmel heraus. Das Tier verkündet seine von ihm erfundene und ausgelegte Wahrheit, der Engel verkündet die Wahrheit Gottes. Jeder, der im Auftrag Gottes handelt, verzichtet darauf, seine eigene Botschaft zu verkünden, um nur die Botschaft Gottes weiterzugeben.

14, 7. Und er sprach mit lauter Stimme: Fürchtet Gott und gebt ihm die Ehre, denn die Stunde seines Gerichts ist gekommen. Und betet den an, der Himmel und Erde und Meer und Wasserquellen erschaffen hat.

Das Erste in der Botschaft ist Warnung. Damit muß es beginnen, denn die Hörenden sind für die bloße Liebe nicht offen. Sie haben die Botschaft des Tieres vernommen und stehen unter ihrem Eindruck; viele haben sich den Weisungen des Tieres gefügt. Das erste Halt, das der Himmel ihrem Tun zuruft, heißt: *Fürchtet Gott!* Sie sollen sich fürchten, Angst haben. Sie können Gott, den sie zu fürchten haben, nicht näher treten, denn ihre Sünde, die sie wollen und lieben, steht im Weg. Sie sind so befleckt, daß nur Furcht ihnen die Kraft geben kann, sich von der Sünde zu befreien. Denn das Tier hat seine Macht nicht verloren.

Wer die Liebe zu seiner Sünde in die Mitte seiner Seele

gestellt hat, der ist für andere Liebe nicht empfänglich. Man kommt ihm mit Liebe nicht bei. Es bedarf der Furcht, um die sündige Liebe aus dem Zentrum herauszustoßen. Erst wenn er schon unterwegs ist, keinen anderen Ausweg mehr sieht als Gott, wenn er bereut und beichtet, darf man von der Liebe reden. Liebe läßt sich dort erklären, wo Liebe gesucht wird. Daß Johannes diese Warnung aufzeichnet, zeigt, wie sehr er sich selber auslöscht in seiner Sendung, wie ganz objektiv er wird.

Gebt ihm seine Ehre! Diese Anerkennung ist aus der Angst geboren, aber sie enthält in sich schon andeutungsweise eine Abschwächung dieser Furcht. Eine aus Angst erfolgende Ehrung ist noch wenig. Wer sich aber zum Sündigen erniedrigt hat, darf nicht davor zurückschrecken, sich auch vor Gott zu erniedrigen, selbst wenn es nur die Erniedrigung der Furcht wäre, noch nicht die der Demut. In der Erniedrigung wird er die Demut lernen: zunächst einmal die summarische Anerkennung, daß Gott eine Macht verkörpert. Das Tier, dessen Einfluß der Sünder sich gefallen ließ, hat Macht über ihn gewonnen, und er war bereit, diese Macht anzuerkennen. Jetzt, in der Angst, wird er zumindest gezwungen, anzuerkennen, daß es eine andere Macht gibt als die der Sünde und des Tieres.

Dem die Stunde seines Gerichts ist gekommen. Die Stunde des Gerichts ist die Stunde, auf die wir alle warten, vom Erwachen unserer Vernunft an bis zu unserem Tod. Sie ist dadurch gekennzeichnet, daß die Macht des Bösen und die Macht Gottes sich in uns zu einer endgültigen Begegnung zusammenfinden. Wir selber haben in dieser Stunde keine Entscheidung mehr zu treffen. Die Entscheidung liegt bei Gott, nach einem Verfahren, das nur ihm eignet und nach welchem er in uns sieht, wieviel dem Feind gehört und wieviel ihm. Das Gericht, wie der Engel es verkündigt, ist eigentlich ein offenes Spiel zwischen Gott und dem Teufel. Man sieht darin die reine Ge-

rechtigkeit am Werk. Der Mensch ist ganz passiv, er wird nur noch ausgelöst, aber nach einem gerechten Verfahren. Er deckt sich nicht selber auf, er verfügt über nichts mehr, er braucht nicht zu bekennen und zu beichten. Er liegt nackt da, und es wird über ihn verfügt. In der Beichte ist ein Wille zur Aussprache, und der Beichtvater ist auf die Aussage angewiesen. Im Gericht ist der Mensch nur noch ein Ding; die volle Objektivität, die kein Beichtender je ganz erreicht hat, ist hier endlich gegeben. Johannes berichtet auch das; er kann sich der Vision, die ihm gezeigt wird, nicht entziehen: er muß aussagen, was ist.

Und der Engel fügt noch bei: *Und betet den an, der Himmel und Erde und Meer und Wasserquellen erschaffen hat.* Aus der Furcht erwächst die Liebe der Anbetung. Es ist wie ein Schnellverfahren. Als würde der Engel, indem er das Gericht verkündet, die kurze Spanne noch zu benützen versuchen, um die Menschheit zu bekehren, sie wenigstens zu einer Haltung zu bringen, in der sie sich bekehren lassen könnte. Die Bekehrungshaltung wäre Hinkehr zu Gott. Wenn die Zeit so kurz ist, kann nichts anderes mehr geschehen als dies: daß die Seele versuche, sich zu öffnen, um im Zustand der Öffnung vom Gericht getroffen zu werden. Wer sich zu Gott hin öffnet, der besitzt in Gott schon die Kraft des Glaubens. Einen Sterbenden, der in den wenigen bleibenden Minuten noch bekehrt werden muß, kann man nicht mehr unterrichten; man kann ihn nur rasch zu Gott hin aufsprengen. Wollte man auf das Dogma und seine Kenntnis sehen, so kämen ja auch nur sehr wenige Menschen zu Gott, und am schnellsten die, die am meisten gelernt hätten. Ein Theologe wäre seines Heils sicherer als ein Arzt oder ein Arbeiter. Nun aber ist das Wesentliche am Glauben die Öffnung zu Gott hin, die Unterwerfung, in welcher man ihm *die Ehre* gibt und ihn anbetet. In dieser Öffnung liegt schon sofort der Glaube. Der Glaube an Gott, der von Gott geschenkte Glaube, den der Einzelne noch nicht realisieren, umfassen, mit Worten weitergeben kann. Aber die

Kraft lebt in ihm, denn der Engel verkündet ja seine Botschaft in der Gnade des Vaters. Was er hier sagt, sagt er nicht von sich aus, und wenn Gott die Anbetung fordert, so ist es, weil er bereit ist, sich anbeten zu lassen, also die Anbetung zu schenken, den Strom seiner Gnade auf die Anbetenden fließen zu lassen.

Gott hat alles erschaffen, nicht nur die Dinge als fertige Gegenstände, sondern auch als ihre Mächtigkeiten, Reichtümer, Potenzen. Diese Möglichkeiten, die Gott in die Dinge hineingelegt, mit denen er sie zum Dienst des Menschen ausgestattet hat, stehen gegen die Mächtigkeiten des zweiten Tieres. Himmel, Erde, Meer haben Macht, dem Menschen dienstbar zu sein, ihn am Leben zu erhalten. Sie stehen ihm zur Verfügung, und in ihrem Hintergrund steht ihm Gott selbst zur Verfügung. Nur die Versuchung hat Gott dem Menschen nicht ersparen können, sonst hat er ihm alles geschenkt und überlassen. Auch die Möglichkeiten der Versuchung stehen dem Menschen offen, und dahinter das Tier als ihre Erfüllung. Am Ende der Aufzählung aber stehen die Wasserquellen: sie sind das lebendige Sinnbild der in der Schöpfung immer strömenden Gnade, einer Bewegtheit, die durch alles hindurchgeht. In den Quellen ist wie ein Ausströmen aus Gott und ein Zurückkehren zu ihm, der zwar eine feste, bestehende Welt erschaffen hat, aber sie in den Wassern wiederum in Gang setzt zu ihm hin. So gießt trotz allen Schrecken des Gerichtes der Engel die Gnade aus.

14, 8. Und ein zweiter Engel folgte dem ersten nach und rief: Sie ist gefallen, sie ist gefallen, Babylon die Große, die alle Völker mit dem Wein des Zornes ihrer Unzucht getränkt hat.

Der zweite Engel folgt dem ersten nach. Er ist ihm irgendwie untergeordnet, er hat eine der ewigen Botschaft des ersten Engels irgendwie untergeordnete Botschaft, die einen Teil der ersten schärfer beleuchtet. Er verkündet das Ende der Ver-

wirrung (denn das ist Babylon), und ruft zweimal, daß Babylon gefallen sei. Beinahe so, als wäre die einmalige Aussage zu schwach, die Größe des Ereignisses auszudrücken: sie ist wirklich gefallen! Sie ist gefallen, nachdem sie alle Völker mit dem Wein ihrer zornigen, losgelassenen Unzucht getränkt hat. Damit ist die Zeit des zweiten Tieres zu Ende, und der Engel verkündet dieses Ende als eine sicher bestehende Tatsache. Die Unzucht hat ihr Ende gefunden, nachdem sie die ganze Welt verführt hat, nicht nur einige oder viele, sondern alle Völker zur Sünde bekehrt hat. Babylon und das Tier bilden eine einzige Potenz, die sich jetzt ganz verwirklicht hat. Es ist alles getan worden, was an Sünde getan werden kann, und nachdem die Verführung vollkommen geworden ist, hat sie keinen Nährstoff mehr. So fällt sie am Ende in sich zusammen. Die frohe Botschaft des ersten Teils der Verkündigung, daß Babylon gefallen sei, wird aber durch den zweiten zu einer Schreckensbotschaft verkehrt: alle Welt ist der rasenden Unzucht verfallen, so daß die Welt keinen Anlaß mehr hat, sich über das Ende Babylons zu freuen. Die Erfüllung der Sünde ist der Erfüllung, die Gott in der Schöpfung hätte haben können, ganz entgegengesetzt. Wäre die Schöpfung nach dem Plan Gottes eine Welt für Gott und in Gott gewesen, so hätte Gott sich in ihr verherrlichen können; er hätte nicht nur in sich, sondern auch in ihr leben können und in der Welt eine Bereicherung seiner Herrlichkeit erfahren. Das Tier dagegen, das seine Möglichkeiten in der Welt erfüllt und seine Absichten verwirkt hat, fällt gerade dadurch, daß es an das Ende seiner Möglichkeiten gelangt ist, in sich zusammen. Wenn der Teufel sein Ziel erreicht hat und alle sein sind, dann hat er sich selber den Tod geholt. Er, der doch von der Verführung lebt, kann sich nicht mehr ausdehnen.

So ist die Botschaft des Engels untrennbar Freude und Schrecken. Er freut sich, daß Babylon gefallen ist, er sieht ihr Werk geendet. Es ist geendet, weil alle verführt sind. Und an

diesem Ende des Teufels braucht Gott nicht am Ende zu sein. Er hat immer noch freies Feld. Seine Macht ist größer als die des Satans. Er hat immer noch einen Weg, nur ist es kein Weg, den Menschen beschreiten können. Es könnte ja sein, daß ein Mensch, der alle Sünden begangen hat, aus Überdruß an der Sünde und weil nichts ihn mehr verführt, bereit wäre, sich zu Gott zu bekehren. Aber auch diese Bekehrung wäre reine Gnade und sie könnte von den Menschen nicht erzwungen und aus eigener Kraft bewerkstelligt werden.

14, 9—10. Ein dritter Engel folgte ihnen nach und sagte mit lauter Stimme: Wenn jemand das Tier und sein Ebenbild anbetet, und ein Zeichen auf der Stirn oder auf der Hand erhält, so wird auch er den Wein des Zornes Gottes trinken müssen, der unvermischt eingeschenkt ist in den Becher seines Zornes, und in Feuer und Schwefel gepeinigt werden im Angesicht der heiligen Engel und des Lammes.

Der dritte Engel kommt nach den beiden ersten, die ihm den Weg gebahnt haben. Seine Botschaft ist lautere Drohung. Sie ist nur Ankündigung von Strafe, die zunächst kein Erbarmen kennt. Die von ihr Betroffenen sollen sich absolut verdammt fühlen, und dieses Gefühl der Verdammung erscheint als die Erfüllung des Willens Gottes, des Herrn und der Heiligen.

Er spricht, als wäre das Tier noch. Für ihn existiert es noch immer, innerhalb der Gültigkeit seiner Botschaft. Er wendet sich an die vom Tier noch nicht Angesteckten, um sie von der Sünde abzuhalten, und bedient sich dabei der gleichen Furcht, die der erste Engel Gott zu erweisen gebot. Er zeigt den Zusammenhang auf zwischen dem Empfang des Zeichens und dem Zorn Gottes. Das eine kann nicht ohne seinen Gegensatz bestehen. Wer sich dem Tier hingibt, gibt sich eben damit der Rache Gottes hin. Er malt die Freuden der Sünde nicht aus, um so ausgiebiger aber die Qual, die der Zorn Gottes den Sün-

dem auferlegen wird. Der Zornwein wird *unvermischt* in den Becher seines Zornes gegossen, alles, was an Qual denkbar ist, *Feuer und Schwefel*, wird dazu dienen, den Sünder zu peinigen, und er wird nicht einmal für sich allein leiden dürfen, sondern vor Zeugen: *im Angesicht der heiligen Engel und des Lammes*. Die heiligen Engel verkörpern hier die Erlösten, die um den Herrn geschart sind. Und es wird die Qual der Leidenden erhöhen, zu sehen, was sie hätten werden, welcher himmlischen Freuden sie hätten teilhaftig sein können. Es ist nicht auszumachen, welche Qual größer sein wird: die leibliche oder die seelische; jedenfalls wird es ein Höchstmaß an Leiden sein. Der Herr und die Heiligen werden nicht bloße Zuschauer sein; hinter ihnen wird die Gerechtigkeit des Vaters stehen, und dieser Schau ihren letzten Sinn und ihre Erfüllung geben. Es ist eine Schau, die eine Wirkung besitzt, über die der Engel jetzt schweigt. Denn neben dem Blick der Gerechtigkeit Gottes fällt auf die Gefolterten ja auch der Blick des Erlösers und der Erlösten. Was Johannes hier sieht, ist gewiß die Hölle. Er sieht sie mit allen Schrecken und lebt ganz gefangen in dieser Vision. Aber er sieht doch das, worin er so versenkt ist, in einem Zusammenhang: er sieht es *im Angesicht der heiligen Engel und des Lammes*. Wenn einer durch einen Operationssaal geht und überall nur Messer und Blut sieht, kann er auf den Tod erschrecken; geht er nachher in die Krankenzimmer, so zeigt sich alles wieder in anderem Licht.

Die Verdammten werden gequält mit dem *Feuer* Gottes und dem *Schwefel* des Teufels. Das Feuer Gottes gibt dem Schwefel eine viel stärkere Kraft als dieser an sich hätte. Wenn man dem Beichtenden aufträgt, vor dem Bekenntnis seine Sünde zu bereuen, so gibt man der Sünde eine viel ätzendere Kraft, eine viel größere Lebendigkeit; sie brennt viel stärker und tiefer. Sonst wäre das Bekenntnis für den Sünder vielleicht eine Kleinigkeit, etwas von vorneherein Abgetanes. So senkt Gott sein Feuer in den Schwefel hinein, und ist sein Feuer im

Schwefel der Hölle lebendig, indem die Beziehung zu Gott dies viel schärfer macht, als sie an sich wäre.

14, 11. Die Ausdünstung ihrer Qual steigt in alle Ewigkeit hinein auf, und sie haben keine Ruhe Tag und Nacht, die das Tier und sein Bild anbeten und wer das Mal seines Namens annimmt.

Ein Reich aus Schwefel und Feuer allein wäre leer. Hier aber ist es der Sünder selbst, der brennt; es ist sein Rauch, der aufsteigt, sein Brand, die Ausdünstung seiner Qual: und dieser Geruch steigt in die Ewigkeit hinein. Es ist dieser Qual kein Ende gesetzt. So ist es gesagt in der Warnung des dritten Engels, der dem ersten nachfolgt, welcher die ewige Verheißung trägt.

Sie haben keine Ruhe Tag und Nacht. In ihrem Brennen wird die Einsicht in ihre Sünde ihrer Qual gleichzeitig sein. Und da alles vor dem Herrn und seinen Augen geschieht, ist die Einsicht nicht nur eine persönliche, sondern wird durch ihn zu einer objektivierten, um schließlich zu einer solchen zu werden, die die Beziehung zum Herrn in sich faßt, nämlich die Einsicht in die Beleidigung, die die Sünde dem Herrn zugefügt hat. Und nur wer diese begreift, versteht seine Sünde. Die Qual bei Tag und Nacht ist eine sowohl körperliche wie geistige, und zwar können beide Qualen gleichzeitig auf ihrem Höhepunkt sein. Es ist nicht wie auf der Welt, wo ein Schmerz auf Kosten des andern überhandnimmt, wo das Übermaß an körperlichem Leiden eine Art Betäubung des Geistes bringt und umgekehrt. Alles muß hier gleichzeitig ausgekostet werden, obwohl Dauer im Überfluß vorhanden wäre. Solange der Mensch sündigte, hatte er die Gewohnheit, alles aktuell Unangenehme durch seinen Genußwillen zu verdecken, zu verschieben. Jetzt wird alles aufs Mal aktuell. Es gibt in dieser Art Ewigkeit nichts, was erst später an die Reihe käme. Alles ist gleichzeitig und gleich endlos.

Diese Qual ist für jene aufgespart, *die das Tier und sein Bild anbeten und das Mal seines Namens aufgeprägt erhalten.* Die Entwicklung geht rückwärts. Sie geht von den Augen des Herrn, der die Qual sieht, zurück zur wahren Erkenntnis der Sünde, und von da zur Anbetung des Tieres und zum eben jetzt Aufgeprägt-erhalten des Zeichens. Es ist unmöglich, vor dem Herrn zu leiden und zugleich das Tier anzubeten; das Präsens der Aussage steht gegen die Ewigkeit der Peinigung. Wer jetzt das Mal annimmt, jetzt anbetet, kann nicht zugleich vor den Augen des Herrn leiden.

14, 12. Hier liegt die Ausdauer der Heiligen, die die Gebote Gottes und den Glauben Jesu in Ehren halten.

Hier liegt ihr dauernder Glaube, das, woraus sie leben. Ihr Glaube besteht darin, daß sie wissen: wenn das Reich Christi sich erfüllen soll, dann muß die Sünde von der Welt verschwinden. Das Reich wird erst dann vollendet sein, wenn die Beleidiger sich bekehren, zu Gott zurückkehren werden. Ihr Glaube besteht aber auch in dem Wissen, daß Strafe sein muß und daß in der gerechten Strafe ein Mittel der Abwendung von der Sünde liegt. Wie in der Vision vom gebärenden Weib alles zeitlos gleichzeitig war, so ist hier alles ineinander: der Alte Bund und der Neue Bund. Der Sohn ist zu gleicher Zeit da wie die Gerechtigkeit Gottes. Und im Namen des Alten Bundes ist es gerecht, wenn die Sünder ewige Qual erleiden. Diese Forderung der Gerechtigkeit steht da, zu gleicher Zeit wie die Erlösung des Sohnes. Der Glaube der Heiligen ist Ausdauer, er findet seine Erfüllung darin, daß er nicht müde wird, daß er alles überdauert, alles in dem Bewußtsein der Verheißung des Neuen Bundes übersteht. Glauben, in der Verheißung leben heißt leben im Gegensatz zwischen dem Alten und dem Neuen Bund, die man nicht leichtthin zusammenreimen kann, deren Einheit nur in der alles überdauernden Geduld sichtbar wird. Da aber alles erfüllt werden

muß, gibt es eben auch diese momentane Erfüllung der ewigen Pein (wie eine momentane Großaufnahme in einem Film), und die Heiligen müssen auch davon Kenntnis besitzen, durch dieses Stadium hindurchgegangen sein.

Die Gebote Gottes bezeichnen den Alten, *der Glaube Jesu* den Neuen Bund. Beide müssen in den Glaubenden vereint werden und eine unlösliche Einheit bilden. Sie halten die Lehre Christi, aber auch den Glauben Jesu an seinen Vater; und in diesem liegt, daß der Vater ihm erlaubt, durch seine Liebe, die größer ist als die Schmähung der Sünder, diese loszukaufen und zu Gott zurückzuführen.

14, 13. Ich hörte eine Stimme vom Himmel herab, die sagte: Schreibe: Selig die Toten, die von nun an im Herrn sterben. Ja, sagt der Geist, damit sie sich von ihren Mühsalen ausruhen können; denn ihre Werke folgen ihnen nach.

Schreiben wird jetzt Auftrag. Reden und Verkündigen genügt nicht mehr. Der Evangelist muß schreiben. Er soll sich des Mittels bedienen, das den Engeln, die vorausgingen, nicht zur Verfügung stand.

Von nun an heißt: vom Augenblick der Erlösung an. Der Erlösung der Seelen, die in Schwefel und Rauch aufgehen. Vorher war die Seligkeit derer, die im Herrn gestorben sind, eine andere als jetzt. Sie haben jetzt teil an einem Geheimnis, das begründet ist im Glauben Jesu, an seinem wissenden Vertrauen auf den Vater, letztlich am Bund zwischen Vater und Sohn, daß die Liebe den Haß überwinden soll. Im Herrn sterben heißt ganz schlicht: offen zum Herrn hin, in der Wendung zu ihm hin sterben. Diese Öffnung kann im vollentfalteten Glauben, aber auch in einem ganz beginnenden, nur erst geahnten Glauben bestehen. Sobald aber der Herr anerkennt, daß die *von nun an* Sterbenden ihm gehören, sind sie auch *selig*.

Den vollkommenen Tod im Herrn ist Maria gestorben. Sie

stirbt sich, indem sie als Jungfrau dem Herrn ihr Jawort gibt. Sie verzichtet da auf ihr Leben als Frau, als Gattin, auf jede Selbstgestaltung ihres Daseins. Sie legt die drei Gelübde in der Einheit ab. Sie sagt Ja zur Jungfräulichkeit, indem sie sich dazu hergibt, Mutter zu werden. Sie sagt es im Gehorsam, indem sie vor allem die Unübersehbarkeit ihres Auftrags ins Jawort einschließt. Sie bejaht zwar einen genauen Auftrag, aber offen zum Sohn hin, wie sie zuvor offen zum Vater gewesen war. Es liegt ein Sprung darin: sie hat ihren Willen ganz dem Vater übergeben, und dieser lenkt ihren Gehorsam weiter, hinüber zum Sohn. So wird jede Übersicht gesprengt. Sie ist dem Sohn gehorsam, der in ihr lebt, neben ihr wächst, vor ihr stirbt. Daß sie nichts mehr besitzt, ist klar, denn zusammen mit ihrem Leib gehört alles, was sie hat, Gott. Was eine Mutter hat, das hat sie für die Kinder; eine rechte Mutter hat schon zu ihren Lebzeiten im Herzen alles den Kindern weitergeschenkt. Die Armut Marias besteht darin, daß sie alles dem Sohn gibt, nachdem sie schon im Jawort alles dem Vater gegeben hatte. Im Jawort ist sie sich selber zum Sohn hin gestorben, und so kann sie in ihrer Todesstunde nur im Sohn und in den Sohn hinein sterben. Die Vision der gebärenden Frau auf dem Mond, in den Schmerzen der Einsamkeit und Verlassenheit, läßt auch den Sinn ihrer Todesstunde sehen. Nie ist die Frau einsamer als bei der Geburt; in dieser Stunde ist der Mann ihr fremd, an sich schon, weil er nicht begreift, was er getan hat, und näherhin, weil er den Leib zerrissen sieht, den er geliebt hat. Er hat ihr das „angetan“, in seiner Liebe lag dieses Opfer verborgen: um sie mehr zu lieben, hat er sie geopfert. Die Entfremdung, die jede Gebärende dunkel fühlt, fühlt auch Maria. Sie ist ganz im leiblichen Vorgang mit ihrem Kind, und Gott, der Geist ist, ist in diesem Augenblick wie entfernt. Die Frau erwartet mit Sehnsucht den Augenblick, da sie das Kind dem Vater übergeben kann; im Moment der Geburt aber ist von geistigen Akten nicht mehr die Rede; die

Konkretheit des Vorgangs ist die einzige Realität, die Frau ist passiv, sie läßt geschehen, das Kind wird einfach geboren. Die Frau ist die, über die man damals verfügt hat, über die jetzt wieder verfügt wird. Auch Maria erlebt dieses Verfüg-sein bei der Geburt. Sie wußte wohl vom Anfang an, daß alles für Gott war, und sie wollte sich ganz seiner Verfügung anheimstellen. Jetzt füllt nur noch Eines ihr Bewußtsein: es wird verfügt; es ist schon verfügt worden. Sie hat keine eigene Antwort mehr in sich. Und auch Gott hat im Augenblick keine, weil er der Auftraggeber war und jetzt nicht als solcher mehr da ist. So ist in der Geburtsstunde schon verborgen die Kreuzesstunde. Weil das ganze Leben des Herrn auf das Kreuz hinzielt, ist das Kreuz mitsamt seiner Einsamkeit schon in seiner Geburt enthalten. Im Augenblick, da ein Christ Ja sagt, erscheint alles sehr sinnvoll. In der Ausführung wird alles unübersichtlich, aber diese Entfremdung ist recht eigentlich die Situation alles Mitleidens, in welchem Frage und Antwort einander nicht mehr adäquat sein können.

In ihrer Todesstunde wiederholt sich für Maria noch einmal die Fremdheit. Sie ist überall einsam, wo der Sohn nicht zugegen ist. Und sie hat ihre letzte Einsamkeit bewußt in sich aufgenommen, um dem Sohn das Kreuz bis zuletzt tragen zu helfen. Sie weiß wohl, daß der Sohn auf sie wartet, daß sie die Mutter der Christenheit ist, aber sie hat Wissen, Freude, Sicherheit bei Gott hinterlegt, damit ihr Leben auf Erden bis zum letzten Atemzug ein verschwendetes sei. Sie hätte etwas von ihrem mütterlichen, christlichen Glück zurückbehalten können, um sich die Todesstunde zu erleichtern; aber sie hat alles im voraus dem Sohn zurückgegeben. Auch das soll er noch haben, und er soll es im eucharistischen Sinne haben: um es weiter-schenken zu können.

So ist sie die erste Selige aus der Schar derer, *die von nun an im Herrn sterben*. Selig ist sie, weil sie im Herrn stirbt, aber selig leidend. Leidend, damit der Sohn mehr Seligkeit zu

verschenken habe. Anfang und Ende liegen im Schmerz, im Schrei, aber beides im Sohn. Die sieben Schmerzen, die zwischen Anfang und Ende liegen, sind eine Richtung, ein Pfeil, der vom schreienden Weib auf dem Mond hinzielt zur Mutter, die selig im Herrn stirbt. Und weil Anfang und Ende im Sohn sind, darum ist auch der ganze Weg dazwischen im Sohn. Und nun wird die Beteiligung Marias an jeder Todesstunde verständlich, und damit der zweite Teil des Ave Maria. Mir, der ich ein Ausbund von Sünde bin, soll die Mutter in der Todesstunde beistehen. Es könnte pharisäisch sein, wenn es hieß: bitte für alle Sünder. Der Sünder schließt sich ein, der alle Sünder in sich verkörpert. Die Mutter aber kann beistehen, weil sie in der Todesstunde ihres Sohnes alles zurückgegeben hat: die Freude, Mutter zu sein, diesen Sohn zu besitzen, zum Sohn hin zurückzugehen, alles, was sie durch ihr Jawort sich erwarb, durch ihre Reinheit sich bewahrte. Das alles gleicht in keiner Weise dem, was ich, der Sünder, in der Stunde meines Todes Gott zurückgegeben habe: alles nämlich, was schlecht an mir war, was Sünde hieß. Aber weil Maria das Urbild der im Sterben Zurückgebenden ist, kann ich das Ihre auch in meinem Namen zurückgeben. Vielleicht werde ich mich ungern trennen von meiner Sünde, oder nicht wissen, wie es tun. Die Mutter aber weiß, was man tun kann, um den Sohn zu erfreuen, seiner Sendung entgegenzukommen. Und sie kann mit dem, was sie in ihrer Todesstunde zurückgibt, auch das übergeben, was ich als Sünder Gott schulde. *Von nun an selig* heißt also: Die Sterbenden sterben im Herrn und die Mutter steht ihnen bei.

Ja, sagt der Geist, damit sie sich von ihren Mühsalen ausruhen können, denn ihre Werke folgen ihnen nach. Der Heilige Geist sagt, sie seien selig, d a m i t sie sich von ihren Werken und Mühsalen ausruhen können. Sie sollen im Tode Abstand bekommen zu ihren Werken, davon ausruhen, d e n n ihre Werke folgen ihnen nach. Es klingt wie ein Widerspruch, diese Entfernung und Nachfolge der Werke. Aber der Heilige

Geist erklärt hier das Verhältnis von Liebe und Gerechtigkeit. Gerecht ist es, daß des Menschen Werk von ihm nicht getrennt wird, daß er davon ins Gericht begleitet wird, daß er es Gott vorweist. Das Gute als gut, das Böse als böse. Und doch soll den Menschen Ruhe zuteil werden. Deshalb werden sie getrennt von ihren Werken, die Guten von ihren guten, die Bösen von ihren bösen. Wer immer das Gute getan hat, möchte sich gerne davon begleiten lassen, um es vorzuweisen. Es wird aber verlangt, daß er sich davon in Ruhe trennen soll. Denn er hat es ja nicht selbst getan; ist es getan worden, dann hat es Gott fast wider seinen Willen getan. Gott hat es gegen ihn in ihm durchgesetzt. Und er muß anerkennen, daß es ihm nicht gehört, sondern von vorneherein Gottes Werk war. Er muß es Gott zurückgeben. Vielleicht kann er das, vielleicht ist er auch zu müde dazu, dann kann er es der Mutter anvertrauen, die für ihn betet in der Stunde seines Sterbens, die es zu ihrem guten Werk hinzutut und ihm so einen Stempel des Allgemeinen, des Katholischen aufdrückt. Aber auch das Schlechte, das er getan hat, wird ihn begleiten. Wenn er es weiß, so wird er von sich aus verlangen, sich davon zu trennen, und froh sein, wenn die Mutter aus ihrem vollen Schatz schöpft (den sie sterbend dem Sohn zur freien Verfügung zurückgab und über den sie wieder frei verfügt), um den Zusammenhang zwischen dem Sünder und seinem bösen Werk zu vernichten.

Die Nachfolge der Werke wird vom Geist wie in einem Widerspruch gezeigt; man versteht den Zusammenhang erst in der Mutter, in der das ganze Gericht in ganz neuem Licht erscheint. Bis dahin starb der Mensch als Sünder, und trat so wie er war vor das Gericht des Sohnes, der die Liebe in sich hat. Jetzt wird sichtbar, daß der Sohn im Gericht sich an die Mutter erinnert, daß er ihr in der Todesstunde des Sünders schon erlaubt, dabei zu sein, zu beten und für ihn einzustehen. Es ist wie eine Vorverlegung der Liebe; schon während des Sterbens beginnt die Verwandlung. Es ist wie eine vom Richter

selbst angeordnete Beeinflussung des Gerichtes zugunsten des Angeklagten. Mehr noch: Maria steht nicht nur ein für den Sterbenden, sie stattet ihn auch aus. Sie steht neben dem Priester, der die Sterbegebete verrichtet, und etwas von der Gnade ihres Gebetes geht auf den Sterbenden über. Sie schmückt ihn gleichsam mit dem, was sie hat, sie richtet alles in Eile her. Der Sohn greift auf das zurück, was er im Menschen bereits grundgelegt hat, etwa den Glauben, und rundet es auf, um ihn dem Vater vorzustellen. Die Mutter beruft sich nicht auf das, was im Menschen vorhanden ist (es ist ihr irgendwie für den Sohn zu gering), sie gibt von dem ihrigen: von ihrem Geheimnis zwischen ihr und dem Sohn. Sie rechnet nicht mit dem, was wir an uns selber haben und sind, sondern einzig mit dem, was der Sohn ist. Der Sohn muß im Gericht die Gerechtigkeit und die Liebe beachten. Die Mutter braucht sich nicht mit der Gerechtigkeit abzugeben. Sie lebt nur in der Liebe zum Sohn. Wer sündigt und beichtet, der weiß, daß er auch der Mutter weh getan hat, aber wegen des Sohnes. Ihr Empfinden und Mitleiden ist ganz im Sohn. Sie würde jeden lieben, der sie beleidigen würde, wenn dadurch nur der Sohn verschont bliebe.

ERNTEN UND WEINLESE

14, 14. Und ich schaute. Und siehe, eine weiße Wolke, und auf der Wolke saß einer, der dem Sohn eines Menschen glich. Und er hatte auf seinem Haupt eine goldene Krone und in seiner Hand eine gewetzte Sichel.

Vorher wurde die Stimme des Geistes gehört; jetzt wird wieder geschaut. Dorthin, woher die Stimme kam: in den Himmel. Geschaut aber wird der Sohn. Der Sohn erscheint dort, wo zuerst die Stimme ertönte, dann der Geist sprach. Die Folge ist die gleiche wie beim Jawort der Mutter, die eine Stimme vernimmt, die den Geist verkündet, der den Sohn bringt.

An der Stelle, wo die Stimme war, ist jetzt die weiße Wolke. Auf der Wolke sitzt der Sohn mit dem Aussehen eines Menschen. Er sieht aus wie ein Menschensohn. Und doch wieder nicht, sondern wie der Menschensohn. Wie Christus. Das erste, was man an ihm erkennt, ist, daß er sich durch seine Sündelosigkeit und Reinheit von allen Menschen unterscheidet. Und weil er so ist, darum ist er kein Mensch wie ich und du, steht er einsam allen anderen gegenüber. Durch sein Aussehen steht er theoretisch mitten unter den Menschen; durch seine Reinheit ist er praktisch der Einzige; der, der sich von allen unterscheidet.

Die Mutter, die keine Erbsünde hat, ist wie eine, die zwar aus uns hervorgegangen, aber von oben ausgesondert und bewahrt worden wäre. Ihre Entwicklung ist eine solche von der Erde zum Himmel hin, unter dem begleitenden Schutz des Himmels. Der Sohn dagegen stammt vom Himmel und kommt auf die

Erde; er ist die Bewahrung, die der Mutter zuteil wird. Er hat die entgegengesetzte Richtung.

Die *Wolke* versinnbildet das, was der Sohn an Sünde zerstört hat. Man kann nicht sagen, sie verkörpere die Tugend, sondern die Auflösung der Sünde. Der Sohn thront auf seinem Werk. Aber nicht über der überwundenen Sünde als solcher, denn die Wolke weist keine Merkmale der Sünde mehr auf. Sie ist bereits weiß. Der Sohn auf der Wolke ist das Gegenbild zur Mutter auf dem Mond (die aber in dieser Gegenüberstellung nicht das schreiende Weib, sondern die Erfüllte ist). Der Mond ist rund und anschaulich. Von der Wolke dagegen weiß man nicht, wie tief sie ist. Das eine Schicksal ist abgerundet, das andere unübersichtlich. Die Mutter *s t e h t* auf dem Mond, sie hat ein für allemal Ja gesagt; ein kurzes geprägtes Wort, und sie braucht sich nicht weiter um seine Auswirkung zu kümmern: alles Weitere bestimmt Gott. Überall, wo Gott sie hinstellt, steht sie mit ihrem Jawort. Der Sohn dagegen *s i t z t* auf der Wolke; er hat wohl das Jawort im Himmel gesprochen, aber er muß seine Sendung zuerst *g e s t a l t e n* (während die Mutter sie *g e s t a l t e n l a s s e n* muß), er vertritt aktiv den Vater. In seinem Sitzen liegt die Würde des herrschenden und wirkenden Gesandten des Vaters.

Und er hatte auf seinem Haupt eine goldene Krone. Die goldene Krone steht im Gegensatz zu den zwölf Sternen der Frau. Die Krone ist das Ganze, die erfüllte Sendung, ein unzertrennbar Zusammengefügtes, während die Sterne erst zusammenzufügen sind, Ansätze voller Absichten, ein Strahlen, ein Werden, aber nicht das Fertige. In der Krone liegt das Zeichen der Vollendung. Das ist keine Erniedrigung der Mutter, sondern eine Erhöhung des Sohnes. Und die Sterne können in die Krone aufgenommen werden, und der Herr weiß, daß in seiner Krone Sterne enthalten sind.

Und in seiner Hand eine gewetzte Sichel. Sie ist gewetzt: an ihr wurde gearbeitet, sie wurde geschärft. Sie trägt Spuren

einer Arbeit, auch der noch zu verrichtenden Arbeit des Sohnes. Sie ist so scharf, daß er mit ihr aufs genaueste alles wegtrennen kann, was nicht sein ist. Die Arbeit der Sichel wird keinen Vergleich und nichts Ungefähreres dulden. Es wird nicht gezerrt und gerissen, sondern mit vollster Präzision geschnitten.

14, 15. Und ein anderer Engel kam aus dem Tempel heraus und schrie mit lauter Stimme dem, der auf der Wolke saß, zu: Wirf deine Sichel aus und ernte, denn die Stunde der Ernte ist gekommen, weil die Ernte der Erde dürr geworden ist.

Der Tempel, aus dem der Engel hervorkommt, ist nicht auf Erden, sondern im Himmel. Der Engel, der hier dem Menschensohn befiehlt, spricht im Namen eines Größeren: des Geistes; der Geist ist es, der dem Sohn Befehle erteilt. Der Tempel ist Ort der Vermittlung, der Ort, wo die himmlische Kontemplation für die Erde zur Aktion wird. Die von Gott gewollte irdische Aktion wird in ihm verfügt, verwaltet. Er ist in dieser Vision wie eine Zusammenfassung der himmlischen Kontemplation, wie ihre Verständlichwerdung, wie eine Anleitung, eine schrittweise Führung. Der Engel, der dem Herrn befiehlt, wird zum Zeichen der Verfügung überhaupt.

Johannes sieht den Herrn, den er auf Erden gekannt hat, auf eine ganz andere Weise. Er sieht ihn innerhalb einer umgrenzten, visionären Sendung; seine Schau ist ein Akt des Gehorsams. Auf Erden ging er in ganz natürlicher Weise mit ihm um, empfing von ihm, was er gerne empfing, tat mit ihm, was er gerne tat, er durfte das Haupt an seine Brust lehnen. In der irdischen Sendung war Raum für die volle Menschlichkeit. Er sah auch, daß die an sich unbegrenzte, weil göttliche Sendung des Herrn für menschliche Augen wie in Grenzen erschien: der Herr tat jeweils etwas, tat es so und nicht anders, und die Tat hatte Platz innerhalb des menschlichen Alltags. Dazwischen gab es wohl auch Distanz: in den Wundern, in

der Anbetung, im Leiden, aber diese Distanz wurde immer neu überbrückt in der vollkommenen Nähe der Freundschaft. Und die Nähe war, wenn die Distanz erlebt worden war, nachher um so schöner: sie empfing daraus eine geheimnisvolle Nahrung und Aktualität.

Jetzt sieht Johannes den Herrn auf der Wolke, versehen mit den Attributen der Gottheit: der Krone und der richtenden Sichel, in einer Welt, die ihm nicht zugänglich ist, oder doch nicht anders zugänglich als durch die Augen, in einer fast bildhaften Welt also, die durch den Sehsinn erahnt, aber nicht durch die gesamte Sinnlichkeit erfaßt und bemessen werden kann. Er sieht, daß es in dieser Welt, die Himmel ist, eine Ordnung gibt, Befugnisse und Geschehnisse, daß der Herr von einem Engel, der den Geist vertritt, Befehle entgegennimmt, weil *die Stunde gekommen ist*. Diese Stunde, von der der Herr auf der Welt so oft gesprochen hat, um zu sagen, sie sei noch nicht gekommen, ist nun da, und für den Herrn liegt die einzige Begründung ihrer Ankunft in den Worten des Engels, durch den der Geist spricht. Der Engel schreit mit einer *lauten Stimme*, die eine Katastrophe ankündigt, mit der gleichen Stimme, mit der in der Apokalypse Donner, Hagel und Erdbeben sprechen. Er vermittelt dem Herrn keine angenehmen Befehle. Die Anweisung, die er ihm aus dem himmlischen Tempel der Kontemplation heraus erteilt, ist der Befehl zu einer Tat der Gerechtigkeit. Zu einer Tat, die Stärke und gerechte Macht offenbart, die Liebe aber scheinbar vergessen läßt. *Die Stunde der Ernte ist gekommen*, der Ertrag der Erde ist reif. Von Seiten der Menschen ist getan worden, was nicht länger geduldet werden kann; es ist so vieles vollbracht, daß ein Ende kommen muß. Der Erntebefehl trifft den Herrn nicht unvorbereitet. Seine Sichel ist gewetzt. Der Befehl zur Urteilsvollstreckung ergeht in dem Augenblick, da die Menschen das Ihre getan haben, aber auch der Herr das Seine getan hat: die Menschen können durch seine Sichel geerntet werden. Und der

Herr zögert keinen Augenblick mit der Ausführung; er folgt dem Geist, der ihm Vaterstelle vertritt.

Im Ratschluß zwischen Vater und Sohn war der Plan der Erlösung reine Liebe. Aber schon im ersten Werk der Menschwerdung vermittelt der Geist zur Mutter hin. Und jetzt, da geerntet wird, nimmt der Herr den Befehl Gottes wieder durch den Geist an. Dadurch kommt das Moment der Gerechtigkeit in die Werke des Sohnes hinein. Ohne diese Vermittlung könnte es scheinen, als stehe die reine Gerechtigkeit des Alten Bundes scharf und getrennt der Liebe des Neuen gegenüber. Indem der Geist vom Vater ausgeht und der Sohn dem Geist gehorcht, wird die Verbindung hergestellt, ohne daß die Gerechtigkeit aufgehoben würde. Die Vermittlung des Geistes ist wie eine Schonungsmaßnahme, auch wie ein Ausdruck der Scham in Gott. Der Vater kann solche Befehle nicht unmittelbar erteilen, sondern nur in einer gewissen Verhüllung. Und der Sohn hätte als Mensch vielleicht finden können, es sei noch zu früh, zur Gerechtigkeit zu greifen, oder die Überlegung anstellen, er, der Sohn, hätte noch mehr an Liebe verschenken sollen . . . So aber geschieht alles „im Geist“, in einer Sphäre des fast anonymen Gehorsams. Und das Werk wird zu einem Werk der reinen Gerechtigkeit, das nun vollzogen werden soll, aber diese reine Gerechtigkeit hat die Realität und Wahrheit einer *Vision*, und nicht einer vom Seher mit allen Sinnen — wie die frühere irdische Realität — erfaßten Gesamtwirklichkeit.

14, 16. Und der auf der Wolke saß, warf seine Sichel aus, auf die Erde herab, und die Erde wurde geerntet.

Zu ernten ist das Böse, das reif geworden ist. Vom Guten, das da sein könnte, spricht man nicht. Der Herr braucht es nicht zu ernten, weil es schon sein ist, schon in seinen Händen liegt. Das Böse hingegen soll er mit seiner gewetzten Sichel von der Erde hinwegnehmen. Bisher konnte das Böse an dem Ort, wo es war, reif werden. Jetzt muß es geerntet werden:

das Böse muß zum Bösen kommen. Der Herr gehorcht dem ergangenen Befehl. Er, dessen Sendung die Liebe ist, gibt sich dazu her, das Böse zum Bösen zu bringen, zu scheiden zwischen dem, was sein, und dem, was nicht sein ist. Er erfüllt damit, was immer verheißen war. Er hält sich streng an seinen Auftrag, so sehr, daß er nur gehorcht und von seiner eigenen Sendung keinen Gebrauch macht und auch nichts verrät.

Johannes sieht, wie der Herr gleichsam die Grundlage zur Hölle zu bereiten hat, zum Ort, wo sich nur das Böse befinden wird. Er sieht auch, wie der Herr sich anschickt, es unweigerlich zu tun. Wenn ein Mensch einem andern ankündet, er werde ihn schlagen, und er erhebt sich, streckt die Hand aus, holt aus, und ein anderer ist als Zeuge dabei, so muß dieser überzeugt sein, daß der Schlag wirklich erfolgen wird; er hat nicht den geringsten Anlaß, daran zu zweifeln. Daß es eine Hölle gibt, ist so wahr, wie daß der Sohn seine Sichel gewetzt und angelegt hat und damit ernten wird. Das ist darum wahr, weil sich hier nicht mehr die Gerechtigkeit des Vaters mit der Liebe des Sohnes, sondern die Gerechtigkeit des Sohnes mit der Liebe des Vaters begegnet. Um dem Vater zu zeigen, wie sehr er ihn liebt, wird er ihm zuliebe die Menschen strafen, an seiner Statt das Gericht übernehmen, und um dem Sohn zu zeigen, wie sehr er ihn liebt, wird der Vater dem Sohn das ganze Gericht übergeben, und statt zu strafen, die Menschen in Liebe aufnehmen. Die Strafe, die der Sohn hier übernimmt, ist eine *g ö t t l i c h e W a h r h e i t* und keineswegs bloß eine leere Drohung. Sie ist eine Wahrheit, die größer ist, als was wir verstehen, und es ist unmöglich, sie wie etwas Übersehbares, Eingebautes und schon hinter uns Liegendes innerhalb der Erlösung abzutun. Wir müssen sie in ihrer eigenen Wahrheit bestehen lassen und die Synthese Gott überlassen.

Die Sichel wird von oben *herab* bewegt. Daß die ganze *Erde geerntet* wird, zeigt die Allmacht des Herrn, die auf der Erde nichts ausläßt.

14, 17. *Und ein anderer Engel kam aus dem Tempel heraus, der im Himmel ist, und auch dieser trug eine gewetzte Sichel.*

Die Vision ist so angelegt, daß Johannes zuerst mit dem erntenden Herrn in Kontakt kommen muß, dann erst mit dem sicheltragenden Engel. Das Verstehen des Sehers ist an den Herrn geknüpft. Aber dann geht es weiter; der Herr bleibt nicht vereinzelt, ein anderer tut dasselbe wie er. Was er hier tut, tut er also nicht in der Funktion seiner absoluten Einmaligkeit, wie bei der Sendung, die er unmittelbar vom Vater erhält: zu retten und zu erlösen. Die Sendung, zu ernten, ist wie eine Suspension seiner unmittelbarsten göttlichen Sendung, zu erlösen, der Eintritt in eine durch Engel und mit Engeln vermittelte Sendung. Er gehorcht, weil der Engel Diener einer Gerechtigkeit ist, die ihm nicht fremd ist, mit der er auch als Erlöser zu tun hat. Wenn aber das Schlechte unverändert auf Erden bliebe und gediehe, so könnte es zwar gesammelt werden, aber dies setzte irgendwie voraus, daß der Herr seine göttliche Sendung nicht erfüllt hätte. Im Augenblick jedoch, wo diese Frage auftaucht, übernimmt wiederum ein Engel die weitere Arbeit der Ernte, der Sammlung des Bösen. Die hier sichtbar werdenden Verschiebungen beruhen auf der Gegenwart des Alten Bundes; sie wenden sich an einen Johannes, der von ihm herkommt, zum Neuen gehört, aber gerechterweise gewisse Bindungen an den Alten behalten hat. Die Vision ist eine solche des Schreckens, sie zeigt die Sendung des Herrn in einem Stadium der Nichtvollendung, des noch Offenstehens, im Stadium der Engel und des Alten Bundes. Es fehlt noch das Leiden und dessen Wirkung, der Loskauf. Die Funktion des Herrn wird so gezeigt, als ob seine Sendung noch nicht vollendet wäre, als ob sie noch suspendiert wäre. Diese geschauten Möglichkeit ist wie eine Spiegelung der Suspension des Schicksals des Christen während des irdischen Lebens. Kein Christ kann ja mit der Gewißheit auftreten, er sei schon endgültig gerettet und er brauche daher nicht mehr unter der Drohung des

Gerichtes zu stehen. Johannes sieht den Inhalt der Vision wie eine wahre Teilwahrheit innerhalb der Wahrheit Gottes, entsprechend der wahren Möglichkeit, die wir haben, die Wahrheit Gottes als eine inchoative zu verstehen. Bis zum Ende ausgeführt wird die Tat nicht; im Augenblick, da der Herr ansetzt zur Ernte, kommt ein Engel mit der Sichel und übernimmt die Funktion des Herrn.

14, 18—19. Und ein anderer Engel kam aus dem Altar heraus; er hatte Macht über das Feuer, und er rief mit lauter Stimme jenem, der die gewetzte Sichel trug, zu: Wirf deine gewetzte Sichel aus und schneide die Trauben vom Weinberg der Erde, denn seine Trauben sind reif. Da schwang der Engel seine Sichel über die Erde, erntete den Weinberg der Erde und warf die Trauben in die große Kelter des Zornes Gottes.

Es scheinen sich jetzt nur noch die beiden Engel gegenüberzustehen: der mit der Sichel und der mit der Macht über das Feuer. Der zweite ist mächtiger als der erste; er kann ihm Befehle erteilen und er verfügt über das Feuer, mehr noch: er tritt aus dem Altar heraus, in welchem der Herr wohnt. Er kommt aus der Stelle des Herrn und befiehlt dem, der das Instrument des Herrn, die Sichel trägt.

Johannes weiß, daß der Platz des Herrn im Altar ist, er weiß, daß die Liebe des Herrn so groß ist, daß er die Hölle überwunden hat. Er hat den Herrn am Kreuz geschaut und ihn seine Sendung bis zum Ende erfüllen sehen. Und obwohl er das alles erlebt hat, wird er hier zurückversetzt in ein früheres Stadium, wo das Heil aufs neue in Frage gestellt wird. Die Vision ist wahr, aber es ist nicht gesagt, daß ihre Wahrheit sich auch erfüllen wird. Ihre Wahrheit steht in einem Widerspruch zur erfüllten Wahrheit der Sendung des Herrn. Und doch stammt die Vision von Gott. Ihr Sinn ist eine Hilfe, die Gott der Vater dem Sohn gewährt: in ihr ist etwas enthalten, was dem schwachen, zum Rückfall geneigten Christen die Kraft zur

Überwindung der Sünde gibt. Der Sohn sieht in jedem Menschen den Bruder, den er dem Vater vorstellen will, in einer solchen Opferliebe, daß der Vater nicht anders kann, als ihn annehmen. Der Vater aber findet diese Liebesaufgabe für den Menschensohn so gewaltig, daß er ihm zu Hilfe kommen möchte. Nicht dadurch, daß er in den Menschen die Liebe stärkt (denn er hat dem Sohn während seines irdischen Daseins die ganze Liebe übergeben), sondern negativ, indem er im Einzelnen die Furcht vor der ewigen Pein entzündet, und zwar nicht als vor einem bloßen Schein, sondern, weil Gott es selbst sagt, *g l a u b h a f t*. Aber der Sohn kann sich mit dem bloßen Gegensatz von Liebe und Furcht nicht begnügen. Er läßt in seinem Gebot der Nächstenliebe gerade in seinen Liebenden die Angst erwachen, daß die Brüder verlorengehen könnten. Damit kommt der Sohn dem Vater entgegen. Der Vater wendet, menschlich gesprochen, wie eine List an, um dem Sohn zu helfen, und der Sohn, der wohl weiß, daß sein Werk vollendet ist, bedient sich dieses Werkes des Vaters, um dadurch nochmals die Liebe der Seinigen zu stärken.

Der Engel, der aus dem Altar kommt, hat Macht über den Engel mit der Sichel. Er befiehlt ihm, *die Trauben zu ernten*. Diese Trauben sind wiederum das Böse, aber in einer andern Art. Denn es wird nicht nur geerntet, sondern auch in die *Kelter* geworfen. Durch den Engel wird also etwas vollzogen, was der Herr selbst nicht vollzogen hatte. Der Herr hatte nur geerntet. Die Sammlung durch den Engel dagegen wird zu einem ganz Vollbrachten: das Geerntete wird wirklich in die Kelter des Zornes Gottes gebracht. Die Ernte des Herrn bezog sich auf das unbedingt Notwendige, Entscheidende, auf des Menschen innerste, eigenste Sünde. Die Trauben dagegen werden dem Engel überlassen. Es ist, als würden hier die schweren, tödlichen Sünden den läßlichen gegenübergestellt und als befehle der letzte Engel die Sammlung alles Läßlichen. Was der Herr aus seiner Ernte unserer Grundsünde macht, wird nicht

gesagt. Nur, was der Engel aus unseren übrigen Sünden macht: er bringt sie in die Kelter Gottes. So entsteht eine andere Art von Feuer; — es befiehlt ja der Engel, der Macht hat über das Feuer. Diese Form des Zornes Gottes ist nur denkbar, weil die Aktion des Sohnes in der Vision des Johannes n i c h t vollbracht wird. Über die Stellvertretung des Sohnes wird nichts ausgesagt. Im Feuer aber, das der Engel entfacht, und das schrecklich brennen kann, gibt es auch eine Stellvertretung, in der Menschen eingesetzt werden können. Der Zorn Gottes ist ein Ausdruck für die Liebe des Sohnes. Der Zorn Gottes und die Liebe des Sohnes gehören letztlich zusammen. Sie sind identisch in ihrem Ziel: sie wollen die Rettung des Menschen. Sie sind identisch in ihrer Wirkung: sie wollen den Menschen zur Umkehr bringen. Und sie sind identisch in ihrem Ursprung: sie stammen beide aus der Liebe, aus dem Verhältnis zwischen Vater und Sohn. Die Liebe, die der Sohn uns erweist, entspringt seiner Liebe zum Vater: Und der Zorn Gottes entspringt aus der Liebe, die der Vater zum Sohn hat. Und man kann nicht sagen, das eine Verhältnis Vater-Sohn erzeuge zwei ganz verschiedene Realitäten: Liebe und Zorn. Auch sie bilden eine Einheit, und wir kennen sie. Oft wird ein Beichtvater zuerst den Sünder aufs tiefste erschrecken, indem er ihm den Zorn Gottes zeigt, und sofort nachher ihn besänftigen, indem er ihm die Liebe Gottes vor Augen stellt, und beides geht aus der gleichen Liebe hervor. Und man züchtigt auch sein Kind in der reinsten elterlichen Liebe. Dabei ist nicht zu übersehen, wie vollkommen berechtigt und wie real Gottes Zorn ist. Irgendeinmal muß der Sünder diese Realität erkennen und anerkennen, muß er verstehen, daß seine Liebe zur Sünde und Gottes Zorn restlos korrelativ sind, wie Frage und Antwort genau aufeinander passen.

Man kann diese Einheit noch anders erläutern. Gott schuf die Welt und setzte sie aus sich heraus, während er den Sohn noch in sich trug. Er stattete sie aus mit seiner vollkommenen

Liebe. Aber außer ihm existierend konnte sie sich in Freiheit bewegen und immer neu entscheiden, und sie entschied sich für das Schlechte. Dann sandte Gott seinen Sohn in die Welt, und auch ihm ließ er die vollkommene Freiheit. Der Sohn aber entschied sich immer nur für das Gute. Und Gott sah, daß alles Gute in der Welt stets von ihm und von seinem Sohn herstammte, daß, wenn die Menschen das Gute erwählten, sie es in der Kraft seines eigenen Auftrags und in der Gnade des Sohnes taten. In dieser Erkenntnis, daß das Gute aus ihm war, nahm Gott das Gute gleichsam in sich zurück. Und er stellte ein Gericht an und eine Scheidung bei jedem Menschen: alles was gut war, wollte er dem Sohn zurückgeben, und was schlecht war, dem Menschen als das ihm Gehörige belassen. Wenn aber der Vater die Menschen so erblickt, kann er nicht anders als mit Zorn auf sie schauen. In diesem Zorn hat es den Anschein, als beraube auch der Vater sich seines eigenen Guten, um es ganz dem Sohn zu geben: der Liebe. Als wolle er, nachdem er unter den Menschen scheidet, diese Scheidung noch weiter treiben und in sich selbst scheiden, indem er dem Sohn seine ganze Liebe schenkt, und für sich nur den Zorn übrig läßt. Nun sieht es einen Augenblick so aus, als habe der Sohn überhaupt alle Liebe in sich: alle Ansätze der Liebe der Menschen, die der Vater ihm zurückgegeben hat, und alle Liebe des Vaters, die dieser ihm gleichfalls übergeben hat. Aber gerade hier beginnt das Geheimnis der Stellvertretung.

14, 20. Und der Bottich wurde außerhalb der Stadt getreten, und das Blut trat aus dem Bottich hervor bis an die Zäume der Pferde in einem Umkreis von sechzehnhundert Stadien.

Von einer Stadt war bisher nicht die Rede. Das einzige, das daran hätte erinnern können, war die Zahl der Erwählten, die den Namen des Lammes auf der Stirne trugen. Das Böse wird außerhalb der Stadt getreten, dort also, wo diese Menschen

nicht sind. Wären sie zugegen, so bestünde für sie die Versuchung, sich des Bösen zu bedienen. Das Wesen der Versuchung liegt darin, daß die Sünde gezeigt, angeboten, nahegelegt wird. Man wird nicht versucht, etwas zu tun, was ferne ist, was ohne Reiz bleibt. Um versucherisch zu wirken, muß die Möglichkeit des Genusses, der Erfüllung des Bösen nahegerückt sein. Die Sünde, die gekeltert wird, muß daher von den Menschen abgeschieden werden. Der Vorgang ist eine Angelegenheit zwischen Gott und dem Sünder allein, und da es sich hier um die Kelter des Fegfeuers handelt, darf von dieser Begegnung Gottes mit dem Sünder nichts nach außen sichtbar werden, was irgendwie der Sünde dienstbar werden könnte. Man kann um das Wesen des Fegfeuers, um dieses Gegenüber-treten von Sünde und Zorn Gottes etwas wissen, und trotzdem muß die Begegnung selbst Geheimnis bleiben: man kann darum wissen, aber sehen kann man sie nicht. Und wenn ein Mensch durch eine besondere Gnade etwas davon zu sehen bekäme, so wäre in der gleichen Gnade für seine Verschwiegenheit gesorgt.

Aus der Kelter tritt Blut, und dieses Blut hat einen dreifachen Sinn. Einmal ist es die eigene Sünde, die in Blut verwandelt wird. Dann ist es Gleichnis für das Blut Christi, das er für die Sünde vergossen hat. Endlich erfüllt dieses Blut eine sehr große, aber doch nicht unendliche Fläche: sechzehnhundert Stadien im Umkreis. In dieser Zahl liegt ein Maß; ein Maß für die Größe der Sünde, die da im Angesicht des Zornes Gottes getreten wird. Das Blut reicht den Pferden bis ans Maul. Aber es steigt nicht höher, es ist kein Getränk für die Pferde. Die Pferde werden gleichsam als Maß genommen. Sie dienen den Menschen und geraten durch deren Sünde in eine Art Fluß, der sie hemmt, aber nicht ernährt. Die Ausdehnung der Fläche selbst ist ein Geheimnis, das nicht angedeutet wird.

Das Blut Christi findet sich überall, wo die Gerechtigkeit des Vaters sich mit der Sünde der Menschen begegnet. Es gibt

keine Möglichkeit mehr für den Vater, die Menschen zu strafen, den Menschen und seine Sünde zu messen, ohne daß das Opfer des Sohnes dazwischenträte.

Auch die Sünde des Menschen wird verwandelt in Blut: Blut ist hier Sinnbild der Qual. Die Sünde war vorher Genuß, jetzt wird sie zur Pein. Aber diese wäre nicht das Blut des Einzelnen, wenn nicht auch das Blut Christi darin enthalten wäre.

Der, der über das Feuer Gewalt hat, hat dieses Feuer anrichten lassen. Er stellt es dem Vater zur Verfügung zu seinem Werk der Gerechtigkeit. Aber das Werk der Gerechtigkeit des Vaters trifft dabei zusammen mit dem Werk der Liebe des Sohnes.

DIE SIEBEN ZORNSCHALEN

15, 1. Und ich sah ein anderes Zeichen im Himmel, groß und wunderbar. Sieben Engel, welche die sieben letzten Plagen hatten, denn durch sie wurde der Zorn Gottes beendet.

Der Himmel, wie Johannes ihn jetzt sieht, ist ein anderer als der vorherige. Der Himmel, aus dem die ersten Engel gekommen waren, sah drohend aus wie vor einem Unwetter. Es war der Himmel der Vision mit Hagel, Donner und Blitz. Er sah aus, als ob alles Unglück unmittelbar aus dem Himmel zu erwarten wäre. Dabei bestand immer eine Kluft zwischen der Drohung und ihrer Ausführung; die letztere war aus der ersten nicht abzuleiten, der Himmel trug alle Zeichen der Unberechenbarkeit. Und es gab Augenblicke, in denen man genau zusehen mußte, um nicht Himmel und Hölle zu verwechseln. Der Himmel sah aus, als sei er ein Exponent der Hölle geworden und als habe sein Name Himmel nur noch an die Nähe Gottes zu erinnern, aber des Gottes der zornigen Gerechtigkeit.

Der jetzige Himmel dagegen trägt trotz allem Drohenden die Zeichen der Verheißung. Wie das Paradies, das erst noch erkämpft werden muß durch ein Leben voll Gefahr, Entbehrung, Ängste und vorläufig noch ganz unzugänglich ist. Man kann bei diesem Himmel in Gedanken nicht verweilen. Im Augenblick ist das Schreckliche verhüllt; man weiß nicht sicher, ob es vorbei ist oder ob es erst kommt. Es ist wie ein Abstandgewinnen. Wie eine Stille, die zu unterbrechen man sich scheut.

Dann erschienen die *sieben Engel*, die Johannes als einheitliches Zeichen empfindet: eine Verheißung und Erfüllung. Ihre

Einheit liegt in der Einheit ihres Auftrags. Sie halten *sieben Plagen*, nicht solche, von denen man unerwartet getroffen wird, sondern solche, auf die man schon vorbereitet ist, ja, unter denen man schon leidet. Für gewöhnlich, wenn Menschen von derselben Plage getroffen werden, faßt jeder sie anders auf und erleidet sie anders. Hier dagegen sind sich die objektive und die subjektive Plage genau zugeordnet: jeder Betroffene versteht, was mit diesem Leiden gemeint ist, die Strafe, die jeden erwartet.

Diese Plagen sind die letzten, nach denen keine andern mehr kommen. Sie reichen aus, den ganzen Zorn Gottes zu erfüllen. Dieser erscheint jetzt zum erstenmal wie abgegrenzt und geteilt. Er ist wohl immer der ganze Zorn, aber er hat ein Gesicht, oder Gesichter, beides aufs Mal. Unter diesem Zorn steht der Mensch völlig ratlos, obwohl er ganz adäquat ist: man ist von ihm vollkommen übertroffen und begreift ihn nicht, obwohl man ihn genau erwartet.

15, 2. Und ich sah wie ein gläsernes Meer untermischt mit Feuer, und die, die das Tier und sein Bild und die Zahl seines Namens besiegt haben, standen auf dem gläsernen Meer und hatten Harfen Gottes.

Das Bild des gläsernen Meeres ist voller Schönheit; seine Durchsichtigkeit stimmt zuversichtlich; hoffnungsvoll, einsichtig. Unerwartet aber ist, daß in der kristallinen Klarheit Wasser und Feuer gemischt sind. Die Elemente, die sich nie vertragen, binden sich, um die Schönheit zu steigern, durch höhere Macht zur Eintracht gezwungen. Die Einsicht ist größer denn je, ein Wille zum Verständnis, eine Gabe, mehr aufzunehmen, sind vorhanden, bisher unlösbare Probleme sehen aus, als wären sie durchsichtig, überwunden, belanglos. Aber dieses Leichterwerden des bisher Schweren ist Eingang zu viel Schwererem. Durch rein empfundene und wiedergegebene Liebe kann man

in die vollkommene Verlassenheit geführt werden; der Durchgang, der Schönstes verheißt, führt in sein Gegenteil. Der Zustand der Hingabe, in den ein Schauender versetzt werden kann, kann noch immer einen doppelten Ausgang nehmen: höchste Erfüllung oder Weggeschleudertwerden, das sich wie ein Mißbrauch dieser Hingabe ausnimmt. Dort, wo sie das Schönste erwarten zu müssen glaubte, wird der Seele gerade das Härteste zuteil. Im Zustand der sich öffnenden Hingabe ist die Seele viel empfindlicher für alles, was die Schönheit stört, wie jemand, der im Genuß schöner Musik ist, für jeden Mißton sensibler ist als sonst. Jene, die auf dem gläsernen Meer stehen, besitzen diese Empfindsamkeit.

Die das Tier besiegt haben, sind nicht Gestorbene, sondern Menschen mitten im Kampf. Es sind die Glaubenden, und zwar die aktiv Glaubenden, die für ihren Glauben leiden, im Glauben lieben, denen der Glaube alles ist, die außerhalb des Glaubens nur noch leere Hüllen wären. Es sind die Glaubenden zur Zeit Christi ebensogut wie die Glaubenden unserer Tage und die der kommenden Zeiten. Im Glauben sind sie alle gleich — und doch sieht man ihnen irgendwie an, zu welcher Zeit sie gelebt haben. Man erkennt an ihnen eine gewisse Entwicklung innerhalb des Glaubenslebens der Kirche. Nicht daß die heutigen Heiligen höher stünden als die Heiligen der ersten Zeiten. Aber ihr Glaube ist jeweils zeitgemäß, und an ihrem Glauben kann man den Fortschritt der Zeit ablesen: an den Heutigen erkennt man, daß man jetzt der Wiederkunft näher ist, als zur Zeit Pauli. Der persönliche Einsatz hat sich nicht gesteigert, aber er hat sich verändert. Früher war alles einfacher, naiver, runder, problemloser: ein Heiliger war eine Persönlichkeit, ein Martyrer starb, ein Lehrer hatte seine Schule. Es war wohl auch leichter zu wissen, wie die Aufgabe beschaffen war. Heute ist alles viel verzweigter, subtiler geworden; die ganze Atmosphäre der Umwelt muß in den Glauben und ins Apostolat einbezogen werden; die Forde-

rungen des christlichen Lebens sind äußerlich lockerer, aber innerlich strenger und anspruchsvoller geworden, die Vorstellung vom Gehorsam hat sich verfeinert, und damit auch der Gedanke der Stellvertretung. An der veränderten Form der Heiligkeit läßt sich die vorrückende Zeit ablesen.

Die das Tier, sein Bild und die Zahl seines Namens besiegt haben. Und zwar haben die Kommenden ebensogut gesiegt, wie die Damaligen. Es ist ein Sieg, der in der Zeit nie abgeschlossen ist, an dem alle Generationen beizutragen haben. Und doch heißt es: sie *haben* gesiegt, als sei es eine vollendete Tatsache. Der Sieg ist geschlossen und offen zugleich. Jeder Schlußpunkt ist ein Anfangsbuchstabe. Und nun wird der Zusammenhang zwischen diesem zugleich einmaligen und ewigen Sieg und dem gläsernen Meere sichtbar. Das Meer sinnbildet die Unendlichkeit; das Gläserne die Durchsichtigkeit und die vermittelte Einsicht. So ist auch der Kampf ein unendlicher, überzeitlicher, aber ein nicht bloß in seiner Oberfläche, sondern in seinen Tiefen durchschauter und verständlicher. Das Meer muß seine innern Geheimnisse preisgeben, in einer Weise, daß es dabei auch schön und anziehend wird. Und die Kämpfenden haben sich mit Geheimnissen Gottes abzugeben, von denen sie bisher nichts wußten, sie müssen in die Tiefe hinabblicken und die Ganzheit der Wege Gottes kennenlernen. Keiner von denen, die das Tier, sein Bild, und seine Zahl besiegen, dürfen der Schau in die Tiefen des katholischen Glaubens ermangeln. Darum stehen sie auf dem gläsernen Meer.

Das Meer ist zugleich ein Sinnbild des Gerichtes. Der Glaubende vermeint, die Sünde der Welt zu kennen. Er kann sich vorstellen, was „man“ für Sünden begehen kann, er kann sich eine Art Überblick über die Sünde der Welt verschaffen. Aber wenn er dann plötzlich vor der konkreten Sünde eines ihm bekannten Menschen, vielleicht eines Freundes, steht, dann erhält sie ein ganz anderes Gesicht: sie verliert ihre Allgemeinheit und Anonymität und tritt nah und bedrohlich auf einen

zu. Das Gericht Gottes aber wird einst die endgültige Lebensbeichte jedes Menschen sein, und alle werden vernehmen, was ein jeder bekennen muß. Keiner wird sein Gesicht vor den andern wahren können. Aber bei diesem allgemeinen Bekenntnis wird nicht jeweils einer vor allen übrigen beschämt und von allen abgeurteilt werden, sondern alle, die dabei sind, werden in der gebeichteten Sünde nicht eine fremde, sondern die eigene Sünde erkennen. Keiner wird für den andern erschrecken oder entsetzt sein, sondern für sich selbst. Es wird meine Sünde sein, die ich aus deinem oder aus eines andern Mund höre, ebenso evident die meine wie beim eigenen Sündenbekenntnis. Es wird nicht so sein, daß der eine der Urheber dieser bestimmten Sünde, ein anderer der einer andern Sünde sein wird; sondern ich werde alles begangen haben, und der Herr und alle werden mir alles zu verzeihen haben. Die Sünden werden nicht Privateigentum sein, reinlich voneinander getrennt. Der Zusammenhang zwischen allen wird unwiderleglich sein. Aber wo das Geheimnis der Mitschuld liegt, dort entspringt auch das Geheimnis der Mit-Erlösung. Der Herr hat alle unsere Sünden getragen. Und er will sie nicht allein getragen haben; er will uns gerade im Gericht noch einmal die Gnade des Mittragens vermitteln. Das ist ein Geheimnis des kristallinen Meeres; daß wir in der Durchsichtigkeit des Gerichts alle füreinander durchsichtig werden und jeder im andern die eigene Schuld erkennen wird, in einer absolut wahren Beichte (wahr, weil der Herr selbst sie gestalten wird), die uns zugleich die Fähigkeit geben wird, in Wahrheit zu lieben. Wenn also zwei Menschen zusammen in den Himmel kommen sollen und darum miteinander ins Gericht müssen, so werden sie voneinander alles erfahren, was ihnen bisher verborgen war. Das Peinliche dieser Erfahrung wird aber vollkommen ausgelöscht, weil sie gleichzeitig erfahren, daß sie einander vollkommen verziehen haben, daß sie das Fremde als das Eigene anerkennen und tragen: so wird

gerade durch das Gericht ihre Liebe vollkommen. Man kann die Schuld eines Menschen, den man liebt und für die Ewigkeit lieben soll, auf keine andere Weise anerkennen als indem man sie als die eigene empfindet. Das geschieht in der Nachfolge des Gekreuzigten; denn das Kreuz ist das stillschweigende Bekenntnis aller Sünden, das der Herr im Leiden dem Vater gegenüber ablegt. Er klagt nicht an, er zeigt nicht auf das Fremde, er nimmt alles auf sich und gibt uns Teilnahme an diesem Alles-auf-sich-nehmen: vielleicht schon auf dieser Welt, sicher aber auf der Schwelle zum Himmel: im Gericht.

In dieser Szene des gläsernen Meeres sind Engel wie Menschen gegenwärtig, und beide verkörpern gemeinsam das Gericht. Auch die Engel werden im Gericht durchsichtig, und in diesem Sinn werden die Gerechten auch über die Engel urteilen und richten. Sie sitzen im selben Gericht, für das die Engel angestellt sind, und sie haben sich durch ein Leben der Liebe das Recht erworben, beim Gericht mitzusprechen. Im Gericht über die Menschen haben sie die Sünde als ihre eigene erkannt. Bei den Engeln ist keine Sünde, durch sie erwerben sich die Gerechten eine neue Kenntnis von Gut und Böse. Wer zu den Siegern gehört und über Gut und Böse richten soll, kann den Maßstab des Guten, nach dem er richten muß, nicht bei sich selber nehmen. Die Gefahr wäre groß, daß er das Eigene zum Maßstab des Fremden machte und dann auch das Böse nach dem eigenen Maßstab bemäße: er wäre vielleicht geneigt, das Böse der andern abzuschwächen, um es bei sich selber entschuldigen zu können. Muß er aber über die Engel und ihre Taten richten, dann erhält er den rechten Maßstab dafür, was innerhalb der Schöpfung Gottes das Gute sein kann. Den Herrn kann man nicht richten; würde man es versuchen, so könnte man nur das ewige Mehr seiner Gottheit erkennen und sich einbilden, daran wieder eine Entschuldigung für die eigene Unzulänglichkeit zu haben. Aber die Engel sind Geschöpfe wie wir: an ihnen lernt der Mensch

anerkennen, was gut ist. Durch sie vermag er Gut und Böse zu objektivieren.

Feuer und Wasser passen so wenig zueinander wie die Sünde und die Absolution, wie das Bittere und das Süße der Reue. Und doch schließen sie einander ein und gehören im Lichte Gottes zusammen. Das Wasser löscht das Feuer, und die Reue die Sünde, aber nur im göttlichen Licht, dort, wo Gott erlaubt, daß es so sei. Aber die Vermischung ist keine ruhende; alle Ruhepunkte sind im christlichen Leben immer Ausgangspunkte neuer Bewegung. Jede Beichte ist inchoativ. Dennoch *stehen* die Sieger auf dem gläsernen Meer; der Glaube erlaubt ihnen Dinge, die auf natürliche Weise nicht möglich wären.

Sie tragen *Harfen Gottes*, Harfen, die von Gott stammen und Gott zugehört sind. Sie halten und haben sie. Diese vom Himmel stammenden und dem Himmel wieder bestimmten Harfen sind das Gleichnis für jene Menschenseelen, die Gott ihnen anvertraut und sich selber vorbehalten hat. Er vertraut sie seinen Heiligen an, damit sie sie für Gottes Lob zum Erklingen bringen. Diese Seelen stammen von Gott und müssen zu ihm zurück, und die Heiligen haben sie in der Hand, um sie zu lenken, zu befreien, zu vollenden.

15, 3. Und sie sangen das Lied des Moses, des Knechtes Gottes, und das Lied des Lammes und sagten: Groß und bewundernswert sind deine Werke, Herr Gott, allmächtiger! Gerecht und wahrhaftig sind deine Wege, König der Völker!

Das Lied, das sie singen, ist das Lied sowohl des Alten wie des Neuen Bundes. Es ist ein sich selbst erneuerndes Lied: das Lied des Alten Bundes, das je abgelöst wird durch das Lied des Neuen Bundes. Johannes sieht die Gegenüberstellung von Moses und Christus. Moses hat sein Volk ins Verheißene Land führen müssen, wie der Herr jetzt das seine in das vom Vater

verheißene Land der Ewigkeit führt. Die Heiligen singen dieses doppelte Lied, weil sie an dieser Führung in die Ewigkeit hinein beteiligt sind. Sie sind es nicht nur, indem sie einzelne Seelen führen, sondern auch dadurch, daß sie teilhaben an der Tradition, die sie bewahren und befestigen müssen. Nicht von ungefähr hört Johannes auch das Lied des Moses. Es ist wie eine Verankerung von all dem Neuen, Verwirrenden dieser Schau — der sieben Engel mit den letzten Plagen, des Zornes Gottes, des gemischten Meeres und der Sieger darauf — in der alten, von Moses her überkommenen Grundlage. Inmitten des apokalyptischen Wirbels besteht die Gewißheit einer bereits festliegenden Tradition. Das gibt auch dem vorigen Bild des Gerichts und der Beichte einen neuen Halt: man sieht jetzt, daß Sünde und Reue, Bekenntnis und Absolution nicht einfach ineinander aufgehen, sondern daß aus dem Ueberschuß an Lossprechung sich etwas formt, was in eine Tradition hineingenommen wird, was sich an Gewesenes anlehnt und aus der Summe der Vorsätze der einzelnen Beichtenden besteht. Jeder dieser Vorsätze scheint zunächst in der Luft zu schweben: kein Mensch kann dafür einstehen, daß er sie halten wird, im Grunde weiß er sogar, daß er sie selbst nicht wird ausführen können — und doch tut er als Christ hier nur, was vor Zeiten Moses schon tat, als er versuchte, sich dem Herrn hinzugeben. Moses wußte, daß die Aufgabe, die er als fehlerbehafteter Mensch unternahm, ihre Erfüllung erst in der Sendung des Herrn finden sollte, aber trotzdem notwendig durchgeführt werden muß. Und der Christ weiß, daß sein Vorsatz vergeblich ist, wenn nicht der Herr ihn erfüllt, daß aber der Herr dieses Vorsatzes bedarf, um ihn zu erfüllen. Von diesem Liede aus wird die Meinung für immer unmöglich, der Christ, der ein Sakrament empfangen, könne es in seiner Aufnahme selbst verwalten. Keine Beichte, keine Kommunion kann eine Angelegenheit zwischen ihm und dem Herrn allein sein; sie ist Teil eines Größeren, Fest-

gefügt, das durch jeden Empfang weitergeformt, in seinem Wesen aber nicht verändert wird.

Auf der einen Seite stehen die Knechte Gottes, auf der andern das Lamm. Die Knechte waren die Glaubenden des Alten Bundes; unter dem Lamm aber wird der Herr mitsamt seinen Gläubigen verstanden. Im Lamm enthalten sind die, die an der Liebe des Herrn teilhaben. Er nimmt sie mit, nicht mehr als seine Diener, sondern als die in ihm Geborenen. Ihr Lied und sein Lied sind das gleiche Lied. Und das Lied des Alten Bundes und das Lied des Lammes richten sich an den gleichen Gott. Die Haltung ist eine verschiedene, aber der Gott, der besungen wird, ist derselbe. Nur hat er durch das Kommen seines Sohnes seine Gnade den Menschen in einer andern Weise zur Verfügung gestellt. Und doch sagen beide Lieder das eine: daß *die Werke Gottes groß und bewunderswert* seien, daß der *Gott*, an den das Lied sich richtet, der *allmächtige Herr* sei, welcher die Gabe hat, seiner Allmacht sowohl das Gesicht des Alten Bundes wie das der jetzigen Gnade zu verleihen. Man kann nicht sagen, daß die Ehrfurcht der Gläubigen des Alten Bundes geringer war als die Ehrfurcht der Christen. Sie können sich des gleichen Liedes bedienen, um Gott anzubeten. Und doch ist der Gehalt der Verheißung durch das Kommen des Sohnes gesprengt worden.

Gerecht und wahrhaftig sind deine Wege. Das weiß auch Moses, und das Lamm weiß es, und zwischen beiden wissen es alle Heiligen. Sie sprechen damit eine Wahrheit aus, die für sie trotz der Geheimnisse, die sie in sich birgt, eindeutig ist. Sie singen ein strenges Lied. Und Johannes, der auf Erden dem Herrn gegenüber am meisten zärtliche Liebe gezeigt, dem der Herr seine Liebe erwidert hat, vernimmt in diesem Lied eine Form der Lobpreisung Gottes, die ihm persönlich weniger angepaßt ist. Seine Liebe wird in eine starrere Form gegossen. Und gerade er wird dazu ausersehen, diese strengere Form der

Kirche zu vermitteln. Johannes ist, wie alle Heiligen, nicht nur für eine bestimmte Kategorie von Gläubigen aufgestellt, sondern für alle. Und zwar in einem doppelten Sinn: alle müssen in Johannes das Werkzeug Gottes erkennen, wie immer sie auch geartet sein mögen, enthusiastisch oder gefühlsarm. Und alle müssen in Gott die Aussagen des Apostels widergespiegelt finden. Es war keine Beschränkung des Apostels, wenn er vor allem die Liebe besaß: es war richtig, aber noch richtiger ist es, daß er dazu noch die Strenge der Ehrfurcht kennenlernt. Nicht bloß als persönliche Ehrfurcht (die er schon besaß), sondern als kirchliche Ehrfurcht im liturgischen Lied, das weitergegeben werden kann. Johannes ist, wie die Gerechten auf dem gläsernen Meer, Zeuge der Werke Gottes und muß zur Allgemeinheit des katholischen Zeugnisses ausgeweitet werden. Nicht auf die persönliche Liebe des Evangelisten kommt es zuletzt an — und wäre sie die tiefste die es gibt —, sondern auf die Kirche und ihre Bedürfnisse. Denn der Herr ist *König der Völker*.

15, 4. Wer, o Herr, wird dich nicht fürchten und deinen Namen verherrlichen? Denn du allein bist heilig. Denn alle Völker werden kommen und vor dir niederfallen, weil deine Urteile offenbar geworden sind.

Die Preisenden sind der Meinung, daß sowohl sie, wie Moses und das Lamm, wie alle Sünder Gott zu fürchten haben. Sie sagen das, während die sieben Engel mit den Zornschaalen Gottes schon bereitstehen. Sie sehen, daß die sieben Plagen ein Ausdruck Gottes sind, seine Antwort auf die Sünde der Menschen. Und sie sind überzeugt, daß keiner, auch der Sohn nicht, den Zorn Gottes nicht zu fürchten hat. Gerade der Sohn nicht, weil er doch am Kreuz die ganze Sünde auf sich nimmt. Er hat für die Sünde so sehr gelitten, er hat sie so sehr auf sich genommen, daß Gott den Sünder nicht mehr treffen kann,

ohne ihn zu treffen. Er wird mit eingerechnet in die Zahl der Sünder, die fürchten.

Neben der Furcht steht die Verherrlichung des Namens Gottes. Beides ist nebeneinander, nicht aber auseinander entstehend. Nicht darum soll man verherrlichen, weil man Furcht empfindet, und nicht aus dem Enthusiasmus der Verherrlichung heraus zur Furcht gelangen. Sondern beides, in Gleichberechtigung, bildet eine Einheit. Der Sünder soll nicht, mit seinem schlechten Gewissen, anfangen zu verherrlichen, „als ob nichts geschehen wäre“, wie oft Kinder unbefangen tun, damit man nicht auf ihre Untat aufmerksam wird. Er soll die Furcht in der Hingabe kennen, nicht so sehr darum fürchten, weil er gesündigt hat, als weil die Sünde, an der er als ein Mensch teilnimmt, an sich eine Beleidigung Gottes darstellt. Diese Beleidigung Gottes lernt er kennen durch die Liebe des Sohnes, aber zugleich lernt er aus dem Verhalten des Sohnes die Verherrlichung des Vaters kennen.

Denn du allein bist heilig. Daß Moses dieses Wort zum Vater sagt, ist wohl verständlich. Aber auch daß das Lamm es ausspricht, ist begreiflich, weil es die Sünde der Welt auf sich genommen hat, als Mensch unter uns wohnt, sich dadurch in seinen eigenen Augen der Heiligkeit, als Ferne und Getrenntheit von jeder Sünde, wie beraubt. In diesem Sinne hat der Herr mit seinen übrigen göttlichen Eigenschaften auch seine Heiligkeit beim Vater hinterlegt, und er duldet es hier darum nicht, daß man ihn heilig nennt.

Denn alle Völker werden kommen und vor dir niederfallen. Alle Völker ohne Ausnahme, sowohl jedes Volksganze wie jeder Einzelne unter ihnen, werden niederfallen vor Gott, *weil deine Urteile offenbar geworden sind.* Es gibt eine Möglichkeit der Bekehrung, des Glaubens, der inneren Hinwendung und Anbetung, die allein durch die Offenbarung der Urteile Gottes zustande kommt. Es besteht hier eine seltsame Gegenseitigkeit der Ursachen. Johannes spricht sonst wenig vom

Urteil der menschlichen Vernunft. Hier aber ist es, daß die Menschen auf Grund der Offenbarkeit der göttlichen Urteile ein Urteil über Gott fällen, und aus der Evidenz ihres menschlichen Urteils wiederum auf das Offenbarsein des göttlichen Urteils schließen. Weil Gott zuerst über die Menschen urteilt, lernen die Menschen in ihren Urteilen zu Gott hin finden. So wie der Herr uns zuerst geliebt hat und wir dadurch gelernt haben, ihn zu lieben. Gott hat uns Geistesgaben des Verstandes gegeben und er erwartet, daß wir sie benützen, um ihn wieder zu erkennen. Es gibt eine Art Vorbestimmung im Benützen unserer Geistesgaben: sie sollen und müssen zu Gott zurückführen. Und da die Urteile Gottes als erste offenbar geworden sind, ist der Weg für das menschliche Urteil frei, das dieses Urteil Gottes anerkennen kann.

15, 5. Dann schaute ich abermals hin, und siehe, es wurde aufgetan der Tempel der Hütte des Zeugnisses im Himmel.

Johannes muß erneut hinsehen. Die Schau bietet sich ihm dar, aber er muß seinen Teil beitragen, indem auch er der Schau sich hingibt. Er kann als Sehender nicht einfach passiv sich verhalten, er muß durch Zuwendung seine Bereitschaft jeweils neu bekunden. Er sieht, daß *im Himmel der Tempel aufgetan* wird, und zwar im Tempel *die Hütte des Zeugnisses*, das Allerheiligste (im Sinn des Alten Bundes). Durch dieses Allerheiligste und seine Öffnung wird eine Art Voraussetzung geschaffen für die reale Gegenwart Christi im Neuen Bund. Das Zeugnis, das hier abgelegt wird, ist im Alten Bund der ausgesprochene Glaube, das Wort gewordene Glaubensbekenntnis, das der Glaubende mit seiner ganzen Person, mit Fleisch und Blut ablegt. Dieser Glaube ist eine Manifestation des Heiligen Geistes. Er wird der späteren, sohnhaften Manifestation gegenübergestellt: der Zeugung des Sohnes im Schoße der Jungfrau. Die Bezeugung des Sohnes und die Erzeugung des Sohnes haben ihre Einheit im Heiligen Geist.

Diese wird versinnbildet durch die Einheit des Ortes: des Allerheiligsten, der zugleich der Aufbewahrung des Zeugnisses wie der Sichtbarwerdung des Heiligen Geistes dient, sofern er im Dienste des Erlösungswerkes steht. Das Zeugnis ist das eines Glaubens, der ebenso sehr die Gerechtigkeit, wie die Liebe, wie die Erlösung verkündet. Und der Heilige Geist ist der Erzeuger dieses Zeugnisses, das einstweilen eine so hervorragende Stelle einnimmt, daß es im Allerheiligsten aufbewahrt wird. Aber wenn es sich offenbart, so offenbart es sich doch als das Zeugnis von Menschen, von Glaubenden, dem gegenübersteht das künftige Zeugnis des vom Heiligen Geiste erzeugten Sohnes, der sich in Gestalt eines Menschen offenbaren wird. Beide, die Menschengestalt des Zeugnisses und die Menschengestalt des Herrn haben im Himmel den gleichen Ort, aus dem her sie sich zeigen. Sie haben den gleichen Ursprung im Heiligen Geist. So wird deutlich, wie der Heilige Geist in der Eucharistie die Rolle des Vaters vertritt. Die Eucharistie ist mehr als nur eine persönliche Gabe der Liebe des menschgewordenen Herrn. Nicht nur aus Liebe zum Vater und zu den Menschen verschenkt der Herr sich so. Er tut es auch im Auftrag des Heiligen Geistes, der seinen Auftrag an ihm nicht in der Erzeugung des Sohnes erfüllt hat, sondern diesen Auftrag sich weiter erfüllen läßt in der je neuen Realsetzung des Sohnes in der Eucharistie. Und aus Liebe zum Heiligen Geist, zum Ermöglicher seiner Sendung, nimmt er dessen Liebe in erhöhtem Maße in Anspruch, indem er die Transsubstantiation verlangt. Er erlaubt sie nicht nur, er gibt sie nicht nur, er erduldet und verschenkt sie nicht nur, er fordert vom Heiligen Geist, aus einer Dankbarkeit und um ihn mitwirken zu lassen, die Transsubstantiation, diese eucharistische Lebendigwerdung seines vom Geiste erzeugten Leibes. Er setzt dadurch einen ewigen Akt, indem er den ewigen Geist verpflichtet, dauernd an dieser neuen Form der Menschwerdung, der Eucharistie, teilzuhaben. Er schließt die Tätigkeit des Geistes nicht ab,

sondern öffnet sie zur Eucharistie hin. Er geht zur Quelle zurück, um die Eucharistie zu einem Fortdauern der göttlichen Fruchtbarkeit werden zu lassen. In der wahren Liebe können die Liebenden sich nicht gegenseitig von ihrem Ich ernähren wollen. Es ist keine wahre Liebe, vom Liebenden zu verlangen, sich geistig nur noch vom Wesen des Liebenden zu ernähren. Nahrhaft an diesem kann nur sein, was mehr als er selbst ist: was in ihm von den andern, von Gott kommt. So will auch der Herr keine geschlossene Beziehung zwischen sich und den Menschen herstellen, an der die Trinität keinen Anteil hätte; er will die Eucharistie nicht zu einer Angelegenheit zwischen sich als Menschensohn und den andern Menschen machen. Er tut das ebensowenig, als er den Vater bloß mit seiner göttlichen oder gott-menschlichen Person über den Mangel an Liebe in der Welt hinwegtröstet; er nimmt ja, um den Vater zu trösten, die ganze Liebe der Welt in die seinige hinein.

Die Eucharistie wird damit zum Zeugnis des Heiligen Geistes. In derselben Weise ist auch der Glaube im Einzelnen nie dessen eigenes Zeugnis, sondern das des Heiligen Geistes. Sobald der Heilige Geist sich als gesonderte Person zu bewegen und zu offenbaren beginnt, schenkt er und fordert er zugleich. Er schenkt dem Sohn die Menschengestalt, und obwohl er hierbei stellvertretend für Gott Vater wirkt, behandelt er ihn als seinen eigenen Samen, gibt ihm aber auch gleich das Gesetz der Bewegung mit. Der Sohn weiß sich als ein vom Geist Gesandter, im Sinn des Geistes Wachsender. Es ist, als entziehe der Geist ihm die Möglichkeit des eigenen Zeugnisses, um ihn auf die Sendung hin vorzubereiten. Er erzieht ihn gewissermaßen im Sinn des Geistes. Es geschieht wie eine Hintansetzung der Ziele des Sohnes durch den Willen des Geistes, obwohl der Wille des Geistes und des Sohnes den Willen des Vaters repräsentieren. Es ist fast wie ein Zwang: als hätte der Sohn gewählt und er würde dann zu etwas anderem bestimmt,

innerhalb eines nicht zu begreifenden Gehorsams. Beider, des Sohnes und des Geistes Wille gleichen sich so aus, daß der Gehorsam des Sohnes größer ist als sein Wille, weil dieser unter dem Gesetz des Geistes steht, während der Wille des Geistes sich seinerseits ganz in den Dienst des Verhältnisses zwischen Vater und Sohn stellt. Zuletzt ist es also Gott, der im Gehorsam den Willen Gottes verrichtet. Das ist die Form des Zeugnisses. Und der Mensch soll seinen Willen verwirklichen, indem er sich glaubend in Gottes Gehorsam stellt und Zeugnis ablegt, als Mensch vor den Menschen.

15, 6. Und es traten die sieben Engel heraus, die die sieben Plagen aus dem Tempel herausstrugen. Sie waren bekleidet mit reinem strahlendem Linnen und waren um die Brust mit goldenen Gürteln umgürtet.

Das ist wie ein Abstieg. Vorher war das Allerheiligste sichtbar geworden: Der Menschensohn und das Zeugnis der Menschen, beide aus dem Willen des Geistes stammend und in ihrem Ursprung kaum noch zu unterscheiden. Jetzt treten aus dem Tempel Engel heraus. Es heißt nicht, daß sie aus dem Allerheiligsten kommen. Sie tragen die Strafen. In diesem Augenblick scheinen die Menschen höher zu stehen als die Engel. Aber nur, sofern sie Zeugnis ablegen und dem Gezeugten durch das Zeugnis angeglichen werden. Und doch sind die Engel von Gott gesandt; aber sie stellen die Gerechtigkeit und den Zorn Gottes dar. Dieser Zorn ist wie abgeteilt in für unsere Sinne faßbare Plagen. Jede von ihnen scheint uns in ihrer Art unerträglich zu sein, das Höchstmaß an Zornesbeweis. Und doch sind die einzelnen Schalen mit der Zahl des Heiligen Geistes multipliziert. Gott ist also nicht allein mit seinem Zorn; er läßt den Heiligen Geist ihn begleiten und die Plagen austeilen, ihnen Gestalt geben. Der Heilige Geist war vorhin im Allerheiligsten, und nun tritt er aus dem gewöhnlichen Ort des Tempels hervor. Er tritt in der

gleichen Vision in mehreren Offenbarungen auf und zeigt damit an, daß er nie festgelegt werden kann. Alles, was wir vom Sohn wirklich erfaßt haben, haben wir auf Grund seiner Menschwerdung begriffen, und was wir über den Vater und den Heiligen Geist wissen, wissen wir letztlich auch nur durch diese Menschwerdung hindurch. Es gibt keine andere Brücke in die Geheimnisse der Trinität. Beständig hilft der Sohn uns durch sein Leben, sein Kreuz, seine Liebe, wenigstens einen Schimmer der Wahrheit Gottes zu erhaschen, aber im Augenblick, da wir uns von seiner Menschheit zu Gott, wie er in sich ist, aufschwingen wollen, taumeln wir und werden zurückgeworfen.

Die Engel erscheinen in strahlender Schönheit: gekleidet in *reines strahlendes Linnen* und gegürtet mit *goldenen Gürteln*. Indem sie so geschmückt aus dem Tempel treten, stellen sie etwas dar von der Würde und Schönheit des Dienstes im Tempel, dessen, der innerhalb der Kirche einen Auftrag besitzt, wie der Pracht ihres sakramentalen und liturgischen Lebens. Aber diese Schönheit tritt sofort in Beziehung zu unsern Sünden: es ist Liturgie des Gerichts, wie zum Beispiel auch das Zeremoniell der Beichte. Je mehr die Beauftragten des Gerichts mit der Sünde zu tun haben, um so reiner und herrlicher werden sie ausgestattet. Ihre Reinheit steht gewissermaßen im Dienst der Sünde, oder genauer ihrer Absolution.

15, 7. Und eines der vier Lebewesen gab den sieben Engeln sieben goldene Schalen, voll des Zornes des lebendigen Gottes in alle Ewigkeit der Ewigkeiten.

Eines der vier Lebewesen, das nicht näher bezeichnet wird und im Augenblick nichts hat, wodurch es sich von den andern unterscheidet, als daß es die sieben Schalen trägt, übergibt jedem der Engel eine Schale. Dadurch erhält der Zorn Gottes noch deutlicher die abgeteilte Gestalt: er genügt, um sieben Schalen zu füllen. Er genügt und ist nicht größer. Er hat also

ein Maß, und dieses ist ausgedrückt in der Siebenzahl. Der Zorn Gottes kann also umfaßt werden, aber nicht auf einmal, sondern in sieben Malen. Sieben ist die Zahl des Heiligen Geistes: auch bei ihm bedeutet sie eine umfaßbare Zahl, die allein durch sich selbst teilbar ist. In jedem Engel begegnen sich ein vom Zorn Gottes diktiert Auftrag, der an den Engel ergeht, und eine vom Zorn Gottes gefüllte Schale, aber gefüllt in Rücksicht auf die Teilbarkeit der Gaben des Heiligen Geistes. Nicht so, daß jede Gabe des Heiligen Geistes im Zorn Gottes präformiert wäre, daß also im Zorn Gottes die genaue Antwort enthalten wäre auf eine durch die Mißachtung einer besonderen Gabe des Heiligen Geistes begangene Sünde. Und doch ist jede der Sünden gegen den Heiligen Geist gerichtet, und Gott entspricht der Beleidigung des Geistes, indem er sie als gegen ihn gerichtete Beleidigung aufnimmt, und durch die entsprechende Steigerung, Anschwellung seines Zornes.

So wird hinter den sieben Schalenengeln das Tier mit den sieben Köpfen und Hörnern abermals sichtbar, das die nackte Sünde bedeutet. Es ist zwar unterdessen besiegt worden, entsteht aber in der Erinnerung neu im Augenblick der Übergabe der Schalen, als wäre jede Schale nicht nur mit dem Zorn Gottes gefüllt, sondern als enthielte sie auch einen der Köpfe, und als verkörperte das Lebewesen in der Erinnerung den Leib des Tieres. Die Beziehungen zwischen dem überwundenen Tier und der mächtigen Äußerung des Zornes Gottes sind deutlich. Es wird klar, daß jeder Kopf zu einer bestimmten Sünde auffordert, die einen bestimmten Teil des Zornes Gottes erregt, der durch einen besondern Engel überwunden werden muß.

Die Schalen sind *voll des Zornes des lebendigen Gottes*, der *in alle Ewigkeit der Ewigkeiten* lebt: so daß Gott ewig, solange die Schöpfung besteht, die Möglichkeit hat, zornig zu sein. Sein Zorn hat Bezug auf die Schöpfung: erst seitdem es eine

Schöpfung gab, hatte Gott diese Möglichkeit. Vorher war der Teufel erst wie eine Frage im Dunkel Gottes. Erst durch die Schöpfung erhält er ein Wirkungsfeld, kann er sich äußern und aktiv gegen Gott ankämpfen. Vorher ist er machtlos, unbestimmt, in Potenz. Er war zum Kampf gegen Gott prädestiniert, so wie ein Jüngling zum Vater, schon bevor er eine Frau erkennt. Aber fruchtbar wird das Böse erst durch die Begegnung mit Adam. So wird auch der potentielle Zorn Gottes erst aktuell durch den Einfluß des Teufels auf die Welt. Außerhalb der Menschenwelt grenzen Gott und Teufel nicht aneinander. Sie treffen sich nur am Ort ihrer Wirksamkeit: in der Entscheidung des Menschen.

15, 8. Und der Tempel wurde mit Rauch erfüllt von der Herrlichkeit Gottes und von seiner Macht, und niemand konnte in den Tempel eintreten, bis die sieben Plagen der sieben Engel sich erfüllt hatten.

Was im Tempel vorgeht, ist verhüllt durch den Rauch, der das Zeichen der Herrlichkeit und der Macht Gottes ist. Diese Verhüllung macht es ersichtlich, daß dort ein großes Geheimnis vor sich geht. Dieses Geheimnis läßt niemanden gleichgültig; es geht alle an und alle sollen darum wissen, aber das Wissen wird jetzt verfinstert durch die Unsichtbarmachung. So wirkt der Rauch der Herrlichkeit anziehend und zurückschreckend zugleich. Er suspendiert die Tätigkeit der Menschen, ihres Wissens, ihrer Einsicht, bis die Aufgabe der Engel erfüllt ist. Mit welchen Absichten die Menschen in den Tempel hätten eintreten wollen, wird nicht gesagt. Nur so viel weiß man, daß eine Zeit der Prüfung für sie naht, in welcher sogar die Herrlichkeit Gottes verhüllt wird und daß gerade diese Verhüllung ein Zeichen der Herrlichkeit selbst ist. Für alle gibt es, bevor die Zeit der Strafe oder der Belohnung kommt, eine Zeit des Wartens, der bloßen Bereitschaft, die sich wie eine Leere ausnimmt. Wir könnten es nicht ertragen,

die Herrlichkeit Gottes unmittelbar zu sehen. Und immer wieder gibt es — in einer Bekehrung etwa — einen Moment der Hingabe, in welchem wir Gott erwarten, aber statt alles Erwarteten breitet sich die Dunkelheit aus. Nicht die Dunkelheit des Kreuzes selbst, aber eine, die zu ihr in Beziehung steht. Wenn der Sohn im Kreuz dem Vater alles zurückgibt, gibt er ihm auch seine Gottheit zurück. In dieser Entblößung wird er wie ein bloßer Mensch, und dieser Mensch wird bald vor das Angesicht Gottes treten. Da gesellt sich zu der eigenen Dunkelheit des Nicht-mehr-wissens die besondere Dunkelheit der menschlichen Erwartung hinzu, das Angesicht Gottes zu sehen. Bevor Gott den Sohn wieder empfängt, nimmt er ihn ernst in seinem Willen, ein bloßer Mensch zu sein, er ist ihm sogar behilflich, dieses Vorhaben zu erfüllen. Darum verbirgt er sich, indem er sich mit seiner Herrlichkeit selbst umhüllt wie mit einem undurchdringlichen Rauch.

Während der Tempel verhüllt ist, ereignen sich die sieben Plagen. Wenn er sich enthüllen wird, wird das Ereignis schon vorbei sein. Immer wieder kommt die menschliche Erkenntnis der Ereignisse zu spät: sie sind schon vorbei, wenn sie erkannt werden. So tritt der Bereuende in ein Stadium der Erwartung, bis er gebeichtet hat: er darf in den Tempel nicht eintreten, bevor die Absolution gesprochen ist, und doch geschieht die Nachlassung schon mit der Reue zusammen. Aber es gibt in der Beichte die Zeit der Suspension (die nicht mit Exkommunikation zu verwechseln ist), die eine Vorbedeutung der Absolution ist und die der Beichtende nicht überspringen darf.

16, 1. Und ich hörte eine laute Stimme aus dem Tempel, die den sieben Engeln befahl: Geht hin und gießt die sieben Schalen des Zornes Gottes auf die Erde aus.

Wieder ertönt eine starke Stimme aus dem Tempel, eine befehlende Stimme. Sie befiehlt die Ausgießung der Schalen.

Die Engel sollen einen lebendigen Kontakt schaffen zwischen dem in ihren Schalen enthaltenen Zorn Gottes und den Menschen. Der Zorn Gottes ist ihnen anvertraut; sie sollen ihn in den Kampf mit den Menschen hineinwerfen, als ein Mittel, das Gott ihnen gab, um die Menschen auf Gott aufmerksam zu machen. Gott gibt dadurch, daß er die Engel an seiner Verwaltung teilnehmen läßt, seinen Zorn nicht aus der Hand. Alles wird im Auftrag Gottes geschehen. Gott kann beides: seinen Zorn bei sich zurückbehalten, ohne daß er dadurch an Stärke einbüßt, und ihn durch Ausgießung wirksam werden lassen. Es ist klar, daß der Zorn Gottes nichts anderes ist als seine Gerechtigkeit, kein Zorn des Affektes, kein blinder Zorn. Es ist ein genau zielgerichteter Zorn.

16, 2. Und der erste ging hin, und er goß seine Schale auf die Erde aus; und es entstand ein schweres und schlimmes Geschwür an den Menschen, welche das Mal des Tieres trugen und sein Bild anbeteten.

Durch die erste Plage werden die Menschen in ihrer Gesundheit getroffen, und zwar ebensowohl in ihrer körperlichen wie in ihrer geistigen. Das Geschwür frißt an ihren Leibern, aber beunruhigt zugleich ihre Seelen. Gegen das Geschwür ist kein Mittel gewachsen; es breitet sich aus und frißt unaufhaltsam weiter. Getroffen werden jene, die das Mal des Tieres tragen und sein Bild anbeten, jene also, die sich bewußt von Gott abgewendet haben, um dem Bösen zu huldigen. Sie werden ausnahmslos getroffen. Sie beten das Bild des Tieres der fleischlichen Sünde an und werden daher in ihrem Fleische getroffen, aber weil die Sünde des Fleisches den Geist mitbetrifft, frißt die Strafe sich gleichsam auch in den Geist ein. (Als ein Gleichnis für diese Strafe könnte man auf die Geschlechtskrankheiten hinweisen.)

Der Zorn Gottes hatte in einer Schale Raum, und nun kann er sich plötzlich so ausbreiten, daß keiner verschont bleibt.

Was vorher umfaßt war, wird universal, in einer unaufhalt-samen Progression. Dieser Zorn verhält sich darin gleichsam umgekehrt wie die Liebe. Der Sohn, der den Vater liebt, liebt zugleich alle Menschen wie seinen Nächsten. Aber diese Liebe, die für alle bereit steht, die im Himmel grenzenlos war und eine unaufhaltsame Progression kannte, berührt auf Erden, obwohl sie die gleiche wie vorher geblieben ist, nur ganz wenige Menschen. An sich selbst ist sie grenzenlos, aber für unsere Augen ist ihre Wirkung unbegreiflich eingeengt: Zwölf Apostel, und unter ihnen ist einer ein Verräter! Der Zorn Gottes dagegen, der im Himmel in sieben Schalen Platz hat — mögen sie noch so groß sein, ein Engel genügt, um eine davon zu tragen — dieser Zorn, den wir als vom Sohn überwunden betrachten, erweist sich, wenn er auf die Erde ausgegossen wird, als grenzenlos: er erreicht alle, die das Tier anbeten.

16, 3. Und der zweite goß seine Schale ins Meer, und es wurde zu Blut wie eines Toten, und jedes lebendige Wesen erstarb im Meer.

Das Meer bedeutet hier zweierlei: einmal das Element, das mitsamt seinen in ihm lebenden Wesen dem Menschen zur Verfügung steht, ihm untergeordnet ist, um ihm zu dienen; und dann den Geist, den Gott den Menschen verliehen hat: wiederum zunächst um ihm zu dienen, ihm zu helfen, seine Existenz zu sichern, aber auch um Gott zu dienen, indem er dem Menschen eine Annäherung an Gott erlaubt. Der Zorn Gottes, der sich in das Meer ergießt, trifft also den Menschen zunächst indirekt: im Element und seinem Inhalt, der dem Menschen dienlich ist und von jetzt an nicht mehr benützt werden kann. Denn das Meer wird *zu Blut wie eines Toten* und alles im Meere stirbt ab.

Was hier vor sich geht ist wie eine Eucharistie des Zornes, der die Lästerung der Menschen zur Voraussetzung hat. Wie

im Kelch der Wein zu Blut wird, als das größte Geschenk der Liebe Gottes an die Menschen, um diese ihm anzunähern, so wird jetzt durch seinen Zorn das Meer zu Blut, um die Entfernung, die Entfremdung der Menschen von Gott zu bezeichnen. Die Sünde, die dadurch gestraft wird, ist die Sünde des Geistes gegen den Geist, die Sünde, die sich gegen den Vater und den Sohn zugleich richtet, beide in ihrer Liebe ablehnt. So bedient sich der Vater des Zeichens des Sohnes, der Verwandlung von Wasser in sein Blut, in einer schrecklichen Umkehrung. Dieses Blut, das Gott gezwungen ist, entstehen zu lassen, trägt, im Gegensatz zur absoluten Fruchtbarkeit des Blutes Christi, die absolute Sterilität in sich. Dadurch entsteht kein Gegensatz zwischen Vater und Sohn; sie befinden sich in der gleichen Einheit der Liebe wie stets. Aber Gott schafft durch die Ausgießung der zweiten Schale die Sichtbarwerdung einer extremen Möglichkeit seines Zornes, und keiner kann dieses alles Leben ertötende Blut sehen, ohne im tiefsten an die unendliche Fruchtbarkeit des Blutes Christi erinnert zu werden. Im Sünder wird eine unstillbare Sehnsucht erweckt und das Gefühl, die Gnade nie wieder einholen zu können. Im Augenblick der Enthüllung dieses blutförmigen Zornes gibt es keinerlei Schonung des Sünders. Alles wird so zugespitzt, daß bei dieser Sichtbarwerdung die Sünde ihre eigenen wahren Dimensionen zeigt, und damit auch diejenigen des Zornes Gottes deutlich werden. Und der Sünder, der sieht, wie groß seine Sünde angewachsen ist, ermißt daran zugleich die Größe der in der Eucharistie angebotenen Gnade des Herrn. Alles trägt dazu bei, die Verzweiflung ins Unermeßliche zu steigern; keine Gnade ist mehr, keine Beruhigung, keine Vertagung. Es gibt Freuden, die man beurteilen kann, wenn man sie genossen hat, die vielleicht in der Erinnerung noch schöner und voller erscheinen als sie im Genuß selber waren. Und es gibt andere Freuden, die einem noch unbekannt sind und auf die man in dem Vertrauen hinstrebt, sie eines Tages

empfinden zu dürfen. Erinnerung und Erwartung haben das gemeinsam, daß sie beide fähig sind, die Freude zu steigern, sie als das einzig Begehrenswerte erscheinen zu lassen; was zwischen Sehnsucht und Erfüllung liegt, wirkt nur als Ansporn, alle Schwierigkeiten, die überwunden werden müssen, bestärken einen nur in der Einsicht der Richtigkeit des Erstreben. Hier in der Ausgießung der zweiten Schale, vollzieht sich die genaue Umkehrung dazu: man weiß genau, daß man zu diesen Freuden, dieser Ruhe in Gott nie gelangen wird, nie zur eucharistischen Nähe des Herrn, alles in einem ist vereist und erstorben, man ist ausgegossen, aber mit der dauernden Vorspiegelung jener Gnade, die man freiwillig verschmähte, die man für eine Zeit oder auch für immer auf die Seite zu legen vermeinte und die jetzt vom Zorn Gottes für ewig weggeführt worden ist.

Diese Empfindung hat mit Bekehrung nichts zu tun; die von der zweiten Schale Betroffenen sehnen sich nicht dem Sohn entgegen, sie wünschen nur ihrem Zustand der Verzweiflung ein Ende zu machen. Sie anerkennen richtig, daß der Herr allein ihnen nottut, er allein sie glücklich machen könnte. Aber sie anerkennen es in einem Geist, der von Liebe nichts weiß und nichts wissen will. Sie suchen Gott, aber sie lieben ihn nicht. Sie suchen ihn nur, um endlich Ruhe zu haben, sie sehnen sich nach Ruhe, und Gott ist nur ein Mittel dazu. So suchen sie im Grunde sich selbst. Das Ziel, das sie anstreben, ist ganz durch sie selber gefälscht. Wahre Begegnung mit Gott heißt: ihm erlauben zu tun, was er will, ihm vielleicht auch seinen Zorn erlauben. Die Sünder suchen Gott, um von Gott in Ruhe gelassen zu werden.

16, 4. Der dritte goß seine Schale auf die Flüsse und auf die Wasserquellen, und sie wurden zu Blut.

Der dritte Engel gießt seine Schale auf das lebendige, be-

wegliche Wasser, und dieses wird zu Blut, aber nicht wie vorher, zu Leichenblut, sondern zu gewöhnlichem lebendem Blut. Und von nun an treibt der Fluß Blut. Die Bewegung des Flusses ist nicht verändert, aber er ist zum sichtbaren Zeichen des sich fortbewegenden Zornes Gottes geworden. Alles, was jetzt vom Flusse dahingeschwemmt wird, wird vom Zorn Gottes weggeschwemmt. Dieses viele Blut erinnert an den Tod, aber nicht an einen Tod, der auf seine Opfer wartet, sondern an einen Mord, der im Zorn Gottes vollbracht worden wäre. Es ist, als hätten Ungezählte Gott ihr Blut opfern müssen, nicht in einem freiwilligen Opfertod für Gott, sondern in einem von Gott zur Tilgung seines Zornes geforderten Opfer. Der blutige Tod liegt hinter uns, aber er läßt die ganze Frage, was vor uns liegt, offen. Es ist, als bewegten sich alle Flüsse und Quellen aus der Vergangenheit in die Zukunft, und doch kann man den Ort, an dem sie vom Zorne Gottes getroffen wurden, nicht festlegen. Man weiß auch nicht, zu wessen Speisung diese Flüsse und Quellen dienen, man weiß aber, daß, wer sich davon nährt, den Zorn Gottes in sich aufnimmt und das von Gott geforderte Blut trinkt. Das Blut ist kein Sühnblut im Zusammenhang der Erlösung, sondern ein Racheblut im Zusammenhang der Gerechtigkeit Gottes. Der Fluß ist wie die Form des Lebendigbleibens des Zornes Gottes. Im Meer lag etwas Abgeschlossenes. Man sah darin Ursache und Wirkung gleichzeitig. Im Fluß liegt die Bewegung, die Öffnung nach vielen Seiten, denn Flüsse und Quellen kommen und gehen, ohne daß eine Zeit, ein Abschluß angegeben werden könnte; so fließt der Zorn in ihnen in die Zeiten hinein. Vorher schien es möglich, den Zorn zu vermeiden; man brauchte nicht an das Meer zu gehen, nicht die toten Fische in ihm zu essen. Niemand aber kann ohne Wasser auskommen. In jeder Speise sogar muß Wasser sein, und so fließt der Zorn Gottes in alles hinein, in die feste und flüssige Nahrung, in jedes persönliche Leben, und niemand kann ihm ausweichen.

16, 5. *Und ich hörte den Engel der Wasser sagen: Gerecht bist du, der ist und der war, du bist heilig, weil du so gerichtet hast.*

Der Engel der Wasser begnügt sich nicht damit, die Schale zu leeren, er äußert sich auch noch zustimmend dazu. Er hat offensichtlich nichts getan, was ihm zuwider gewesen wäre; er ist einverstanden mit dem, was zu tun war. Er begreift den Zorn Gottes und dessen Auswirkungen. Sein Begreifen geht so weit, daß er nicht nur innerhalb dieses Begreifens gehorcht, sondern darüber hinaus auch lobt, was er im Namen Gottes zu vollbringen hatte.

Er stellt in der Art, in der er das Wesen Gottes beschreibt, einen Zusammenhang her mit dem, was zeitlich das zu Blut gewordene Wasser der Flüsse und Quellen aufzeigt. Gott ist *der, der ist und war*. Der Engel stellt diese beiden Dimensionen des Daseins Gottes fest, er spricht aber nicht über die Zukunft. Gottes Dasein wird gleichsam begriffen im Bild des unfertigen Geschehens des Blutes, von dem man nicht weiß, bis wohin es fließen wird. So weiß der Engel auch nicht, bis wohin Gott geht.

Gott ist nicht gerecht, weil er dieses Urteil gefällt hat, wohl aber heilig, *weil* er so geurteilt hat. Man würde eine Zusammenstellung von Gerechtigkeit und Urteil erwarten, aber der Engel spricht von der Gerechtigkeit dort, wo er nur das Wesen Gottes beschreibt, und während er vom Gericht Gottes spricht, anerkennt er ihn als heilig. Das Urteil ist der Beweis der Heiligkeit Gottes. Bei den Menschen pflegen wir aus dem, was sie tun, auf ihre entsprechenden Wesenseigenschaften zu schließen. Bei Gott gibt es keine solchen Schlüsse und überblickbaren Zuordnungen. Der Engel setzt eine ganz unerwartete Beziehung, wie einen Rösselsprung im Schachspiel, aber die Beziehung ist nicht von ihm gesetzt, sondern besteht wirklich an sich. Sie ist auch bezeichnend für die Apokalypse. Im Evangelium gab es oft Inkongruenzen bei den Antworten

des Herrn auf menschliche Fragen. Aber diese dienten dazu, das jeweils Größere der Liebe des Herrn zu offenbaren. Hier bedient sich der Herr nicht der Liebe, sondern der Gerechtigkeit, um nicht das Je-größere Gottes, sondern sein Jeweils-anders-sein zu kennzeichnen. Das geht quer zur Tendenz des Johannes in seinem Evangelium: man zeigt ihm hier gleichsam, daß das ewige Mehr der Liebe, das er zu beschreiben suchte, sich nochmals in sich selber sprengt durch das Jeweils-anders-sein. Johannes ist wie ein Fachmann der Liebe, die ihr Jeweils-mehr-sein verkündigt. Gott zeigt ihm aber, daß es noch andere Fächer gibt, noch andere Standpunkte, zum Beispiel jene der Engel, und daß es noch ganz andere Möglichkeiten gibt, das Je-größere Gottes zu kennzeichnen als jene, die ihm gegeben war.

Die Heiligkeit wird hier aus dem Urteil Gottes erschaut. Sie ist eine Eigenschaft, die sich einerseits aus allen Taten Gottes, andererseits aus besonderen Taten in besonderer Weise ersehen läßt. Es gibt gewisse Taten Gottes zum Beispiel an einem Menschen, die nur auf die Heiligkeit schließen zu lassen scheinen, weil sie diese so sehr offenbaren. Dahinter aber steht seine Heiligkeit überhaupt, die in allem, was er tut, aufleuchtet: in der Schöpfung, in der Kirche, in den Sakramenten usw. So wird hier seine Heiligkeit durch seinen Zorn und sein gerechtes Gericht geoffenbart.

16, 6. Denn sie haben das Blut der Heiligen und der Propheten vergossen, und du hast ihnen Blut zu trinken gegeben. Sie sind es wert.

Sie haben das Blut der Heiligen und der Propheten vergossen: das ist eine abgeschlossene Tatsache, obwohl es weitergehen wird durch den Lauf der Jahrhunderte hin. Aber diese Abgeschlossenheit der Taten, die hier durch den Zorn Gottes ihre Strafe gefunden hat, steht im Gegensatz zum vorigen Vers, da der Engel Gott zuruft: *Gerecht bist du, der ist und*

war. Wenn er ist und war, so ist über sein ewiges Leben nichts gesagt. Und doch ist alles darin enthalten: in der Progression vom Gewesensein zum Sein, die keinen Qualitätsunterschied aufweist, liegt zugleich die Öffnung in jedes ewige Leben Gottes hinein. Dazu steht nun im Gegensatz, daß der Zorn Gottes jene getroffen hat, die das Blut vergossen haben. Das, was festgestellt ist, ist ein Erledigtes, ein Perfektum. Der Sünder als einzelner Sünder ist erledigt, während die Sünde immer noch weiter besteht und begangen werden kann, auch die Sünde des Blutvergießens zum Beispiel.

Diese Sünde ist schrecklich, denn durch die Tötung verstummt auf Erden die Stimme der Heiligen und Propheten; dadurch wird die Gotteserkenntnis bei den Menschen verhindert und Gott müßte wieder neue Heilige und Propheten aussenden. Seine Taten werden von den Menschen vorweg an der Wurzel verunmöglicht. Auch die Heiligen gehören zu den Zeichen der Heiligkeit Gottes: passiv, indem sie heilig sind, und aktiv, indem sie Zeiger der Heiligkeit werden. Sie sind Gezeichnete und Zeichnende zugleich.

Und du hast ihnen Blut zu trinken gegeben. Das Blut des Zornes. Dieses kann identisch sein mit dem vergossenen Blut der Heiligen. Die Strafe Gottes entfernt sich nicht von ihrer Sünde. Sie haben das Blut der Heiligen und der Heiligkeit sichtbar werden lassen und müssen sichtbar das Vergossene in der Gestalt des Zornes Gottes wieder trinken. Die Rückkunft geht noch weiter: ihr Zorn gegen Gott findet sich wieder im Zorn Gottes gegen sie.

Sie sind es wert. Sie sind gerade die, für welche diese Strafe angemessen ist. Es ist die verdiente, auf sie zugeschnittene Strafe. In einer andern Strafe würden sie ihren Zorn im Zorne Gottes nicht wiedererkennen. Trinken heißt: in sich aufnehmen, absorbieren, zum Verschwinden bringen; in einer Art „Eucharistie des Zornes“, die in ihnen lebt, wenn sie ihn in sich hineingetränken haben, als Frucht des Zornes des

Vaters. Johannes wird hiemit darauf aufmerksam gemacht, daß wenn alle Eigenschaften Gottes zum ewigen Leben hin geöffnet sind, kein Grund ersichtlich ist, warum der Zorn Gottes an sich endlich und beendbar sein sollte.

Und doch ist in dieser Vision die enthüllte Wahrheit eine solche, die einen andern Teil der Wahrheit verhüllt. Völlig verhüllt ist hier die Liebe des erlösenden Sohnes. Die Situation zwischen Liebe und Zorn wird in keiner Weise sichtbar, und so zeigt sich auch nicht, wie der Zorn Gottes, der als eine ihm anhaftende Eigenschaft an seiner Ewigkeit teilnimmt, dennoch enden könnte. Eine fruchtbare Frau kann schwanger werden; ist sie aber schwanger, so kann sie nicht mehr empfangen, nicht mehr fruchtbar werden, gerade weil sie es schon ist. So währt auch der Zorn Gottes an sich ewig, aber wenn Gott den Sohn in sich hat, der diesen Zorn gestillt hat, dann ist er durch die Liebe gebunden.

16, 7. Und ich hörte den Altar sprechen: Ja, Herr, Gott, Allmächtiger, wahr und gerecht sind deine Urteile.

Diesmal spricht kein Engel mehr, sondern der Altar, die Wohnung Gottes. Er redet, wie wenn er zu Gott selbst geworden wäre, wie wenn schon der eucharistische Gott des Altars in ihm Gestalt angenommen hätte. Wie wenn Altar und fleischgewordener Sohn eins wären.

Der Sohn wohnt im Vater, aber er äußert sich in der Wohnung Gottes, im Tabernakel. Hier wird er gleichsam eins mit dem Tabernakel, aber noch nicht im vollendeten Sinne der Eucharistie. Es ist der Geist des Sohnes, der aus dem Vater spricht; er selber kann es nicht tun, weil er jetzt im Vater ist. Es ist eine Verherrlichung des Vaters durch den Sohn, aber durch den Sohn im Vater, der in seiner Zuwendung zu den Menschen spricht. Daß der Altar hier redet, und nicht der Sohn in Gott, ist wie ein Entgegenkommen für unser Ver-

stehen. Der Sohn und Gott sind während dieser Vision und diesem ganzen Teil der Apokalypse so eins, daß für uns kein Unterschied mehr erfaßbar wäre, wenn der Sohn nicht außerhalb des Vaters dargestellt würde. Die Stimme des Tabernakels ist ein Echo der Stimme des Sohnes. In der Eucharistie wird der Tabernakel zur Wohnung werden, in der der Herr verborgen sein wird, und von der aus er gezeigt werden wird. Die Stimme im Altar ist wie eine Zwischenstufe: wie die Öffnung des Vaters, der den Sohn in sich hat, zu dessen Existenz in der Hostie. Es mag uns begreiflich erscheinen, daß der Sohn im Vater war, daß er auf Erden weilte und wieder zum Vater zurückkehrte. Unbegreiflich scheint uns aber, daß er zugleich in Gott und auf dem Altar sein kann. Die Stimme im Altar ist eine Art Verständlichmachung dieser Gleichzeitigkeit und dieses Überganges, und wie die Stimme des Sohnes auf Erden immer dazu diente, den Vater zu verherrlichen, so dient seine Stimme im Altar zu nichts anderem: was sie spricht, sind Worte der reinen Verherrlichung. Daran erkennt man sie als die gleiche Stimme, weil die Verherrlichung die gleiche geblieben ist.

Der Sohn anerkennt, daß *die Urteile Gottes wahr und gerecht* sind. Der Sohn, der im Vater ist, findet die Strafe, die der Zorn des Vaters verhängt, angemessen, er anerkennt und lobt sie. Aber er schweigt darüber, daß er, während er spricht, im Vater ist und also der Zorn des Vaters in ihm sein Ende gefunden hat. Daß seine Stimme aus dem Altar ertönt, ist die Gewähr für die Fortsetzung seines Seins im Vater. Es ist das Zeichen seiner Allgegenwart und damit auch ein Zeichen seines eucharistischen Seins. Es hebt die Differenz auf zwischen seiner Wesensgleichheit mit dem Vater und seiner Wesensgleichheit mit sich selbst in der Hostie, seiner wirklichen Gegenwart. Es ist zugleich ein Zeichen seiner unverändert gebliebenen Gottheit. Es läge sonst nahe, sich die Menschwerdung vorzustellen als ein Ausziehen aus dem Him-

mel und die Himmelfahrt als das Aufgenommenwerden eines seine engen irdischen Grenzen behaltenden Menschen in die Gottheit hinein. Dieser Mensch wäre zwar sündenfrei, er wäre der Erlöser, aber seine räumlichen Befugnisse, seine Möglichkeiten, zu erscheinen usw., das alles bliebe gebunden an seine menschliche Gestalt, in deren Fesseln er sich durch die Menschwerdung begeben hat und deren Enge er nicht mehr sprengen kann. Die Stimme aus dem Altar, die sowohl zum Sein des Sohnes in Gott wie zu seinem Sein in der Hostie hinzeigt, erweist eine solche Vorstellung als viel zu begrenzt, um der Unendlichkeit des Sohnes zu entsprechen.

Die Stimme tut, was der Sohn tat, als der Beschluß seines Erdenganges gefaßt worden war: sie anerkennt vollkommen die Gerechtigkeit des Vaters, auch die als Zorn sichtbar gewordene. Der Sohn stellt sein Erlösungswort nicht gegen diese Gerechtigkeit, sondern er stellt es der Gerechtigkeit des Vaters anheim, so sehr, daß er es gar nicht mehr erwähnt. Er läßt dem Vater die Freiheit, seiner Gerechtigkeit den gleichen Lauf zu lassen, als ob er, der Sohn, gar nicht Mensch geworden wäre und gelitten hätte. Er stellt sein Werk nur zur Disposition, ohne die Forderung oder Erwartung, daß über das Verfügte auch verfügt werde.

16, 8. Und der vierte goß seine Schale auf die Sonne, und es ward ihr gegeben, die Menschen im Feuer zu versengen.

Die Sonne steht mit ihrer Kraft der Wärme und des Lichtes so sehr im Dienste der Geschöpfe Gottes, daß die Menschen auch dieser Sünde verfallen, sie als ihren Gott anzubeten. Sie sehen, daß sie ihre Erhaltung und Fortpflanzung nicht selber verwalten können, daß sie, um ihrem Leben Bestand zu sichern, sich der Dinge der Welt bedienen müssen. Diese Dinge sind teils solche, die sie selber regeln und gebrauchen können, teils kosmische Kräfte, denen sie ausgesetzt sind und

die sie nicht selber regulieren können. Als Sünder erachten sie nun die ersteren als Dinge, über die sie ein volles Verfügungsrecht haben, während sie nicht umhin können, sich von den zweiten abhängig zu fühlen. Ohne die Sonne gibt es kein Licht und keine Fruchtbarkeit, und um sich diese zu sichern, lassen sie sich herbei, die Überlegenheit ihrer Kräfte anzuerkennen. Sie geben zu, daß sie davon abhängig sind und kommen dahin, diese „höhern Kräfte“ als Gott anzubeten.

Der Engel gießt seine Schale über die Sonne aus, zum Zeichen dafür, daß auch sie zu den Gott unterstellten Dingen gehört. Sie erhält dadurch eine neue Eigenschaft, die Gott ihr verleiht, so wie jede Eigenschaft, die sie besaß, ihr von Gott gegeben wurde: die Eigenschaft, *die Menschen im Feuer zu versengen*. Der Zorn Gottes in dieser neuen Gestalt bewirkt eine andere Disposition der kosmischen Kräfte: die Sonne wird irgendwie ihren frühern Zwecken entfremdet, um neuen, von Gottes Zorne gesetzten Zwecken zugeführt zu werden. Doch bleibt die neue Eigenschaft verbunden mit den schon vorhandenen, sie erscheint äußerlich nur als ihre Steigerung.

16, 9. *Und die Menschen wurden von großer Hitze verbrannt, und sie lästerten den Namen Gottes, der die Macht hat über diese Plagen, und sie gaben ihr Unrecht nicht zu, um ihm die Ehre zu geben.*

Die Menschen geben zwar ihre Taten zu, aber sie wollen keinen Zusammenhang zwischen diesen Taten und einer Beleidigung Gottes anerkennen. Die sich nicht bekehren, sind hier alle jene Stolzen und Eitlen, die sich mit ihrer eigenen Intelligenz einen Gott in der Sonne erfunden haben. Das Äußerste, was ihnen ihr Stolz einzuräumen erlaubt, ist, daß diese kosmischen Kräfte nicht von ihnen selbst erschaffen worden sind. Aber daß die ganze Welt und damit sie selber vollkommen von Gott abhängig sein könnten, das zuzugeben erlaubt der Stolz ihnen nicht.

Nun verbrennen sie durch eine Hitze, die sie nicht vorausgesehen, nicht einberechnet hatten, die ihnen die der Sonne zugestandene Macht zu übertreffen scheint. Sie werden durch das Unerwartete, Unerfaßte überwältigt. Aber diese Strafe bewirkt nun erst die voll bewußte Abkehr von Gott. Schon vorher waren sie Abgekehrte. Aber ihre Anbetung der Sonne war mehr eine Art Zielsetzung ihres Strebens. Wer nichts von der Liebe Gottes weiß (oder vermeint, nichts von ihr erfahren zu haben), der ist in seinem Bewußtsein nicht schuldig, wenn er sie ablehnt. Er hat das für ihn ehrliche Gefühl, durch Anerkennung der kosmischen Kräfte ein Höchstes an Religion geleistet zu haben. Er hat damit zugegeben, daß er selber abhängig, also nicht Gott ist. Jetzt aber, da der Engel die Sonne entzündet hat, greift die Erkenntnis Platz, daß die Macht, die sich durch den Engel offenbart, größer ist als die Macht der Sonne. Auch wenn die Liebe in dieser Erkenntnis noch keinen Raum hat, so entsteht doch eine Ausweitung, ein Näherrücken an die Wahrheit Gottes. Aber ein solches stellt die Forderung, daß der Mensch dabei seinen frühern Irrtum einsehe und anerkenne. Da er hinter der bisher anerkannten Grenze eine neue, in der vorigen nicht erwartete entdeckt, müßte er, wenn sein Hochmut weniger groß wäre, kraft dieser Sprengung zur Anerkennung der frühern Enge gezwungen werden. Er müßte eingestehen, nicht die ganze Wahrheit zu besitzen, und wenigstens die Möglichkeit offen lassen, daß, wenn der Engel mächtiger ist als die Sonne, dann wiederum ein anderer mächtiger sein kann als der Engel. Er müßte wenigstens in Bereitschaft bleiben, sich Schritt für Schritt weiterführen zu lassen. Aber statt dessen wendet der Sünder sich jetzt entschlossen ab, und was ihm Anlaß zu einer Erkenntnis Gottes hätte sein können, benützt er, um bewußt und willentlich zu sündigen und *den Namen Gottes zu lästern*. Ja, um sich besser verschließen zu können, benützt er gerade das, was über seinen Rahmen hinausliegt, zur Ver-

weigerung. Er benützt Gott, um ihn besser lästern und ablehnen zu können. Er benützt dessen Ehre und Herrlichkeit, um sie ihm besser entziehen zu können.

16, 10—11. Und der fünfte goß seine Schale über den Thron des Tieres aus, und sein Reich wurde verfinstert, und sie bissen sich die Zunge vor Schmerz, und sie lästerten den Gott des Himmels wegen ihrer Qual und ihrer Geschwüre, und sie bekehrten sich nicht von ihren Werken.

Der fünfte Engel gießt seine Schale nicht über das Tier selbst, sondern über seinen Thron aus. Das Tier ist unverwundbar durch Gott, es kann nur indirekt getroffen werden. Deshalb wird die Schale auf den Thron ausgegossen. Der Thron ist das, was das Tier mit Hilfe der Menschen ausgerichtet hat, um seinen Werken und seinem Wesen Ruhm und Herrlichkeit zu verleihen. Aber dieses Werk des Tieres und der Menschen kann vor dem Zorn Gottes nicht standhalten; es wird zerstört und in seiner ganzen Wirkung durch die Berührung mit dem Zorn Gottes in etwas anderes verkehrt: die Wirkung des Reiches hört nicht auf, aber sie wird eine der vom Tier gewünschten Wirkung entgegengesetzte. Das Licht des Tieres, seine Ausstrahlung wird verfinstert, an Stelle seiner Herrlichkeit tritt Finsternis, undurchdringliche Dunkelheit, in welcher die Menschen jedes Genusses beraubt werden und im Sinne des Tieres weder leben noch wirken können. Ihre ganze Erkenntnis, all das, was sie sich von ihrer Anbetung des Tieres versprochen hatten, wird vernichtet und so in Dunkel getaucht, daß sie weder die Vergangenheit noch die Gegenwart mehr einsehen. Sie stehen nicht mehr fühlbar unter dem Einfluß des Tieres und noch weniger unter dem Bild, das sie sich vom Tier gemacht hatten. Es ist, als stünden sie abrupt mitten auf ihrem Erkenntnisweg still, ohne Möglichkeit mehr, irgendeinen Zusammenhang zu begreifen, und

doch so, daß das, was sie erkennen, ihnen den Weg für weitere Erkenntnis versperrt. Sie sind gehemmt durch die Dunkelheit um sie herum, aber noch mehr durch die Dunkelheit, die ihre Verbindung zum Tier und zu ihren bösen Taten verhüllt. Sie gleichen einem Schüler, der jahrelang auf einen bestimmten Zweck hin gelernt hat, und jetzt, da er sein Wissen besitzt, ist der Zweck fortgerückt, und er steht wie in einem leeren Raum.

Die Menschen erkennen also, daß die über sie verhängte Dunkelheit der Absicht des Tieres und ihren bisherigen Absichten entgegenwirkt. Dabei steigt in ihnen der Verdacht auf, daß das, was sie als Licht angesehen haben, das besondere Licht des Tieres, im Grunde genommen eine Täuschung gewesen sei. Denn das Licht gehört dem Bereich des Herrn, weil er die Macht hat, Licht entstehen zu lassen, wo er ist, und Finsternis dort, wo er nicht ist. Sie verlieren also eine gewisse Kenntnis des Tieres, und in diesem Verlust liegt die Möglichkeit einer ahnenden Erkenntnis Gottes. Aber sie sind so sehr mit ihrem bisherigen Genuß verbunden, in ihm verstrickt, daß sie die angebotene Gelegenheit, umzukehren, nicht ergreifen, sondern sich in ihren Sünden verhärten.

Sie beißen sich die Zunge vor Schmerz. Ihr Schmerz liegt vor allem in diesem plötzlichen Beraubtsein jeden Genusses. Es ist ein Schmerz des eigenen Zornes. Ihr Zorn ist zwar durch den Zorn Gottes hervorgerufen, er hat aber doch keinen richtigen Zusammenhang mit ihm, weil die Bekehrung, die durch den Zorn Gottes angeregt werden könnte, ausbleibt. Die Zunge war für sie ein Werkzeug der Lust, und zwar der verschiedenartigsten Genüsse, nicht zuletzt der Lästerungen gegen den Nächsten und alles um sie her. Die Zunge steht hier als Symbol all ihrer bisherigen Genüsse: sie wird jetzt zum Schmerz. Zu diesem Schmerz gesellen sich die Geschwüre. Sie leiden darunter um so mehr, als sie sie fortwährend selber hervorrufen und gar nicht aufhören können es zu tun, weil

jedes Haltmachen in ihren Augen die Möglichkeit einer Reue bedeuten würde.

In ihrem Schmerz *lästern sie den Gott des Himmels*; sie lästern unmittelbar den Höchsten, den sie nun plötzlich als den Gott des Himmels anerkennen. Das Zerrinnen ihrer bisherigen Anschauung von der Macht des Tieres hat sie gezwungen, die Macht Gottes um so klarer zu begreifen; aber nur so, daß sie ihr in keiner Weise mit Liebe sich nähern können, sondern sie als gegen jeden Einzelnen von ihnen persönlich gerichtete Macht betrachten. Und je schärfer diese Erkenntnis in ihnen wird, um so bewußter wird ihre Lästerung. Im Augenblick, da sie wirklich den Zorn Gottes als Strafe für ihre Sünden begreifen, begegnen sie einschlußweise der Liebe Gottes als einer für sie zugänglichen Möglichkeit; aber es genügt, daß der Gedanke der Liebe am Horizont ihres Geistes auftaucht, damit sie die Liebe desto erbitterter ablehnen. Um nicht lieben zu müssen, lästern sie nur noch.

16, 12. Und der sechste goß seine Schale über den großen Fluß Euphrat, und seine Wasser trockneten aus, damit der Weg der Könige aus dem Morgenlande bereitet werde.

Der Zorn Gottes, den die sechste Schale enthält, läßt den großen Fluß austrocknen. Nicht allmählich, sondern sofort und ganz. Nicht so, daß der Zusammenhang zwischen Zorn und Vertrocknen erst nachträglich erschlossen werden muß, sondern so, daß die Macht des Zornes sofort evident wird, daß seine Größe, seine Plötzlichkeit und Unvorhergesehenheit aufs Mal an dem Ereignis sichtbar werden. Aus dem Fluß wird ein Weg. Dieser Zorn Gottes schließt nicht nur aus, er öffnet zugleich. Er dient als Wegbahner. Gott zeigt damit, daß er sich aller Wege bedienen und dort Wege entstehen lassen kann, wo keiner vorhanden war, mehr noch: wo das Gegenteil eines Wegs, ein Hindernis, vorhanden war. Er beweist, daß er in seiner Ewigkeit fähig ist, überall Ewigkeiten zu öffnen.

Er verfügt über die Zukunft wie über die Gegenwart. Gegenwart und Zukunft sind für ihn das gleiche, weil beide in seiner Absicht liegen. Es gibt für ihn keine nicht gegenwärtige Zukunft, weil der Augenblick der Zeit nur von der Gott eignenden Bestimmung abhängt, die er in seiner Macht hat. Ein Gleichnis dafür, wie die Zeit in Gott beisammen ist, ist die Möglichkeit, daß ein einziger Augenblick für einen Menschen die verschiedensten Bedeutungen haben kann: die gleiche Stunde, die gleiche Minute kann für ihn ganz freudige und ganz schreckliche Ereignisse und alle dazwischen liegenden Regungen und Stimmungen enthalten, und die Synthese von all dem ergibt den einen identischen Augenblick und fällt mit ihm überein.

Die Könige aus dem Morgenland weisen auf die Geburt des Herrn hin, aber in einer entzeitlichten Weise, ähnlich wie vorher die Stimme des Altars zeitlos auf das Kommen der Eucharistie hinwies. So ist der Sohn hier erst wieder am Kommen, weil die reine Gerechtigkeit des Vaters sichtbar wird. Vorher betrachtete der Sohn den Zorn des Vaters und lobte ihn, obwohl er ihn überwunden hatte. Jetzt zeigt Gott die Macht seines Zornes und bahnt ihm durch ihn selbst die Wege zu seiner Überwindung. Immer wieder wird auf diese Überwindung hingewiesen, so wie man es von der Ewigkeit aus tun kann: einmal auf ihn als den Überwundenen, dann als den zu Überwindenden, und zwischendurch als den Unüberwindbaren.

Bei jeder Vergießung des Zornes Gottes spielen mehrere Spieler zusammen. Im Hintergrund steht der zornige Gott, unsichtbar und unveränderlich, den man nur in Teilwirkungen erkennt. Vorne der Sünder, der jeweils in der Art gestraft wird, in der er gesündigt hat, der aber unbelebbar und unbekehrbar bleibt. Zwischen beiden der Engel, der den Auftrag erfüllt. Und dann, unsichtbar, aber um so greifbarer der Sohn, der im Vater ist, dessen Kommen angekündigt wird,

während doch seine Passion weit hinter ihm liegt. Das Zeitlose der Ewigkeit des Vaters wird irgendwie noch übertroffen durch das Zeitlose der Liebe des Sohnes, die jede Umkehrung verträgt.

In der Form der Schale zeigt sich irgendwie, wenn auch im Gegensatz, die Form der Kirche. Die Schale umfaßt den Zorn Gottes, eine ihr anvertraute Manifestation Gottes, und offenbart sie, so wie die Kirche die den Menschen mitteilbare Form der Gnade Gottes umfaßt, umschreibt und ausgießt. Die Schalen enthalten den Zorn; der Zorn ist also knapp so groß wie die Schale. In der Schale ist er gemessen, auch wenn seine Wirkungen, da er ausgegossen wird, nicht mehr meßbar sind. Die Gnaden Gottes dagegen, die in den Schalen der Kirche sind, sind schon in der Kirche selber unmeßbar und in ihren Ausgießungen erst recht überbordend. Hier sind Gnade und Zorn zugleich verschieden und vergleichbar. Auch ist in der Gnade der Sohn inbegriffen, im Zorn aber nicht.

16, 13. Und ich sah aus dem Mund des Drachen und aus dem Mund des Tieres und aus dem Mund des falschen Propheten drei unreine Geister ausgehen wie Frösche.

Im Ursprung sind die drei unreinen Geister verschieden, sind sie aber einmal herausgetreten, so sind sie nicht weiter unterscheidbar. Sie verkörpern dann nur noch die Unreinheit schlechthin, nicht mehr die besonders gegen Gott gerichtete, die körperliche und die geistige Unreinheit der Selbstliebe, wie es den drei Ursprüngen entspricht.

Der falsche Prophet verkörpert jetzt alle Selbstverherrlichung, worin auch alle falsche Religion, falsche Prophezeiung, falsche Mystik usw. eingeschlossen ist: alles, was unter dem Schein der Verherrlichung Gottes geht und doch nur der Verherrlichung des religiösen Menschen dient. Auch alles, was Unterscheidung der Geister verlangt, um als schlecht entlarvt zu werden; diese Form der Sünde gehört zu den

häufigsten in der Welt: der Betrug unter dem Schein der Frömmigkeit.

Johannes sieht die Unreinheit in jeder Gestalt, und er weiß, daß dagegen die Reinheit steht, so wie Gott sie von uns verlangt. Diese Reinheit ist keine bloß negative Eigenschaft, nicht nur Enthaltung von der Sünde, sondern ein aktives Stehen im Dienste der Sache Gottes, und eine Fähigkeit, zu unterscheiden. Gott verlangt, daß wir auch, wenn die Verführung an uns herantritt, nicht unterliegen und daß wir wissen, warum wir es nicht tun. Auch die Reinheit des Dogmas steht gegen diese drei unreinen Geister. Zu ihm muß man jeweils zurückkehren, wenn man die Unterscheidung der Geister übt: die Reinheit des Dogmas ist Maßstab der Reinheit der Geister.

Die drei unreinen Geister gehen aus dem Mund hervor, aus dem Orte, von wo das Gute Gottes sich verkünden ließe. Wenn sie nach ihrem Austritt nicht mehr unterscheidbar sind, dann auch darum, damit man sehe, wie rasch die Wirkungen des Teufels sich ausbreiten und das Aussehen der allgemeinen Sünde annehmen, weil sie mit jeder andern Sünde in Austausch treten können. Es kann ein Mensch auf einem ganz beschränkten Gebiet eine Sünde begehen, er verliert doch alsbald die Beherrschung über den Umfang seiner Sünde. Sobald man der einen sich hingibt, wehrt man sich gegen die andern nicht mehr. Man glaubt vielleicht noch, Meister seiner Sünde zu sein, aber schon hat sie Ausläufer nach allen Seiten hin und ist unterirdisch mit allen übrigen Sünden verbunden. Wenn man eine einzelne Sünde benennt, dann geschieht das irgendwie stets der Einfachheit halber, um sie anderen zeigen zu können. Diese Namen umgrenzen nicht ihr Wesen, das auch ganz andere Namen haben könnte. Auch wenn die Herkunft der Sünde eine bestimmte war, sobald sie begangen ist, verschwimmen ihre Umrisse und zerfließen mit denen der anderen Sünden. So ähnlich haben auch die Gnaden verschiedene Quellen, etwa bei den Sakramenten, aber in ihrem Über-

fließen strömen sie alle ineinander: eine erhaltene Gnade kann man nie umschreiben, sie ist immer größer als was man weitergibt, ja, als was man empfindet. So scheinen sich die Welt des Guten und eine Welt des Bösen gegenüberzustehen, deren jede in sich und durch sich übertroffen wird.

Die unreinen Geister gleichen *Fröschen*, weil sie quallig und klebrig sind. Berührt man einen Frosch, so weiß man nicht, was man berührt; er ist irgendwie formlos; keinem Element ist er ganz angepaßt; im Wasser sieht er aus wie ein Landtier, auf dem Land wie ein Wassertier. So ist auch die den unreinen Geistern wirklich entsprechende Form nicht herauszubekommen. Gott verlangt vom Christen, daß er von einer Mitte aus klar struktuiert sei: vom Glauben aus. Ueberall sonst darf ein Mensch dilettantisch sein, im Glauben nicht. Auch der außergewöhnlichste Beruf muß noch von dieser Mitte heraus geformt und gerechtfertigt sein. Gott verlangt diese Eigenschaft, weil er sie uns gegeben hat; er hat sie im Namen des Sohnes in die ursprüngliche Schöpfung, in Adam hineingelegt. Adam hat gewisse sohnhafte Eigenschaften bekommen, die ihm vom Vater zudedacht bleiben, auch wenn er sich in der Sünde davon abwendet, sie nicht wahrhaben will, sie verachtet. Sie bleiben in ihm latent, potentiell vorhanden. Aber er kann sie nicht verwirklichen, ohne die Gegenwart des Sohnes, der gekommen ist, um sie in uns zu erwecken. Der Sohn hat auf Erden das Vorbild dessen aufgestellt, was der Vater ursprünglich mit uns vorgehabt hatte. Er hält uns die Absicht des Vaters im Spiegelbild vor: die klare Gestalt (statt der amphibischen Ungestalt) des Kindes Gottes. Es gibt Situationen im Leben des Herrn, in seinem Verhalten zu Gott und den Menschen, wo er uns sehr wohl als nachahmbar erscheint. Seine Aussagen über den Vater schenkt er uns, legt sie uns in den Mund, nicht nur als sein Wort, sondern als jene Worte, die der Vater von jeher in uns hatte legen wollen zu seiner Verherrlichung und zum Zeugnis von ihm.

Wir lernen diese Worte durch den Sohn von neuem als die uns immer schon zgedachten. Und die Versuchung des Sohnes, in der er standhält, ohne nach dem Wunder zu greifen, rein aus der Kraft der Liebe zum Vater, läßt uns etwas von dem erkennen, was der Vater uns zur Verfügung stellen wollte, wenn wir ihn nicht verlassen hätten. Sogar die Wunder, die der Sohn immer in der Einheit mit dem Vater wirkt, in denen er gleichsam väterliche Eigenschaften sich ausleiht und seine eigenen zurückstellt und man fast mehr die Kraft des Vaters als die Heiligkeit des Sohnes erblickt, auch diese zeigen, was Gott eigentlich jedem Menschen, der in ihm leben will, an Gnaden zgedacht hat. Anders wird es in der Passion und im Tod des Sohnes. Um das Geheimnis seiner Verlassenheit, seiner scheinbaren „Nur-noch-Menschlichkeit“ zu verwirklichen, greift er gerade auf seine Gottheit zurück. Zwar erlaubt er manchen Martyrern, seinen äußern Todesweg nachzuahmen, aber dieser ist keineswegs das Ganze, das Wesentliche der Passion. Bis zur Passion hat er wie ein reiner, Gott ganz zugekehrter Mensch gelebt; im Tode nimmt er dagegen, bevor er zum Vater zurückkehrt, wieder ganz göttliche Eigenschaften an. Sein Tod ist eine solche Steigerung der Reinheit und des Gehorsams, daß sie mit unseren Begriffen gar nicht mehr erfaßt werden kann. Nur ein Gott kann ertragen, so von Gott verlassen zu sein.

Diese Reinheit des Herrn beleuchtet einerseits die Unreinheit der Geister, sie legt andererseits den Grund zum Verständnis der falschen Wunder im folgenden Vers:

16, 14. Denn sie sind Geister der Dämonen, die Wunderzeichen tun und ausziehen zu den Königen des ganzen Erdkreises, um sie zu sammeln für den Krieg am großen Tage des allmächtigen Gottes.

In den Wundern, die der Sohn gewirkt hat, hat er der Herrlichkeit des Vaters gedient. Sie wurden aus der Herrlichkeit

für die Herrlichkeit gewirkt, aus einer Macht, die Gott dem Sohne gegeben hatte, in einer Art, wie er sie ursprünglich jedem, der an ihn glaubt und ihn liebt, zur Verfügung stellen wollte. Gott ist so auf seine Verherrlichung bedacht, daß er Wunder erlaubt und fördert und daß er sich eines beliebigen Gläubigen bedienen kann, um sie zu wirken. Alle christlichen Wunder sind Taten des Vaters in den Glaubenden. Die Sünde hat die der menschlichen Natur zugestandene Gabe des Wunderwirkens zugedeckt, aber nicht einfach vernichtet. Wenn Gott, soweit es ihn selbst betrifft, allen Menschen die Eigenschaft der Werkzeuglichkeit geschenkt hat, so hat er ihnen diese nicht auf Grund des Sündenfalles wieder entzogen. Er hat die Natur nach dem Fall nicht zu einer anderen gemacht. Nur wir selbst haben uns geändert, da wir uns von ihm und seinen Erlaubnissen abgekehrt haben. Und natürlich können wir nicht gleichzeitig Gott in Unreinheit verleugnen und Wunder wirken, die auf Gott hinweisen sollen. Der Herr aber zeigt in den wenigen Wundern, die er gewirkt hat, wie an Beispielen, was Gott der Natur, die in ihm lebt und werkzeuglich von ihm abhängt, ursprünglich zugedacht hatte.

Die Sünder jedoch, die etwas von dieser Macht wissen, sie sogar bei gewissen Menschen verwirklicht sehen, sie aber nicht mehr ausüben können, ertragen es nicht, einer Macht beraubt zu sein, die sie als zur menschlichen Natur gehörig ansehen. Sie können darauf nicht verzichten und suchen sich daher die Kraft zur Wunderwirkung anderswoher zu verschaffen. Und da sie sie nicht in Gott suchen wollen, müssen sie sie beim Gegensatz Gottes, im Geist der Dämonen suchen. Die Wunder der Dämonen dienen nicht mehr der Verherrlichung Gottes, sondern der des Einzelmenschen, seiner von Gott abgewandten menschlichen Natur. Aber da sie Nachahmungen mit umgekehrtem Vorzeichen der echten Wunder Gottes in den Glaubenden sind, darum liegt auch in ihnen etwas Offenes, sich Steigerndes: je höher das Bild zu Gott hin

aufragt, um so tiefer erstreckt sich das Spiegelbild. Je mehr der Glaubende für Gott tut, um so mehr wird der Nichtglaubende angespornt, es ihm in der entgegengesetzten Richtung gleichzutun. Der Glaubende wirkt im Anschluß an die Lehre Gottes; der Nichtglaubende muß daher eine Gegenlehre aufstellen, mit umgekehrten, aber jeweils komplementären Argumenten. Deshalb wendet sich der unreine Geist auch unmittelbar an die *Könige* und stellt sie als Schlachtreihe auf *für den großen Tag des allmächtigen Gottes*.

Hier aber, da sich die Vision atemlos steigert bis zu einem Sichmessen des Bösen mit Gott, zu einer Anstrengung des Bösen, es dem Guten wirklich gleichzutun, so sehr, daß seine Anstrengung kaum weniger groß scheint als die des christlichen Weges — hier wird die Vision unterbrochen, und die Stimme des Herrn ertönt.

16, 15. Siehe, ich komme wie ein Dieb; selig, der wacht und seine Kleider behält, damit er nicht nackt einbergehe und man seine Schande sehe.

Wie vorher der Altar gesprochen hat, so redet jetzt der Herr. Man sieht seine Erscheinung nicht, man hört nur seine Stimme. Johannes hält es nicht für nötig, zu erklären, daß es der Herr sei. Er weiß, daß wir diese Worte als die des Herrn wiedererkennen, weil er schon auf Erden in solcher Weise gesprochen hat. Als er auf Erden sprach, da wußte man, daß er es sei. Der Jünger erkennt, daß es der Herr ist; es wird ihm nicht erklärt, sonst würde er die Erklärung wiedergeben. Er weiß auch, daß die, die den Herrn kennen, ihn in seinen Worten wiedererkennen. Somit auch, daß das notwendige Eingangstor zur Apokalypse das Evangelium ist.

Johannes hat das Leben des Herrn in Liebe miterlebt und es erfaßt, so wie ein Mensch es zu erfassen vermag: mit seinen natürlichen Sinnen. Es gibt aber im natürlichen Leben eine Menge Dinge, die man nie begreift; auch zwischen Liebenden

bleibt unendlich vieles geheimnisvoll und verborgen. Wenn sie einander verstehen, dann ist es wie eine gegenseitige Anpassung auf einem Hintergrund von Nichtverstehen. Das meiste von ihrer Seele bleibt gerade in der Liebe Gott zugekehrt, und das Verhältnis einer Seele zu Gott ist einer anderen nie übersehbar. Johannes aber hat den Sohn des Vaters geliebt. Er mußte daher noch viel häufiger auf das Unfaßbare stoßen, aber er durfte dieses jeweils in der Tiefe seiner Liebe zum Herrn ruhen lassen. Den Vater, der ihm unsichtbar bleibt, sieht er durch die Augen des Sohnes; er versteht, daß im Geheimnis des Sohnes, den er liebt, das Geheimnis des Vaters versteckt liegt, aber weil alles in der Liebe geborgen ist, weiß er, daß alles gut so ist, wie es ist. Er bedient sich gleichsam seiner Freundschaft mit dem Sohn, um in Gott zu sein, in einem Gott, der zugleich Vater und Sohn ist. Der fleischgewordene Sohn ist in seiner menschlichen Erscheinung sein Freund, und der geistige Sohn öffnet diese Freundschaft, um sie dem Vater zu übergeben. Wenn Johannes, der Freund, der Jünger, der Mann, an den Vater denkt, so geht seine Vorstellung vom Vater immer durch den Sohn hindurch. Er ist durch den Sohn, wenn nicht zum Glauben überhaupt, so doch sicher zum Glauben an den Dreieinigen Gott gelangt. Der Sohn ist ihm Schlüssel, um das Geheimnis der Dreieinigkeit zu erahnen. Er geht also durch den Menschen zu Gott. Als liebender Mensch durch den liebenden Herrn zum liebenden Gott. Sich jeweils von sich selber abwendend, um in der Zuwendung zum Sohn sich zu Gott zu wenden.

Die Visionen der Apokalypse verlangen von Johannes eine völlige Umkehrung. Der Weg geht jetzt vom Vater her zum Sohn und von da zu den Menschen hin. Er muß beim Unverständlichsten, Übermäßigsten, Größten, Erhebendsten, Schrecklichsten beginnen, um von da auf den Sohn zurückgeworfen zu werden. Die Übergroße Gottes erschließt sich nicht mehr Schritt für Schritt im Weiterwandern der Liebe. Sie ist schlecht-

hin da, als das Inkommensurable, das irgendwie seine Form sucht und sie in ihm, dem Schauenden, finden will, damit er sich ihrer bediene, um Gott zu verkünden. Sein Weg ist nicht mehr der normale menschliche der Führung, der Emporleitung, der fortschreitenden, liebenden Klärung von Zweifeln usw. Es ist jetzt die Übergröße der Ordnung, die als Chaos erscheint, der Kampf aller gegen alle, mit einem weisen, gerechten, unbegriffenen Gott darüber, etwas, was der Beschreibung der Welt-schöpfung am Anfang entspricht, mit blitzhaften Einblicken in ihre Entstehung, die das Ganze, das sonst an der Oberfläche als seiend erscheint, in der Tiefe in seinem Werden offenbaren. Nur ist es nicht mehr die Erschaffung der natürlichen, sondern der übernatürlichen, göttlichen Welt. Es sind wie zusammenhanglose Momentaufnahmen aus einem ungeheuren, höllischen und himmlischen Geschehen. Keine Ordnung ist mehr ersichtlich; alles vollzieht sich in einem Gewitter und Erdbeben des Geistes, lauter Unvereinbares steht hart gegeneinander. Und dennoch hat alles den genau gleichen Sinn wie im Evangelium, wie im Leben des Herrn und im Leben des Johannes, die beide, jedes in seiner Weise, zur Ehre Gottes gelebt wurden. Nur scheint in der Apokalypse alles so übermäßig, daß der Sinn nicht wiedererkannt wird — um desto besser erreicht zu werden.

Ich komme wie ein Dieb besagt, daß der Herr heute wie damals verborgen kommt, daß der Vorgang der Bekehrung, der Anerkennung des Kommens des Herrn sich immer im Geheimnis des Herzens abspielt, und daß alles, was man darüber aussagt, mitteilt, den andern gibt, nur einen Bruchteil dessen bedeuten kann, was man in Wahrheit empfängt. Der Herr kommt wie ein Dieb, und wie ein Dieb nimmt er sich soviel, als er sich zu nehmen vorgenommen hat, besser noch: soviel als ihm zugänglich ist. Der Mensch hat noch immer eine Macht, zu verriegeln und zu verweigern. Aber der ganze Vorgang der Besitznahme eines Menschen durch den Herrn geschieht im

Verborgenen. Und im Grunde weiß doch kein Mensch, wieviel der Herr ihm genommen hat.

Selig, der wacht, der jederzeit bereit ist, den Herrn zu empfangen, so sehr bereit, daß er *seine Kleider behält*, das heißt, sich in keine Lage der Sünde begibt, in der er vom Herrn nicht getroffen zu werden wünscht, in der seine *Nacktheit* und *Schande* öffentlich würde. Man muß nackt sein vor Gott, aber bekleidet vor den andern. Der Herr soll einen treffen in einer Erwartung, die für die Welt ein Kleid, ein Schleier ist; aber er sieht hindurch, und er gebraucht diese Macht des Hindurchsehens. Wir wissen, daß wir auch als Bekleidete nackt sind vor ihm, der da kommt wie ein Dieb, aber daß davon für die übrige Welt nichts sichtbar werden soll. Niemand soll vor andern von seiner Sünde, seiner früheren Blöße reden: „Ein so großer Sünder war ich!“ Er würde damit nicht auf den Herrn, sondern indirekt doch auf das schöne Kleid hinweisen, das er jetzt trägt. Die Nacktheit ist nur für den Herrn bestimmt. Sie soll aber auch nicht vor lauter Sorge um die Kleider der Bereitschaft vergessen und zugedeckt werden. Der Dieb trifft alles so, wie man es gelassen hat: in einer unabsichtlichen Vorbereitung. Es wäre falsch, die Vorbereitung so sehr zum Selbstzweck zu machen, daß man darob vergäße, den Herrn zu erwarten, das Festkleid der Seele so sehr zu reinigen und herzurichten, daß man nicht mehr wüßte, wozu man es bereithält.

Wachen und Kleiderbehalten heißt letztlich: nicht mehr so leben, wie man selbst will, sondern so, wie der Herr es liebt, so daß er immer mehr kommen, immer stärker in seinen Besitz nehmen kann. Das Wachen und Kleidertragen nimmt kein Ende, und zwischen dieser und der nächsten Wache kann keine Pause der Ruhe und des Nichtwachens eingeschaltet werden, in welcher das Kommen des Herrn unerwünscht wäre.

Die Stimme des Herrn hat die Vorbereitungen des Teufels mit den Königen unterbrochen. Die Stimme sagt aus, welche Vorbereitung der Herr wünscht, und wie wir dem großen Tag

des allmächtigen Gottes entgegenharren sollen. Dann geht die Vision wieder weiter.

16, 16. Und sie werden sie sammeln an dem Ort, der auf hebräisch Harmagedon genannt wird.

Ein Ort wird genannt, feststellbar auf Erden, an dem die Könige von den bösen Geistern zur Schlacht gegen Gott versammelt werden, um ihre Niederlage zu erleben. Es wird keine gewöhnliche, sondern ausdrücklich eine königliche Niederlage sein, und mit den Königen werden auch die bösen Geister besiegt werden. Die Verführer und die Verführten werden gleicherweise der Strafe unterliegen. Gott wird dann keinen Unterschied machen, um so weniger, als es sich um Könige handelt, von denen er mehr Widerstand gegen die bösen Geister hätte erwarten können.

Der Ort, der genannt wird, ist ein Ort, an dem schon im Alten Testament Königsschlachten geliefert wurden und Könige furchtbare Niederlagen erlitten. Das ist der Ort, an dem die endgültige Niederlage stattfinden soll, nicht mehr beschränkt in einem leiblichen Kampf, sondern unbeschränkt im Geist.

16, 17. Und der siebte goß seine Schale in die Luft, und es kam eine große Stimme aus dem Tempel vom Throne her, und sie sagte: Es ist geschehen.

Vom Inhalt der letzten Schale wird die Luft betroffen. Die Verteilung geschieht so rasch und ist so vollkommen, daß nichts von dem, was mit der Luft zusammenhängt, verschont bleibt. Die bisherige Verteilung des Zornes hatte irgendwie immer eine Begrenzung. Die letzte Schale hat keine Grenzen mehr, und zwar sowohl, weil sie die Zahl sieben verkörpert, wie weil sie in die Luft gegossen wird, und die Luft viel mehr als das Wasser den Menschen zum Leben notwendig ist. Diese letzte Verteilung des Zornes Gottes greift in alle Gebiete ein, die durch eine feste oder flüssige Materie noch nicht erreichbar

waren; und sie greift nicht nur ein, sie versinnbildet auch die Art, wie der Zorn Gottes jetzt alles durchwirkt. Die Luft ist nicht nur die des äußern Weltraums, sondern ebenso sehr die aller geschlossenen Räume, und weiterhin der ganze Geist und Ungeist, alles, was ungreifbar ist und keine feste Form besitzt: die Gedanken, die Neigungen, Stimmungen, Regungen, Triebe. Die ganze Atmosphäre dieser Welt. Dies ist um so furchtbarer, als diese Zahl alles den siebenfach gegliederten Gaben des Geistes Entgegengesetzte verkörpert. Es ist die Sieben gegen die Sieben, die alles, was sich gegen die Unendlichkeit des Heiligen Geistes auflehnt, maßlos wachsen läßt, und zwar von dem Augenblick an, da der Zorn Gottes sich darüber ergießt, sichtbar und katastrophal, atemlos sich vergrößern, vertrotzend, im Bösen sich steigernd.

Und es kam eine große Stimme aus dem Tempel vom Throne her, und sie sagte: Es ist geschehen. Die Stimme kündigt das Ende an. Ein Ende, das in sich selber so sehr das Ende ist, daß diesem Ende keine Grenzen gesetzt sind. Ein Ende ohne Ende. Wie wenn eine Türe mit Macht zugeschlagen wird und das Gedröhn würde nicht verhallen, sondern unvermindert anhalten. Oder wie der Verlust eines geliebten Menschen zu einem Ereignis werden kann, das nicht Vergangenheit wird, sondern täglich und stündlich im Dasein des Überlebenden gegenwärtig bleibt und mit seiner Qual alles durchwirkt. Das Überleben wird zu einem beständigen Sterben, und wenn das Bild des Geliebten anfängt zu verblassen, so ist dies im Grunde noch schrecklicher als die lebendige Erinnerung. In dieser Weise ist das Ende des Zornes Gottes ein endloses: es ist ein restlos furchtbares Ende, das sich selber unendlich setzt.

16, 18. Und es geschahen Blitze und Stimmen und Donner und ein so großes Erdbeben, wie noch nie, seit es Menschen auf der Erde gab, ein solches Beben so groß war.

Innerhalb des Endes ereignet sich die ganze Weltkatastrophe,

wie sie schon bei der Erscheinung des Weibes auf dem Mond sich ankündigte. Nur wird sie in dem, was das Erdbeben betrifft, noch gesteigert. An dieser Steigerung wird klar, daß Gott hier endgültig mit seiner Schöpfung abrechnet. Alles, was bisher noch zusammenhielt, wird zerstört, auseinandergerissen, und zwar durch das Beben, also scheinbar planlos. Die Ruinen, die ein Erdbeben anrichtet, sind nie im voraus zu berechnen: ein hoher Turm steht noch, während ein scheinbar festes niedriges Haus zerstört ist. Eine Mauer wird dort zerrissen, wo man keine Nahtstelle vermutete. Die Risse, die Einstürze folgen keiner Regel. Apparate können nachträglich das Vorhandensein eines Bebens feststellen, aber nie seine Ankunft und seinen Verlauf vorausberechnen. So rechnet — wenn Gott einmal zu rechnen beginnt — sein Zorn gegen jede Rechnung. Es gibt kein Zusammenzählen des Zornes, etwa der sieben Schalen und ihres Inhalts. Der Zorn zerreißt, zerstückt, was Zusammenhang hatte. Wer berechnen wollte, wieviel Buße benötigt sei, um seine Sünde auszuwägen, der rechnete immer schon mehr mit der Barmherzigkeit Gottes als mit seinem Zorn. Eine Buße, die Gott von uns annimmt und gelten läßt, ist immer schon ein Zeichen seiner Erbarmung.

Blitze und Donnerschläge rollen: die erwarteten und nicht erwarteten, die einschlagenden und nicht einschlagenden. Sie sind Entladungen, Zerreißungen der Atmosphäre, die bis zum Äußersten geladen ist. Man weiß, wie geladen sie ist, aber nicht, wie sie sich entlädt. Man kann wohl sagen: *Es ist geschehen*, so wie man sagen kann: es muß ein Gewitter geben. Aber wie das Gewitter erfolgen wird, das entzieht sich jeder menschlichen Kenntnis.

Mitten drin ertönen *Stimmen*, aber nicht solche, wie Gott sie den Menschen gab im Hinblick auf seine Verherrlichung, sondern Stimmen der Unordnung, des Ungeistes, die frei werden, da der Zorn Gottes die Luft trifft. Alles, was in der Atmosphäre der Welt noch bereit lag, sich gegen Gott aufzulehnen,

wird durch die Ausgießung der siebten Schale zur Auslösung gebracht. Was Absicht war, wird Wirklichkeit, was gedacht war, entpuppt sich als Tat. Und Wirklichkeit und Tat übertreffen bei weitem das Geplante, weil sie aller Hemmungen bar sind, die sie von außen einschränkten. So stehen die menschlichen Wirkungen zu den Absichten im gleichen Verhältnis wie die Wirkung der ausgegossenen sieben Schalen zu den gefüllten.

Das Erdbeben erschüttert die Erde als solche, als Landschaft, und trifft die Menschen als Bewohner der Erde nur sekundär. Erst bei den Stimmen tritt das Menschliche in den Vordergrund. Der Zorn Gottes entlädt sich elementar in der Natur, und das ist für den Menschen, auch für den Christen, schwer begreiflich. Er versteht die Bestrafung und Zerstörung des Sünders, nicht die Zerstörung der Natur, die Gott anscheinend nichts zuleide getan hat. Er denkt sich das Gericht immer als mit der persönlichen Sünde zusammenhängend. Er meint, daß Gott im Gericht nur das ihm Feindliche trifft, nicht auch das, was sein eigen ist. Aber der Sünder erkennt hier mit Schrecken, wie groß der Zorn Gottes geworden ist: er ist an ihn, den Sünder, nicht mehr gebunden, nicht mehr durch ihn begrenzt. Die Wahl des Objekts, an dem dieser Zorn sich ausläßt, liegt ganz im Gutdünken Gottes. Keiner kann wissen, wo und wie dieser Zorn sich entladen wird; keiner kann sagen, weil er nicht gesündigt habe, werde er verschont bleiben, oder er werde nur so weit getroffen werden, als er gesündigt hat, nur in der Weise, wie er gesündigt hat. Immer meinen wir, Gottes Gerechtigkeit in unsere Gesetze einfangen zu können. Und wir wissen doch nicht, ob sich nicht alles gerade umgekehrt verhält. Ob nicht der, der nur wenig gestraft wird, so viel gesündigt hat, daß Gott von ihm nichts mehr annehmen will. Und ob durch die scheinbare Unordnung des Gerichtes nicht gerade die größte geplante Ordnung Gottes in seinem Zorn entsteht.

16, 19. Und die große Stadt wurde in drei Teile geteilt, und die Städte der Völker fielen. Und es wurde Babylons, der Großen, vor Gott gedacht, daß er ihr den Becher des Weines seines zürnenden Zornes reiche.

Die große Stadt zerfällt in drei Teile, entsprechend der Dreieinigkeit Gottes. Es wird plötzlich sichtbar, daß Gott der Vater seinen Zorn im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes ausgießt. Der Sohn war vorher im Vater verborgen, in einer an die Eucharistie erinnernden Weise, als verkörpere er die Überwindung des Zornes Gottes. Jetzt sind der Sohn und der Heilige Geist Teilhaber, Mitbesitzer des Zornes. Es ist nicht mehr eine christliche Verteilung des Zornes: dieser enthält nicht mehr seine eigene Überwindung in sich, sichtbar für die drei Personen, sondern der Zorn ist jetzt gleichsam sich selber ausgeliefert, und so durch sich selber gesteigert.

Die drei Teile der Stadt, die den drei Personen in Gott entsprechen, gehören nach wie vor zur gleichen Stadt, sind aber jetzt sichtbar unterschieden. Es ist nicht so, daß je ein Teil sich gegen je eine Person erhoben hätte und daß eine Person ihren persönlichen Zorn gegen diesen Teil ausgegossen hätte, sondern der Einheitszorn Gottes, der die eine Stadt gesamthaft trifft, trifft sie, weil er der Zorn des dreipersönlichen Gottes ist, auch in seiner Wirkung dreipersönlich.

Und es wurde Babylons, der Großen, vor Gott gedacht, daß er ihr den Becher des Weines seines zürnenden Zornes reiche. Der Zorn, den Gott hier zeigt, ist sein größter. Es ist der sich selbst steigernde, sich an sich selber je neu entzündende Zorn, wie wenn ein Streichholz ein Scheit entzündet, dieses ein Haus, dieses ein Pulverlager und so fort. Bei der siebten Schale war kein Zusammenhang zwischen dem Maß der Schalen und dem ausgegossenen Zorn mehr erkennbar. Das zeigt sich noch deutlicher in der Strafe Babylons. Hier erzeugt jeder Zorn einen noch größeren und keine Beziehung zum Ursprung des Zornes ist mehr feststellbar. Man kann sich oft wundern,

wie ein großgewachsener Sohn aus einer kleinen, zarten Mutter hervorgehen konnte: er hat kein Verhältnis mehr zu seiner Herkunft. So hier der Zorn Gottes, der, einmal entfesselt, nie mehr auf das Maß seines Ursprungs zurückgebunden werden kann. Babylon wird hier zum Exponenten aller Sünden. Gott braucht einen solchen nicht, aber wir brauchen ihn. Wie ja auch wir gemeint waren, als Gottes Zorn sich über der Natur entlud, so sind wir im Strafgericht über Babylon gemeint. Unsere Schuld wird aufgedeckt; daß sie an Babylon gezeigt wird, ist für uns eine Art Schonung. Wir würden sie nie betrachten wollen, wenn sie uns nur als die eigene vorgestellt würde. Wir würden uns abwenden. Manche unserer persönlichen Sünden erkennen wir erst, wenn sie uns in einem fremden Subjekt vorgestellt werden. Dort sind wir fähig, uns drüber zu empören, und erst von dort muß die Rückwendung auf uns selber erfolgen, da wir vielleicht einsehen müssen, daß die fremde Schuld nur ein Bruchteil, eine Andeutung der eigenen ist. Die spätere Beschreibung Babylons wird zeigen, wie Zug um Zug auf uns paßt.

Um die eigene Sünde wirklich zu erkennen, müssen wir sie sehen, so wie der Dreieinige Gott sie schaut. Solange wir sie nur als Übertretung eines uns bekannten weltlichen oder christlichen Gebotes sehen, den Mangel an Nächstenliebe zum Beispiel vom Standpunkt des dem Nächsten zugefügten Schadens aus, sehen wir sie irgendwie flach, und sie hinterläßt keinen tiefern Eindruck. Scharf umrissen, farbig, plastisch wird sie erst, wenn wir gezwungen sind, sie uns anzusehen wie Vater, Sohn und Heiliger Geist sie betrachten. Sie verliert dann die Alltäglichkeit, die wir ihr geben, um eine drastische, gleichsam körperliche Form zu bekommen. Sie verliert ihre Übersichtlichkeit, wir wissen jetzt, daß viel mehr in ihr steckt, als was die Fassade verrät. So groß wir sie auch zu sehen versuchen, wir sehen sie doch immer nur partiell. Ganz überblickt sie nur Gott. In der Beichte übergeben wir sie durch den Priester, der

sie bereits in einem andern, objektiveren Licht sieht, dem Herrn, der sie in Empfang nimmt, um sie zu tilgen. Der Herr aber übergibt sie im Augenblick der Tilgung Gott, und in dieser Übergabe durch den Sohn an den Vater und den Geist erhält sie ihre entscheidende, objektive Gestalt. Darum ist die Absolution immer etwas unsere Vorstellung weit Überragendes, weil sie auch jene Aspekte der Schuld trifft, die wir nicht kannten. Ein Teil dieser überbordenden Wirkung der Absolution stammt daher, daß die ganze Trinität beteiligt ist an der Aufnahme und Tilgung der Sünde, weil Vater und Geist die Erlösung des Sohnes angenommen und bei ihr mitgewirkt haben. Schon im Verhältnis des Sünders zu seiner Sünde ist diese bereits über alles Meßbare hinausgewachsen. Aber das Verhältnis zwischen Sünde und Absolution übersteigt noch einmal dieses erste unmeßbare Maß.

16, 20. Und alle Inseln flohen, und Berge wurden nicht mehr gefunden.

Berge und Inseln sind für uns sichtbare Anhaltspunkte, an die wir uns halten, um uns in einer Landschaft zurechtzufinden. Sie geben einer Gegend ihre Konturen, ihr Gesicht. Die Inseln inmitten des Meeres sind für uns wie feststehende Begriffe. Wir wissen vielleicht, daß sie bei Ebbe oder Flut mehr oder weniger aus dem Wasser steigen, daß ihr Strand sich verändern kann. Aber als Ganzes halten sie doch stand in der unendlichen Bewegung und Formlosigkeit des Wassers. Und nun verändern sie ihren Standpunkt, fluchtartig. Sie verschwinden. Sie entgleiten unseren Maßstäben. Und die Berge, die die sichersten Erkennungsmarken unserer Erdbetrachtung bildeten, werden nicht mehr gefunden. Alles, was uns diente, um festzuhalten, zu berechnen, jedes Gegenwärtige, Feststehende, jedes Heute wird uns dort, wo wir es am wenigsten erwarteten, restlos entzogen. Wir verlieren jeden Boden unter den Füßen.

Dieser Entzug könnte an sich Rückkehr zu Gott bedeuten, zum wahren Gott, der nicht von unseren Berechnungen und Bedingungen abhängig ist. Wir hätten jetzt die Gelegenheit, uns ihm ohne Sicherung und Rückhalt hinzugeben. Im Augenblick, da wir einsehen, daß Gott mächtiger ist als die Maßstäbe, die er geschenkt hat, ist die beste Bedingung geschaffen, diesen Gott zu bejahen. Einfach zu wissen: Gott bleibt sich gleich, ob wir nun die Begrifflichkeit haben, ihn zu erkennen oder nicht. Er ist von unserer Zustimmung zu seinem Dasein nicht abhängig. Was er uns gibt, kann er uns ebensogut wieder entziehen, ohne zu einem andern zu werden.

Inseln und Berge waren das Selbstverständliche; es gibt aber Selbstverständliches, was durch den Zorn Gottes verschwinden kann. Es kann zwar jederzeit verschwinden, dazu braucht es nicht einmal Gottes Zorn. Es kann aber auch von seinem Zorn getroffen werden, der es entrückt. *Und Berge werden nicht mehr gefunden*: sie sind nicht nur unserem momentanen Blick unzugänglich; sie bleiben verschunden, auch wenn wir sie suchen, auch wenn wir meinen, sie finden zu müssen. Es gibt keinen Weg mehr, das Verschwundene zu finden, wenn Gott es nicht erlaubt. Auch das, was für uns objektiv wahr war, kann subjektiv nicht mehr konstruiert werden. Im Suchen, in der Angst, in der Verlassenheit, im Gericht kann man aus der Subjektivität heraus keine Objektivität bilden, auch eine einst vorhandene nicht.

16, 21. *Und ein großer Hagel wie Mühlsteine kam vom Himmel auf die Menschen herab, und die Menschen lästerten Gott wegen der Plage des Hagels, denn es war eine sehr heftige Plage.*

Im Augenblick, da die Menschen erkennen, daß sie in einer furchtbaren, restlosen Abhängigkeit von Gott sind, weil er ihnen jeden Boden unter den Füßen weggezogen hat, läßt er

seinen Hagel auf sie niederprasseln, in einer so schrecklichen Weise, daß alles, was noch Bestand hatte und mitten in der Verzweiflung eine gewisse Hoffnung beließ, zertrümmert wird. Sie werden allseitig entfremdet, von allem, was ihnen geläufig war. Es ist ein letztes „Darüberhinaus“, wo schon das Äußerste erreicht schien. Man glaubte, das Gericht sei so vollständig gewesen, daß es nun genug sei. Aber es war nicht genug. Das Gericht setzt in einer neuen Weise wieder ein, und zwar vom Himmel her, in einer Art Entsprechung von oben herab zu dem, was unten auf der Erde weggerückt wurde. Die Inseln und Berge waren das entzogene Große; der Hagel zerstört auch noch das Kleine dazu. Nicht mehr im ganzen werden jetzt Glaube und Hoffnung weggerückt, sondern Stück für Stück bis ins einzelste.

Die Menschen lästerten Gott wegen der Plage des Hagels. Sie fühlen sich so verlassen, daß sie Gott noch entfremdeter werden, noch verschlossener, noch verbitterter gegen einen Gott, dessen Dasein oder Möglichkeit ihnen bisher noch immer irgendwie glaubhaft war. Sie gehören in keiner Weise zu denen, die die Strafen Gottes als gerecht ansehen und auf Grund der Strafe versuchen, den Willen Gottes zu erfassen. Sie wollen noch weniger als bisher, was Gott will. Es sind alle jene, die für die Güte nichts übrig haben, und die Gott in einem letzten Versuch durch Strenge an sich ziehen möchte. Aber weil sie nur sich gelten lassen, nur sich schätzen, sind sie der Überzeugung, daß, wenn Gott das Entschwinden seiner Maßstäbe in der Welt zuließ, sie die Maßstäbe ersetzen und in sich selber suchen müssen. Um das zu können, brauchen sie eine gewisse Ruhe, eine Ungestörtheit durch Gott und sein Reich, und um diese zu erlangen, stoßen sie ihre Lästerungen aus, von denen sie erwarten, sie seien stark genug, Gottes Macht zu lähmen, sie sogar zunichte zu machen. Sie setzen sich selbst zum Maßstab ein, des Zuerreichenden wie des Nichtzuerreichenden.

Es war eine sehr heftige Plage, nicht nur weil sie ihre Hoffnungen zerstört, sondern weil sie sich so dagegen aufbäumen, daß sie alles, was künftighin zu einem Ansatz von Hoffnung umgestaltet werden könnte, zerstören. Sie sehen nicht und wollen nicht begreifen, daß die Hagelkörner zwar die jetzige Ernte und das heute Wachsende zerstörten, daß aber durch diese Vernichtung das Morgen an sich nicht berührt werden müßte. Und so bleibt ihre Abkehr endgültig. Sie vergreifen sich geistig an ihrem eigenen keimenden Leben.

DIE GROSSE BABYLON

17, 1. Und es kam einer der sieben Engel, die die sieben Schalen hatten, und redete mich an mit den Worten: Komm, ich werde dir das Gericht der großen Hure zeigen, die auf den vielen Wassern sitzt.

Der Engel wird nicht näher bezeichnet. Er ist einer von den sieben. Was er zu zeigen hat, ist so sehr in jeder der sieben Schalen enthalten, so sehr der Ausdruck der Vermengung aller vom Zorn Gottes erreichbaren Sünden, daß der Engel nicht mehr eigens unterschieden zu werden braucht.

Er tritt an den Jünger heran. Johannes schildert die Gefühle, die ihn bei der Aufforderung des Engels bewegen, nicht. Er ist nichts weiter als der Vollstrecker eines sachlichen Auftrags, so völlig, daß keine besondere Übereinstimmung seiner persönlichen Stimmungen, Neigungen, Wallungen, Gefühle mit dem Auftrag erfordert ist. Gott verlangt diese Konkordanz hier nicht, sie ist im ergangenen Auftrag nicht einbegriffen, daher wird sie auch nicht erwähnt. Nur eins wird verlangt: daß Johannes der Stimme Gottes durch den Engel gehorche, daß er im Auftrag stehe. Auch der Engel steht mitten im Auftrag: auch er wird Dinge zeigen, die er vielleicht lieber nicht zeigen möchte. Aber er zeigt sie als Gottesgesandter. Die Engel kennen nichts anderes als den Willen Gottes, sie tun ihn so vollständig, daß nach einer Konkordanz ihres Wollens und Fühlens mit dem Auftrag Gottes überhaupt nicht gefragt zu werden braucht. Sie sind das vollkommene Beispiel der Hingabe. Sie sind so hingegeben, daß sie keinerlei Kritik besitzen. Es ist nicht gesagt, daß sie deswegen dem Menschen an Intelligenz überlegen seien. In der Welt der Menschen gibt es eine solche nicht mehr

überprüfende Hingabe nur selten; nur in der vollen Hingebenenheit der Heiligen an den Willen Gottes kommt sie vor. Deshalb gleichen die Heiligen oft den Kindern, ja den Einfältigen, die keiner Kritik fähig sind.

Komm! Der Engel verlangt Nachfolge. Er hat das Recht, diese Nachfolge zu verlangen, wie jeder, der dem Herrn gehört, sie im Namen des Herrn fordern kann, sei er nun ein Engel oder ein Mensch mit einer Sendung.

Ich werde dir das Gericht der großen Hure zeigen. Dem reinen Johannes, dem jungfräulichen Freund des Herrn, wird er nicht nur die Hure selbst zeigen, sondern alle Geheimnisse ihrer Hurerei enthüllen. Der Reine soll die volle Kenntnis der Unreinheit erlangen. Jungfräulichkeit im Namen des Herrn ist nicht dasselbe wie Unwissenheit und Unentwickeltheit des Kindes. Die Kinder haben zwar das göttliche Recht, in Unschuld und Unwissenheit aufzuwachsen, der Jungfräuliche aber, der seine Reinheit dem Herrn schenkt, muß die Frucht der Unreinheit kennen, um die Brüder davon abhalten zu können. Nicht um sich pharisäisch darüber zu erheben, sondern um aus der Kraft seines eigenen Geheimnisses, das als Geheimnis ganz behütet wird, das andere Geheimnis in seiner ganzen Sachlichkeit enthüllen zu können. Für ihn selbst ist Jungfräulichkeit eine Kraftfülle, aber eine geheime. Wer seine Frucht dem Herrn geschenkt hat, wird darüber nie mehr ein Wort verlieren.

Die Hure *sitzt auf den großen Wassern*. Das Tier der Prostitution war aus den Wassern emporgestiegen. Die Hure sitzt darauf: in der Stellung dessen, der das ganze triebhafte Leben beherrscht, die ausgelebte Sinnlichkeit und Begierlichkeit kennt und schamlos zeigt. Das Weib ist hier zum lebendigen Exponenten dessen geworden, was sie ist: der sich selbst offenbarenden Sünde.

Das Gericht über sie soll nun sichtbar werden: die Frucht ihrer Hurerei im Angesicht Gottes wird der Engel dem Johannes

enthüllen. Weil er eine Sendung hat, die er dank seiner Jungfräulichkeit besitzt, wird er dieses Gericht im Blickfeld Gottes sehen. Er wird nicht richten müssen nach dem, was er als Mensch sieht und versteht; er wird vielmehr die Beleidigung Gottes erkennen und sie an der Härte des Gerichtes ermessen können. Wer liebt, versteht den Haß ganz anders, als wer lau ist. Die Lauheit versteht weder Haß noch Liebe; die Liebe versteht den Haß sehr genau, und zwar nicht den Haß, der sich gegen sie selber richtet, sondern den, der das Geliebte bedroht, sei dieses nun Gott oder ein Mensch. So versteht die gottgeweihte Reinheit die Unreinheit im Lichte der göttlichen Reinheit.

17, 2. Mit ihr haben die Könige der Erde Unzucht getrieben, und die Erdenbewohner haben sich berauscht an dem Wein ihrer Unzucht.

Die Könige der Erde haben durch ihre Unzucht mit dem Weibe allen Erdenbewohnern ein Beispiel gegeben, weil das Leben der Könige öffentlich ist. Und weil Babylon die Unreinste ist, begehrten sie gerade mit ihr zu verkehren. In ihrem königlichen Hochmut wollten sie gerade durch sie in die Unzucht eingeführt werden, sie setzten ihren Ehrgeiz darein, ihre Sünde ganz zu vollbringen. Und von dieser Sünde, vom Verhältnis der Könige zur Hure, haben dann die Erdenbewohner gezehrt, sich am Schaum ihres Bechers, am Verführerischen, Anziehenden ihrer Sünde berauscht. Was die Menschen daran anzieht, ist, daß sie von Königen begangen und mit Babylon selbst, mit der vollkommenen Unzucht, vollführt wurde. Das war für sie ein Ansporn. Je wilder es zuzuging, um so eifriger lernten sie. Sosehr berauschten sie sich an diesem Trank, daß sie ihre ganze Vernunft und ihren Willen daran verloren. Sie wurden wirklich zu den Verführten und Geführten der Sünde: verführt als solche, die sich blind anvertrauen, geführt als solche, die wissen, wohin es geht. So gingen sie unwissend-

wissend den Weg. Unwissend, weil sie die Sünde vorher noch nicht in dem Maße erlebt hatten, wissend, da sie eine genaue Vorkenntnis hatten, nicht nur davon, daß sie verboten sei, sondern auch davon, wie die sündige Lust sich steigert.

17, 3a. *Und er brachte mich im Geiste in die Wüste.*

Während hier Johannes *im Geiste* geführt wird, weiß er wieder, daß er sich in einer Entrückung befindet. Bisher wurde alles ganz realistisch erzählt. Jetzt wird ihm bewußt, daß er diese Reise *im Geiste* macht, daß eine Art Zerspaltung zwischen seinem physischen Sein und seiner gegenwärtigen Sendung besteht. Vorhin bei der Ansprache des Engels sagte er nichts über seinen Zustand und seine Gefühle aus. Also war es nicht nötig. Jetzt bemerkt er, daß er *im Geiste* sei, also ist diese Tatsache in diesem Augenblick wirklich bemerkenswert. Es gibt einen Wechsel des Zustandes, und dieser Wechsel gehört mit zum Verständnis der Vision. Die Reise in die Wüste ist eine Reise in die Kontemplation. Man kann innerhalb der Kontemplation eine Vision erhalten; man kann aber auch, wie Johannes hier, innerhalb der Vision in einen Zustand der Kontemplation geführt werden. Für gewöhnlich ist die Vision gesteigerte Kontemplation, aber hier ist es umgekehrt.

Man könnte vier Zustände unterscheiden: 1. Das Leben in der konkreten irdischen Realität. 2. Das Leben im Gehorsam der Kontemplation. Betrachtet ein Mensch im Gehorsam, dann ist er für alles geöffnet, was die Betrachtung ihm bringen wird; er ist mit seinen menschlichen Kräften, Verstand, Wille, Gefühle und Sinne, dabei, er reflektiert aber nicht über diese Kräfte, sondern stellt sie in den Dienst und läßt sie vom Gegenstand her bestimmt werden. Er betrachtet nicht so, wie seine Augen sehen, sondern so, wie er ihnen dargeboten wird; das Subjektive liegt bei Gott, nicht bei ihm. 3. Innerhalb der Kontemplation kann er entrückt werden. Hier ist er so sehr an das

Dargebotene gebunden, daß er sich seiner natürlichen Kräfte gar nicht mehr bewußt ist. Er ist ganz zur Funktion des Dargebotenen geworden. Sein Zustand ist durch den Gegenstand geschaffen und als ein rezeptiver ihm auferlegt. Er freut sich, weil er sich freuen muß, er leidet, weil er leiden muß. Er hat sich selbst vergessen in die Sache hinein. 4. Innerhalb der Entrückung und ganz von ihr eingeklammert kann es aber nochmals eine Entrückung geben, in welcher ihm aus der völligen Selbstvergessenheit heraus ein neues Selbstbewußtsein geschenkt wird, ein so starkes, daß es dem ersten Zustand ganz nah verwandt ist. Die Welt, in die er entrückt ist, erhält eine solche Leibhaftigkeit, er selbst eine so reale Beziehung zu ihr, daß es wie eine Wiedergewinnung innerhalb der Vision des konkreten Lebens ist. In diesem Zustand kann er daher auch von einer Neigung, einer Versuchung ganz real affiziert werden (obwohl er keineswegs sündigen kann, denn alles spielt sich ja innerhalb des dritten Zustandes, der Entrückung ab); er kann, wenn es nötig ist, sehr real erfahren, was Sünde ist und was es heißt, ein Sünder zu sein. Im ersten Zustand ist er der Gefahr der Sünde ausgesetzt, im vierten kann er nicht sündigen; er ist darin zwar von der Sünde bedrängter, aber vor ihr noch geschützter als in der einfachen Entrückung. Nur schenkt ihm Gott die Subjektivität, die vorher ganz in Gott lag und von Gott auferlegt wurde, jetzt zurück, in einer neuen, ganz übernatürlichen Freiheit und Reflexion.

In diesen vierten Zustand wird Johannes geführt, um die Realität der Sünde kennenzulernen. Gerade weil er die Sünde kennenlernen muß und weil die Sünde hier unter dem Titel der Unzucht vorgeführt wird, wird sie ihm nicht in einer mitreißenden Vision, sondern *im Geiste*, in einer Entrückung innerhalb der Entrückung, einer Kontemplation innerhalb der Ekstase (man könnte auch sagen: in einer Aktion innerhalb der Kontemplation) geschenkt. Der Übergang von einem dieser Zustände in den andern vollzieht sich wie selbstverständlich

und fließend, und am Ende löst sich alles völlig harmonisch auf. Und man soll sich den Übergang nicht wie einen „Aufstieg“ vorstellen, dem nachher wieder ein „Abstieg“ entspräche. Vielmehr wird der Christ, wenn er gehorsam ist, immer in den Zustand gesetzt, der für Gottes Zwecke eben jetzt nötig ist.

17, 3 b. Und ich sah ein Weib, sitzend auf einem roten Tier, das voll von lästerlichen Namen war und sieben Köpfe und zehn Hörner besaß.

Das Tier, das aus den Wassern gestiegen war, verkörpert die sinnlichen Sünden. Das Weib, das auf dem Tier sitzt, beherrscht somit ebensowohl das Tier wie seine Sünden. Und es läßt sich davon zugleich beherrschen. Denn ohne das Tier hätte es die Fähigkeit nicht, über dem Wasser zu sitzen. Das Tier zieht das Weib in sein Symbol der Sinnlichkeit hinein, aber das Weib will hineingezogen werden. Das Weib ist die vollbrachte Sünde, das Tier ist zugleich die vollbrachte und die vollbringende Sünde. Das Tier ist vor allem der Verführer, der das Weib verführt, das dann selbst wieder andere verführt. Früher war die Rede von den Verführten des Tieres, und dort erschien das Tier vor allem durch seine Versprechungen verlockend, durch das, was es verhiess und verkörperte. Es wäre an sich vielleicht abschreckend gewesen, wenn seine Verführungsgaben nicht so groß gewesen wären. Das Weib dagegen ist anziehend verführerisch. Sie ist die Verkörperung der vollkommenen Sinnlichkeit; sie bietet sich und die Sünde an, was in ihr zusammenfällt. Das Tier dagegen verführt mehr geistig, indem es das Weib als Gegenstand der Verführung hinstellt und sie durch seine Lästerungen und Reden noch verführerischer macht, als sie an sich schon ist. Das Weib verspricht nur sich; das Tier verspricht durch das Weib. Wie ein Volksredner an sich vielleicht dumm und abstoßend ist, aber dennoch wirkt durch das, was er verheißt. Oder wie ein Zuhälter ekelhaft sein

kann, aber dennoch Erfolg hat durch das Haus, das er führt. Das Tier profitiert von der Unzucht der Frau: seine Stellung gegen Gott wird dadurch gefestigt.

Das Tier ist *rot*, hat die Farbe des Blutes, eines lästerlich zu vergießenden Blutes; es hat sich aus dem Blut der Sünde ein Gewand gemacht. Dieses Blut der Sünde, das das Tier umkleidet, erhöht den Glanz und die Anziehungskraft des Weibes. Die sieben Köpfe sind alle mit *lästerlichen Namen* angefüllt, die gegen die sieben Gaben des Heiligen Geistes gerichtet sind. Das Tier wirkt mittels des Weibes gegen jede einzelne dieser Gaben. Die sieben Gaben aufs Mal und jede einzelne für sich besonders werden durch das Zusammenwirken des Tieres und der Frau verunehrt.

Das Tier benötigt das Weib zu seiner Entfaltung. Die Ära, da das Tier allein ohne die Frau wirksam war, ist vorbei. Es ist, als sei das Gift jetzt nur in angewendeter Form wirksam. In der neuen Generation der Sünde lebt aber die alte Sünde weiter, ja, sie hat sich in ihr nur verjüngt. Scheinbar ist es jetzt die Frau, die das Tier beherrscht, in Wahrheit aber wirkt das Tier durch die Frau.

Weib und Tier werden in der Wüste getroffen. Die Wüste bedeutet vor allem Absonderung, jenen Ort und Zustand, in dem es keine Ablenkung gibt, wo die Sünde sich in ihrer Vollgestalt entfalten kann. So wird zugleich die latente und die aktive Sünde gezeigt: Latent ist sie als die nur angebotene, jederzeit mögliche. Man sieht das Weib sich nur anbieten, man sieht nicht den Akt der Sünde selbst. Aber das Latente ist so stark, daß es zugleich das Aktive ist. Das Weib hat so sehr den Willen zu sündigen, daß sie zur Vollbringung gar keines Partners mehr bedarf. Sie ist die absolute Vorsätzlichkeit der Sünde, die Entschlossenheit zur Sünde, die Lust, sündig zu werden. Das Weib lebt von der kommenden Sünde.

Trotzdem begibt sich das alles in der Wüste, das heißt in der Menschenleere. Das Weib ist keine einzelne Person, son-

dern die Potenz der Sünde. Sie gleicht einer Effigie¹. Sie ist die Zusammenfassung aller Möglichkeiten der Sünde im Tier und auf dem Tier. Daß hier die Frau als Inbegriff der Sünde erscheint, liegt nicht in ihrem Wesen als Frau (als ob die Frau sündiger wäre als der Mann); es hat seinen Grund darin, daß an der Frau die dämonische Parodie der Hingabe besonders deutlich gezeigt werden kann. Hier tritt die Wüste des Tieres und des Weibes in einen letzten Gegensatz zur Wüste der Versuchung des Herrn. Das Weib verführt selbst aktiv in seiner Wüste, es ist zum Ding des Teufels geworden, und in der Versuchung ist keine Trennung mehr möglich zwischen der Versuchung, die das Tier anbietet und der Versuchung, die die Frau ist. Beide bieten eine Einheit der Versuchung an, gegen die als letzter Gegensatz die Trennung zwischen dem Herrn und dem Teufel in der Wüste steht. In der Wüste gibt es keine Übergänge und Abschwächungen: man sieht das Ganze, und es ist unausweichlich. Es gibt keine Zerstreuung, nur das zeitlose Entweder-Oder. Das Weib auf dem Tier ist durch die Weite der Wüste und des Meeres, aus dem das Tier steigt, an keinen beschränkten Ort gebunden, auf nichts Begrenztes festzulegen. Es ist die nackte ewige Situation der Sünde. Es wird nicht nach dem Wann und Wie und Wie-oft der Sünde gefragt; es gibt nur das Überall, Stets und unter-allen-Umständen. Es gibt keine Erklärung, keine Entschuldigung durch die besondere Lage; nur die reine Steigerung der Sünde in sich selber.

17, 4. Das Weib war mit Purpur und Scharlach bekleidet und mit Gold, Edelsteinen und Perlen bedeckt. In der Hand hielt sie einen goldenen Becher, voll der Frevel und der Unsauberkeiten ihrer Unzucht.

¹ Über die Effigien wird in späteren Veröffentlichungen mehr zu sagen sein. A. d. H.

Das Weib ist mit allem geschmückt, was geeignet ist, ihre Reize noch zu erhöhen. Jede Frau darf sich schmücken, um ihrem Mann zu gefallen, sie darf ihre Schönheit besser zur Geltung bringen vermittelst des Schmuckes, den ihr Mann ihr dazu gibt. Ihr Schmuck hat seinen Sinn immer innerhalb ihrer Zugehörigkeit zu ihrem Mann. Dieses Weib nun schmückt sich mit allem, was als Schmuck denkbar ist, weil sie sich für alle Männer zugleich schmückt. Ihr Schmuck ist nicht die Betonung der Schönheit um der Liebe willen, sondern Maßlosigkeit um der Sünde willen. Irgendeinmal wird der Übergang gemacht vom Erlaubten zum Sündhaften, und dieser Übergang ist äußerlich nicht feststellbar. Man kann nicht sagen: es ist erlaubt, zwei Perlen anzulegen, drei wären schamlos. Aus dem Maßlosen aber wird das Maß sichtbar, das man hätte einhalten sollen.

Das Weib auf dem Tier ist wie ein Urbild. Und die Sünden aller Frauen, aller Menschen überhaupt, stehen rings um sie her wie Skizzen, Andeutungen, Entwürfe, stufenweise Annäherungen. Und gerade in den Sünden der Sinnlichkeit kann es schwer sein, den richtigen Maßstab zu finden. Ist es besser, frigid und so keusch zu sein, oder unkeusch aus Hingabe und Temperament? Oder Unreines zu tun, ohne es als Sünde zu wissen? Oder besser, es getan zu haben und es reuig zu bekennen, als nie um die Möglichkeit der Sünde gewußt zu haben? Im Gewirr solcher Fragen erweist sich die Beichte für uns als das große Regulativ. Sie ist die Norm und der Damm gegen die Sünde. Ohne sie würde das geschehen, was hier in der Wüste (wo keine Menschen sind) sichtbar ist: der unaufhaltsame Übergang von der geplanten zur ausgeführten, von der beginnenden zur vollkommenen Sünde. Die Wahrheit dieses Übergangs wird Johannes gezeigt. Er muß darum wissen. Er weiß sie aber nicht, weil er sie an konkreten Menschen gesehen hat, sondern weil ihm eine Schematik der Sünde vorgestellt wurde, die auf die Menschen anwendbar ist.

Das Weib hält einen goldenen Becher in der Hand. Er ist golden, als passend zu ihrem Schmuck. Das Gold läßt die Sünde heller erstrahlen. Der Engel, der die Vision erklärt, hielt früher selbst eine Schale, die mit dem Zorn Gottes gefüllt war, in der Hand. Die Schale des Weibes ist das Gegenstück zu dieser Schale. Aus ihr kann man die Entstehung des Zornes Gottes verfolgen, begreifen, daß Gott dem etwas entgegengesetzten muß. Die Schale des Weibes ist gefüllt mit allem *Frevel* und allen *Unsauberkeiten*: mit allem Erdenklichen, was gegen Gottes Gebot verstößt. Im Becher ist zusammengefaßt, was sie anbietet. Sie selber ist die lebendige Unzucht, in ihrer Schale aber bietet sie die Zusammenfassung aller Formen ihrer Unzucht nochmals an. Sie steht neben ihrer Schale wie die Theorie neben der Praxis.

17, 5. *Und auf ihrer Stirne war ein Name geschrieben: Geheimnis, Babylon die große, die Mutter der Huren und aller Greuel der Erde.*

Sie trägt ihren eigenen Namen an der Stirne, und dieser ist zugleich der Name der Stadt und der Frau: Eine einzige Sünderin genügt, um eine Stadt zu kennzeichnen. Indem sie den Namen der Stadt trägt, trägt sie den Namen der Unreinheit dieser Stadt. Man könnte ungezählte Frauen ihrer Art in der Stadt finden, sie selber ist wie austauschbar. Die Stadt ist groß und gilt als Mutter der Unreinen. Denn dort ist die Sünde der Unreinheit so verbreitet, daß jede jede ansteckt. Es gibt in der Stadt keine Abgrenzung der Sünde, wie es im Weib keine Sünde gibt, die nicht am Hervorbringen einer anderen Sünde wäre. So ist sie *die Mutter der Huren*. Alle *Greuel* und Unreinigkeiten der Welt lassen sich auf die Stadt Babylon zurückführen, und alle unreinen Frauen der Stadt sind gekennzeichnet durch das eine Weib auf dem Tier.

Geheimnis. Es ist das Geheimnis des Alten Bundes, das sich

im Neuen fortsetzt: das Mysterium der Ansteckung durch die Sünde, des weiterwuchernden Wesens der Sünde, das beim einzelnen Sünder nicht haltmacht, sondern auf die andern und die folgenden Geschlechter übergreift, so sehr, daß auch die Strafe Gottes bis ins dritte und vierte Glied treffen muß. Dieses Geheimnis der Ansteckendheit der Sünde lebt weiter und soll auch von Johannes als weiterlebend gesehen werden. Denn als solches wird es gezeigt. Johannes hätte sich mit dem Gedanken Trost schaffen können, daß es in Babylon wohl auch einige gute Frauen gab, die nicht durch dieses Weib verkörpert werden. Aber dieser Gedanke kommt durch das, was der Engel hier zeigt, nicht auf. Es geht um die Schau des Bösen ohne jede Beimischung. Die johanneische Sicht der Liebe wird für eine Zeit suspendiert; der Jünger wird bis zum Äußersten geführt, bis hart an den Abgrund. Er sieht die Sünde wie ein selbständiges Wesen von der Menschheit Besitz ergreifen. Wie die Sünde Adams genügte, um alle Menschen in die Sünde zu ziehen, so genügt diese als selbständig gedachte Sünde, um die ganze Stadt in der Sünde aufgehen zu lassen. Das wird als Geheimnis gezeigt, und es bleibt auch für den Sehenden — auch im Sinne des Alten Bundes aufgefaßt — ein Geheimnis.

Die Stadt ist wie das Gegenteil der Wüste. Die Wüste war Abstraktion und Konzentration; die Stadt ist immer neue Konkretion und Expansion. Es ist, als würde eine einzelne Kammer in der Stadt geöffnet, aber mit dieser einen sind im Grunde schon alle Kammern bloßgelegt. So wird die Wüste zur Stadt. Das eine Weib steht für alle Weiber, als die eine Sünde, die alle andern in sich hineinzerrt.

17, 6. Und ich sah das Weib betrunken vom Blute der Heiligen und vom Blute der Martyrer Jesu. Und ich geriet bei diesem Anblick in großes Staunen.

Johannes sieht die Trunkenheit der Frau, nicht nur infolge

der begangenen Sünde, der Lust nach neuer, der Genußsucht, die in ihr wohnt, sondern bewirkt durch das Blut, das auch für sie im Miterlösungswerk der Heiligen und Martyrer Jesu geflossen ist. Dieses Blut, das sie hätte reinigen, das ihr hätte helfen sollen, den Weg zu Gott zu finden, hat ihre Abkehr nur noch verstärkt, den Trotz der Unbekehrbarkeit geweckt und ihre Lust an der Unzucht gesteigert.

Sie kennzeichnet das Äußerste an Abneigung gegenüber dem christlichen Leiden. Diese kann beginnen mit der leisen Verachtung jener Kirche gegenüber, die einem unbequem ist, und von der man jetzt nichts wissen will, um nicht an Gott erinnert zu werden, und dann sich steigern zum vollendeten Haß, der in einer Art hysterischer Wut gegen das Heilige tobt. Das Weib läßt sich durch nichts abbringen oder beruhigen; das Blut läßt ihr keine Ruhe, sie hat das Bedürfnis, dieses Blut zu trinken, sie möchte die Zahl der Blutzegen gerne erhöht sehen, nur um ihre Trunkenheit noch mehr zu genießen, die wiederum ihrer Unzucht gesteigerte Möglichkeiten in Aussicht stellt. Das *Geheimnis* der sich durch die Generationen ausbreitenden Sünde hängt zusammen mit diesem Blut der Heiligen, das so mißbraucht wird, daß es dazu dient, noch mehr zu sündigen. Wie der Tod Christi den Spott der Sünder erst recht herausfordert, den er doch sühnen will, so hier das Blut seiner Heiligen und Martyrer.

Johannes gerät darüber *in großes Staunen*. Er hatte immer gewußt, daß die Heiligen und Blutzegen ganz innerlich beteiligt sind am Erlösungswerk des Herrn. Sein Staunen rührt davon her, daß er nicht begreift, wie auch das Gute, das für den Herrn Dahingegebene, dem Teufel so dienlich sein kann. Er hat die Überwindung der Sünde durch die Liebe des Herrn immer so lebendig gesehen, daß er der Wirkung der Liebe keine andere Grenze gab, als die ihr vom Herrn selber gegebene. Dieses Miteinbezogenwerden der Blutzegen in das Grenzenlose der Sünde ist ihm vollkommen unbegreiflich. Er

kommt mit seinem Verstand diesem Rätsel nicht bei, noch weniger mit seiner Liebe.

17, 7. Da sprach der Engel zu mir: Warum staunst du? Ich werde dir das Geheimnis des Weibes und des Tieres erklären, das sie trägt und das sieben Köpfe und zehn Hörner hat.

Der Engel, der im Namen Gottes redet, übersieht das Staunen des Johannes nicht. Er unterstreicht es vielmehr, um daran einen Anlaß für seine Erklärung zu nehmen. In diesem „Warum“ liegt kein Vorwurf, wohl aber verborgen das Versprechen der von Gott gewollten Sinngebung. Er wird erklären, was Gott über die Sünde seit Adam und jetzt noch zu erklären gewillt ist, er wird Johannes h i n t e r gewisse Geheimnisse der Erlösung führen. Er wird ihn einweihen in bisher völlig Verborgenes, in Verhältnisse, die vom irdischen Leben aus unfaßlich bleiben. Alle Visionen des Apostels bezogen sich bisher immer auf das Irdische, auch wenn sie im Jenseits geschaut wurden. Sie waren Erklärungen dessen, was sich auf Erden abspielt. Die Verlängerung des Sinnes der Vision ging immer wieder in der Richtung auf die Erde. Jetzt wird die Verlängerung zu Gott hin gezogen. Vorher waren die Nutzungen praktisch: aus allem konnte man die Lehre des Herrn, die er auf Erden vortrug, begreiflicher machen. Und alles wurde gezeigt in der Absicht, weitervermittelt zu werden. Jetzt soll Johannes anderswohin gestellt werden. Er soll in die Geheimnisse des Himmels Einblick erhalten, in die Alchemie Gottes gleichsam, in Dinge, die im Jenseits haltmachen, dort ihre letzte Auslegung finden. Bisher mündete alles immer wieder in die Kirche oder in die Herzen der Gläubigen ein (die ja zur Kirche gehören), sogar die höchsten Geheimnisse Gottes. Jetzt wird darauf nicht mehr Rücksicht genommen. Von dieser Vision, die schon im Jenseits spielt und ihre Anwendungsmöglichkeiten schon zur Genüge gezeigt hat, wird Johannes zurückgeführt in das Herz der Geheimnisse, in das

Dunkel Gottes, in das von Gott, was für uns scheinbar ohne praktische Anwendung bleibt. Die Zusammenhänge, die der Engel erklären wird, sind nicht solche, auf die man von der Welt aus durch irgendeine Kombinationsgabe stoßen könnte.

17, 8. Das Tier, das du gesehen hast, war und ist nicht mehr, und es wird wieder aufsteigen aus dem Abgrund und in die Verdammnis dabingehen. Und es werden staunen die Erdenbewohner, deren Namen nicht aufgezeichnet sind im Buche des Lebens von Anfang der Welt an, wenn sie sehen, daß das Tier war und nicht ist und wieder da sein wird.

Das Tier war und ist nicht mehr. Und doch hat Johannes es eben gesehen, nicht als ein solches, das unterging, sondern als ein solches, das lebte. Dennoch ist es schon eine ganze Zeit nicht mehr: *es war*. Es hatte eine Macht und ein Reich. Es war die Quelle einer Kraft. Die Kraft besteht weiter, aber die Quelle ist versiegt, das Tier ist nicht mehr. Und doch hat Johannes es lebendig gesehen, lebendiger als es je war, trotzdem es nicht mehr ist. Er hat es *im Geiste* gesehen, das heißt losgelöst von jeder Ichbezogenheit, in einem Auftrag, der ihm vorschrieb, das Tier so zu sehen, wie er es sah, obwohl es nicht mehr ist.

Zwei Wahrheiten bestehen also nebeneinander: das Tier ist nicht mehr, und Johannes hat im Geist des Auftrags das seiende Tier betrachtet. Und weil der Engel ihm diese Erklärung gibt, ist in Johannes schon jetzt für diesen scheinbaren Widerspruch zwischen gleichzeitigem Sein und Nichtsein des Tieres kein Staunen mehr. Er ist so sehr im Geiste Gottes, daß der Widerspruch überholt ist.

Das Tier muß aus *dem Abgrund steigen* und *in die Verdammnis dabingehen*. Das Tier, das nicht mehr ist, muß vom Abgrund heraufsteigen, um so den Weg der Verdammnis zu gehen. Es hat also, obwohl es nicht mehr ist, einen Weg zu gehen, einen Weg, dem es sich nicht entziehen kann, auf dem

es keine Möglichkeit des Ausweichens oder der Wahl gibt. Dieser Weg führt aus dem Abgrund heraus in die Verdammnis hinein. Und das Tier, das nicht mehr ist, wird diesen Weg gehen, es wird sogar identisch sein mit diesem Weg.

Und es werden staunen die Erdenbewohner, weil das Tier wieder erscheinen wird, nachdem es nicht mehr gewesen war. Es wird also in den Augen der Menschen eine Wiederverkörperung erleben. Es wird auferstehen als das Tier, das es war, bevor es nicht mehr war. Die Menschen werden dieses doppelte Werden des gleichen Tieres erleben, und sie werden es so erleben, als ob nicht die leiseste Änderung des Tieres in seinem zweiten Auftreten gegenüber dem ersten bestünde. Sie werden in diesem doppelten Leben, das doch nur eins zu sein scheint, etwas Klaffendes, etwas in sich selbst Lügendes sehen. Daß ein Wesen dasselbe sein kann, das es früher war, und dazwischen aufgehört haben sollte, zu sein, das widerspricht dem einfachsten Gesetz des Seins. Es ist eine Selbstaufhebung. Daher das Staunen.

Es staunen aber nur jene, *deren Namen nicht aufgezeichnet sind im Buche des Lebens von Anfang der Welt an*. Das Buch des Lebens, von dem hier die Rede ist, ist nicht das Buch der allgemeinen Prädestination, sondern jener besondern Erwählung, die die Geheimnisse Gottes im Geiste verstehbar werden läßt. Zu den hier Aufgezeichneten gehört Johannes gewiß, und doch hat auch er vorhin gestaunt. Er hat aber gleichsam nur akzidentell gestaunt, nur als Mensch, als einer, der, solange er irdischer Mensch ist, noch nicht vollkommen identisch sein kann mit seiner göttlichen Sendung. *Im Geiste* hat Johannes nicht gestaunt, weil er im Geiste derjenige ist, dessen Name seit Anbeginn im Buche des Lebens steht. Er hat als Mensch gestaunt. Es gibt Momente, da auch der Mensch, der die Sendung hat und lebt, sich des Vorhandenseins seines menschlichen Verstandes erinnert und die Sendung zu verstehen sucht, als der einfache Christenmensch, der er ist. Ist er ein Gesandter Gottes,

so kann er bisweilen so sehr in seiner Sendung leben, daß er nichts anderes mehr weiß als sie. Und dann aber kann er wieder „abgestellt“ werden auf die Ebene der übrigen Menschen. Er fällt damit nicht aus seiner Sendung heraus, denn auch das Abgestellt-werden gehört zu einem christlichen Weg. So wird Johannes innerhalb seiner Sendung vom Engel ins menschliche Staunen geführt, um jene verstehen zu lernen, die nicht-begreifend staunen.

Das *Buch des Lebens* ist das Buch des Geistes im Geiste. Es gibt solche — und Johannes gehört zu diesen —, die die Fähigkeit haben, Wahrheiten, die sich aufzuheben scheinen, nebeneinander bestehen zu sehen, weil Gott ihnen (innerhalb seines Auftrags in ihnen) seine eigene überragende Wahrheit vermittelt, ohne daß sie die bei Menschen sonst übliche Brechung erfährt. Sie erleben in von Gott bestimmten Zuständen etwas vom göttlichen Zustand; ihre sonst für die Aufnahme von Begriffen geformten Sinne erleben eine Steigerung, die ihnen erlaubt, aufzufassen, was den Menschen für gewöhnlich verborgen bleibt. Die Grenze ihres Verstehens, Vernehmens und Auffassens wird ins Jenseits hinein verschoben, womit nicht gesagt ist, daß sie je an der ganzen Wahrheit Gottes teilhaben. Sie haben einfach an einem Mehr von Wahrheit teil, jeder von ihnen in seiner Weise. So können zwei gleichgesinnte Menschen, die den gleichen Glauben teilen und dasselbe Erlebnis durchgemacht haben, beide vom gemeinsam Erlebten etwas anderes zu erzählen haben, je nach Gemütszustand und Art der Neigungen und Bedürfnisse. Aber das Erlebte wird sich in ihnen nicht konträr auswirken, sich nicht aufheben, sondern aufrunden, ergänzen. So könnten auch zwei Mystiker am selben Ort und im gleichen Augenblick eine Stimme aus der gleichen Richtung von gleicher Lautstärke vernehmen, und doch könnte es sein, daß beide dabei etwas sehr Verschiedenes erführen, weil Gott in der gleichen Manifestation beiden einen andern Teil seiner Wahrheit offenbaren könnte, die jenseitig ist und sich

nicht auf eine einzige Ebene zwingen und zurückführen läßt. Das *Buch des Lebens* ist hier also das Buch der Wahrheit Gottes, bezogen auf jene, die eine besondere Sendung haben, diese Wahrheit Gottes zu verstehen und zu verkünden. Das Leben, von dem hier die Rede ist, ist nicht das ewige Leben schlechthin, sondern jener Überschuß über das christliche Leben hinaus, der einigen verliehen wird, und der die jeweils neue Lebendigmachung des christlichen Lebens zum Sinn hat. Die ganze Apokalypse, in welcher Johannes so viele scheinbar unverständliche, ungeheuerliche Bilder vermitteln muß, die die einfachen, schönen Linien seines Evangeliums zu verwirren scheinen, ist doch nichts anderes als eine aus dem Dunkel der Lebendigkeit Gottes hervortretende neue Lebendigmachung der johanneischen Liebe. In diesem Sinn steht er im Buch des Lebens. Diese je-neue Lebendigkeit steht gegen jedes simplistische Erklären der Wahrheit Gottes. Es wäre möglich, daß aus einer einzigen Offenbarung Gottes soviel Tiefen herauszulesen sind, als Aufnehmende sie empfangen. Nie ebnet sich die Erklärung und Auslegung der Wahrheit Gottes im Sinn des Menschen; sie bleibt für die Erdenbewohner ein Gegenstand des Staunens. So mußte Johannes selbst staunen, daß das Blut der Martyrer dazu dient, das Weib trinken zu machen. Keine Erklärung ruht und erschöpft sich in sich selbst so, daß sie nicht neue Lebendigkeit zuließe, weitere Perspektive sich öffnen ließe, auch nachdem sie schon als gültige Auslegung erging.

17, 9a. Das ist der Verstand, der die Weisheit in sich hat.

Der Verstand, der dazu dient, die Weisheit zu behüten, aber zu behüten in einer lebendigen Form, die sich unter Umständen durch die Weisheit selbst wieder sprengen und erweitern lassen muß. Auch dieser Satz ist gegen die simplistischen Deutungen der Wahrheit Gottes gerichtet. Kein Verstand, der bloßer Verstand ist, versteht sie, sondern nur der Verstand, der

von der Weisheit befruchtet ist, der lebendig ist und sich der Lebendigkeit der Weisheit hingibt, der sich also nicht selber genügt, sondern sich öffnet, und zwar nicht nur dem, was von außen kommt, sondern auch dem, was in ihn hineingelegt wurde. Der somit letztlich bereit ist, zuzugeben, daß in ihm, dem Verstand, Unverstandenes sich noch birgt, daß also das Eigene vom Eigenen übertroffen wird, weil jedes Eigene, Form wie Inhalt, von Gott gegeben wurde, durch Gott ein Leben erhalten hat, das nur von Gott verwaltet und bestimmt werden kann.

17, 9b. Die sieben Köpfe sind sieben Hügel, auf denen das Weib sitzt, und sie sind sieben Könige.

Die Köpfe *sind* Hügel. Sie *w e r d e n* nicht zu Hügeln. Das Wesentliche aber ist ihre Zahl, die unweigerlich zurückführt zu den Gaben des Heiligen Geistes, die das Weib als Thron benützt, um ihre Unzucht zu treiben. Sie macht sich die Zahl der Gaben dienstbar, um sie zu überwinden, der Gaben, die verkörpert werden durch die Köpfe, die zugleich Hügel sind. Für das Weib gibt es keinen Unterschied zwischen Köpfen und Hügeln. Die Ausdehnung des Weibes ist derart, daß von ihm aus gesehen Köpfe und Hügel gleiche Bedeutung haben. Eine Stadt kann ebensogut auf sieben Hügeln sitzen als eine Frau auf sieben Köpfen. Und Babylon ist ja Weib und Stadt.

Die Köpfe sind aber auch *sieben Könige*, sieben Besitzer der Macht, sieben Verheißende, Herrscher, die nicht im irdischen Sinn Könige sind, sondern durch das, was ihre Macht ausmacht, durch ihren Glauben. Sie haben eine Botschaft mitbekommen, die sie weiterzugeben haben. Sie haben eine Macht inne, die, richtig gesehen, keine diesseitige ist. Aber in ihrem Leben verwandeln sie die erhaltene Botschaft in ihre eigene Botschaft, die Macht, die sie im Namen Gottes des Vaters ausüben sollten, in eine eigene Macht. Und ihre Königreiche, die als Vorläufer des Reiches Gottes hätten dienen sollen, be-

trachten sie als eigene Reiche. Wie die Köpfe zunächst eine enge Beziehung zu den Gaben des Geistes haben, ihnen aber gleichzeitig entgegengestellt sind, so stellen sich die Könige, die eine Botschaft von Gott hatten, im Laufe der Zeit gegen Gott. In ihnen und durch sie wird das Böse gewirkt, wo die Möglichkeit des Guten bestanden hätte. Da die Siebenzahl auf den Geist zurückgeht, war es zu Beginn nicht entschieden, daß sie gegen den Geist angehen würden. Erst im Verlauf ihres Erscheinens werden ihre Reiche zu Gegenreichen, gegen die Sendung gegründet und ausgeführt. Immer kann man ihre Gründung zurückführen auf eine gegen eine bestimmte Gabe des Geistes aufgestellte Macht. Die sieben Köpfe verkörpern den dem Heiligen Geist entgegenstehenden Geist. Die Könige verkörpern eine konkretere Macht. Jeder König gründet gleichsam ein Reich, dessen Macht einem gegen eine bestimmte Geistesgabe gerichteten Willen entspringt. Man könnte einen Orden gründen als sichtbaren Exponenten einer bestimmten Gabe des Geistes, etwa der Frömmigkeit. Ebenso gut kann man im Namen eines Kopfes des Tieres ein Reich gründen, das mit viel mehr äußerer Macht ausgestattet wäre und dessen Ziel es wäre, gegen die Frömmigkeit zu kämpfen.

Die Könige waren vorgesehen, um das Gute zu tun; sie sind aber von ihrer Bestimmung abgefallen. Im Rahmen ihres unerfüllten Auftrags sind sie Gott um so tiefer entfremdet worden. Wäre ihre Sendung nicht so konkret gewesen, so wäre ihr Abfall nicht so gewaltig. Bei Geringeren wird es, wenn sie ihre Sendung verpaßt haben, still um sie herum; sie werden irgendwie fallen gelassen, ohne daß breite Kreise in ihren Abfall hineingezogen werden. Ihr Leben verflacht, versandet, verholzt. Bei den Königen bewirkt der Abfall dagegen großen Aufruhr und Skandal. Das Weib sitzt auf ihnen: sie beherrscht sie, ist ihrer mächtig, und ihre Unzucht bringt Dinge zustande, die ohne sie nie zutage getreten wären. Alle diese konkreten Reiche der Sünde werden durch sie noch außerdem zu Reichen

der Unzucht. Die Unzucht wird zum Band, das die sieben Könige unverbrüchlich miteinander verknüpft. Der Ort der Unzucht ist der Ort, an dem sich jeder von ihm behaglich und zu Hause fühlt: die Trunkenheit der Frau, die trunken ist vom Blut der Heiligen und Martyrer wirkt auf die Könige und zieht sie in denselben Rausch hinein.

17, 10. Fünf von ihnen sind gefallen, einer ist noch, und ein anderer ist noch nicht erschienen, aber wenn er erscheinen wird, wird er nur kurze Frist bleiben.

Die fünf Gefallenen haben im Namen des Bösen gewirkt, sind aber mitsamt ihrer Wirkung dahingeschwunden. Sie haben ihre Zeit gehabt und ihre Macht verloren. Fünf sind es; die große Mehrheit ist also besiegt worden. Einer lebt, wirkt weiter, lebt als das Böse, und durch ihn verbreitet sich das Böse. Es wurden also böse Kräfte besiegt, aber die Kraft des Bösen als wirkende lebt noch. Das Entschwundene ist endgültig dahin, aber anderes lebt, und anderes steht noch aus; die Entstehungskraft des Bösen ist nicht versiegt. Es gibt eine Quelle des Bösen, und auch wenn die Hauptzahl ihrer Flüsse versiegt ist, so lebt doch die Quelle noch fort. Aber ihre Frist wird kurz sein: das Kommende bleibt übersehbar. Und weil man gegen Entstehendes besser kämpfen kann als gegen Bestehendes, deshalb wird über die Zeit des noch Lebenden nichts gesagt, nur über die des Kommenden.

Die sieben Könige stehen gegen die Erlösung: sie sind die Nichterlöstseinwollenden, die in ihrer Sünde Verharrenden. Sie müssen überwunden werden, ohne daß der Erlöser sie erlöst. Erlösen könnte er sie nur, wenn sie sich erlösen lassen wollten. Aber der Macht des Bösen in ihnen wird ein Ende gesetzt, nach und nach, weil der sechste noch lebt und der siebente noch kommen wird. Der Kampf kann nicht mit Liebe geführt werden, denn mit Liebe ist ihnen nicht beizukommen. Die Siege, die über sie erfochten werden, sind Siege gegen den

Teufel, bei denen das Erlösungswerk des Herrn eine Rolle spielt, sofern der Sieg als solcher auf ihn und die in der Kirche Mitkämpfenden und Miterlösenden zurückgeht. Aber bekehren läßt sich das Böse nicht, es kann nur sein Ende heraufgeführt werden. Das ist das beste, was geschehen kann. Sofern die Gesinnung der Könige teuflisch ist, werden sie in Ewigkeit bestraft, aber ihr böses Werk kann sich nicht mehr auswirken.

17, 11. Und das Tier, das war und nicht ist, ist selber der Achte, und es ist aus den Sieben und fährt hin zur Verdammnis.

Der Engel erklärt nun das Wesen des Tieres, das zur Sieben gehört, wie der Leib zum Kopf. Der achte König ist das Tier; es besitzt die sieben Köpfe, die die sieben Könige sind, es gehört also notwendig zu ihrer Zahl und bildet doch wieder ein eigenes Wesen, das war und nicht mehr ist, das wiederkommen wird, um ins Verderben zu gehen.

Währenddem das Tier, der achte König, jetzt nicht mehr ist, lebt es doch in seinen Köpfen weiter, wie ein Erzeuger, der verschwunden wäre, Kinder hinterläßt, die in seinem Namen das von ihm Übernommene verwalten und vermehren. Seine Macht bleibt, auch wenn er selbst nicht mehr ist; nicht nur als eine Tradition, die unter Umständen ersterben könnte, sondern mit einer neuen Kraft, verkörpert durch die frische Vitalität der Nachkommen. Sie zersplittern ihr Streben nicht; dieses Streben wird vielmehr immer wieder zusammengerafft, um in dieser Einheit *das Tier, das war und nicht ist*, wieder auferstehen zu lassen. So ist eine Regeneration des Bösen möglich. Wie wenn ein Weiser sieben Schüler hätte: sie tragen seinen Geist und seine Botschaft in die Welt hinaus und potenzieren so seinen Einfluß, obwohl jeder Schüler die Lehre in seinem eigenen persönlichen Geist darstellt. Kommen sie aber wieder bei ihrem Meister zusammen, so nicht, um ihn nun

ihrerseits zu belehren, sondern in der Einheit seines Geistes und um von ihm neuen Geist, neue Anregung zu empfangen und sich in ihm zu regenerieren.

Das Tier, das zur Verdammnis fährt, führt die andern zur Verdammnis. Ob es selbst dabei ist oder nicht, ob es lebend den Weg vor den sieben andern geht, oder ob nur das Beispiel, die Ansteckendheit des Bösen in seinem Namen den Weg geht und letztlich selber zum Weg wird, ist insofern gleichgültig, als sicher die nachfolgenden Köpfe, die zu ihm gehören, den Weg gehen werden. Wir begehren immer nach einem Abschluß; mit unseren natürlichen Augen sehen wir wohl Geburt und Tod eines Menschen, als Rahmen seines Lebens. Und wir meinen, wenn dieses Leben weiterwirke, so könne es nur durch die Erinnerung der Nachfolgenden diese Wirkung ausüben, durch die Pietät etwa, die das Vermächtnis des Verstorbenen weiterstrahlen läßt. Erst durch unser übernatürliches Leben im Glauben wissen wir, daß ein Mensch mit seinem Tod nicht gestorben ist, sondern weiterwirken kann und auch tatsächlich wirkt, unabhängig von der Erinnerung der nach ihm Lebenden. Sein Leben bleibt auch im Tod ein Leben, und wenn der Engel es auch jetzt am Bösen zeigt, so kann er das doch nur, weil Johannes das Gute begriffen hat, daß die Wirkung des Herrn in ihm weiterbesteht, auch dann, wenn Johannes sich einen Augenblick nicht daran erinnern würde.

Das Böse geht den Weg der Verdammnis. Es kann nicht im Sinne einer Erlösung besiegt werden, denn der Teufel ist unerlösbar. Nichtwollende Menschen können von der Gnade des Erlösers dazu gebracht werden, die Gnade zu wollen, weil der Erlöser in der höchsten Schwäche der Passion passiv den Weg ging, den er als Mensch nicht mehr aktiv gehen konnte. Sein Bereitschaftswille will immer, was der Vater will, er ruht in der Kontemplation des Vaters, auch dann, wenn das Aktivienschliche an ihm sich so sehr verschenkt hat, daß er darüber

nicht mehr verfügen kann. Wenn der Sünder sich in seiner vordergründigen Aktivität gegen die Erlösung sträubt, so gibt es doch ein Innerstes in ihm, das dem Herrn und seiner Gnade nicht restlos verschlossen ist. In dem Zustand, in dem wir uns nicht besitzen, sind wir des Herrn. Der Teufel dagegen hat keinen solchen Zustand; alles in ihm, Bewußtes und „Unbewußtes“, jeder seiner Zustände ist Gott entgegengesetzt. Und als er sündigte, fiel er in das hinein, was er selber schuf, was nicht Gottes Schöpfung war: in das Böse, das noch nicht existierte, und mit diesem Bösen identifiziert er sich selbst. Der Mensch dagegen fiel in ein Böses, das schon vor-existierte und das der Teufel war.

Das Tier ist in seinem ersten und zweiten Leben sich selber gleich, obwohl mitten in sein identisches Leben der Tod hineinfällt. Im erlösten Menschen folgen sich ebenfalls ein erstes und ein zweites Leben, und dazwischenhinein fällt sein Tod in Christus. Für die natürlichen Augen sind auch sein erstes und sein zweites Leben kaum unterscheidbar. In der Wahrheit des Glaubens aber wird durch den Tod sein erstes Leben von Grund aus verwandelt. Für das Tier bedeutet sein Tod keine Erlösung; für den Christen dagegen wird der Übergang vom ersten zum zweiten Leben zum erlösenden Sterben, mag dieser Übergang innerhalb des Diesseits sich vollziehen — als Bekehrung —, oder mag er als endgültiger jenseitiger Übergang verstanden werden: als totale Erlösung von der Sünde zu Gott hin. Für das Tier gibt es keine Konversion; würde man seinen Leib töten, so würde es in seinen Wirkungen unvermindert weiterbestehen, obwohl es nicht mehr wäre; es behielte die Fähigkeit, sich wiederzubegeben. Die Wiedergeburt des Christen liegt in Gott: er braucht gar nicht sein irdisches Leben zu leben, um zu sein und wirken zu können. Er kann seine Sendung auch in Gott verborgen erfüllen und Gott kann durch ihn wirken. Vom Augenblick an, da Gott einen Menschen vorgesehen hat — ob er nun erst am Kommen

ist oder auf Erden weilt oder schon wieder dahingegangen ist —, sobald er in Gottes Absicht ist, ist er.

Der Engel erklärt das Wesen des Bösen, und bei dieser Erklärung lenkt ihn die Stimme Gottes. So geht es in dieser Erklärung um Höchstes und Äußerstes; das Mittelmäßige zwischen Gut und Böse wird irgendwie übergangen und ausgeschaltet. Darum wird es möglich, Parallelen zwischen dem absolut Guten und dem absolut Bösen aufzustellen, in ihrer Daseins- und Wirkungsweise. Gott und der Teufel stehen sich seit Urzeiten gegenüber, der Mensch steht zwischen beiden schwankend in der Mitte. Diese Stellung kennt Johannes, sie braucht hier nicht erklärt zu werden; die Gesetze dieses Schwebens und Strebens brauchen hier nicht eigens beschrieben zu werden.

17, 12. Und die zehn Hörner, die du gesehen hast, sind zehn Könige, die ihr Reich noch nicht empfangen haben, aber sie erlangen mit dem Tier zusammen eine Stunde lang Macht wie Könige.

Die zehn Hörner sind zehn Könige, deren Schicksal noch unsicher ist. Sie sind zu Königen auserkoren, aber üben ihre Macht noch nicht aus, weil sie von ihr noch keine Vorstellung besitzen. Sie sind Gesandte, die ihrer Sendung noch nicht bewußt geworden sind, Auserwählte, die ihre Auserwählung nicht ahnen, Kommende, die von einer Bewegung in sich nichts verspüren, werdende, sich entwickelnde, mit allen Möglichkeiten der Stellungnahme. Eines besitzen sie jetzt schon: den Willen zu irgendeiner Macht, die Lust darnach, den Ehrgeiz, etwas zu werden. Obwohl sie innerhalb einer bestimmten Bahn sich befinden, kennen sie doch diese Bahn noch nicht, sie ist ihnen beinahe unwichtig; was sie einzig begehren, ist Geltung und Macht. Doch diese haben sie noch nicht erhalten, weil in ihnen eine letzte Freiheit der eigenen Gestaltung, vielleicht sogar der eigenen Hingabe offen gelassen wird. Vorläufig wollen sie

sich noch nicht entscheiden, weil sie mit Sicherheit nur das wählen wollen, was ihnen den größten Erfolg verspricht.

Zu dieser Macht gelangen sie dann, wenn sie eine Stunde mit dem Tier verbringen. Im Augenblick ihres Zusammenstreffens mit dem Tier begeben sie sich unter seinen Einfluß und lassen sich von ihm besitzen. Ihre Bereitschaft, die Macht zu erlangen, ist so groß, daß sie im Tier, in seinem Einfluß, nichts weiter sehen als die erreichte Gelegenheit, sich zu entfalten.

Ihre Zahl ist zehn, wie die Zahl der Hörner. Es sind zehn Könige auf sieben, die vorher da waren. Jeder der Köpfe bekommt also ein Horn, und drei Köpfe ein zweites dazu. Sie sind über die sieben vorhergehenden gestellt, und zwar insofern als sie etwas besitzen, was den andern abging: die Gelegenheit einer Wahl und Entscheidung. Aber diese wird in ihnen übertroffen durch ihre Liebe zur Macht. Schließlich entscheiden sie sich nicht mehr selber, es sind nicht sachliche Gründe in ihnen, die die Wahl entscheiden, sondern allein der Wille zur Macht: ein mittelmäßig Böses, das sie zum ganz Bösen treibt. Es ist, als wären sie zunächst nur gegen das Böse hin geneigt, ohne ihm ganz anheimzufallen. Der Fall erfolgt aber, sobald sie mit dem Tier zusammengeraten. Die Verbindung mit dem Tier geschieht durch die sieben vorigen Könige: die Köpfe bedeuten letztlich die Verbindung zum Bösen hin. Als wäre in den Köpfen die Entscheidung zum Bösen je schon gefallen (sie fiel ja nicht, sondern war von vornherein da), und als würden so die Hörner dazu gebracht, nun ihrerseits den Weg der Verdammnis zu gehen.

Eine Stunde lang sind sie mit dem Tier zusammen: eine kurze Spanne genügt, um sie endgültig zur gleichen Verdammnis zu bringen. Diese Stunde, die der Engel dem Johannes in der Verdammnis der Könige zeigt, ist die Stunde, die Johannes schon kannte. Von seiner Berufung her, die ihn endgültig zum Herrn gebracht hat. Die Apostel waren, als sie zum

Herrn traten, frei zu etwas hin; und der Herr schenkte ihnen in dem kurzen Zusammensein mit ihnen die Möglichkeit, ihn zu wählen, und sie trafen in Freiheit die Wahl, obwohl der Herr sie bereits gewählt hatte. Das Tier dagegen drängt den Königen seine Wahl auf. Sie sind durch ihren Willen zur Macht schon gekettet, schon unfrei.

17, 13. Diese verfolgen den gleichen Plan, und sie stellen ihre Macht und Gewalt dem Tier zur Verfügung.

Sie leben mit den gleichen Absichten und Wünschen und verschenken das, was ihren Wunsch ausmacht, ihren Willen zur Macht, dem Tiere. Sie übergeben das Ihrige dem Tiere, damit es sich im Tier entfalte. Sie geben es nicht dahin, um davon befreit zu sein, sondern um es verstärkt, ausgiebiger, reicher zurückzuerhalten. Sie leihen es nicht nur, sie schenken es. Sie wollen sich im Tiere selber verwandeln und vergrößern. Es soll dort zu dem gedeihen, was sie selber nicht in der Lage wären, aus sich zu machen. Sie schenken es erst, nachdem sie es selbst erhalten haben: sie erhalten es mit dem Tiere zusammen und geben es ihm, um es zurückzubekommen. Wiederum liegt in ihrem Tun eine Parallele und Parodie zum christlichen Leben. Denn auch der Christ wird ein Glaubender erst, wenn er dem Herrn begegnet, und er hinterlegt im Herrn, was er in sich besitzt und empfangen hat, um es vom Herrn als Eigentum des Herrn zurückzuempfangen. Nur die Absicht ist entgegengesetzt.

17, 14. Sie werden gegen das Lamm kämpfen, und das Lamm wird sie besiegen, denn es ist der Herr der Herrscher und der König der Könige, und mit ihm zusammen die Berufenen, die Auserwählten und die Getreuen.

Die Könige werden gegen das Lamm kämpfen; und sie

werden den Kampf darum aufnehmen, weil sie in ihrem Machtdünkel der Meinung sind, jede Macht gehöre ihnen. Und wenn sie im Leben des Glaubens Züge entdecken, die ihnen ähnlich sind, so empfinden sie diese als herausfordernde Nachahmung, die sie nicht hingehen lassen können. Ihre Forderung zum Kampfe ist eine absolute. Es genügt ihnen zu sehen, daß Glaubende um das Lamm herum versammelt sind, um darin eine Bedrohung zu sehen, eine Summierung der Willen, Absichten und Befugnisse der Glaubenden zu befürchten. Den Glaubenden gegenüber haben sie das Gefühl, daß ihre Macht nur im Kampfe bewiesen werden kann. Das Tier in ihnen, seine Macht in ihnen nimmt den Kampf gegen das Lamm auf. *Und das Lamm wird sie besiegen*, es besiegt sie dauernd in einem Kampf, dessen Anfang sie selber gesetzt haben, dessen Ende aber vom Lamm gesetzt wird. Es besiegt sie, weil es der *Herr der Herrscher und der König der Könige ist*, weil also das Lamm eine einzige Macht kennt: die vom Vater verliehene, die zur Verherrlichung des Vaters dient und in der Verherrlichung des Vaters sich selbst übertrifft. Denn die Liebe des Vaters kann durch nichts als durch sich selbst übertroffen werden. So trägt sie in sich selbst, in ihrem Wesen, das Unterpfeiler dafür, daß keine andere Macht gegen sie aufkommt. Diese ganze Macht verwaltet der Sohn im Auftrag des Vaters, dafür aber wird er durch den Auftrag des Vaters die Stelle erhalten, die er innehat: *Herr der Herrscher und König der Könige* zu sein, und demnach von vornherein mächtiger zu sein als die gegen ihn antretenden Könige. Er trägt den Sieg über sie in sich selber, in seiner eigenen Macht geborgen.

Aber er siegt nicht allein. Mit ihm zusammen siegen *die Berufenen, die Auserwählten und die Getreuen*. Die *Auserwählten* sind die, die von vornherein den Weg des Herrn gehen, die nie einen andern Weg gekannt haben, die innerhalb seiner Erwählung aufgewachsen sind, für die die Sendung schon angenommen war, noch bevor sie bewußt ihr Ja dazu

gesprochen haben: die Mutter des Herrn zum Beispiel, die von Geburt an angenommen hat, noch bevor sie wußte, daß und was sie annahm. Ihr Jawort ist eine Bestätigung, daß sie nie etwas anderes wollte, als was Gott will. Dann gibt es die *Berufenen*, die scheinbar einen wahllosen Weg gehen, ein planloses Leben führen, im mehr oder weniger Guten oder auch im Sündhaften, bis sie plötzlich den Ruf vernehmen, aus heiterem Himmel, obwohl sie vielleicht schon vorher in einer Art Vorberufung lebten, und nun alles umstellen müssen, um dem Herrn zu folgen. Und schließlich die *Getreuen*: es können Auserwählte und Berufene darunter sein, aber ihre Mehrzahl wird von solchen gebildet, die keine besonders geprägte, differenzierte Sendung haben, sondern einfach dem Herrn treu sind. Sie verleugnen den Herrn nicht, sie stehen mit ihren schwachen Kräften zu ihm, innerhalb eines kleinen Weges. Ob aber Auserwählte oder Berufene oder Getreue sich dem Herrn hingeben, sie gehören alle zu den Mitkämpfenden, Miterlösenden von dem Übel, und der Herr bedient sich ihrer in seinem Kampf.

Das Tier nimmt die Macht aller entgegen, um sie ihnen als böse Macht zurückzugeben. Das Tier hat selbst sein Interesse daran. Der Herr dagegen bedient sich aller, die wahrhaft an ihn glauben und einen Willen zur Hingabe haben, nicht nur, um das Böse zu bekämpfen, sondern auch, um sie in seiner Rückkehr zum Vater als seine Mitarbeiter, die mit ihm zusammen gekämpft haben, zurückzubringen.

17, 15. Und er sprach zu mir: Die Wasser, die du gesehen hast, auf denen die Hure sitzt, sind Völker und Massen und Stämme und Zungen.

Der Engel erklärt weiter, und Johannes betont dieses immer neue Eingreifen des Engels. Er will nicht, daß man sein Erlebnis als eine persönliche Schau, die ihm widerfuhr, auslege, die vielleicht plötzlich in unsern Augen der Sachlichkeit ent-

behren könnte. Er muß immer wieder daran erinnern, daß Gott durch den Engel zu ihm spricht.

Visionen von einer solchen Breite wie diese — denn seit der Führung in die Wüste befindet sich Johannes noch immer in der gleichen Schau — pflegen in ihrer Abfolge eine Art mitnehmende Wirkung zu haben, auch wenn der Schauende im Geiste schaut, nämlich in der (vorher geschilderten) visionären Kontemplation, in der er eine höhere Freiheit und Bewußtheit wiedererhalten hat. Er braucht dennoch, um immer neu auf seinen Standpunkt des sachlich Schauenden gestellt zu werden, die genaue und objektive Auslegung durch den Engel, die zugleich das Zeitmaß angibt. Im Schauenden kann eine solche geistige Hingabe liegen, daß er bereit wäre, sich ganz dem Geschauten hinzugeben. Würde er sich aber hinreißen lassen, so könnte die Aufgabe geschädigt werden: er würde gleichsam zum Mitspieler dessen, was er sieht, und würde dann in der Mitteilung des Geschauten weniger exakt und objektiv schildern können. Er würde es unwillkürlich wie etwas beschreiben, woran er subjektiv beteiligt war. Um dieser Gefahr vorzubeugen, erinnert man Johannes daran, daß Gott durch den Engel mit ihm redet, daß also auch dort, wo er erklärt, seine Erklärungen so wenig wie das Geschaute von ihm stammen oder mit ihm etwas zu tun haben.

Die Rolle, die der Engel hier innehat, wird in der Kirche der Beichtvater einnehmen. Er wird sich vor nichts mehr zu hüten haben, als die Erlebnisse eines Beichtkinds, das einen mystischen Zustand erfahren hat, ins Licht des Interessanten zu rücken. Würde er beginnen, es auszufragen, was es „erlebt“ hat, wie ihm selber dabei zumute war, dann würde es im Gehorsam seinem Wunsch zu entsprechen versuchen und dabei immer mehr seine subjektiven Zustände wichtig nehmen und beschreiben. Dagegen verlangt der Auftrag Gottes, daß einzig der Inhalt geschildert und weitergeleitet werde. Der Zustand des Johannes in der Vision ist völlig unwichtig und wird auch

gar nicht eigens in Betracht gezogen. Einen Schauenden nach seinen Zuständen ausfragen, kann alles verderben und eine Verführung sein.

Freilich hat Johannes vorher berichtet, daß er beim Anblick des Weibes gestaunt habe. Aber er hat es innerhalb seines Auftrages getan. So kann es wohl auch vorkommen, daß ein Mystiker einen Zustand hat, den er zu schildern hat, weil dieser selbst ein Teil seines Auftrags ist. Aber der Engel holte Johannes sofort aus seinem Zustand heraus, da er ihn frag: *Warum staunst du?* Du wirst und sollst nicht mehr staunen. Es ist natürlich viel leichter, Zustände zu schildern und Empfindungen aufzuzeichnen, als die Aufträge wiederzugeben, die Gott weiterzuleiten befiehlt. Und es ist selbstverständlich, daß alles Übernatürliche für jeden herrlich und staunenswert ist. Aber gerade weil es übernatürlich ist, ist es nicht dazu gegeben, den Staunenden innerhalb der Kontemplation Gottes zur Kontemplation seiner selbst zu führen. Alles muß sich rein im Auftrag bewegen, der das Maß für alles angibt. Jeder Machtwille von Seiten des Beichtvaters, der mehr oder anderes erfahren will, als was im Auftrag beschlossen liegt, kann nur verderblich sein. Er könnte diesen Willen, über die Sendung hinaus zu wissen, nur dem Machtwillen der Könige und des Tieres entlehnen. Das Tier und die Könige stehen dem Herrn und seinen Auserwählten gegenüber. Beide Gruppen ergänzen sich so, daß der Machtwille der Könige gesteigert wird durch den des Tieres, der Hingabewille der Treuen durch die Hingabe des Herrn, die Sendung des Johannes durch die Stimme Gottes im Engel, und analog dazu die Sendung des Mystikers durch den Beichtvater, indem hier alles immer weitergegeben werden muß im Sinne der Sendung. Johannes muß Gott das Seinige übergeben im Sinne der Stimme. Der Beichtvater muß vom Schauenden empfangen, was dieser geben muß, um es zu Gott zurückzuführen; ihre beiden Sendungen und Aufgaben schneiden sich an einem von Gott selbst scharf umrissenen

Punkt, und um diesen Punkt zu treffen, müssen beide ihrer reinen Werkzeuglichkeit bewußt sein. Beide müssen von ihrer Persönlichkeit durchaus abstrahieren, damit es zu keiner persönlichen Anpassung kommt, vor allem nicht des Schauenden an die Wünsche des Beichtvaters. Wenn dieser falsch insistiert, wird jener entweder versiegen oder falsch projizieren. Eine Anpassung ist wohl notwendig, aber keine persönliche, sondern eine ganz sachliche, wie sie in der Führung durch Gott eingegriffen ist: eine beiderseitige, immer neu suchende Anpassung an den Willen Gottes. Der Beichtvater muß auf Grund von Gebet und Studium eine Art Vorwissen besitzen, das von den Visionen, welcher Art ihr Inhalt auch sein mag, nicht umgestoßen werden kann, und das genügt, um die rechte Unterscheidung zu treffen und nicht auf die subjektiven Zustände des Schauenden, sondern auf die der Kirche und des Herrn einzugehen. Zwischen dieser im Vorwissen des Beichtvaters liegenden Erwartung und der Schau selbst liegt eine objektive Ergänzung, deren Einheitspunkt ganz in der Sendung Gottes liegt. Durchsichtigkeit des Schauenden und Führung haben einander zu ergänzen, auch was die Auffassungsweise und etwa notwendig werdende Deutung betrifft. Ist der Beichtvater auf Sensation aus, so wird ihm der Schauende gerade aus Gehorsam entgegenkommen und alles wird verdorben. Bleibt er aber ganz objektiv, so wird auch der Schauende, selbst wenn es ihm schwer fällt, objektiv bleiben.

Die Durchsichtigkeit des Schauenden ist sein Versuch der Hingabe an den Herrn; sie ist daher ein vorwiegend weibliches Geheimnis, das ergänzt wird durch die mehr männliche Führung. Aber der Einheitspunkt beider liegt einzig im Auftrag, der das allein Wichtige und Wesentliche an ihrer Zuordnung ist. Indem der Engel mit seinem „Komm“ ganz objektiv den schauenden Johannes in die Schau hineinführt, erledigt er sich selbst seines Auftrags. Er bewirkt nicht die Schau, er ergänzt sie aber im Sinne einer immer neuen objek-

tiven Deutung der Schau. Zum Auftrag des Johannes hingegen gehört es, die Deutung des Engels im Sinne des Auftrags Gottes zu sehen. Schwiege der Engel, so hätte Johannes das Geschaute vielleicht anders aufgefaßt und gesehen. Die Stimme Gottes im Engel bringt beide dazu, die richtige Deutung des Gesehenen zu erlangen. Diese deutende Stimme ist keine Beeinflussung des Sehenden durch den Führenden — in dem Sinne etwa, daß der Schauende auf Grund seines „Unterbewußtseins“ das sähe, was der Führende von ihm erwartet oder was er von diesem gehört hat —, sondern beide finden sich auf einer objektiven Linie in Gott, wo ihr gemeinsames Streben einander zugeordnet wird.

Johannes ist im Geist in der Wüste, also in der Einsamkeit. Er hat während der Visionen der Apokalypse keinen Kontakt mit der irdischen Kirche. Er wird für diese Aufgabe gleichsam herausgeschält, seinem Alltag entfremdet, auch seinem Apostolat, sogar seiner sonstigen Hauptaufgabe: der je neuen Vermittlung der Liebe. Und so scheint er einen Teil, einen beträchtlichen vielleicht, seiner Zeit und seiner Gaben dem evangelischen Sinn seines Lebens zu entziehen. Ja, er entzieht sich selbst, weil er sich doch von dem, was er schaut, willig formen läßt. Aber in dieser Einsamkeit liegt nicht nur die Ermöglichung der jetzigen Schau, die durch nichts anderes abgelenkt werden soll, sondern auch eine Art persönlicher Auftrag an ihn als Menschen. Er wird geschont. Er soll, um ganz auf die Stimme des Engels horchen zu können, einsam sein dürfen. Er kann die Geschäftigkeit, den Lärm und Betrieb des Apostolats, das Hin und Her mit den Menschen nicht auch noch gleichzeitig hineinnehmen. Es würde die menschliche Kraft übertreffen. Auch der Herr in der Wüste war einsam, um in der Versuchung nicht abgelenkt zu werden.

Die Wasser, auf denen die Hure sitzt, sind Völker und Massen und Stämme und Zungen. Es sind die Zahllosen, die, nach ihren möglichen Besonderungen gruppiert, sich doch in

dem Einen wieder zusammenfinden: im Beherrschtwerden durch das Weib. Das Weib kann verführen und es verführt so sehr, so viel, so oft, es verführt eigentlich so dauernd alle, daß alle Unterschiede verschwimmen. Für das Weib werden die Ungezählten einfach zu einer amorphen Masse. Sie bedeuten ihm nur noch den Stoff der Verführung, der Bestätigung seines Unzuchtswillens. Sie haben kein Gesicht mehr, sie tauchen unter, jeder in der Masse der andern: alle kennzeichnenden Merkmale fallen dahin, es entsteht eine homogene, anonyme, ineinanderfließende Masse: *Wasser*. Und nur der Wissende — und der Engel ist es — kann sie noch unterscheiden. Unzucht unterscheidet nicht mehr; Liebe allein weiß, was da war, und Gerechtigkeit ebenfalls. Der Engel verkörpert das eine wie das andere. Er kann sich niemals dazu herbeilassen, aus der verführten Menge etwas Unmenschliches werden zu lassen. Für ihn bleibt die Seele, so verführt und schuldig sie sein mag, immer noch diese Seele. Es gibt keine Möglichkeit des Untergangs und Übergangs einer Seele in etwas anderes als sie selber.

17, 16. Und die zehn Hörner, die du gesehen hast, und das Tier werden die Hure hassen, und sie werden sie berauben und entblößen und nackt machen, und sie werden ihr Fleisch verzehren und sie selbst im Feuer verbrennen.

Die zehn Hörner, die dem Weib huldigten, in seiner Unzucht lebten, ihre Unzucht sogar förderten und in ihrer eigenen Unzucht durch die des Weibes gefördert wurden, kehren sich nun gegen das Weib. Das Weib selbst war ihnen nie wichtig; nur seine Sünde, sein ansteckender Wille zum Bösen, seine Trunkenheit, alles was ihre eigene Sünde und Genußsucht entfachte. Nun, da das Weib ihnen verschafft hat, was sie begehrt, bedürfen sie seiner nicht mehr. Die Unzucht bleibt, wachsend, in ihnen, das Weib selbst ist überflüssig geworden. Vielleicht versprechen sie sich mehr Genuß davon, mit einem andern Weib Unzucht zu treiben. Und doch entzündeten sie

durch die Art und Weise, in der sie gegen das Weib vorgehen, an ihr ihre Unzucht von neuem: bis zu seinem vollständigen Verschwinden nährt das Weib ihre Unzucht. Was immer vom Fleische des Weibes genießbar ist, essen sie, das übrige übergeben sie dem Feuer. Sie zeigen dadurch, daß sie Meister geworden sind in der Sünde. Früher mußten sie sich hingeben, um zu genießen. Jetzt können sie es sich leisten, das Weib all seines Anziehenden zu berauben, das Verführerische an ihm sich selber anzueignen und das Weib der Schande preiszugeben und zu töten. Alles was vorher das Weib begehrt machte und was durch den Schmuck in seiner Begehrbarkeit noch unterstrichen wurde, um bei der Entkleidung den Gipfel des Begehrlichen zu enthüllen, das kehrt sich jetzt um: Entkleidung und Enthüllung wird zum Ausdruck der Verachtung dem Weib gegenüber, die Nacktheit wird zum Gipfel der Schändung und der Abwendung. Darin liegt die Verdemütigung des Bösen: in der Zurückweisung, die am Ende des Angebotes aus Begehrlichkeit liegt. Das Weib, das sich früher aus Begehrlichkeit enthüllte, wird nun aus Verachtung entblößt, um vernichtet zu werden. Im Bösen liegt zu innerst die Enttäuschung.

17, 17. Denn Gott legte in ihre Herzen, daß sie nach seiner Absicht täten und daß sie einer Absicht wären und ihr Königtum dem Tiere übergäben, bis die Worte Gottes erfüllt sein würden.

Sonst legt Gott in die Herzen der Menschen seine göttlichen guten Absichten. Hier aber heißt es, Gott habe in die Hörner, in die Könige des Bösen, eine ihm entsprechende Absicht gelegt, eine Absicht des Allerhöchsten in die Herzen der Bösen. Wenn Gott sonst seine Absichten in die Herzen legt, so sind es immer solche, die die Herzen selber bewegen, in ihnen einen Ansatz der Liebe, der Gerechtigkeit, des Glaubens erwecken. Nun aber legt er in die schlechten Könige eine Ab-

sicht, die mit Bekehrung nichts zu tun hat, weder mit der Bekehrung des Weibes noch mit der der Könige selbst. Dennoch ist es seine Absicht. Er läßt die Könige ihre eigene Absicht mit seiner Absicht verwechseln und ordnet ihr Tun, ihr Wollen seinem späteren Tun und Wollen unter. Nicht als ob die Könige fortan Gott dienten mit einem reineren Herzen, sondern Gott bedient sich ihrer Bosheit, um seinen Willen geschehen zu lassen. Er tut es in der Weise, daß er ihre Absicht zu *einer Absicht* werden und die zehn Könige, so verschieden ihre innersten Absichten auch sein mögen, doch zum gleichen Ziel hinstreben läßt. Dieses Streben ist, *daß sie ihr Königtum dem Tier übergeben*, dem also, von dem sie letztlich leben, ihr Leben zurückgeben. Die Rückgabe bedeutet für sie nicht Abdankung, sondern neue Unterordnung ihres Willens unter den Willen des Tieres. Diese Unterordnung aber soll so lange dauern, *bis die Worte Gottes erfüllt sein würden*. Gott, der die Bekehrung des Tieres nicht erwirkt, setzt dessen Macht zeitliche Grenzen. Nach der Erfüllung seiner Worte wird die Herrschaft des Tieres zu Ende sein. Bis dahin lebt das Tier nicht mehr bloß von seiner eigenen Herrschaft, sondern gleichzeitig von der durch die zehn Könige verliehenen. Indem die Könige nach der Zerstörung des Weibes ihre Macht an das Tier zurückgeben, geschieht wie eine abermalige Rückkehr des Ganzen in seinen Ursprung, keineswegs im Sinne einer Erlösung, sondern einer Regeneration der wachsenden Sünde aus sich selbst. Wenn ein Böser Zehn aussendet, die das Böse tun, und sie kehren zurück und melden, was sie in der Befugnis des Ersten ausgeführt haben, so wird durch diese Rückkehr das Böse nicht geschwächt, seine Kraft nicht resorbiert, denn die Quelle des Bösen liegt ja in der Absicht.

17, 18. *Und das Weib, das du gesehen hast, ist die große Stadt, die Königsmacht hatte über die Könige der Erde.*

Sie war die Stadt, die die Könige anzog, aus der die Könige

mehr Macht zu gewinnen suchten. So mächtig ist sie, daß jeder der Könige hofft, von ihr persönlich mehr Macht zu erhalten. Und jeder ist überzeugt, daß, wenn er von ihr mehr Macht erhält, sie selbst durch diese Machtübergabe mächtiger geworden sei. Die Macht, die hier gegeben und genommen wird, ist die Macht an sich, die Macht um der bloßen Macht willen; und was früher Begierlichkeit im Sinne der Unzucht war, wird hier zur Begierlichkeit im Sinne der Macht. Die Selbstzwecke der Unzucht erscheinen hier umgetauscht und verwandelt in die Selbstzwecke des Machtwillens. Der Mensch, der sich von seinen Trieben beherrschen läßt, kommt sich um so größer und mächtiger vor, je mehr er Unzucht treibt; je größer er sich aber vorkommt, nach desto mehr Macht, die ihm nicht zukommt, begehrt er. Begierlichkeit nach Unzucht und Begierlichkeit nach Macht zeigen ihre gemeinsame Wurzel: Unzucht ist Steigerung der leiblichen Potenz und Machtwille Steigerung der geistigen Potenz. Potenz ist hier jeweils der Selbstgenuß, der sich selbst auskostende Ehrgeiz.

KLAGE ÜBER BABYLONS UNTERGANG

18, 1. Darauf sah ich einen andern Engel niedersteigen vom Himmel; er hatte große Macht, und die Erde wurde von seinem Glanze erleuchtet.

Die Macht des Engels ist so groß, daß sie auf der ganzen Erde Licht verbreitet: das Licht des Himmels, in dem der Engel sich bewegt, das er mit sich bringt, wenn er auf die Erde herabsteigt. In diesem Lichte geht mit der Erde eine Veränderung vor sich: was auf ihr ist und war, behält nicht mehr sein Gesicht mit irdischen Horizonten, es bekommt eine himmlische Beleuchtung mit himmlischen Horizonten. Als könne man auf der Erde von nun an keine kleinen, rein irdischen Urteile und Wertungen mehr vornehmen, als könne man nichts mehr abschließen, sondern jedes Geschlossene erweiterte sich in das Himmlische, Unermeßliche hinein. Das neue Licht ist beweglich, denn es ist eine Macht, die der Engel mit sich bringt. Es wird also durch dieses Licht kein Dauerzustand geschaffen. Es hängt mit dem Auftrag des Engels zusammen: man wird durch seine Machtentfaltung auf Erden seinen Worten eine größere Bedeutung zumessen.

18, 2. Und er schrie mit lauter Stimme: Gefallen, gefallen ist sie, Babylon, die große, und sie wurde zu einer Behausung der Dämonen und zur Stätte jeglichen unsaubern Geistes und zur Stätte jeglichen unreinen und verhaßten Gevögels.

Der Engel ruft mit lauter Stimme: sein Licht und seine Stimme ergänzen sich, um seine Botschaft überallhin zu tragen. Er verkündet den Fall Babylons und daß sie zum Sitz alles Unreinen geworden ist. In ihr findet sich alles zusammen, was

gegen die Reinheit gerichtet ist. Er spricht von Dämonen, Geistern und Vögeln als den Sammelbegriffen aller Unreinheit. Die Sünde wird hier wieder in der Unzucht zusammengefaßt, aber im weiteren Sinn, der auch Gedanken, Gewohnheiten, Neigungen umfaßt; alles was nicht der Reinheit zustrebt, findet in der gefallenen Stadt seinen Schlupfwinkel. Die Herrschaft der Stadt ist zu Ende, aber nicht zu Ende ist ihre Anziehungskraft für die Schlechten. Das Schlimme, das sich in ihr sammelt, ist das gleiche, das sie vor ihrem Fall anzog. Nur tritt jetzt seine Häßlichkeit hervor, weil es sich in der gefallenen Stadt zusammenrottet und außer ihr keine Ausbreitungsmöglichkeit findet: die Dichtigkeit des Bösen scheint sich daher vermehrt zu haben.

18, 3. Denn alle Völker haben vom Wein des Zornes ihrer Unzucht getrunken, und die Könige der Erde haben mit ihr Unzucht getrieben, und die Kaufleute der Erde sind an der Macht ihres Luxus reich geworden.

Alle Völker, alle Könige und alle Kaufleute haben von ihrer Unzucht gelebt, jeder in seiner Art. Und jeder hat in ihr das Unreine zurückgelassen, das er mitbrachte. Im Verkehr mit ihr wurde das potenziell Unreine zu einem absolut erfüllten und dichten. Alles Mögliche ist wirklich geworden. Diese Erfüllung ist das Gräßliche schlechthin. Man kann sich Sünde vorstellen, die man nicht begangen hat, steht man dann vor der wirklich begangenen Sünde, so ist sie viel schrecklicher als man sich vorstellen konnte. Erst recht wenn das Licht des Engels darauf fällt, die sachliche Erkenntnis, die vom Himmel herabsteigt.

Johannes schaut jetzt in seiner dreifachen Eigenschaft als jungfräulich reiner Freund des Herrn, als in der Vision Befindlicher, und als einer, der für das Licht des Engels empfänglich ist, die Sünde der Unzucht in ihrer ganzen Tragweite. Er sieht in den Königen, den Kaufleuten und allen Völkern alle Schattierungen der Unzucht. Und er sieht, wie das einzige Mittel

gegen sie die Reinheit ist. Er sieht, wie jede Sünde in die Unzucht münden kann, und begreift im Licht des Engels, wie unendlich groß ihre Macht ist, auch in der gefallenen Stadt, von der man weiß, daß sie ihre größte Macht verloren hat. In dieser Schau gibt es auch keine Abstufungen mehr: die Könige, die mit dem Weib Unzucht getrieben haben, sind nicht schuldiger und nicht weniger schuldig als die Kaufleute, die sich an ihr bereichert haben. Alles liegt in der gleichen Ebene der Unreinheit.

18, 4. Und ich hörte eine andere Stimme aus dem Himmel, die sprach: Zieht aus, mein Volk, aus ihr, damit ihr keine Gemeinschaft habt an ihrer Sünde und nicht von ihren Strafen betroffen werdet.

Es ist nicht mehr die Stimme des Engels, der große Macht hat, sondern eine Stimme mit der Erkenntnis dessen, was zu tun ist, die Stimme des Ratgebers, e i n e Stimme des Heiligen Geistes. Sie erteilt einen Rat, der schwer zu befolgen ist, aber doch als einziger zu gelten hat: das Volk Gottes soll sich aus der Mitte der Unzucht zurückziehen. Und zur Unzucht gehört jetzt alles, was zu ihr hinführen kann: Gedanken, Neigungen, Triebe, Nachlässigkeiten, alles bis zur vollbrachten Tat. Die Stimme verlangt Absolutes, sie will unbedingte Abkehr von allem, was innerlich zur Sünde hindrängt. Obwohl sie nicht ins einzelne geht, ist eben doch alles einzelne gemeint. Und indem sie darauf verweist, vermittelt sie zugleich die Erkenntnis dieser Ansatzpunkte und Verlängerungen. Diese Aufklärung ist notwendig. Es könnte ein Mensch in Unschuld und Unwissenheit gewissen Neigungen nachgeben, die, weiter fortgesetzt oder zur Gewohnheit gemacht, zur Sünde führen müßten. Hört er aber die Stimme, so hat er keine Entschuldigung mehr, weil in ihr die Erkenntnis mitenthalten und -vermittelt wird.

Das Volk soll ausziehen: *damit ihr keine Gemeinschaft habt an ihrer Sünde.* Wer diese Stimme befolgen will, in dem muß

der Wille vorhanden sein, an den Sünden Babylons nicht teilzuhaben. Er muß diese Sünde verabscheuen. Wollte er innerlich an der Sünde teilhaben, so könnte er sich nicht aus Babylon zurückziehen. *Und nicht von ihren Strafen betroffen werdet.* Diese sind die Folgen der Unzucht, die in ihr selber enthalten sind und sich nach ihrer Vollbringung einstellen. Es gibt also zwei Beweggründe, um aus Babylon auszuziehen: Entweder der Wille, nicht in die Sünde zu fallen, oder wenigstens der Wille, nicht von der Strafe mitbetroffen zu werden. Die Stimme versucht, das Volk Gottes auf beiderlei Weise aus dem Umkreis des Bösen herauszuziehen: indem sie die Unaufgeklärten aufklärt und die Ängstlichen durch die Angst abhält.

18, 5. Denn ihre Sünde reichte hinauf bis zum Himmel, und der Herr hat sich ihrer Ungerechtigkeiten erinnert.

So groß ist ihre Sünde, daß sie bis zum Himmel reicht. Eigentlich reicht jede Sünde bis zum Himmel, da jede vom Himmel gesehen und zur Kenntnis genommen wird. Gott sieht alles: den kleinsten Ansatz zur Sünde wie die größten vollbrachten Sünden. Aber dabei gibt es doch einen Abstand zwischen der Sünde und dem Himmel, und in diesem Raum ist ein Platz für die Gnade, die Gott auf die Sünde herabfallen läßt. Aber Babylons Sünde reicht bis zum Himmel: sie stößt gleichsam unmittelbar an den Himmel an, sie läßt für Gnade keinen Raum mehr, und Gott wird gezwungen, sich ihrer zu erinnern, da er in der unmittelbaren Berührung mit ihr, bildhaft gesprochen, keine Möglichkeit hat, ihr seine Gnade entgegenzustellen. Der gewöhnliche Sünder wird in den Zwischenräumen seiner Sünden Gott einen Platz offen lassen für die Gnade. Das Weib dagegen hat alles mit Sünde verstopft. Es ist das Gleichnis der sich selber gebärenden Sünde, so sehr, daß sich nichts der Bewegung der Sünde zur Sünde hin entgegenstellen kann. Es fehlt jede Möglichkeit eines Augenblicks der Besinnung, des Haltmachens, der Einsicht,

der Furcht, des Bedauerns. Und Gott *hat sich erinnert*: Er läßt den Frevel nicht mehr geschehen. Er hält die Strafe bereit. Er wird Babylon vollkommen vernichten. Das Maß ihrer Sünde wird durch nichts mehr übertroffen als durch das Maß seines Zornes.

18, 6. Zahlt ihr heim, was sie selber gezahlt hat, und gebt ihr das Doppelte dessen, was sie getan hat; den Becher, den sie gemischt hat, mischt ihn ihr doppelt!

Alles, was sie schuldete, hat die Unzucht bezahlt. Um zu erhalten, was sie brauchte und wünschte, hat sie sich in ihrer Unzucht dahingegeben. Sie kannte keine andere Art der Bezahlung als diese, als die Stillung ihres unzüchtigen Verlangens. Sie trieb Unzucht, um sich selber zu bezahlen; sie war schließlich nur noch Wille zur Unzucht, der in sich selber Nahrung fand, und wenn sie gab, so war es, um zu erhalten. Jetzt aber sollt ihr zahlen, so wie sie gezahlt hat, das heißt: ihr müßt ihr geben, was i h r wollt, nicht was s i e will. Ihr müßt ihr geben, was ihr laut eurer Erkenntnis zu geben gewillt seid. Was ihr gebt, soll euren Zwecken angemessen sein, wie das, was sie gab, ihren Zwecken angemessen war. In der eigenen Angemessenheit liegt der Vergleichspunkt der Bezahlung. *Und gebt ihr das Doppelte dessen, was sie getan hat.* Übertrefft sie. Wenn sie Unzucht forderte in einem Maß, das genügte, sie zu befriedigen, so fordert doppelte Strafe, in einem Maß, das euch zweimal befriedigt. In ihrer Unzucht befriedigte sie sich selber, indem sie dadurch weiter in die Unzucht hineinging. Und wenn ihr straft, so sollt ihr euch dabei doppelt abwenden, noch mehr als es schon vorher der Fall war. *Den Becher, den sie gemischt hat, mischt ihn ihr doppelt.* Der Satz unterstreicht das vorige noch einmal. Das Weib hat alle jene, die sich ihm näherten, in die Unzucht hineingezogen. Sie hat sie zu Opfern ihrer eigenen Unzucht

werden lassen. Jeder, der zu ihr kam, hat nicht nur ihre Unzucht befriedigt, sondern wurde selber von ihrem Unzuchtswillen erfüllt. Er hat die Unzucht von ihr gelernt, um sie selbst wieder andern beizubringen. Die Unzucht, die sie in ihren Becher goß, war lebendig, sie breitete sich aus, weil sie aus den Verführten Verführer machte. Nun aber sollen diejenigen, die die Stimme hören, auch da doppelt strafen. Sie müssen sie also sowohl in ihrer Unzucht strafen, wie in denen, die sie zu ihrer Unzucht verführen wollte, und die sich nun von ihr abkehren und in ihr die doppelte Sehnsucht nach Unzucht zurücklassen. Darin besteht diese Strafe, daß das Weib ihre Unzucht nicht mehr austoben kann, weil die verführten Verführer sie stehen lassen, obwohl ihre Sehnsucht nach neuer Unzucht dauernd wächst. Erst kam durch die Verführten immer neuer Stoff der Unzucht zu ihr zurück; jetzt kommt nur noch die Leere zu ihr und läßt ihren Drang brennend und ungesättigt.

Die Stimme rät den Erkennenden zur Befolgung ihrer Erkenntnis. Sie sollen innerhalb ihrer Erkenntnis so stark werden, daß sie auf die Seite der Stimme zu stehen kommen. Und zwar nicht dadurch, daß der Engel sie bekehrt, sondern daß sie durch ihre Abkehr wachsen und so der Bekehrung zugänglich werden. Es geht hier nicht um die Gnade, sondern allein um das negative Moment, um die Abkehr von der Sünde. Aus der Stimme des Engels spricht nur eine Gabe des Heiligen Geistes; es ist nur ein Ausschnitt aus dem wirklichen Geschehen. In dieser Isolierung könnte der Rat des Engels angesichts des trunkenen Weibes wie eine Art Fanatismus der Reinheit erscheinen, sofern diese als Gegenbegriff nur Sünde und Strafe hat. Käme kein anderer Engel zu Hilfe, so könnten jene, die auf die Unzucht verzichten, vielleicht nie zu wirklich Erlösten werden. Eine einzige Erkenntnis würde sie erfüllen, und diese Einseitigkeit wäre Fanatismus.

18, 7. *Im gleichen Maße, als sie sich verherrlichte und herausputzte, gibt ihr Qual und Trauer. Denn sie sagt in ihrem Herzen: Ich sitze als eine Königin und ich bin keine Witwe und kenne keine Trauer.*

Je mehr sie sich zu veräußerlichen suchte, um so mehr versucht sie in ihrem Innersten zu treffen. Babel hat also in ihrer Veräußerlichung doch noch ein Innerstes, das getroffen werden könnte. Denn sie ist ein Weib und nicht der Teufel selbst. Das, was getroffen werden könnte, das, wodurch sie leiden könnte, hat sie verkümmern lassen, nicht beachtet und vor allem verleugnet. Sie hat ihm keinerlei Sorge gewidmet, sie hat es, soweit es ging, ihrer Unzucht dienstbar gemacht. Sie hat geaugnet, etwas anderes zu besitzen, als was die Unzucht fördert. Sie hat dieses Innerste ganz nach außen gekehrt, um es in die Unzucht einbeziehen zu können. Und nun sollen diese „Gerechten“, die von der Stimme angesprochen werden, das Innerste des Weibes wieder nach innen kehren, um es zu treffen, zu verletzen, ihm Pein zuzufügen. Wenn dieses Innerste in der Unzucht sich vergiftet und veräußerlicht, ist es irgendwie unverwundbar, weil es von der Unzucht zu den Zwecken der Unzucht gebraucht wird. Jetzt sollen sie das Äußere wieder nach Innen bringen, damit es überhaupt getroffen werden kann.

Man muß sie so sehr quälen, als sie sich der Unzucht hingegeben hat. Es ist Maß gegen Maß. *Denn sie sagt in ihrem Herzen:* sie hat also noch einen Ort in sich, wo sie nachdenkt. Aber sie denkt über sich selber nach, und zwar um jede Möglichkeit einer Schmach und eines Leidens von sich fernzuhalten. Sie betrachtet sich und ihre Macht und fühlt sich dadurch so gestärkt, daß sie sich für unverletzlich hält. Ihre Macht scheint ihr groß genug, um das Schicksal zu bannen. Sie meint, selber darüber bestimmen zu können, was ihr zukommt und was nicht. Sie glaubt, daß ihre eigene Haltung in der Unzucht — in einer Unzucht, die schon über sie

herrscht, aber welche sie noch immer zu beherrschen meint — die Plagen, die Strafen, die Schmach von ihr abwenden wird. Sie beachtet nicht, daß sie, während sie sich auf diese Weise preisgibt, sich wirklich und endgültig dahingibt, so daß sie nicht mehr zurückkann, nicht mehr über sich verfügen kann, zum Verfügteten ihrer Unzucht wird und somit die Macht aus der Hand gegeben hat. Diese Erkenntnis fehlt ihr. Wenn sie sich betrachtet, sieht sie sich vielmehr in der Haltung einer *Königin*, die Befugnisse besitzt. *Ich bin keine Witwe und kenne keine Trauer*. Trauer, so meint sie, werde sie keine erleben, weil sie von Trauer gar nicht berührt werden kann. Weil nichts von ihrem Besitz ihr weggenommen werden kann. Sie glaubt so sehr an ihre Macht, daß sie sich ohne Macht gar nicht vorstellen kann. Zwischen der Königin, die sie zu sein vorgibt, und der machtlosen Witwe sieht sie keinen möglichen Übergang. Darum ist sie sicher, vor jedem Trauerschicksal gefeit zu sein. Sie gefällt sich darin, diese beiden Begriffe nebeneinander zu stellen und zu erkennen, wie vollkommen beziehungslos sie sind.

18, 8. Darum werden an einem Tage die Plagen sie treffen: Tod und Trübsal und Hunger, und sie wird im Feuer verbrannt werden, denn kraftvoll ist Gott der Herr, der sie richtet.

All ihre Plagen werden sie am gleichen Tage treffen, und zwar seltsamerweise sowohl der Tod, wie die Trauer, wie der Hunger, wie die Verzehung durch Feuer. Der *Tod* wird vorangestellt, und es könnte scheinen, daß er das Ende des Hungers und der Trauer bedeuten müßte, und sie vom Feuer nichts mehr zu fürchten hätte. Aber *Tod* besagt hier: die Trennung von dem, was war. Sie hat sich von ihrer Unzucht und vom Bewußtsein ihrer Macht zu trennen. Ihrem Wesen und Kern nach wird sie die gleiche bleiben, mit allen bisherigen Bedürfnissen, die sich womöglich noch steigern werden, aber es wird keine Möglichkeit mehr sein, sie zu

stillen. Sie wird ihre Macht verlieren, und ihre Ohnmacht wird ihr unerträglich sein. Sie wird im Tod durch ihre Ohnmacht gequält werden und somit *Hunger* leiden, in Körper und Geist. Sie wird lechzen nach den Genüssen, die sie nicht entbehren zu können meint, und erleben, wie der Hunger in ihr eine neue Sucht erweckt, die alle bisherigen ins Unerträgliche steigert. Und *Trübsal* wird sie erfüllen, denn sie wird alle Männer, die sie bisher hatte, verlieren und sich jedem Einzelnen gegenüber als Witwe fühlen. Trostgedanken werden ihr keine gegeben, denn jede Abwendung von einer Qual wird sie vor eine andere, größere stellen. Und währenddem sie an allem leidet, was sie ist, wird sie *im Feuer verbrannt*. In dieser Verzehrung, die jeden einzelnen Teil ihres Leibes und ihrer Seele ergreift, wird sie nicht vernichtet werden. Jede Qual, die sie im Augenblick trifft, besitzt im gleichen Augenblick die Länge der Ewigkeit. Sie weiß, daß es für diese Qual keine Vergangenheit gibt, sie fühlt sie nicht nur groß und hart, sondern dauernd und endlos.

Und der Engel, der dies verkündet, lobt die Kraft Gottes, der sie richtet. Er stellt diese Macht Gottes in die Ewigkeit: indem er zeigt, daß Gott selber das Weib richtet, zeigt er auch, daß sein Urteil bleibt. Das Verhältnis zwischen Sünde und Strafe ist nicht schwankend, sondern beständig, sich gleichbleibend. Solange das Weib die Macht hatte, hat sie gesündigt. Und solange sie nun die Macht nicht mehr hat, wird sie gestraft.

18, 9. Und die Könige der Erde, die mit ihr Unzucht und Uppigkeit getrieben haben, werden weinen und über ihr wehklagen, wenn sie den Rauch ihrer Verbrennung werden aufsteigen sehen.

Die Könige der Erde werden am Untergang Babylons leiden, weil sie mit ihr Unzucht getrieben haben und zu

Urhebern weiterer Unzucht geworden sind. So gingen sie immer fester in ihre Netze. Sie verlierend trauern sie nicht um des Weibes willen, sondern um ihrer selbst willen. Sie haben immer wieder ihre eigene Unzucht an der Unzucht des Weibes neu entfacht, und sie brauchen das Weib, um die sein zu können, die sie durch das Weib geworden sind. Und sie sehen nicht die Verbrennung des Weibes selbst, sondern nur deren Rauch. Sie sehen nur indirekt ihre Ohnmacht und müssen den Zusammenhang zwischen Rauch und Strafe selber herstellen. Wären sie bei der Verbrennung selber zugegen, so wüßte das Weib um ihre Gegenwart und wäre weniger einsam. Einsamkeit aber gehört zu ihrer Strafe der Unzucht. Die Könige ihrerseits würden durch diese Schau vielleicht gerührt oder bekehrt. So aber, da sie nur den Rauch aufsteigen sehen, werden sie von einem großen Grauen ergriffen.

18, 10. Sie halten sich in Entfernung, aus Furcht vor ihrer Qual, und rufen: Weh, weh, du große Stadt Babylon, du mächtige Stadt, in einer Stunde ist das Gericht über dich gekommen!

Die Könige stehen ferne, weil sie fürchten, die Qual Babylons möchte auf sie übergreifen. Sie wissen noch allzu gut, wie ansteckend, wie verzehrend in ihnen das Feuer ihrer Unzucht war. So fürchten sie jetzt, daß die Strafe ebenso mächtig sei, zumal sie den Zusammenhang zwischen beidem sehr wohl durchschauen. Und sie hoffen, dadurch, daß sie sich entfernt halten, vor der Strafe der Unzucht geschützt zu sein, wie solche, die damit nichts zu tun haben.

Johannes erinnert sich im Anblick dieser Szene an sein Leben mit dem Herrn. Er weiß, wie ansteckend die Liebe sein kann. Aber wie nötig es ist, um in der Liebe zu bleiben, den dauernden Willen zu diesem Bleiben zu haben. Es gibt in der Liebe des Herrn keinerlei Gewöhnung. Man darf ihm nicht

heute die Liebe entgegenbringen, die man ihm gestern gab. Die Liebe muß unaufhörlich erneuert werden. Der Herr sorgt für diese Erneuerung, aber es gibt ein Weniges, das er uns dabei überläßt. Johannes hat erfahren, daß es in der Liebe diese persönliche Zuwendung gibt, diese immer neue, spontane Bewegung des Herzens, nicht um der Sensation der Liebe willen, sondern um sich neu anzubieten, neu zu geben und zu empfangen, eine innerste Öffnung, die auch ohne äußere Liebesbezeugungen immer zu wachsen hat. Er weiß auch, daß viele Menschen, die meinen, den Herrn zu lieben, doch mit ihrer innersten Liebe kargen, viel lieber Äußerungen der Liebe geben als die Liebe selbst. Bei der Ansteckung durch das Böse dagegen sind es die Äußerungen der Unzucht, die diese neu erzeugen, sosehr, daß die Menschen schließlich über ihren Willen zur Unzucht gar nicht mehr verfügen, sondern die von der Sünde Verfügt sind. Wenn die Könige jetzt ihre große Klage erheben, dann ist es, weil sie selber Verfügte bleiben, obwohl sie das Verfügende nicht mehr haben. Wie ein Christ, der noch weiter praktiziert, obwohl der Herr und der lebendige Glaube längst aus seinen religiösen Formen verschwunden sind. In diesem Sinn ist in der gefallenen Babylon auch eine Mahnung an die Kirche enthalten.

Was die Könige besonders erschreckt, ist die Kürze und Gewaltigkeit des Urteils. Es läßt keinen Raum für Ausflucht, es ist sofortig und vollständig. Sie können nicht fassen, daß, wenn die Unzucht des Weibes alles zu ergreifen suchte, Gott in seiner richtenden Antwort ebenfalls alles ergreift. Sie waren aber sosehr im Bann des Weibes, haben seine Güter sosehr genossen und weitervermittelt, daß sie nicht anders können als einsehen: das Gericht wird sie unmöglich verschonen. Darum beklagen sie im Grunde nur ihren eigenen Sturz. Sie sehen so wenig eine Möglichkeit des Ausweichens, daß sie schon über das klagen, was sie erst erwartet.

18, 11. Und die Kaufleute der Erde werden über sie weinen und wehklagen, denn niemand wird mehr ihre Ware kaufen.

Auch die Kaufleute, die von der Unzucht des Weibes lebten, klagen. Alle Waren, die sie führten, waren dem Dienst des Weibes bestimmt und wurden darin gebraucht: sowohl von ihr selbst wie von ihren Verführten. Mit dem Weib verschwindet auf einmal die ganze Kunst der Unzucht, und der ganze Apparat wird überflüssig und hinfällig.

18, 12. Waren von Gold und Silber und Edelsteinen und Perlen und Linnen und Purpur und Seide und Scharlach und jedes wohlriechende Holz und jedes elfenbeinerne Gerät und jedes Gerät aus kostbarem Holz und Erz und Eisen und Marmor.

Alle diese Waren dienten dem Schmuck des Weibes und der ihr Ergebenen. Mit all dem reizten sie sich gegenseitig zu immer größerer Ausschweifung und zu größeren Ausgaben. Und die Gier nach Schmuck verstrickte sie immer tiefer in die Unzucht hinein.

18, 13. Und Zimt und Wohlgerüche und Räucherwerk und Salben und Weibrauch und Wein und Öl und feines Mehl und Weizen und Zugvieh und Schafe und Pferde und Wagen und Menschenleiber und Menschenseelen.

Das zuerst Aufgezählte sind jene Waren, die sie brauchte, um ihren Leib, ihre Nacktheit größere Anziehungskraft auf die Verführten ausüben zu lassen. Auch diese Waren verlieren ihren Wert, der ganz an das Vorhandensein der Unzucht gebunden war. Eine andere, eine richtige Art des Gebrauchs kannten weder die Käufer noch die Kaufleute mehr. Die weiteren Waren dienten den Schwelgenden zur Nahrung oder zum Herbeischaffen der Waren selbst. Darüber hinaus führten die Kaufleute noch Sklaven mit, die mit Leib und Seele dem Weibe und der Unzucht zu dienen hatten.

Alles, was bei ihnen käuflich war, war geeignet, die Bedürfnisse des Weibes zu stillen, aber zugleich ihre Sucht nach weiteren Genüssen zu erhöhen.

Johannes sieht das alles, wie der Engel es ihm zeigt. Und bei den Leibeigenen, die im Dienste der Unzucht stehen, muß er wiederum einen Vergleich anstellen und sich erinnern an die Erlösung, die der Herr gebracht hat. Die Sklaven, die er erblickt, haben keine Möglichkeit mehr, sich seelisch zu entziehen; über ihren Geist wie über ihren Leib wird einfach verfügt, sie werden in die Unzucht hinein verkauft. Hier zeigt sich die Kraft des Bösen in seiner ganzen Größe, da es sich nicht nur der freiwillig Ergebenen bedient, sondern über alles andere verfügt, Leiber und Seelen. An den Sklaven sieht man, wie die Unzucht im Grunde a l l e zu Sklaven macht. An ihnen wird deutlich, daß auch jene, die sich freiwillig ergeben, sich von den Sklaven nicht mehr unterscheiden.

18, 14. Auch die Früchte, nach denen deine Seele begehrt, sind dir weggenommen und aller Glanz und alles Ergötzliche ist für dich verloren und wird niemals nie wieder zu finden sein.

Es gibt herrliche Dinge dieser Welt, die Gott uns geschenkt hat, die aber das Weib mißbraucht hat, indem sie sie nur als Mittel zu ihrer Unzucht verwendete. Diese an sich herrlichen Dinge erhielten durch ihre Bestimmung ein Vorzeichen der Unzucht. Jetzt, da das Weib sie nicht mehr mißbrauchen kann, erhalten sie den früheren Wert zurück, und auch die Könige und Kaufleute müssen in ihren Wehklagen die Herrlichkeit der nicht mißbrauchten Dinge anerkennen. Sie wissen, daß sie für das Weib verlorengegangen sind, daß alles, was es brauchte, schon durch die Absicht verdarb. Das Verlangen der Seele nach diesen Dingen ist nicht unerlaubt, nur die unzünftige Art des Verlangens ist es.

Johannes blickt von hier zurück auf sein Leben mit dem Herrn, in Armut. Wenn er mit kostbaren Dingen der Welt in Berührung kam, so waren sie ihm nicht wertvoll an sich, sondern für den Dienst am Herrn. Es schien ihm in seiner Liebe zum Herrn, als gäbe gerade diese Liebe allen Herrlichkeiten einen noch herrlicheren Glanz, und er verstand seine Armut so, daß er von alldem nichts für sich wollte, aber alles sehr gern dem Herrn zu Füßen gelegt hätte. Er sah die Schönheit gesteigert durch den Gebrauch, den der Herr davon hätte machen können. Die Liebe zum Herrn erhöht sie also, während die Unzucht sie verdirbt. Die Kaufleute klagen: alles ist für das Weib verlorengegangen. Es ist damit auch für sie selbst verloren, denn sie kennen keine andere Verwendung dieser Dinge als im Dienste des Weibes. Dieses aber wird sie *niemals nie wieder finden*; seine Begehrlichkeit wird nicht schwinden, aber in Ewigkeit nicht mehr erfüllt werden.

Was Johannes nicht besitzt, das entbehrt er nicht, weil er es dem Herrn geschenkt hat. Und wenn er je seine Armut empfindet, so nur deshalb, weil er das, was er dem Herrn geben möchte, ihm nicht geben kann. Das Weib dagegen ist in sich der Dinge beraubt, die sie für sich brauchen möchte. Die christliche Armut beschenkt, weil sie die Liebe erhöht und ihre Hindernisse wegräumt. Die Armut des Weibes dagegen verhärtet sie noch mehr in sich selbst.

18, 15. Die Kaufleute, die mit diesen Dingen handelten, die sich an ihr bereichert haben, werden von Ferne stehen aus Furcht vor ihren Qualen, weinend und klagend.

Die Kaufleute lebten von der Unzucht und bereicherten sich an ihr. Alles, was sie an Herrlichkeiten besaßen, besaßen sie, um es dem Weibe zu verkaufen. Sie anerkannten den Wert dieser Dinge nur im Verhältnis zum Erlös, den sie daraus schlugen. Sie waren in ihrem Geld an der Unzucht des Weibes interessiert. Ihre Klagen klingen beinahe noch härter und

sachlicher als die der Könige; denn die Händler verloren nichts anderes als ihren Gewinn. Die Könige hatten in der Unzucht sich selber verloren und beklagten sich selber, weil sie an der Unzucht keinen Anteil mehr nehmen konnten. Die Kaufleute dagegen haben aus der Unzucht nur ein Geschäft gemacht, sich selber also dabei geschont. Und nun trifft sie die Qual des Weibes in ihrem Besitz. Sie fürchten sich vor dieser Qual, denn sie sehen in der Steigerung ihrer Qual nur die Steigerung ihres Verlustes; an den Schreien des Weibes ermessen sie, wieviel sie verloren haben.

18, 16—17a. Und sie rufen: Weh, weh, du große Stadt, die du in feine Leinwand und Purpur und Scharlach gekleidet und mit Gold und Edelsteinen und Perlen geschmückt warst. Denn in einer Stunde wurde all dieser Reichtum verwüstet.

Nun sehen die Kaufleute das Weib wieder als Stadt, denn beide sind eins. In diesem Wechsel des Gesichtspunktes ermessen sie nochmals die Größe ihres Verlustes: sie zählen, wieviele in der Stadt sie mit ihren Waren bedient und ausgestattet haben. Sie vervielfältigen gleichsam das Weib und erblicken in ihm alle Weiber der Stadt, so daß die Größe ihres Verlustes noch klarer vor Augen tritt. Jedes Weib in der Stadt denken sie sich mit ihren Waren geschmückt. Sie sehen nicht mehr, wie die Könige, das Gericht. Sie sehen nur noch, daß eine Stunde genügt hat, alles zu zerstören, was sie verkauft hatten, was ihnen also nicht mehr gehört, sie aber doch nicht unempfindlich läßt, weil sie wissen, daß es bei den Weibern der Stadt die Begierde nach Mehr hervorrief. Und es trifft sie besonders hart, daß ein so kurzer Augenblick zur Verwüstung genügt hat, weil ihnen keine Zeit zur Anpassung ihrer Berechnungen gelassen wurde. Wäre die Zerstörung langsamer vor sich gegangen, so hätten sie vielleicht Zeit gehabt, ihren Markt zu ersetzen. So aber haben sie alle Absatzmöglichkeiten verloren.

Johannes sieht dabei auch, wie schnell in der Kirche zerstört werden kann, was einst für den Herrn gesammelt worden ist, wenn das Gesammelte nicht mehr dem Herrn allein dienstbar ist.

18, 17b—18. Und alle Steuerleute und Küstenfabrer und Seeleute und soviel ihrer auf dem Meere ihr Werk treiben, werden von Ferne stehen und im Augenblick des Rauches ihrer Verbrennung ausrufen: Wer war der großen Stadt vergleichbar?

Alle jene, die der großen Stadt zugestrebt und zugesteuert sind, alle jene, die auf dem Meere ihr Werk trieben, um der Stadt zu dienen, sehen den riesigen Brand und bleiben in Entfernung stehen. Sie nähern sich nicht, um nicht selber erfaßt zu werden. Sie wissen, daß sie mit ihrer ganzen Tätigkeit der Unzucht der Stadt Vorschub leisteten, daß alle ihre Arbeit mit unterging in der Sünde der Stadt. Während sie arbeiteten, taten sie so, als hätten sie mit der Stadt und ihrer Sünde nichts zu tun. Sie machten einen Trennungsstrich zwischen ihrem täglichen Leben und Streben und dem Zeitpunkt, da sie das Ergebnis ihrer Tätigkeit zur Stadt hinbrachten, so, als hätten sie während der Arbeit deren Zweck vergessen, als seien sie biedere Handwerker, die die Zweckbestimmung ihrer Waren letztlich nichts angeht. Sie dienten dauernd der Unzucht, aber konnten sich daran gewöhnen, zu leben, als ob sie mit dieser nichts zu tun hätten.

Die Könige sind an sich unzüchtig. Die Kaufleute haben sich an der Unzucht bereichert. Die Seeleute tun, als hätten sie nichts mit der Unzucht zu tun und liefern nur wie nebenbei ihre Waren ab. Und doch leben sie alle zusammen und gleichsehr von der Unzucht. Und es wird kein Unterschied zwischen den Gattungen gemacht.

Johannes erblickt im Verhalten dieser Seeleute etwas dem Verhalten jener Menschen Vergleichbares, die nur moment-

weise an den Herrn denken und die sich so benehmen, als gehörte der Hauptteil ihres Lebens ihnen selbst, als hätten sie keine durchgreifenden, dauernden Beziehungen zum Herrn. Er sieht in diesem gefährlichsten Als-Ob die christliche Parallele zu dem Als-Ob der Biederkeit, die in ihrer Frucht der Sünde dient.

Jetzt, da sie das Ende der Stadt erblicken, bekennen sie sich zu ihr und wehklagen um sie, weil sie wissen, daß sie in ihrer Art für sie unersetzlich ist. Sie lassen den Schleier fallen, der ihre Arbeit umhüllte, und gestehen, daß sie nur für die Stadt gearbeitet haben. Ihre Bemühungen haben jeden Sinn eingebüßt, weil die Stadt nicht mehr ist. Und sie finden keine andere, die sich mit ihr vergleichen ließe und die die Frucht ihrer Arbeit zur Vermehrung ihrer Unzucht verwenden könnte.

18, 19. Und sie warfen sich Staub aufs Haupt und sie schrien unter Weinen und Wehklagen: Web, web, du große Stadt, von deren Wohlstand alle, die Schiffe auf dem Meere besaßen, reich geworden sind. In einer Stunde wurde sie verödet.

Sie trauern und benehmen sich wie Trauernde, indem sie Staub auf ihr Haupt streuen und weinen. Ihr Leben ist seines Sinnes verlustig gegangen; Arbeit hat für sie keinen Zweck mehr. Und ebensowenig Zweck hätte es für sie, so zu tun, als hätten sie in der meisten Zeit nichts mit der Stadt zu schaffen gehabt. Jetzt, da sie den Verlust der Stadt beklagen, erkennen sie, daß ihr ganzes Wirken nur ihr galt. Sie alle zusammen bilden eine große Gemeinschaft von Verlierenden, deren Leben und Arbeit bedeutungslos geworden sind. Sie beweinen nicht sich selber: daß sie der Stadt so verfallen waren, sondern nur die Unmöglichkeit, weiteren Gewinn zu tätigen. Sie haben auf eine falsche Karte gesetzt. In ihrer Trauer ist keinerlei Wille zur Umkehr. Sie fühlen sich nicht im geringsten in ihren

Seelen betroffen. Sie haben kein anderes Verhältnis zur Sünde gewonnen.

Auch sie beklagen wieder, daß eine einzige Stunde genügt hat, die ganze Herrlichkeit zu zerstören. Auch ihnen wurde keine Anpassungsmöglichkeit gelassen. In den Tagen, da sie nur arbeiteten, ohne von der Stadt etwas wissen zu wollen, haben sie in sich nichts reifen lassen, keinen Gedanken gefaßt, der ihnen jetzt erlauben würde, dem Verlust der Stadt etwas Tröstliches entgegenzusetzen. Ihre Arbeit findet das gleiche Ende wie der Gewinn der Kaufleute und die Unzucht der Könige. Jeder von ihnen ist durch die Strafe Gottes in seiner Art, aber zur gleichen Stunde, mit gleicher Härte eingeholt worden.

Johannes, der es mit ansehen und mitanhören muß, wird bei der Nennung der Stunde jeweils an die Stunde des Herrn erinnert, von der so oft im Evangelium die Rede war, die so lange ausblieb und schließlich doch kam, und von der doch — weil sie die Stunde der Liebe war — nicht gesagt werden kann, daß sie ebensoviele erreicht hat, wie die Stunde von Babylons Untergang. Die Stunde des Herrn erfaßt nicht anonyme Menschengruppen, wie es die Könige, die Kaufleute und Seefahrer sind, sie kann sich daher auch nicht in dieser Stunde erschöpfen, sondern geht zurück in die Liebe zum Vater und wird von dort aus in Stunden, die vom Vater und vom Sohn gewählt sind, fruchtbar in der Welt.

18, 20. Freue dich über sie, du Himmel und ihr Heiligen und Apostel und Propheten, denn Gott hat an ihr euer Gericht vollzogen.

Der Himmel ist hier der Inbegriff aller, die in ihm weilen: der Heiligen und Apostel und Propheten. Alle diese sollen sich freuen über Gottes Gericht. Denn Gott hat in einem doppelten Hinblick gerichtet: er hat so gerichtet, wie sie selber hätten richten müssen, wenn sie Befugnis dazu erhalten hätten,

wie sie in ihren Herzen richteten, indem sie das Ende des Bösen voraussahen. Und er hat, indem er das Böse zerstörte, das Gute gestärkt, das sich in den Heiligen, den Aposteln und Propheten findet.

Der Engel, der die Schrecken dieser Vision vermittelt hat, teilt also am Ende mit, daß der Himmel sich über alles zu freuen hat. Und indem er im besonderen die Apostel erwähnt, nimmt er Johannes aus der Einsamkeit seiner Vision heraus, um ihn unter seine Mitapostel zu stellen, die sich freuen. Johannes mußte im Schrecklichen, das er zu sehen bekam — nicht nur im Tode des Weibes, sondern in der Trauer, die so viele mitergriff — immer wieder die ganze Menschheit in seine Schau einbeziehen, die vom Herrn zu erlösende Menschheit. Und es wurde ihm schwer, zu unterscheiden zwischen dieser dem Weibe anheimgefallenen, mit ihr untergehenden und der durch Christus erlösten Menschheit. Darum bedarf er noch einer besonderen Aufmunterung durch den Engel, sich trotz allem zu freuen. Der Zwiespalt, den die Schau in ihm hervorrief, wird überbrückt durch die anschließende Aufrichtung durch den Engel. Er war von der Vision gewiß überwältigt, aber nicht so, daß ihm die Möglichkeit genommen war, eigene Schlüsse und Überlegungen dabei anzustellen. Doch mitten aus diesen Schlüssen wird er am Ende emporgezogen in die Schlüsse des Himmels hinein. Es ist, als ob er im Jenseits — denn die Vision ist ja ein Teilhaben an Jenseitigem — zweimal auf verschiedene dortige Ebenen geführt würde: Das eine Mal schaut er in der Möglichkeit einer Parteinahme. Aber dann wird er mitsamt seinem eigenen Urteil wieder hineingezogen in das Urteil des Engels. Von hier aus wird auch verständlich, wie man im Jenseits Anteil nehmen kann am Leiden der Erde, und dennoch zugleich selig sein kann in Gott. So kann Maria im Himmel als Königin thronen und zugleich in einer Erscheinung vor Menschen Tränen vergießen. Die Heiligen, die an den Mühsalen der Erde Anteil nehmen,

bleiben davon innerlich nicht unberührt, aber ihr Mitleiden wird hineinintegriert in ihren himmlischen Zustand.

18, 21. Und ein starker Engel hob einen Stein auf, groß wie ein Mühlstein, und er warf ihn ins Meer, indem er sprach: Mit solcher Gewalt wird Babylon, die große Stadt, hingeschleudert werden, und sie wird nicht mehr gefunden werden.

Wieder kommt ein Engel, einer, der an sich mächtig ist. Man sieht ihm seine Macht an, und die Macht, die er besitzt, ist die Macht des Endes, der Vernichtung, der Zerstörung, der Unwiderruflichkeit. Er hebt einen Stein, der groß wie ein Mühlstein ist, und er wirft ihn weg. So groß ist seine Macht, daß ihm dieses Aufheben und Wegwerfen keinerlei Anstrengung kostet. Er wirft ihn ins Meer, von der Erde aus: von seinem Standort ins unendliche Wasser. Der Stein macht die umgekehrte Bewegung wie vorher Babylon auf dem Rücken des Tieres und wie das Tier selbst: er wird vom Land zurückgeschleudert ins Meer. Der Engel erfindet nichts Neues, er vollendet nur in umgekehrtem Sinn, was das Weib und das Tier begonnen hatten. Es ist die Bewegung der Unzucht, die in sich selbst zurückfällt. Früher, als das Tier mit allen sinnlichen Begierden emporstieg, kam es aus dem Unbestimmten und nahm einen bestimmten Standort ein. Nun wird es in die Unbestimmtheit zurückgeworfen, und zwar endgültig. Es gibt keine Möglichkeit mehr, das Verworfene zu suchen oder aufzufinden. Es ist für alle, die des Steines ansichtig waren, das absolute Ende des Steines. Dieses Ende wird durch die Macht des Engels g e s e t z t und zugleich verkündet. In seiner Macht ist die Gabe der Prophezeiung einbegriffen: er weissagt das Ende der Stadt Babylon, das Ende der Unzucht, das Ende aller Sünden, weil durch die Unzucht der Stadt Babylon alle Sünden entfacht worden sind. Er verkündet nicht eine Erlösung, nicht eine Befreiung, auch nicht einen Kampf, sondern das schlechthinige Ende der Stadt, die mit Macht ins Meer geworfen und

nicht mehr gefunden wird. Keine Erinnerung an sie wird bleiben. Die einzige Erinnerung wird die an den Engel sein und an seine Macht, die für alle, welche ihn sehen, die Macht des Endes verkörpert.

In Johannes entsteht durch diese Vision abermals wie eine Überblendung zweier Bilder. Er kennt vom Herrn her nur das Ende der Sünde, die in die Liebe hinein aufgeht. Er kennt wohl Anfänge der Liebe und Anfänge der Sünde. Er kennt auch das Ende der Liebe, die aufgeht in Sünde, und das Ende der Sünde, die aufgeht in Liebe. Und vor allem kennt er diese ewige Bewegung des Herrn vom Vater zum Vater zurück, von der Liebe her in die Liebe hinein, und auf dieser Bahn berührt der Herr irgendwo die Sünde, um sie durch diese Berührung in die Liebe hinein zu verwandeln. Er kennt aber kein Ende der Sünde, das nicht Anfang von Liebe wäre. Wer gebeichtet hat, dessen Sünde ist wohl weggewischt, aber wo sie war, dorthin ist jetzt durch den Herrn ein Übermaß an Gnade getreten. Dieses Übermaß bleibt irgendwie eine Erinnerung an die Sünde; wie eine Art Denkmal dort, wo die Sünde verschwunden ist: es gibt den Ort der Ablösung, des Überganges, den Augenblick der Verwandlung. Was Johannes jetzt sieht, ist ganz anderer Art. Aus dem Fall Babylons entsteht keinerlei Gnade. Babylon fällt in die Hölle hinein, dorthin, wo es keinen Zugang und keinen Kontakt gibt, in das vollkommen Unauffindbare: *sie wird nicht mehr gefunden werden*. Vielleicht könnte man um die Existenz einer Hölle wissen und sich aus irgendeinem Grund um ihren Ort kümmern wollen. Aber finden könnte man diesen Ort niemals. Johannes muß dabei in seiner Seele, getrieben vom Engel, einen Platz für dieses totale Verlorensein schaffen. Er kann es sich aber nicht ausdenken, denn er ist so ganz in der Liebe des Herrn herangereift, daß er sich eine solche Verlorenheit gar nicht vorstellen kann. So kreuzen sich wiederum zwei Ebenen der Wahrheit: Er kann nicht zweifeln, daß das, was der Engel tut

und sagt, wahr ist und einen bleibenden Sinn hat, noch weniger aber kann er zweifeln an der Wahrheit der Liebe des Herrn. Beide Wahrheiten muß er in sich bestehen lassen, obwohl sie nirgends einen Kreuzungspunkt zu haben scheinen.

Aus der Gleichzeitigkeit der beiden Ebenen der Wahrheit in Johannes läßt sich etwas verstehen vom Wesen des Unglaubens: er ist das willentliche Sich-versetzen auf die Ebene einer Wahrheit, die keinen Kontakt mit der Wahrheit des Herrn hat. Menschen bewegen sich in einer gemeinsamen Atmosphäre, die es ihnen erlaubt, unter sich Kontakt zu haben, durch Bemühung oder Fragen miteinander in Berührung zu kommen. Die Wahrheit, die wir kennen, ist immer eine Wahrheit des Kontakts, eine Wahrheit, die auf etwas Gemeinsamem, Anerkanntem, Vorgegebenem fußt, eine Wahrheit, die Beziehungen setzt, an die man anknüpfen kann. Wenn der andere, mit dem man sich unterhält, geistig noch soweit entfernt wäre, er würde doch den Worten, die man zu ihm spricht, einen Sinn geben, der einem erlaubt, das Gespräch fortzusetzen. Die Möglichkeit der Fühlungnahme wäre da, auch wenn er sie nicht ergreifen wollte. Man könnte sich nun vorstellen, dieser Kontakt wäre völlig unterbrochen. Es gäbe überhaupt keine Möglichkeit der Verständigung mehr. Der andere würde auf eine Frage vielleicht etwas äußern, aber es gäbe kein Mittel, um herauszubringen, ob es eine Antwort oder eine mit der Frage in keiner Beziehung stehende Äußerung, mit oder ohne Sinn, sei. Der andere bewegte sich in einer nur ihm verständlichen Wahrheit, die zur Wahrheit des Fragenden in keiner anderen Beziehung steht als der des gegenseitigen Anders-seins. Der Fragende weiß nur: dort ist etwas, dort geht etwas vor sich; aber was es ist, weiß er nicht; es erfüllt keine noch so unbestimmte Erwartung. Und doch fesselt dieses Unverständliche seine Aufmerksamkeit. So wird nun auch Johannes in der Vision auf diese zweite Wahrheit hinbezogen, ohne sie mit der ersten zusammenreimen zu

können. Er wird in etwas Neues hineingesendet, das offenbar mit seiner ersten Sendung des Liebesjüngers nichts zu tun hat. Und doch hat auch diese neue Sendung mit seiner ersten etwas Gemeinsames: sie öffnet ihn zu Neuem, Unbekanntem hin. Nur liegt das Neue für ihn diesmal in einer unfassbaren Ebene; es besteht eine unüberbrückbare Disparität. Die gleiche Disparität, die zwischen Glaube und Unglaube herrscht.

Es könnte sich einer einem Glaubenden gegenüber abwartend und neutral verhalten, das was er sagt, anhören, sich darüber in ein Gespräch einlassen, dann irgendeinmal zum Schluß kommen, der Glaubende sei im Irrtum befangen. Er wird aber dennoch fortfahren, in einer Art Verbindlichkeit zu ihm zu stehen, und es ist möglich, daß auch ihn einmal die Gnade berührt und daß er anfängt, zu glauben. Er könnte aber auch durch seine Schlußfolgerung auf die Ebene der zweiten Wahrheit versetzt werden. Was ihm am Glaubenden unverständlich ist, würde er als Norm auffassen, er würde die Ebene der Glaubenswahrheit als die der Unverständlichkeit setzen und alles Verständliche darauf reduzieren: das Verständliche als eine Form des Unverständlichen betrachten. Er würde damit alles verleugnen, was einen Kontakt mit dem Glaubenden herstellen kann, obwohl er um die Möglichkeit einer solchen Kontaktnahme im Grunde wüßte, denn er weiß ja, daß der Glaubende mit ihm in Kontakt treten kann. Glauben heißt: Kontakt haben mit der Wahrheit Gottes und in ihr mit jeder Wahrheit. Der Abbruch des Kontakts ist die Möglichkeit des Unglaubens. Er besteht im absoluten Beharren auf der Nichtanpassungsfähigkeit Gott, dem Herrn, und der Liebe gegenüber.

Johannes ist hier aufgefordert, diesen Zustand irgendwie zu verstehen und einzubeziehen. Er ist der Geliebte des Herrn, jede Wahrheit wird ihm durch die Liebe und die Gnade eingegeben. Der Herr sagt oder tut etwas, und Johannes glaubt. Es gibt im Umgang mit dem Herrn nichts, wirklich gar nichts, was Johannes nicht zum Glauben veranlaßt, und zwar zu einem

stets wachsenden Glauben der Liebe. Schweigt der Herr einmal oder entschwindet er, so weiß Johannes auch im Nichtverstehen doch immer: es ist eine Gnade der Liebe. Wie Liebenden auf der Welt alles, auch das Gleichgültigste, zu einem Zeichen der Liebe wird, wie auch das scheinbar Gegenteilige von ihnen als eine Maske der Liebe erkannt wird, so deutet Johannes alles, was er erfährt, als einen neuen, weiteren Beweis der Liebe des Herrn. Hier aber muß er durch den starken Engel Fühlung nehmen mit der Wahrheit der Hölle. Engel sind für ihn Begleiter des Herrn; alle Vorstellungen und Einsichten, die er von Engeln besitzt, sind in ihm verbunden mit der Liebe des Herrn. Alles an diesem Engel gemahnt ihn an den Herrn; und doch bringt der Engel ihn jetzt in unmittelbaren Kontakt mit der Hölle, einer unwiderruflichen Hölle ohne Gestern und Morgen, einer zeitlos ewigen Hölle. Sie ist zeitlos, weil sie nicht gefunden ist, zugangslos ist. Im Jetzt der Ewigkeit Gottes, in dem auch der Glaube lebt, ist immer auch das Gestern und das Morgen lebendig. Das Je-Jetzt der Hölle dagegen ist ein bloßes sich selber ewig ausspeiendes und wieder verschlingendes Heute. Es ist ein Jetzt, das keine Dimensionen hat, um sich dahinein zu entfalten. Von der Qual der Hölle kann man wohl sagen, daß sie immer je-ärger ist, als sie war, ohne daß doch eine Vergangenheit besteht, auf die man zurückblicken kann. Die Zeit in der Hölle vergeht nicht, sie kommt auch nicht, denn es gibt in der Hölle keinerlei Hoffnung. Es ist ein ewiges Jetzt, das sich in sich selber verzehrt: „Es ist jetzt jeweils ärger als jetzt.“ Im Glauben an Gott gibt es immer Hoffnung, denn in Gott ist immer ein Kommen und ein Morgen. In der Hölle kommt und vergeht nichts. Im Leben des Glaubens lebt die Sünde vielleicht noch weiter, aber es besteht die Hoffnung, daß sie abnimmt, zurückbleibt, verschwindet. In der Hölle ist man gewiß, daß nichts vom Gegenwärtigen — und das ist Qual — vergänglich ist. Das christliche Leben versucht, sich immer wieder zu Gott hin zu öffnen, ihm Gelegenheiten der Gnade zu

bieten, bei vielen Christen vielleicht nur angedeuteterweise, bei Johannes sehr sichtbar: in der Richtung auf mehr Liebe zu leben, bis zur Teilnahme am Leben Christi auf Erden und schließlich im Himmel. Auch in dieser Vision lebt Johannes als ein Christ, irgendwo bewegt zwischen Erde und Himmel — der Himmel nicht ausgeschlossen, die Erde nicht vergangen —, so lebt er ein Leben christlicher Zuversicht. In dieser Schwebelage des Glaubens bekommt er die zweite Ebene der Wahrheit zu sehen, der Wahrheit der Hölle. Aber er kann diese Wahrheit nicht in seine christliche Wahrheit hinein integrieren, er kann keine Synthese herstellen. Er kann sie nicht als eine Wahrheit innerhalb seiner christlichen Wahrheit verwerten, sie darin einbauen, so daß er sich auch in sie einbauen würde.

Er soll also den Unglauben der Hölle erleben, aber als einer, der aus der Wahrheit des Glaubens nicht herausfällt, immer die Begleitung des Glaubens behält, und auch die Möglichkeit, in dessen Welt zurückzukehren. Er soll, ohne zu verstehen warum, einen schweren, scheinbar unmöglichen Weg gehen, obwohl er den andern, leichteren Weg vor sich sieht, auf dem er viel schneller zum Ziel käme und seinen Auftrag viel vollkommener ausführen könnte. Er soll also den Weg des Unglaubens gehen, ohne daß ihm der Glaube entzogen würde. Mehr noch: den Unglauben kennenlernen, ohne je für sich selbst etwas anderes zu sehen als die Möglichkeit des absoluten Glaubens, aber ohne sich jetzt diesem Glauben als dem einzig Wahren zuwenden zu dürfen. Für ihn war dieser Glaube stets so nah, daß er nicht versteht, wie andere, die den Weg des Unglaubens frei gewählt gehen, nicht sofort bitten, zum Glauben zurückkehren zu dürfen. Er versteht nicht, daß die andern, die jenen Weg gehen, nicht auch, wie er, neben sich ein glaubendes Du haben sollten. Dieses Nichtverstehen ist die spezifisch johanneische Höllenerfahrung. Er umschreitet die Hölle mehr, als daß er mitten durch sie hindurch ginge (was doch auch eine Möglichkeit der Nachfolge des Herrn am Karfreitag ist).

Er „erfährt“ sie, aber ohne in ihren Zustand hineinversetzt zu werden. Er ist also weder die verdammte Seele, die in der Hölle brennt, noch der gewöhnliche Christ, der nur im Glauben um die Existenz der Hölle weiß, noch schließlich jener, der (wie mancher Heilige) im Auftrag mit Christus durch die Hölle geht, so daß er innerlich ganz in die Nacht des Unglaubens eingeht. Er ist wie einer, dem man den Geschmack der Hölle auf die Zunge legt, ohne daß er ihn schlucken dürfte. Er verliert den Engel, der ihm die Hölle zeigt, nicht aus der Sicht. Und der Engel ist für ihn eine so lebendige Verkörperung des Herrn, daß ihm durch seine Vermittlung zwar eine innere Kenntnis vermittelt wird, die doch nicht das Auskosten der Tiefe der Hölle ist. Diese Kenntnis hat viel von einer Traumwahrheit an sich: bei der man im Traum weiß, daß man träumt, auch wenn die erfahrene Wahrheit noch so angreifend und lebendig ist.

Johannes soll also glaubend dem Unglauben begegnen. Er kann aus beiden keine Einheit machen, aber die Begegnung soll eine fruchtbare, sinnvolle werden. Er soll den Sinn, die Logik der Sünde verstehen lernen. Babylon wurde ins Meer geschleudert. Das weiß man. Aber wohin sie gefallen ist, weiß man nicht. Man kann sich, wenn man sie suchen wollte, auf keinerlei Spuren stützen. Denn Babylon hinterläßt keinerlei Spur der Liebe, die das Suchen lenken könnte. Auch die eigene Liebe kann man nicht zum Aufspüren gebrauchen, wie sonst, wenn man etwas Verlorenes sucht, das keine Beziehung, keine Spur hinterläßt, und man durch die eigene Liebe eine Beziehung herstellen muß. Eine solche Anknüpfung ist hier unmöglich. Babylon hat keinen Funken von Liebe in sich gehabt, obwohl sie in ihrer Unzucht die Liebe nachgeahmt und vorgepiegelt hat. An ihr Nichts von Liebe läßt sich keine Liebe anknüpfen. Die Triebe des Menschen lassen sich zur Liebe hin entfalten, wenn er neben ihnen etwas Höheres anerkennt, eine Wahrheit, die nicht er selber ist, etwas in ihm und in seiner

Liebe, das ihm nicht gehört und ihn übersteigt. Und im Suchen nach dem Besitzer dieses Fremden in ihm wird er zu Gott und zum Herrn gelangen, und seine Seele entfaltet sich in die Liebe hinein, in das, was Johannes mit dem Herrn erlebt hat. In der Wahrheit des Unglaubens, in seiner Tatsächlichkeit, wie sie dem Jünger durch den Engel aufgedeckt wird, sieht er, daß jeder Wille zur Hingabe an die Wahrheit vollkommen fehlt. Darum ist keine Liebe zu Babylon möglich. Und darum wird Babylon nicht mehr gefunden, weil keine Liebe zu Babylon wahr sein kann. Etwas Wahres finden kann man nur, wenn man Liebe zur Wahrheit hat, letztlich Liebe zur absoluten Wahrheit, zu Gott, der über uns ist, der uns überragt und darum die Hingabe des Glaubens von uns fordert. Wollte man Babylon suchen, so könnte man es nur tun, indem man sich von der Wahrheit Gottes abwendete, um sich der Unzucht und der Lüge und dem Unglauben zuzuwenden.

So sieht Johannes mit seinem Glauben, welches die Logik der Sünde und ihres Wesens ist: daß sie mit der Wahrheit Gottes nicht vereinbar ist. Ferner sieht er, daß die Vernichtung der Sünde nicht durch sie selber kommt, daß die Sünde die Sünde nicht tötet, sondern daß ein gewaltiger Eingriff von Gott her ihre Bewegung unterbricht und abschließt. Er wird aber so an diese Wahrheit der Hölle herangeführt, daß er keine Überlegungen und Urteile des Glaubens anzustellen hat (etwa über die Gerechtigkeit der Strafe für die Bösen); er hat vielmehr von der Vernichtung her auf die zu erwartende Katastrophe zurückzuschauen; vom Standpunkt her, der nicht mehr gefunden wird, soll er verstehen, was da geschah. Sein Glaube ist dabei wie hinterlegt; denn er soll den Unglauben erfahren. Babylon bleibt ihrem Schicksal preisgegeben, der dauernden Vernichtung, und weil für Babylon keine Erlösung besteht, ist auch für die, die Babylon suchen, keine Erlösung zu erwarten. Und jene, die Babylon wollen, werden sie nicht finden, sie werden sie sich neu erfinden müssen, aus ihren Kräften der Unzucht

ein neues Babylon bauen müssen. Die Glaubenden brauchen nie neue Wahrheiten zu schaffen. Wenn sie nach der Wahrheit ihres Glaubens suchen, so werden sie immer ihre Glaubenswahrheit finden. Jede ihrer Wahrheiten, auch die subjektivste, wird sich zuletzt in die große absolute Wahrheit Gottes einfügen lassen. Im Unglauben dagegen ist man gezwungen, beständig neue Wahrheiten zu produzieren, weil keine Wahrheit mit der absoluten Wahrheit Gottes in Kommunikation steht. Alle falschen Sätze sind isoliert, weil nur die Wahrheit Gottes, die Wahrheit der Liebe, Kontakt schafft. Auch kann man nicht aus der Wahrheit heraustreten wollen, um sie von außen besser kennenzulernen, aus ihrer Mitte sich entfernen, um heftiger in sie zurückgeschleudert zu werden. Es ist nicht wahr, daß man die Wahrheit besser versteht, wenn man sich zuerst einer falschen These verschreibt. Man kann vielleicht, ohne es zu wollen, etwas Falsches angenommen haben und durch dessen Absurdität zur Wahrheit hingeführt werden. Aber nie geht der Weg zur Wahrheit über ein Falsches, dem man willentlich dient. So dient die Kenntnis Babylons Johannes nicht zum Weg seiner Liebe zu Gott. Er muß Babylon vielmehr als das kennenlernen, was von der Liebe und von der Wahrheit Gottes ausgeschlossen ist, und das kann er nur, indem er Babylon in der Isolierung des Unglaubens sieht.

Babylon, das die Hölle verkörpert, ist die vollendete „Wahrheit“ des Unglaubens, das heißt der Unwahrheit oder des Seins außerhalb der Wahrheit Gottes. Dennoch kann der Glaubende nicht sagen, für ihn existiere die Hölle nicht. Denn erstens existiert sie als Wahrheit des Unglaubens, der für den Glaubenden eine Wirklichkeit ist, wenn auch eine solche, die er sich nicht assimilieren kann. Und ferner: wenn Gott Johannes durch die Engel die Schau der Hölle schenkt, mit allen ihren Beziehungen zum Unglauben, so vermittelt er sicher keine bloße Unwahrheit, sondern letztlich doch eine Art von „Wahrheit“, wenn auch eine von Gott verworfene und somit

als Lüge erklärte „Wahrheit“. Jede von Gott stammende Schau ist wahr, wie auch jedes Wort Christi im Evangelium über die Hölle vollkommen wahr ist. Da Johannes die Hölle gesehen hat, und wir anderseits wissen, daß er glaubt und als Glaubender nicht lügt, so glauben wir ihm seine Schau, weil es wohl möglich ist, daß es in Gott Wahrheiten gibt, an denen wir nicht teilhaben, die aber nichtsdestoweniger wahr sind.

18, 22. Und die Stimme der Harfenspieler und Sänger, der Flöten- und Trompetenbläser wird in dir nicht mehr vernommen werden, und kein Künstler irgendeiner Kunst wird mehr in dir gefunden werden, und der Laut der Mühle wird in dir nicht mehr gehört werden.

Alles was das Leben angenehm macht, wird verschwinden; vor allem wird keine Musik mehr zu hören sein. Babylon hat die Musik mißbraucht und sie, wie jede andere Kunst, in den Dienst der Unzucht gestellt. So muß die Musik mitsamt der Stadt verschwinden. Man wird sie nicht hören, auch wenn man sich noch so sehr nach ihr sehnt. Die Sehnsucht wird nicht verschwinden, aber wenn die Liebhaber der Musik an sie denken werden, dann werden sie sich zugleich erinnern, daß sie nur Mißbrauch damit getrieben haben. Und wenn sie die Musik hören möchten, die sie kannten, bevor sie Mißbrauch damit trieben, so werden sie auch diese nicht mehr zu hören bekommen und die reine und klare Erinnerung an sie wird ihnen genommen sein. Sie haben die Musik verdorben, und ihre Sehnsucht wird stets bei der verdorbenen Musik sein. Und was der Musik widerfährt, das widerfährt jedem erlaubten Genuß.

Jede Art von *Künstlern* wird verschwunden bleiben, alle, die das Leben verschönerten; denn jede Annehmlichkeit des Lebens wurde gleichfalls mißbraucht. In Babylon wurde niemandem ein Vergnügen angeboten, das nicht durch die Unzucht beschmutzt und verzerrt worden wäre. Und schließlich wird man

auch den *Laut der Mühle* nicht mehr hören; auch das zum Leben unbedingt Erforderliche, das seiner bloßen Erhaltung dient, verschwindet. Denn nicht nur die Genüsse wurden mißbraucht, sondern jedes einzelne Leben an sich. Seine Quelle, das Geschlechtliche, wurde vergiftet, und das Gift ging auf das ganze Dasein über, so daß jetzt für die Erhaltung auch des persönlichen Lebens nichts mehr übrig bleibt.

18, 23. Und das Licht der Lampe wird in dir nicht mehr scheinen, und die Stimme des Bräutigams und der Braut wird in dir nicht mehr gehört werden. Denn deine Kaufleute waren die Fürsten der Erde; denn durch deine Zauberkünste wurden alle Völker verblendet.

Das Licht der Lampe, das an Arbeit und Ruhe gemahnt, das die Fortführung des Lebens sinnbildet, das zugleich Freude in jedem Sinn verkündet, als Licht überhaupt, als Licht der Lampe, als Licht des Geistes, des Glaubens, der Hoffnung, das alles wird erlöschen und im gleichen Schatten, in der gleichen Finsternis ununterscheidbar geworden sein. Auch *die Stimme des Bräutigams und der Braut wird nicht mehr gehört*: die Stimme, die die Verbindung schafft zwischen Mann und Weib, die Stimme der Zugehörigkeit, der Bindung und der Liebe, die Stimme der Nichteinsamkeit, das Geschenk Gottes, durch das Adam nicht allein gelassen wurde: dieses Geschenk wurde mißbraucht und jetzt wird es nicht mehr erneuert. Licht und Stimme dienten beiden der Aufhellung, der Verbindung, sinnlich und geistig zugleich. Jetzt wird alle Helle verdunkelt, alle Bindung gelöst. *Denn deine Kaufleute waren die Fürsten der Erde*: du hast alles käuflich gemacht, hast die Hingabe nicht mehr gekannt, sondern nur noch das Nehmen, das Aneignen, das Genießen. Alles in dir war gegen die Liebe gerichtet. Werbung gab es keine von Anfang an, sondern immer nur die Drohung und den Kaufpreis. So war in Babylon alles gegen die Zeit gerichtet, es wollte die Vernichtung der Zeit. Wenn

Gott Menschen zusammenführt, so brauchen sie Zeit, um sich näherzukommen, sich in das einführen zu lassen, was Gott will. Nichts wahrhaft Menschliches kann überstürzt werden und zeitlos plötzlich geschehen. In der Liebe stürzt sich der Mann nicht einfach auf die Frau, um sie zu nehmen, und keine Freundschaft wird in einer Minute geschlossen. Aber wo alles käuflich ist, wo die Liebe wegfällt, dort fällt auch die Zeit weg. Sie wird übersprungen. Und darum gibt es in der Hölle keine Zeit mehr. *Denn durch deine Zauberkünste wurden alle Völker verblindet.* Babylon hat an die Stelle der Liebe den Zauber gesetzt, an die Stelle der Werbung den Raub, an die Stelle der Annäherung die Überwältigung. Und alle Völker lassen sich diese Vergewaltigung gefallen, weil alles im Geist der Verblindung geschieht. Babylons Zauberkünste verschleiern die Wahrheit: sie bedecken, was nackt sein sollte, und enthüllen, was verborgen sein sollte. Sie bewirkt eine Umwertung von allem, um möglichst rasch und vollkommen zu ihren Zwecken zu gelangen. Babylon kennt das Mittel, durch das die Zeit aufgeschluckt wird. Der Herr braucht immer Zeit, selbst dann, wenn er einen Menschen plötzlich bekehrt oder plötzlich ruft; er bereitet ihn innerlich darauf vor und bereitet ihn nachher zum Spättern hin. Babylon hebt durch Zauber die Wahrheit der Zeit auf.

18, 24. Und in ihr wurde das Blut der Propheten und der Heiligen gefunden und all derer, die auf der Erde blutig hingemordet worden sind.

Es ist das Blut, das Babylon trunken gemacht hat, das sich also in ihr verwandelte, um ihre Trunkenheit hervorzurufen. Das Blut der Heiligen hat sie mißbraucht, um ihren Rausch daran zu steigern. Und doch wird das Blut der Heiligen als solches erkannt. Babylons Macht war groß genug, um dieses Blut zu ihren Zwecken zu mißbrauchen, aber sie reichte nicht hin, um es ganz zu schänden. Was Gott gehört, kann seinem

Wesen nach auch vom Teufel nicht verunreinigt werden. Der Herr nimmt das Blut der Heiligen zu seinem eigenen Blut hinzu, und hier ist es in Sicherheit. Eine geschändete Hostie wird dem Schänder zum Unheil, der Leib des Herrn an sich ist unberührbar. So findet man in Babylon *das Blut der Propheten und Heiligen* als das, was es war, und nicht als irgendeine schändliche Flüssigkeit. Es hat im Mißbrauch seine Eigenschaft behalten.

Man wird den Aufenthalt Babylons nicht mehr finden, weil man in ihr dieses Blut *gefunden* hat. Die Auffindung des Blutes wird dazu behilflich sein, daß Babylon selbst nicht mehr gefunden werden wird. Durch die Sichtbarkeit des Blutes der Heiligen wird Babylon unsichtbar gemacht. Dieses Blut hat eine Kraft, die über Babylons Kraft geht, obwohl sich Babylon zu ihren eigenen Zwecken dieser Kraft bedient hat. Obwohl sie glaubte, sich auch der göttlichen Werte und Verhältnisse bedienen zu können, kehren sich diese in Gott doch um.

Zum Blut der Propheten und Heiligen gesellt sich das Blut *all derer, die auf Erden blutig hingemordet worden sind*, die vielleicht selber nicht Heilige waren, aber durch das Opfer der Heiligen mit in die Heiligkeit gezogen wurden. Das Weib unterschied nicht und trank ihr Blut wie das Blut des Heiligen. Es wird hier kein Unterschied mehr gemacht zwischen den von Gott Geheiligten und den durch die Heiligen Geheiligten, die letztlich auch durch Gott geheiligt sind.

Als Johannes diese Schau erhielt, hatte der Herr sein Blut bereits geopfert. Johannes, der das erste Abendmahl mitgefeiert hatte, weiß um die Zusammenhänge zwischen dem vergossenen Blut des Herrn und der Erlösung. Nun zeigt der Engel ihm in der Vision, wie das Weib das Blut der Heiligen schändet, Blut, das vergossen wurde in einer von Gott gegebenen Heiligkeit, und das doch nicht zur Erlösung des Weibes verwendet werden konnte, obwohl das Weib gerade dieses Blut der Heiligkeit trank, das im Blut des Herrn hätte mitwirksam werden

können zur Erlösung hin. So stehen abermals die beiden Wahrheiten und Ebenen nebeneinander: die christliche Wahrheit und die Wahrheit der Hölle. Und wiederum muß der Engel Johannes in diese zweite Wahrheit einführen, weil sie sonst für ihn unerklärlich und ohne Zugang geblieben wäre. Der Engel stellt einen Schnittpunkt her, von dem aus sie einen Augenblick lang übersehen werden können.

JUBEL ÜBER BABYLONS UNTERGANG

19, 1. *Hierauf hörte ich wie die laute Stimme einer großen Menge, die im Himmel sagte: Alleluja, das Heil und die Herrlichkeit und die Macht unserem Gott.*

Nachdem der mächtige Engel die Vision vom Untergang Babylons und ihre Bedeutung übermittelt hat, hört Johannes *wie eine Stimme*. Früher hatte er Stimmen gehört, Engel gesehen. Jetzt hört er *wie eine Stimme*. Es ist die Stimme einer zahlreichen Menge, aber diese Menge ruft das Gleiche aus, wie mit einer Stimme, also in einer Eintracht der Feststellung, in einer Einheit des Glaubens und des Willens. Er hört dabei auch die Stimme der einzelnen Engel, die ihm bisher erschienen sind und zu ihm gesprochen haben, und all ihre Unterweisungen und Feststellungen bilden jetzt zusammen wie eine Stimme. Er hörte die Stimme des mächtigen Engels, der den Mühlstein ins Meer warf; er hörte die Stimme, die das Volk ermutigte, sich vom Weib zu trennen, die Stimme des großen Engels, der die Erde beleuchtete, und dessen, der ihm das Gericht zeigen wollte und sich über sein Staunen erstaunt zeigte, die Stimmen der sieben Engel mit den Zornesschalen (der vorige war einer von ihnen), und so die Stimmen aller früheren Engel. Und in jeder Stimme hört er jeweils auch die Stimmen zahlreicher den Engeln Zugeteilter. Und er sieht und hört, daß, obwohl ihre Sendungen sehr verschieden sind und jeder von ihnen auf eine andere Art Gott diente und ihm, dem Jünger, einen andern Teil der Wahrheit offenbarte, sie nun doch in ihrem Ruf eine Einheit bilden. An dieser Einheit sind sie nicht allein beteiligt, sondern mit ihnen zusammen *eine große Menge*.

Die große Menge wird von Menschen des Neuen Bundes gebildet. Sie ist die Erfüllung des Neuen Bundes. Gewiß sind auch die Propheten und Gerechten des Alten Bundes im Himmel. Aber die namenlose Menge hinter den Engeln, die mit ihnen wie eine Stimme bilden, sind die durch Christus seit seinem Tod Erlösten. Johannes sieht hier jene Apostel und jene Christen, die bereits verstorben waren. Es ist in diesem Augenblick keine zeitlose Vision, sondern ein Vorgang mit zeitlichen Abgrenzungen; das Persönlichste, was Johannes innerhalb der Apokalypse erfährt. Er hätte vielleicht, abstrakt gesprochen, Gelegenheit, unter den Stimmen die seiner Bekannten zu hören, er könnte, wenn er die eine Stimme unterscheiden wollte, eine Anzahl von Stimmen erkennen; er würde dabei vielleicht solche entdecken, die fehlen, und könnte sich dann fragen, wo die Fehlenden verbleiben. Aber gerade eine solche Differenzierung soll nicht möglich sein, auch für Johannes nicht. Er soll auch nicht versucht werden, die beiden Ebenen der Wahrheit der Liebe und der durch den Engel vermittelten Wahrheit der Hölle irgendwo in einen Zusammenhang und ein System zu bringen; und das wäre vielleicht der Fall, wenn er in den himmlischen Reihen Lücken entdecken würde.

An dieser Stelle der Apokalypse beginnt etwas, das später allen Schauenden in der Kirche bleiben wird. Sie werden irgendwohin versetzt, geschleudert, erhalten neue Einsichten in die christliche Wahrheit, die gewiß nicht ohne jeden Zusammenhang mit ihrem früheren Erleben und Erfahren sind, die aber doch öffnend ganz neue Sichten auf tun. Nichts Mystisches kann in das gewöhnliche Leben einfach eingereicht werden; man kann es nicht daraus ableiten, nicht lückenlos beschreiben, nicht unmittelbar umsetzen in die Welt der natürlichen Erfahrung. Etwas von dem, was Johannes berührt hat, lebt wohl in ihm weiter, aber das meiste überragt ihn und ist für andere bestimmt. An der Stelle, wo der Engel die beiden Ebenen sich

schneiden läßt und wohin er Johannes stellt, wird dieser schlechthin über seinen persönlichen Erlebniskreis hinausgerissen. So gibt es den Weg des gewöhnlichen Christen zum Herrn, in Liebe und in Gnade, wobei Liebe und Gnade doch zunächst diesen Menschen selbst betreffen. Und dann den andern Weg, der darüber hinausragt, weil dem Einzelnen so viel an Gnade anvertraut wird, daß diese Fülle gar nicht für einen persönlich bestimmt sein kann. Er trägt einen Schatz, den er nicht kennt, nicht übersieht, nicht ausschöpft. Johannes kommt auch gar nicht auf den Gedanken, das ihm Anvertraute erforschen, übersehen, richten, ordnen zu wollen. Was er erhält und weitergibt, übersteigt ihn, es ist einfach Auftrag, Sendung, obwohl dies keineswegs eine Abschwächung der persönlichen Gnade bedeutet.

Die große Menge bricht aus in den Freudenruf *Alleluja: Das Heil und die Herrlichkeit und die Macht unserem Gott*. Alles, was groß ist und schön, gehört ihm; wenn aber die große Menge sich freut, daß Gott so reich ist, dann kann sie es nur, weil sie bereits an diesem Reichtum Anteil hat. Anteil zunächst in der Erkenntnis: die Seligen wissen, daß Gott so groß ist, und dieses Wissen gehört ihnen. Aber durch dieses Wissen erhalten sie Anteil an der Freude. Sie wissen: ihre Freude und der Ausdruck ihrer Freude ist Antwort auf die Macht und Herrlichkeit Gottes, denn Gott will, daß sie die Erkenntnis seiner Größe besitzen. Sie wissen auch: dieser Wille ist Antwort des Vaters auf die Erlösung des Sohnes, aber er lag seit Urzeiten im Beschluß von Vater und Sohn. Nie sollte Gott von seiner Schöpfung getrennt sein; von jeher waren Erkenntnis und Freude als Anteil der Schöpfung an Gottes Herrlichkeit vorgesehen. Gott schenkt die Gnade seiner Erkenntnis und will, daß der Mensch von dieser Erkenntnis lebe und seine Freude daraus ziehe.

19, 2. Denn wahrhaftig und gerecht sind seine Gerichte. Denn er hat die große Hure gerichtet, die die Erde mit ihrer Unzucht verderbte, und er forderte als Rächer das Blut seiner Knechte aus ihrer Hand zurück.

Die Lobenden begründen ihre Freude: sie liegt darin, daß die Gerichte Gottes wahrhaftig und gerecht sind. Sie sind schon so weit, daß sie nicht nur Erkenntnis Gottes haben, sondern auch seine Gerichte verstehen und vom Werk Gottes aus seine Herrlichkeit preisen. Da sie Erlöste des Herrn sind, würde man vielleicht erwarten, daß sie die Erlösung und nicht das Gericht preisen; daß sie das, was ihnen als Sündern widerfuhr: die Erlösung, als das Höchste empfänden, was Gott getan hat. Und nun preisen sie dieses Gericht der Hölle und der Vernichtung, dem sie durch die Erlösung des Sohnes entgangen sind, wie solche, die Strafe verdient hätten und denen verziehen wurde, sich darüber freuen, daß es gerechte Strafe gibt. Sie sind nicht ohne Beziehung zu dieser Wahrheit außerhalb der Liebe; sie verstehen, was der Engel von der Wahrheit der Hölle vermittelt hat, von ihrem himmlischen Standpunkt aus. Schon daß Johannes als der Liebende einen Anteil an der Hölle erhielt, schien erstaunlich; noch erstaunlicher ist dieser Anteil der Seligen im Himmel daran. Sie erkühnen sich, das zu loben, dem sie mit der Gnade des Herrn entrinnen konnten, sich darüber zu freuen, daß sie Kenntnis von einem Gericht Gottes haben, das sich wie außerhalb der Erlösung des Sohnes abspielt. Sie sehen, daß Gott seine göttlichen Möglichkeiten hat und daß er sie anwendet, über alles Begreifen und Verstehen der Menschen hinaus. Wenn schon ein Mensch viele Seiten haben kann, die einem andern unbegreiflich und zuganglos sind, so ist das ewige und unendliche Leben Gottes erst recht nie übersehbar. Er will uns zwar sein ganzes Leben offenbaren, aber wir können es nicht auf einmal erfassen, nicht alle Aspekte des ewigen Lebens zusammenreimen. Für vieles muß man erst durch Gott angepaßt werden. Gott hat mit dem

Sohn zusammen bestimmt, was er allen offenbaren will. Aber da er nicht will, daß wir bei irgendeiner Wahrheit ruhen bleiben, so zeigt er sein Leben immer noch in andern Abschattungen, die er gleichsam nur andeutet, ohne sie je ganz aufzudecken und durchzuführen. Dem Alles, was Gott vom Menschen verlangt, steht auf seiner Seite ein wirkliches Alles gegenüber. Er verheimlicht uns nichts. Aber die Ewigkeit wird nie genügen, dieses Alles auf einmal vorzuweisen, weil Gott immer größer sein wird als selbst die Ewigkeit.

Denn er hat die große Hure gerichtet, die die Erde mit ihrer Unzucht verderbte. Als Gerichtete kann sie die Erde nicht weiter verführen. Gott hat also ihrer Verführung ein Ende gesetzt, er hat sie und ihr Lager gerichtet, so gründlich, daß ihre Spuren nicht mehr gefunden werden. Was aber gefunden wird, ist das Blut der Heiligen, *das Blut seiner Knechte*, das Gott aus *ihrer Hand zurückfordert*. Dieses Blut hörte für Gott nie auf, das Blut seiner Heiligen zu sein, und der Ruheort dieses Blutes ist in ihm. Er nimmt es zu sich zurück. Er fordert es heraus, weil es weiterhin bei ihm wirksam zu sein hat. Es gehört Gott, und was Gott gehört, hat im Sinne Gottes wirksam zu sein. So ist das Blut stärker als das Weib. Nicht nur Gott, der das Weib gerichtet hat, ist stärker, sondern auch das Blut der Heiligen, das das Weib mißbraucht hat. Das Blut, das beim Weibe nicht zur Erlösung verwendet werden konnte, wird jetzt seinem Zweck zurückgegeben. Man kann trotzdem nicht sagen, daß das Blut der Heiligen eine Zeitlang unwirksam war. Es wirkte nur anders, da es tatsächlich dazu diente, das Weib trunken zu machen.

Das Blut der Heiligen ist nicht nur ihr physisches Blut, sondern alles, was von ihrem Wesen ausströmt, ihre ganze Wirkung. Indem hier von deren Mißbrauch gehandelt wird, ist auch von den Irrlehren die Rede: von den Worten Gottes in der Welt, die durch die Kirche verteilt werden, aber von den Menschen zur Trunkenheit benützt werden: so entstellt und

verdrehen werden, daß man sie nicht mehr als göttliche Wahrheit erkennen kann. Es gibt Sätze, die von Heiligen ausgesprochen werden, von einem Augustinus zum Beispiel, die ganz in der Mitte der kirchlichen Wahrheit stehen. Dann aber bemächtigt sich ihrer irgendeine Hure, das heißt eine sündige Bewegung und Geistesrichtung, die den Satz aus der kirchlichen Mitte herausnimmt und ihn zu ihren Zwecken mißbraucht, indem sie darauf ein System der Wahrheit aufzubauen versucht. Vielleicht wird die Kirche den so mißbrauchten Satz weiter verteidigen und als den ihrigen zurückfordern, vielleicht wird sie auch gezwungen sein, ihn in Beschlag zu nehmen und auszuschalten, um die Verwirrung nicht noch größer zu machen, die Verführung nicht in ihre eigenen Reihen einreißen zu lassen. Die neue Sekte dagegen berauscht sich an dem Satz. Wenn aber Gott sie besiegt, dann holt er das entführte Wort zurück und läßt es in der Mitte der Kirche von neuem seine verlorene Wirkung entfalten.

Die Engel aber, hinter denen die Erlösten stehen, und die ihnen die Zusammenhänge der himmlischen und der höllischen Wahrheit zeigen, decken ihnen auch die Zusammenhänge der Wahrheit der Heiligen, ihres Blutes, innerhalb der Kirche und außerhalb ihrer — in der Hurerei der Sekten — auf. Durch die Engel sehen die Erlösten nicht nur die verborgenen Wahrheiten Gottes, sondern auch die verborgenen Wahrheiten der Kirche und der Heiligen, die die Engel aus ihrer zu Lüge umgebogenen Form befreien, aus ihrer häretischen Form herauslösen. Wenn der Engel vorher dem staunenden Johannes zeigen konnte, wie das trunkene Weib das Blut der Heiligen mißbraucht, so kann er ihm nun auch zeigen, welche Form jede Wahrheit innerhalb der Lüge annimmt. Da er das kann, kann er die Wahrheit aus der Lüge herauslösen. Die Engel haben hier alle dieselbe Aufgabe: auseinanderzunehmen, was scheinbar hoffnungslos vermischt ist, und das Zusammengehörige zusammenzubringen. Sie schneiden und sichten und sind damit

die Gehilfen des Gerichts. Sie zeigen, wie alle Wahrheit in Gott versöhnt und vereint ist, wie aber jede Wahrheit von den Menschen abgesondert und mißbraucht werden kann.

19, 3. Und zum zweitenmal riefen sie: Alleluja! Und ihr Rauch steigt auf von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Nachdem die Heiligen die Ursache ihrer Freude festgestellt haben, rufen sie abermals *Alleluja*. Und wie um die ganze Vision von Babylon abzuschließen, wird am Schluß noch einmal *der Rauch* ihrer Verbrennung sichtbar, der *von Ewigkeit zu Ewigkeit aufsteigt*. Die Wahrheit der Hölle bleibt eine unveränderliche Wahrheit. Sie bleibt von Ewigkeit zu Ewigkeit wahr, aber sie bleibt ewig in ihrem Rauch, das heißt in ihrer ewigen Selbstverzehrung. Was man in Ewigkeit sieht, ist wie der Beweis des Beweises: man sieht nicht das Weib, nicht das Feuer, denn sie werden nicht mehr gefunden, sondern nur den Rauch, der anzeigt, daß etwas w a r, das unvergänglich bleibt.

19, 4. Und die vierundzwanzig Ältesten und die vier Lebewesen fielen nieder und beteten Gott an, der auf dem Throne saß, und sagten: Amen, Alleluja.

Auch diese Anbetung geschieht als letzte Bekräftigung und Bezeugung des Gerichts über Babylon. Johannes weiß aus der Haltung der Ältesten und der Lebewesen, daß sie Gott sehen. Er selbst sieht ihn nicht. Es ist, als hätte Gott diese ganze Schau Babylons den Engeln zur Verwaltung übermittlelt und anvertraut, wie ein Drama, eine Schausstellung, eine Verständlichmachung eines Teils der Wahrheit Gottes, und als kehrte jetzt das ganze, vollendete Werk in Gott zurück. Diese eine Sendung der Engel, die Wahrheit Gottes dem Jünger in dieser Form zu übermitteln, ist abgeschlossen. Und damit ist auch das ganze Schauspiel der Engel, ihre Wirkung unter sich, be-

endet und alles wendet sich in einer Huldigung zu Gott und fällt vor ihm nieder.

Es gibt also gewisse Formen der Verständlichmachung und Übermittlung des Wirkens Gottes, zum Beispiel seines Zornes, die er wie in sich geschlossene Spiele anordnet und ablaufen läßt. Johannes hatte an dem Schauspiel teil wie ein geladener Zuschauer, von dem man erwartet, er werde das Geschaute im Sinne des ihm gleichzeitig zugekommenen Auftrags verstehen und verwerten. Dieser Auftrag kann nur ein johanneischer sein. Das heißt nicht, daß das Schauspiel nur für ihn stattgefunden hätte; es hatte seine Objektivität in sich selbst; die Stimme wurde nicht eigens für ihn bestellt, Babylon nicht eigens für ihn verbrannt. Er hat an der Existenz dieser Realitäten, die für ihn die Form einer Schau annahm, nur teil. So ist es bei jeder Teilnahme durch Visionen an einer von Gott her vermittelten Sendung. Der Gehalt der Schau ist völlig objektiv und vom Schauenden unabhängig, auch dann, wenn die Form eine bildliche, in der Darstellungsweise auf den Beschauer zugeschnittene ist. Er wird durch diese Form hindurch in einen übergeordneten, überpersönlichen Auftrag Gottes oder eines Heiligen einbezogen und eingeordnet. So ändert eine gewisse Subjektivität des Bildes nichts an der Objektivität des Bildgehaltes. Es könnten zwei Menschen gleichzeitig in der Vision den gleichen Heiligen in ganz verschiedenen Tätigkeiten begriffen sehen; aber beide Bilder wären gleich wahr, weil beide je ein Ausdruck einer einzigen Sendung dieses Heiligen wären. Das, was er selber tut, ist viel reicher und vollkommener als das, was im Bilde gesehen wird, denn es wird im Himmel verrichtet; er zeigt aber jedem der Schauenden die Facette seines Werkes, die für dessen Auftrag belangvoll ist. Er paßt sich also den Aufnahmefähigkeiten der Menschen an, aber zugleich auch ihrer besonderen Sendung, indem er durch sein Beispiel zeigt, wie jeder seine Aufgabe verwirklichen soll. Die Wirkung

der Schau darf sich ja nicht in der bloßen Aufnahme des Bildes erschöpfen, sie muß sich darin vollenden, daß der Schauende versucht, dem Geschauten auch zu folgen. Was auf übernatürliche, übersinnliche Weise empfangen wird, wird immer im Rahmen einer Sendung vermittelt, die vom Himmel kommt. Es ist also seinem Wesen nach Funktion und Ausdruck von etwas, was sich zu vollziehen hat, und muß im Sinne seiner Bestimmung aufgefaßt werden. (Damit ist nicht gesagt, daß jede mystische Offenbarung eine neue, formulierte Sendung in sich enthält. Sie kann auch einfach Teilnahme am Leben des Herrn oder der Mutter bedeuten, wie etwa das Kopfnicken der Statue der kleinen Theresia oder wie die Wundmale des Heiligen Franz die vollzogene und übernommene Teilnahme am Leiden des Herrn ausdrückten.)

So verteilen sich, von Johannes aus, durch die Jahrhunderte der Kirche hindurch alle Formen der mystischen Teilnahme in einer eigenen Dispensation, die sich am Ende in sich selber schließt und wie ein Schauspiel beendet. Und die vierundzwanzig Ältesten und die vier Lebewesen, die am Anfang der Apokalypse die Zeugen der Dispensation dieser besonderen Form der Teilnahme waren, werden hier am Ende zum Bilde der Kirche, die die geschehene Ausspendung der mystischen Teilnahme bestätigt.

19, 5. Und es ging eine Stimme vom Throne aus und sagte: Lobt unsern Gott, ihr alle seine Knechte, die ihr ihn fürchtet, die Kleinen und die Großen.

Die Stimme geht vom Throne aus, so wie die frühere Stimme vom Altare ausging. Sie kommt vom Sitze Gottes her und ist doch nicht die Stimme des Vaters. Es ist die Stimme des Sohnes. Aber es ist eine Stimme, die ganz darin aufgeht, gerade das zu verkünden, was sie verkündet: sie ist identisch mit ihrer Sendung: daß Gott gelobt werden soll.

Diese Verkündigungsstimme wird nicht näher beschrieben; es wird nicht gesagt, daß sie groß oder stark war, wie andere Stimmen. Sie ist nur Stimme, ohne Antwort. Sie sagt: *Lobt unsern Gott, ihr alle seine Knechte*, alle, die ihn im Dienste kennengelernt, im Dienste ein Verhältnis zu ihm gewonnen haben, die wissen, was er verlangt, was er erwartet, und wie er es verlangt und wie er es erwartet. Es sind zugleich alle jene, *die ihn fürchten*. Ihr Lob entspringt aus der Furcht, und ist Lob in der Furcht. Nicht Lob, um die Furcht zu verringern, um sie los zu werden, sondern Gleichzeitigkeit von Furcht und Lob im Glauben. Der Glaube gründet in beiden zugleich, denn beide sind Eigenschaften und Ausdruck des Dienstverhältnisses der Kreatur zu Gott. Dieses Verhältnis ist keine für alle Dienenden gleiche, unveränderliche Größe, es wird durch Erfüllung des Dienstes oder Versagen im Dienst beeinflußt und modifiziert. Und doch ist es andererseits kein vom Menschen meßbares, sondern ein von Gott gesetztes Verhältnis; keiner kann sich auf Grund seiner „Tugenden“ eines besseren Dienstverhältnisses rühmen, weil das Verhältnis jedes Einzelnen in der Gnade des Herrn nach einem nur ihm allein bekannten Schlüssel aufgerundet wird. Hierin ist die Einheit von Lob und Furcht begründet. Von uns aus fürchten wir, aber wir haben den Auftrag, zu loben; und dieser Lobesauftrag ist das Primäre; das Sekundäre, das sich von unserer Seite als Antwort darauf ergibt, ist unsere Furcht. Die Furcht ist das Angemessene, und das Lob ist das Überschwengliche. Wie wenn ein Freund seinem Freunde ein Geschenk übergibt, und dieser ist der Meinung, man wolle es ihm nur leihen, und dankt schon dafür. Sein Dank bleibt unter der Absicht des Schenkenden zurück, erfährt er aber diese Absicht, so wird er ganz überwältigt. So fordert Gott das Lob, aber wir sind schon unendlich dadurch beschenkt, daß wir ihn fürchten dürfen. Die Furcht ist irgendwie der Ansatz des Glaubens, die vom Menschen her kommt, das Lob ist

der Ansatz, der von Gott her kommt. Daß der Glaube seinerseits Quelle von Furcht und Lob ist, ist leicht verständlich. Aber Lob und Furcht sind auch ihrerseits die Quellen des Glaubens: Furcht, die in uns ist als Unterwerfung, und Lob, das verlangt wird, dessen Spendung also Gehorsam ist. Beide aber sollen nicht leer sein, sondern einen Inhalt bekommen, und dieser Inhalt ist eben der Glaube. Der Gehorsam bildet die Brücke zu ihm hin.

Die Kleinen und die Großen sollen loben. Sie sind sich wie Gegensätze ohne Übergang einander gegenübergesetzt. Das Lob der Kleinen und das der Großen wird sehr verschieden sein, wie auch ihr Dienst. Trotzdem wird ihr Glaube gleichgroß sein. Wenn Gott ihnen seine Gnade anbietet, und das tut er ja in der Aufforderung zum Loben, so wird diese Glaubensgnade nicht nach Groß oder Klein abgestuft sein. Alle sollen mitwirken beim gemeinsamen Werke Gottes; jedem wird eine Sendung, die ihm zusteht, übergeben, und wenn er seine Sendung vollkommen erfüllt, dann wird das eine Werk Gottes vollkommen sein. Das menschliche Werk kann klein oder groß sein, ist es Antwort auf die Aufforderung Gottes, so ist das Lob Gottes in ihm so gespendet, wie Gott es erwartet.

19, 6. Und ich hörte wie die Stimme einer großen Menge und wie die Stimme vieler Wasser und wie die Stimme mächtiger Donner, und sie riefen: Alleluja, denn der Herr, unser Gott, der Allmächtige, hat seine Herrschaft angetreten.

Johannes hört die Stimmen aller durch Christus Erlösten. Es ist wiederum die Stimme der großen Menge, zugleich aber auch das Toben der vielen Wasser und der mächtigen Donner, die er schon früher gehört hat. Aber das alles wird nun zu einer einzigen Stimme, obwohl man in der Einheit der Stimmen immer noch die Komponenten heraushört. Es ist eine Einheit ohne Zerfließen, ohne Verschmelzung.

Die vielen Wasser sind die Ströme der Hölle. Auch sie tönen mit im Alleluja, denn es gibt eine Erkenntnis in der Hölle und ein Wissen darum, daß die Ablehnung Gottes und des Glaubens verkehrt ist. So hat man in der Hölle teil an der Erkenntnis, man nährt sich dort dauernd vom Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen. Diese Erkenntnis steigert die Qual von Ewigkeit zu Ewigkeit, in einem unzeitlichen Je-jetzt. Was Gott dem Adam vorenthalten wollte, war diese Höllennahrung. Gott besaß wohl die Hölle, aber der Mensch sollte damit in keine Berührung kommen. Adam dagegen wollte (und sei es um den Preis der Sünde) die Erkenntnis der Hölle erhalten. Obwohl der Baum der Erkenntnis mitten im Paradies steht, hat er seine Wurzeln doch in der Hölle. Adam ist im Paradies gefallen, an dem für die Seligkeit des Menschen geschaffenen Ort. Und doch gab es dort, damit die Sünde überhaupt möglich wurde, etwas Vorbehaltenes, das eben die Hölle war. So kann der Mensch auch unvermittelt aus der Gnade in die Sünde fallen, weil keine Distanz zwischen Paradies und Hölle besteht. Der Baum der Erkenntnis bildet wie die Brücke zwischen beiden. So trifft uns der Tod mitten im Leben. Und so steht das Verbot Gottes mitten in seiner Erlaubnis.

Die starken Donner sind eine Art explosiver Verbindung zwischen Himmel und Erde, wie plötzliche Einsichten, die man nicht vorausahnte, die den Erkennenden zerreißen, und die erst in ihren Folgen richtig erkennbar und einzuordnen sind. Sie gehören zur Form der apokalyptischen Erkenntnis in ihrer Unruhe und Unübersichtlichkeit, mit der Spannung zwischen dem Inhalt der Schau und dem menschlichen Maß, eine Art unrhythmische Folge von Teilerkenntnissen, die überall aufwühlt, aufreißt, ohne daß man auch nur die Anbahnung eines Zusammenhanges sieht. Körperliche Entwicklung ist stetig, geistige Entwicklungen dagegen können jäh und ruckartig sein: Nachdem man vielleicht lange Zeit

unmerklich gelernt hat, geschieht plötzlich ein unerklärlicher Ruck. Der Herr kennt in seinem irdischen Leben solche Krisen nicht; sie hängen mit der Sünde zusammen. Die Sünde bringt diese Risse, diese Stockungen, Verzögerungen und plötzlichen Entladungen in den Rhythmus des Lebens hinein. Und doch muß auch das, ebenso wie die Höllenerkenntnis, eingereiht werden in die lobende Stimme der Seligen. Auch die Unordnung muß der Ordnung untergeordnet werden.

Alleluja, denn der Herr, unser Gott, hat seine Herrschaft angetreten. Alle erkennen miteinander, in gemeinsamer Freude, den Herrschaftsantritt des Herrn. Sie erblicken darin das Ende der bisherigen Schrecken und sind zu Neuem hin geöffnet.

Johannes hat dieses Alleluja gehört, als wäre es ein Alleluja der Auferstehung des Herrn, der zugleich seinen Platz im Himmel und seine Herrschaft über die Erde übernimmt, der somit die Einheit zwischen Himmel und Erde herstellt, indem der Vater ihm den Himmel zurückgibt und er dem Vater die Erde zurückbringt. So scheint mit der Auferstehung alles vollendet und abgeschlossen; das Leiden des Herrn ist ein für allemal vorbei, und damit auch seine Mühe um uns. Sein Erfolg ist sicher und sichtbar, die Erde ist hineingenommen in das Alleluja des Himmels. Und doch weiß Johannes, der diesen Jubel hört, wie wenig Sichtbares der Herr hinterläßt, wenn er am Kreuz stirbt. Und es regt sich in ihm die bange Frage: wie läßt sich dieses Fast-nichts vereinen mit dem großen Alleluja des Himmels? Das Alleluja der Auferstehung hätte er — ohne diese Vision — verstanden als einen Ausdruck der Dankbarkeit gegenüber dem Herrn für das von ihm Empfangene, das allerdings nur Wenigen zuteil ward, aber so hinterlassen wurde, daß diese Wenigen die Sendung des Herrn gemäß ihren Kräften übernahmen und sein Reich auszubreiten versuchten. Als eine Kundgebung der Freude, daß er seinen Weg vollbracht hat und zum Vater

zurückkehren darf. Aber die Vision zeigt ihm etwas ganz anderes. Hier wird das Alleluja so gesungen, als wäre alles auf Erden bereits vollkommen. Zu seiner Erkenntnis der eben erst beginnenden Sendung des Herrn in der Kirche gesellt sich, fast aufgezwungen und scheinbar ohne Möglichkeit der Verbindung, die Erkenntnis der bereits gewährten Erfüllung. Und er soll in sich diese beiden Wahrheiten zu einer einzigen Wahrheit verschmelzen lassen. Hier nun erkennt er, daß der Schlüssel gar nicht in ihm persönlich liegt, sondern in der Wahrheit der Liebe sich findet. Daß die Liebe, die er vom Herrn empfängt und ihm zurückgibt, allein imstande ist, ihn die Schwierigkeit der Anpassung gleichzeitig an beide Wahrheiten überwinden zu lassen. Sie sind für ihn von dem Augenblick an wahr und vereinbar, als er beiden Arten der Liebe seine Zusage gibt; der ewigen Liebe des Vaters zum Sohn, die auch der Sohn ihm, dem Jünger, entgegenbringt, und seiner eigenen menschlichen Liebe für den Herrn und für den Vater. Die menschliche Liebe, auch wenn sie sich an Gott wendet, kennt die Grenzen des Menschen. Die göttliche Liebe dagegen kennt nur die Grenzen der Ewigkeit, in Wahrheit also keinerlei Grenzen. So läßt sich das Alles des Alleluja in der ewigen Liebe begreifen, und das Fast-Nichts der irdischen Sichtbarkeit in der menschlichen Liebe des Jüngers umfassen.

19, 7. Freuen wir uns und frolocken, und geben wir ihm die Ehre, denn gekommen ist die Hochzeit des Lammes, und seine Gattin hat sich bereitet.

Alle freuen sich miteinander, in einer wirklichen Einheit, einer solchen Einheit, die sie selbst nicht bilden konnten, die ihnen von Gott gegeben werden muß. Ihre Freude ist eine Freude, die Gott ihnen schenkt, obwohl sie vermeinen, daß sie sie Gott schenken. Gott flößt sie ihnen ein, damit sie sie ihm als Spiegelbild zurückgeben können. Sie wollen ihm in dieser Freude die ihm zukommende Ehre geben. Sie bahnen

sich durch ihre Freude einen Weg zu ihm, um ihn zu verherrlichen. Sie haben verstanden, daß ihre Freude an Gott sich nicht in ihnen als Gemeinschaft abschließen soll, sondern sich zu Gott selbst hin öffnen darf. Man kann die Freude wie einen Ring in sich selber schließen, und man kann den Ring öffnen und beide Enden Gott übergeben. Öffnet man ihn, dann weiß man nicht, wohin die Öffnung zielt, und man will es auch gar nicht wissen, weil Gott die Enden in seiner Verwaltung hält. So ist die ewige Freude der Seligen beschaffen: sie übergeben sie Gott, sie wollen sie nicht für sich, und Gott soll sie zu seiner Ehre und Verherrlichung haben und brauchen.

Die Ursache der Freude liegt darin, daß *die Hochzeit des Lammes gekommen ist und seine Gattin sich bereitet hat*. Die Hochzeit des Lammes ist eine Schöpfung des Lammes. Darin unterscheidet sich seine Hochzeit von jeder andern. Der Mann kann die Hochzeit zwar gestalten: er kann den Tag festlegen, er kann bestimmen, wann seine Braut ihm begegnen darf, wann sie ihm im Sakrament das Jawort geben wird. So gestaltet er die Hochzeit, aber er schafft sie nicht. Und doch liegt in jeder christlichen Eheschließung ein schöpferisches Moment: es liegt im Sakrament und beruht auf der Schöpfung des Herrn, der sich seine Braut und die Hochzeit selber erschafft. Die Kirche ist seine Braut, ist eine reine Schöpfung des Herrn, und wenn sie wie eine selbständige Braut neben dem Bräutigam sich auf die Hochzeit hin *bereitet*, so nur, weil der Herr in ihr den Willen und die Möglichkeit der Vorbereitung geschaffen hat. Er gibt durch seine erste Schöpfung dem Mann ein Gestaltungsrecht in der christlichen Ehe, wie dem Priester in der Kirche. Seine Tat ist so beschaffen, daß sie durch die Jahrtausende weiter wirken wird in der Ehe als Bild seines Verhältnisses zur Kirche und in der Kirche selbst, in der dieses Verhältnis durch Priester und Laien nochmals abgebildet wird.

Und seine Gattin hat sich bereitet. Daß sie es tut, dazu wurde sie vom Herrn befähigt und angespornt. Aber der Herr schenkt ihr mit dieser Gabe eine Gleichberechtigung. Es gibt den Punkt, an dem der Herr und seine Braut eine wirkliche Einheit bilden, auf Grund eines beiderseitigen Jaworts. Dieser Punkt ist die Quelle des Sakraments. Der Sohn bringt dem Vater nicht nur eine lose Summe von einzelnen Geretteten zurück, sondern er faßt sein ganzes Schöpfungswerk in der Kirche zusammen. Sie ist die Einheit seiner Erlösung, wie sie sich in der Welt auswirkt. Und auch diese Einheit bringt er nicht als eine von ihm getrennte Einheit zurück, sondern in der Einheit mit sich selbst. In dieser Einheit mit ihm besteht gerade die Erlösung, nicht nur in der Einheit des persönlichen Jaworts jedes Erlösten, sondern in einer überpersönlichen Einheit des Jaworts der Kirche, in das alle persönlichen Jaworte aufgenommen werden und eingehen. Das Jawort der Kirche ist die Voraussetzung für die Möglichkeit des Jaworts der Einzelnen; es müssen aber auch alle einzelnen Jaworte sich dem der Kirche einordnen und gemeinschaftlich werden in ihm, damit die Kirche als Ganze eins werden kann mit dem Herrn.

Der Herr erlöst die Kirche; die Kirche dagegen bereitet sich vor für den Herrn. Sie tut es, indem sie sich stellvertretend für alle vorbereitet und dabei durch die Sakramente jeden Einzelnen vorbereitet; sie macht die Christen für die Einheit mit dem Herrn reif und bereit. Die Vorbereitung der Kirche erschöpft sich also nicht in sich selbst, sie bereitet zugleich die Christen vor, so ähnlich, wie eine Braut ihre Brautjungfern schmückt.

19, 8. Und es wurde ihr gegeben, sich in glänzende reine Leinwand zu kleiden, denn die Leinwand sind die gerechten Werke der Heiligen.

Um würdig zu werden und des Bräutigams würdig zu bleiben, kleidet sich die Braut in reines Linnen. Aber die Kostbarkeit ihrer Kleidung wird ihr *gegeben*. Wie ihr der Stand der Braut gegeben wurde, damit sie zur Gattin des Lammes werde, so auch die standesgemäße Ausstattung. Auch hier wird eine Einheit geschaffen, die Standeseinheit: die Braut wird auf die dem Bräutigam zukommende Stufe gehoben, und zwar durch den Bräutigam selbst. Niemand, der sie so bereitet erblicken wird, wird mehr fragen, wer sie vorher war. Ein solches Vorher gibt es bei der Braut gar nicht, denn alles an ihr, was Braut ist, ist durch den Bräutigam geschaffen, sowohl sie selbst wie ihr Schmuck. Indem der Bräutigam sie übernimmt, übernimmt er zugleich die Vorbereitung. Jede Schau in das Rückwärtsliegende ist unmöglich, weil die Braut erst in dem Augenblick sichtbar wird, da sie vom Bräutigam geschaffen wird. Und sie wird gleichzeitig mit ihrem Schmuck geschaffen. Kaum etwas ist so geheimnisvoll wie dieses Werden der Kirche im Herrn. Das Werden des Herrn in Maria scheint demgegenüber ein fast klares Geheimnis zu sein. Hier, im Werden der Kirche, wird ein unerforschlicher Anfang gemacht, ein plötzliches Aufbrechen dort, wo nichts war.

Die feine Leinwand, mit der die Kirche erscheint, sobald man sie zum erstenmal auftauchen sieht, sind *die gerechten Werke der Heiligen*, das heißt ihre Antwort auf die Rechtfertigung durch Gott, die Früchte der göttlichen Sendung, die aus der Saat aufgehen, die Gott in die verschiedenen Sendungen hineingelegt hat. Das ist der Schmuck, in dem die Kirche von Anfang an erscheint. So spielen die Heiligen schon im Werden der Kirche ihre Rolle: sie entstehen zugleich mit ihr und gehören so sehr zu ihr, daß sie schon bei ihrem ersten Erscheinen zum Schmuck der Braut gehören, von dem sie sich nicht trennen wird und nicht trennen kann. Johannes der Täufer steht als Vorläufer schon da, wenn die Kirche

erscheint, die unschuldigen Kinder und viele andere, seit dem Erscheinen des Herrn. Nicht gemeint sind hier die Gerechten des Alten Bundes. Denn die Kirche entsteht im Herrn, innerhalb seines irdischen Lebens; er gestaltet sie, formt sie, erschafft sie in seinem eigenen irdischen Leben. Was vorausging, war Fundament der Kirche, nicht die Braut Christi selbst. Wie die Genealogie Christi kein Vorleben des Herrn auf Erden bedeutet, so ist die Synagoge kein Vorleben der christlichen Kirche. Die Synagoge muß auf die Kirche warten, um zum Heil zu gelangen. Es besteht zwar ein Abkunftsverhältnis zwischen beiden, aber die Kirche ist sowenig aus der Synagoge abzuleiten als ein Kind aus dem menschlichen Vater. Auch die gerechten Werke der Heiligen sind vom Herrn verursacht, sind eine Antwort auf die Sendung des Herrn, und als solche eine Wirkung der Mitteilung dieser Sendung.

19, 9. Und er sagte zu mir: Schreibe: Selig, die zum Hochzeitsmahl des Lammes geladen sind. Und er sagte zu mir: Das sind die wahrhaftigen Worte Gottes.

Der Engel gibt Johannes erneut den Auftrag schriftlicher Übermittlung, obwohl er bisher schon geschrieben hat. Aber auf diese Worte wird ein besonderes Gewicht gelegt, denn es sind die wahrhaftigen Worte Gottes. Alle Engel haben im Auftrag Gottes gesprochen, und alle erschienenen Engel waren eine Mitteilung Gottes an Johannes, und die Mitteilungen Gottes durch die Engel an Johannes waren Mitteilungen Gottes durch Johannes an die Kirche. Hier aber ergeht eine Einladung an die Kirche, die eine allgemeinste Bedeutung hat. Keiner wird nach Aufzeichnung dieser Worte Gottes sagen können, er sei nicht eingeladen worden, er gehöre nicht zu den gerufenen Gästen.

Selig, die zum Hochzeitsmahl des Lammes geladen sind. Die Einladung zum Fest ergeht an alle, die zur Familie, zur

Gemeinschaft des Bräutigams und der Braut gehören. Weil hier alle Erlösten gemeint sind, ist die Einladung auch an alle ergangen, aber diese Alle werden eingereiht in die Zugehörigen: die, die das Recht besitzen, eingeladen zu werden. Das sind die Angehörigen, und um solche zu sein, müssen sie sich e n t s c h i e d e n haben. Nicht zu entscheiden brauchen sie, ob sie eingeladen sind. Hierfür gibt es nur die eine Entscheidung: Ja. Das Eingeladen-sein besagt schon Zugehörigkeit. Die Entscheidung fällt vorher: ob man zugehören will. Sobald diese Entscheidung gefallen ist, schenkt der Herr die Einladung, der wir nur dankend zustimmen können.

Das Geschenk des Bräutigams und der Braut an die Gäste ist die Eucharistie, und zwar in ihrer hochzeitlichen Form, in welcher der Bräutigam sich nur noch in der Braut mitteilt, nicht mehr als ein Einzelner, sondern in der Gemeinschaft mit ihr. Aus Liebe zur Braut gestattet er keinen anderen Zugang zu ihm als den durch die Braut. Und so laden beide gemeinsam zum Fest. Dieses Fest kann täglich gefeiert werden, denn jede Kommunion hat in dem Geladenen, der sie empfängt, den Charakter einer Teilnahme an der Einheit des Herrn mit seiner Braut.

Und er sagte zu mir: Das sind die wahrhaftigen Worte Gottes. Es sind nicht willkürliche Worte, es ist nicht bloß die Auslegung eines Textes, den man auch anders verstehen könnte, nicht eine bloße Zusammenfassung dessen, was Gott gesagt hat, sondern es sind seine eigenen, eigentlichen und wahrhaftigen Worte. So wie Gott sie gesagt hat, so müssen sie angenommen und ausgelegt werden. Weder für Johannes noch für einen Nachfolgenden gibt es eine andere Möglichkeit, diese Worte aufzufassen, als die, mit der sie ausgesprochen worden sind. Sie haben nur einen Sinn, den Sinn, den Gott selber in sie gelegt hat: *Selig, die zum Hochzeitsmahl des Lammes geladen sind.*

19, 10. *Und ich fiel vor seine Füße nieder, um ihn anzubeten. Und er sagte zu mir: Tu es nicht. Ich bin dein Mitknecht und der deiner Brüder, die das Zeugnis Jesu haben. Gott bete an. Das Zeugnis Jesu aber ist der Geist der Weisung.*

Johannes fällt dem Engel zu Füßen, weil er im Augenblick, da dieser die wahrhaftigen Worte Gottes mitteilt, im Engel nicht mehr den Gesandten Gottes erblickt, sondern das Göttliche, das er verkündet und in sich trägt. Er unterscheidet nicht mehr zwischen dem Auftraggeber und dem Ausführenden: der Engel und das Wort Gottes werden für ihn zu einer Einheit. So muß er niederfallen, um anzubeten. Er kann nicht anders, und was er tut, ist im Augenblick, da es getan wird, richtig. Unrichtig wird es erst in dem zweiten Augenblick, da der Engel es ihm verwehrt. Auf der Stufe der Erkenntnis, auf der Johannes sich zuerst befindet, gibt es keine Möglichkeit der Unterscheidung zwischen dem Engel und dem Wort Gottes. Sobald er durch den Engel sieht, daß er in der Braut Christi miteinbegriffen ist, daß das Abendmahl, das ihm der Herr einst in seiner Liebe gespendet hat, zu einem Hochzeitsmahl der ganzen Kirche geworden ist, und daß er sich zu den geladenen Gästen rechnen muß, die Gott selber selig preist, sieht er im Verhältnis des Engels zu Gott wie eine Parallele zu seinem Verhältnis zur Kirche. Es vollzieht sich in ihm wie eine Öffnung der Erkenntnis, eine gesteigerte Bereitschaft.

Aber der Engel behält das Amt der Führung: er hat die Erkenntnis und die Liebe des Apostels zu lenken, und in dieser Aufgabe weist er ihn zurecht. Er tut dabei ein Doppeltes: er zeigt ihm einerseits, daß er, der Engel, nicht Gott, sondern nur der Dienstbruder des Apostels ist, aber indem er das zeigt, erhebt er andererseits den Apostel in seinen Rang, anerkennt die Gleichordnung der Engel und der Heiligen, sofern diese Führer der Kirche sind. Zunächst also soll Johannes den Engel als das erkennen, was er ist: als seinen

Mitknecht, der mit ihm zusammen in einem Dienstverhältnis Gott gegenüber begriffen ist. Beide Sendungen sind der Sendung des Herrn unterstellt. Der Engel und Johannes haben eine gemeinsame Arbeit zu verrichten, in der die Rollen zwar verteilt sind — als Bekanntgabe und Aufnahme — aber beide ihren gemeinsamen Ursprung im Herrn haben. Der Engel fühlt sich nicht übergeordnet, sondern mit Johannes in einem gemeinsamen Auftrag begriffen, darum soll Johannes jetzt völlig einsehen, daß die ganze Aufnahme seiner Vision nichts anderes ist als ein Dienst. Beide, der Mitteilende und der Aufnehmende, befinden sich innerhalb einer einheitlichen Sendung. Der Engel kennzeichnet sich weiter, indem er sagt: Ich bin dein Mitknecht *und der deiner Brüder, die das Zeugnis Jesu haben*. Es gehört also zu seiner Aufgabe, daß er dieses Zeugnis des Herrn, das er vom Herrn erhalten hat, weiter mitteile, und zwar nicht nur an Johannes, sondern auch an die andern, die die gleiche Sendung besitzen. Und da er Johannes und diese andern auf die gleiche Stufe stellt wie sich selbst, so folgt daraus, daß auch Johannes und die andern die gleiche Aufgabe der Weiterleitung besitzen. Sie *haben* das Zeugnis, der Engel aber hat dieses Zeugnis in ihnen zu verwalten. Durch sein Dazwischentreten wird das Zeugnis in ihnen lebendig, es erhält seine Mitteilbarkeit und etwas Neues in der Form seiner Mitteilung.

Gott bete an. Das ist es, was der Engel jetzt dem Jünger und seinen Brüdern mitzuteilen hat. Nur Gott allein darf angebetet werden, und das sagt Gott durch die Stimme seines Engels. Und indem er ihn das sagen läßt, schafft er eine neue Einheit zwischen den Engeln und den Heiligen. Genau in dem Augenblick, da Gott sich die alleinige Anbetung vorbehält, bekräftigt er Sinn und Berechtigung der Heiligenverehrung. Nirgends in der Schrift wird diese mit solcher Klarheit und Evidenz vorgestellt wie in dieser Vision eines Heiligen, in welcher Gott von den Heiligen verlangt, sie sollten

niemanden anbeten als ihn. Das ist so wichtig, daß nicht nur der Engel es Johannes sagen muß, sondern daß dieser es auch aufzeichnen muß, beide zusammen es also an die Kirche vermitteln müssen, gerade im Augenblick, da gesagt worden ist, die beantwortete Sendung der Heiligen mache das Hochzeitsgewand der Kirche aus. So wird die Stellung der Heiligen und der Sinn ihrer Verehrung klar: die Heiligen vermitteln die Stimme des Engels, der selbst die Stimme Gottes vermittelt. So wenig also Johannes den Engel anbeten darf, so wenig darf die Kirche die Heiligen anbeten. Aber Engel und Heilige rücken zusammen in der Rolle der Vermittlung, und die Heiligen werden ausgezeichnet und unterschieden als jene, die das Kleid und den Schmuck der Braut bilden, im Augenblick ihres Entstehens.

Denn das Zeugnis Jesu ist der Geist der Weissagung. Das *Denn* geht gleichzeitig auf das auffordernde „*Gott bete an!*“ wie auf das abwehrende „*Tu es nicht!*“. Das Zeugnis Jesu ist lebendig im Engel, in Johannes und in den Brüdern, sofern sie das Zeugnis haben. Diese alle besitzen damit den Geist der Weissagung. Es ist *das Zeugnis Jesu*, das, was er selber gibt und mitteilt: alle Worte, die er ausspricht, sei es, daß sie im Evangelium aufgezeichnet sind, sei es, daß der Geist der Weissagung sie weitergibt, durch sich selbst oder durch Vermittlung. Der Herr vermittelt also den Heiligen seinen Geist der Weissagung, damit sie vor den Völkern und vor den Einzelnen weissagen. Aber er vermittelt nicht nur, er läßt sich auch von den Seinen vermitteln, indem er die Verehrung der Heiligen durch die Kirche gestattet und anordnet. Diese Verehrung der Heiligen, in denen der Geist der Weissagung lebt, ist seine eigene zu ihm zurückkehrende Vermittlung. Er erlaubt den Heiligen, die Christen zu ihm hin zu vermitteln, weil sie ihn zu den Christen hin vermittelt haben. Sie sind Kanäle, die nach beiden Richtungen hin fließen: vom Herrn zur Kirche und von der Kirche zum Herrn. Der Geist

der Prophetie, von dem hier als dem Zeugnis des Herrn die Rede ist, ist nicht der gewöhnliche Glaube der Christen. Er ist ein Wissen um himmlische Dinge, die der Herr den Heiligen und durch sie der Kirche preisgibt, ein Schauen und Hören jenseitiger Wahrheit, die ihnen dazu vermittelt wird, daß sie sie weiter vermitteln und übersetzen. Immer wieder braucht Gott im Laufe der Zeiten solche Gefäße, deren er sich für seine Offenbarungen bedient.

DER SIEG CHRISTI

19, 11. *Und ich sah den Himmel geöffnet, und siehe, ein weißes Pferd, und der darauf saß, wird genannt Getreu und Wahrhaftig, und er richtet und kämpft mit Gerechtigkeit.*

Johannes sieht den Himmel geöffnet, nicht wie eine Lücke hoch oben, sondern offen bis zur Erde herab, als wäre der Himmel eine Fortsetzung der Erde, als führte ein unmittelbarer Weg vom Himmel zur Erde, als müßte man nur ein Tor auf tun, um vom Himmel zur Erde hinüber zu gelangen, und umgekehrt von der Erde in den Himmel überzugehen, als wären Himmel und Erde geschaffen, um eine Einheit zu bilden und nur das Vorhandensein der Türe würde Distanz und Unterschied betonen. Und als wäre die Distanz zu Anfang nicht vorgesehen gewesen, sondern zwischenhineingeschoben worden, als Antwort auf die Sünde Adams. Himmel und Erde waren zu Beginn eine Einheit; als die Sünde erschien, entstand die Trennung.

Johannes nimmt erst durch diese Öffnung des Himmels den ganzen Unterschied wahr. Solange er mit dem Herrn zusammenlebte, hatte er sie kaum bemerkt; er lebte in der Verkündigung des Herrn, in seiner Liebe, er wußte zwar, daß der Herr gekommen war, um von der Sünde zu erlösen, aber er war mit ihm so verbunden, daß er im Vertrauen zu ihm die Bewegung zum Vater zurück ganz deutlich miterlebte, sich davon umgriffen fühlte und eigentlich alles als überwunden betrachtete, was noch immer neu überwunden werden muß. Wie ein Kranker, der solches Vertrauen auf den Arzt gesetzt hat, daß er die Gefahr des kommenden Eingriffs gar nicht mehr sieht und bedenkt; die subjektive Gewißheit gibt ihm

ein objektives Wissen um den guten Verlauf. Hier muß Johannes, weil er im Auftrag Gottes für die Kirche schaut und erlebt, die trennende Türe nochmals neu erleben und ihre Öffnung durch den Herrn.

Und siehe, ein weißes Pferd. Es ist weiß, weil es die Unschuld trägt, den Makellosen. Es ist ein schnelles Pferd, das fähig ist, mit Leichtigkeit den Abstand vom Himmel zur Erde zu überbrücken, so leicht, daß man an ihm keine Schwere einer Sendung erkennt. Als Erscheinung befremdet das Pferd nicht; während Johannes bisher eigentlich von allen Erscheinungen überrascht und überwältigt worden war, ist diese Erscheinung fast wie eine Antwort auf eine Erwartung von seiner Seite. Fast eher war damals der Esel des Palmtags überraschend, dessen Aufgabe man erst nachträglich erkennen konnte, und demgegenüber sich das Pferd beinahe wie die normale Erfüllung ausnimmt. Jener war Erfüllung einer Prophezeiung und zugleich Zeichen und Ankündigung der kommenden Passion. Das Pferd zeigt etwas Dauerndes, das an das buchstäbliche Wort der Prophezeiung nicht mehr gebunden ist. In diese Steigerung hinein ging schon je die Erwartung des Apostels, obwohl das Gezeigte größer ist, als was erwartet werden konnte; er erwartete eine Überfüllung, und diese wird ihm zuteil.

Und der darauf saß, wird genannt Getreu und Wahrhaftig. Er wird vorerst nur durch diese beiden Namen gekennzeichnet. Er ist *getreu*, weil er wieder erscheint, weil er des Jüngers Erwartung eines Wiedersehens mit ihm schon jetzt erfüllt. Und er erfüllt sie so, daß er *wahrhaftig* da ist, daß Johannes ihn nicht als unnahbar und entfernt erblickt, sondern als nah und wirklich. Er ist aber nicht nur für Johannes getreu und wahrhaftig, sondern für das ganze Menschengeschlecht, das er zu erlösen versprochen hat. Er ist *treu*, weil er jetzt wieder seinen Weg vom Vater zu den Menschen hin antritt, wenn auch nicht in einer Menschwerdung wie früher, und weil auch dieser

Weg zum Zweck hat, wieder zum Vater zurückzukehren. Er bleibt damit seiner Sendung treu, und darin der Sendung aller, die an ihr teilhaben. Und so ist er wahrhaftig auch nicht nur dem Apostel, sondern ebenso sehr seiner Sendung gegenüber. Johannes wird ihn so zu verkünden haben, wie er ihn jetzt sieht: in der Treue, die der Herr in Liebe zu den Menschen bewahrt. Solange er mit dem Herrn auf Erden weilte, war der Herr in der Erfüllung seiner Sendung begriffen, und die Sendungen, die er seinen Jüngern austeilte, bezogen sich auf die seine, die in der Erfüllung begriffen war. Jetzt stellt er sich und seine Sendung auf eine ganz neue Weise mitten in die Sendung seines Jüngers hinein. Er erscheint mitten in ihr. Die erste Sendung war eine allgemeine: sie war der Weg des Herrn vom Vater her zum Vater hin; in diesem Weg war die ganze Erfüllung, auch Johannes und sein Evangelium, einbegriffen, in der Weise, daß er sich zuletzt ganz zur Kirche hin auftrat. Johannes hatte dort die Sendung der Liebe, die sich zuletzt ganz in die Unterordnung unter das Amt des Petrus begab. Und nachdem er diese Unterordnung sich gefallen ließ, erhält er die Sendung nochmals neu, indem der Herr ihn einzeln auswählt und ihm teilt an seinem neuen Weg vom Vater her zum Vater hin. Darin erweist er sich dem Jünger gegenüber als treu und wahrhaftig.

Er richtet und kämpft in Gerechtigkeit. Gericht und Kampf gehören zueinander. Um zu kämpfen, muß der Herr zuerst richten. Er nimmt den Kampf mit dem Menschen oder mit der Menschheit nicht auf, ohne sie vorher zu situieren, das Urteil über ihren innern Standort zu fällen. So wird zum Beispiel jeder, der in die Kirche aufgenommen werden will, von ihr zuerst gerichtet. Er muß bis ins Innerste zeigen, wo er steht, ob er nämlich letztlich gewillt ist, sich dem Herrn in blindem Glauben unterzuordnen. Erst dann nimmt die Kirche den Kampf mit ihm auf. Wer mit dem Herrn kämpft und sich auseinandersetzt, tut es im Willen, ihn siegen zu lassen. Wer

diesen Willen nicht hätte, würde ihn nicht suchen wollen, und der Herr würde sich von einem solchen auch nicht suchen lassen. Wer sich mit der Kirche wirklich einlassen will, kann im Ernst keine Bedingungen stellen; er weiß bereits, daß er sich wird fügen müssen. Jene, die ewig suchen und nichts finden, die sich nicht nähern, sind solche, die sich nicht richten lassen wollten. Sie haben sich nicht preisgegeben, mit dem Herrn nur theoretisch gespielt. Jeder, der sich der Kirche nähert, muß sich von ihr richten lassen wollen; darin ist die Kirche lebendige Tradition des Herrn, der erst richtet, dann kämpft. Daß er dies Johannes zeigt, ist ein Beweis dafür, daß sein Gericht ein Gericht der Liebe, seine *Gerechtigkeit* eine solche der Liebe ist, weil ein bloß intellektueller Glaube nicht genügt, der Glaube vielmehr, um zum Herrn zu gelangen, die Liebe haben muß, sich der Liebe zu unterwerfen.

19, 12. Seine Augen waren eine Feuerflamme, und auf seinem Haupt waren viele Kronen; er trug einen Namen eingeschrieben, den niemand kennt als er allein.

Was er ansieht, entflammt er. Er kann seine Augen auf nichts werfen, ohne daß es durch seinen Blick verändert wird. Die Flamme seiner Augen ist rein und bringt Reinheit. Er wirkt reinigend auf jeden, den er anschaut. Und keiner, der von ihm angesehen worden ist, kann sagen, daß er nach dieser Begegnung mit diesem Blick derselbe sei, der er vorher war. Nicht jeder antwortet diesem Blick, es gibt solche, die ihm in keiner Weise antworten wollen. Und doch sind auch sie von diesem Feuer berührt worden, und ihr Verhalten ist dadurch bestimmt.

Auf seinem Haupt waren viele Kronen. Er trägt mehrmals das Zeichen seines Königtums, zum deutlichen Erweis, daß es sich nicht um einen König dieser Welt handelt. Es ist bezeichnend für Johannes, daß er die Augen des Herrn beschreibt, bevor er die Kronen erwähnt, weil die erste Berührung mit

dem Herrn durch seine Augen erfolgt und der so Berührte erst dann seiner Herrschaft inne wird. Er wird innerlich angerührt, daran erkennt er den Rang und die Würde dessen, der ihn berührt hat.

Er trug einen Namen eingeschrieben, den niemand kennt als er allein. Daß er einen Namen trägt, ist sichtbar, aber was dieser Name bedeutet, ist damit noch nicht offenbar. Alle, die den Namen sehen, versuchen ihn zu entziffern, um sich einen Begriff von seinem Wesen zu machen. Aber das Wort reicht nicht hin, um einen Begriff von ihm zu formen. Denn es ist kein Name wie andere Namen, es ist ein vom Vater für den Sohn vorbehaltener und aufgesparter Name. Er wird für den Sohn im Vater zum Erkennungszeichen seiner Gottheit, seines ewigen Seins im Vater, und bedeutet für die Menschen nur eine Hinlenkung auf dieses Geheimnis. Wäre der Name nicht, so könnten die Menschen der Ansicht sein, alle Merkmale des Herrn seien erfassbar, und er sei, so wie Johannes ihn beschreibt, im Grunde voll verständlich. Der unerkennbare Name aber führt sie mitten in ein unerforschliches Geheimnis hinein und bringt ihnen so den Abstand zum Bewußtsein. Der Name ist das Unüberbrückbare, das aber gerade nicht übersehen werden darf und seinen Sinn dadurch erfüllt, daß es durch sich auf sich hinweist.

19, 13. Bekleidet war er mit einem blutbefleckten Kleide, und sein Name heißt: das Wort Gottes.

Das Blut auf dem Gewand des Herrn ist sowohl sein eigenes wie das der Losgekauften, beides in Einheit. Die Liebe des Herrn bringt es zustande, daß dieses Blut zu einer Einheit wird. Er hat sein Blut, das er als Sohn dem Vater für die Erlösung der Menschen hingab, ganz als leidender Mensch vergossen, er hat also seinem göttlichen Blut menschliche Qualität gegeben. Und er hat den Martyrern, den Heiligen, den Losgekauften, die für ihn ihr Blut vergossen, die Ehre verliehen, es unter das

seine mischen zu lassen, so daß jedes Blut, das für ihn vergossen wird, in ihm zu seinem Blut wird, das er vergießt. Und auch dieses Blut schmückt sein Kleid. Er trennt sich nicht davon. Er zeigt es so, wie er sein eigenes zeigt.

Sein Name heißt: das Wort Gottes. Das Wort, das im Ursprung war. Er hat das Wort des Vaters in sich genommen, hat es lebendig werden lassen, es ausgesprochen und gestaltet. In diesem Wort, das zu seinem Wesen wurde, hat er den Vater verherrlicht. Er verherrlicht ihn als das Wort Gottes, das er für die Welt verkörpert in seiner Menschwerdung, durch die er uns auf das Immer-Größere Gottes hinweist, aber ebenso sehr indem er *allein* in Gott seinen Namen kennt und uns in das abrupte Dunkel des Geheimnisses hineinführt. Als menschgewordenes Wort Gottes ist er die Emporlenkung in das Ostergeheimnis, auf das er immer neu und von allen Seiten herweist, damit wir innerwerden, daß alles, was wir begriffen haben, jeweils nur ein Anfang von Unendlichem ist. Aber dieses Wort ist letztlich undeutbar, es führt an einen Abgrund heran. Und beides gehört zusammen, es sind nur verschiedene Seiten des einen Wortes. In ihm ist beides eins, und die Zweiheit stammt nur daher, daß wir unfähig sind, die Wahrheit im Namen als einmalig zu sehen.

19, 14. Und die Heerscharen im Himmel folgten ihm auf weißen Rossen, bekleidet mit weißem, reinem Linnen. Er geht nicht allein zum Kampf, er führt mit sich die himmlischen Heerscharen. Ihre himmlische Seligkeit besteht darin, daß ihr Eigenes ihnen genommen ist: ihr Blut ist nicht mehr an ihnen, denn sie sind rein und weiß bekleidet. Ihr Blut ist eingegangen in das Blut des Herrn. Und sie reiten auf weißen Rossen: die Räume, die sie erreichen können, sind von gleichem Ausmaß geworden wie die dem Herrn erreichbaren Räume. Ihr Wirkungskreis ist universal. So kann man sie auch jederzeit anrufen und ihre Vermittlung in Anspruch nehmen.

Im weißen, reinen Linnen, mit dem sie bekleidet sind, liegt die Lösung des Rätsels, wie die Heiligen zugleich in der Seligkeit weilen und doch — zum Beispiel in Visionen, in denen sie sich offenbaren — als noch leidend erscheinen können. Das Kleid des Herrn ist blutig: seine Leiden haben ihre Aktualität noch nicht verloren. Das Blut der Heiligen und Martyrer aber ist nicht mehr an ihrem eigenen Gewand, sondern an dem des Herrn sichtbar: es hat seine Aktualität jetzt nur noch im Herrn. Ein Franz von Assisi behält seine Wundmale im Himmel, aber nicht als eine Gnade, die er noch durch Schmerzen zu erkaufen hätte. Was er im Himmel noch wegen der Sünden der Menschen leiden könnte, ist vom Herrn bereits übernommen, ist übergegangen auf den Herrn. So könnte er zwar als leidend erscheinen, aber das würde seine Seligkeit nicht hindern. Auf Erden verteilt der Herr seine Leidenssendung unter die Heiligen, im Himmel aber nimmt er sie bei seiner Rückkehr zum Vater in sich zurück. Beim Tode des Heiligen besiegelt der Herr seine Annahme von dessen Leiden, die schon während des Lebens begonnen war: von jetzt an gehören diese Leiden ausschließlich dem Herrn.

19, 15. Und aus seinem Munde ging ein scharfes Schwert hervor, mit dem er die Völker schlagen soll. Und er wird sie weiden mit eiserner Rute, und er ist es, der die Kelter des Weines des Zornes des Grimmes des allmächtigen Gottes tritt.

Das Schwert, mit dem der Herr die Völker schlagen wird, geht aus seinem Mund hervor. Sie werden bei jedem Hieb, der sie trifft, den Zusammenhang mit ihm, mit seinem Zorn, mit seinem Auftrag erkennen. Das Schwert verläßt seinen Mund nicht. Solange der Herr lebte, gingen aus diesem Munde nur Worte der Liebe und der Gerechtigkeit hervor, und sie trafen die Menschen je nach ihrer Aufgeschlossenheit. Jetzt liegt die

Macht der Worte des Herrn nicht mehr in der Gnade, die der Aufnehmende hat, jetzt treffen sie, wie der Getroffene sich auch immer dazu verhalten mag. Dieses Angebot des Herrn, das nicht mehr gleichzeitig die Freiheit des Antwortens gibt (weil jetzt niemand mehr die Freiheit hat, sich der Strafe zu entziehen), ist solcherart, daß in der Strafe zugleich die Erkenntnis liegt, die Offenbarung des Bezuges zum Herrn hin. Wäre dieser Bezug nicht, so könnte der Getroffene die Strafe als Zufall oder Ungerechtigkeit empfinden, und er würde sie nur selten als gerechtes Urteil annehmen. Würden dagegen die Menschen, wie Johannes jetzt, nur sehen, ohne getroffen zu werden, so würden sie zwar zu einer gewissen Erkenntnis gelangen, aber nicht zur Erkenntnis, daß Strafe sie treffen muß. So erkennen sie die Strafe und zunächst nur sie; Johannes, der es sieht, erkennt darin zugleich die Liebe, er kann die ganze Kraft des Herrn nur innerhalb der Liebe betrachten.

Und er wird sie weiden mit eiserner Rute. Diese Rute sieht man nicht, man weiß nur von ihr. Aus der sichtbar gewordenen Strafe folgt die Strafe, von der man nur weiß, daß sie bevorsteht. Ihr Bezug mit dem Herrn ist nicht mehr so deutlich. Eine Rute kann man ablegen, währenddem man ein Schwert, das aus dem Munde hervorstößt, nicht ablegen kann. So würde den zu Treffenden die Zeit bleiben — falls sie sich bekehren wollten —, zur Einsicht zu gelangen. Die Zeit, die der Herr brauchen wird, um die Rute aufzunehmen, bleibt gleichsam als letzte Gnadenfrist.

Und er ist es, der die Kelter des Weines des Zornes des Grimmes des allmächtigen Gottes tritt. Er wird sich dabei ganz dem Vater hingeben und alles tun, was der Vater von ihm verlangt. Er wird sich ganz in den Dienst seines Zornes stellen: helfen, den Zornwein zu bereiten, und dabei dem Vater seinen Liebesauftrag nicht in Erinnerung rufen, um ganz den Zornesauftrag des Vaters ausführen zu können. Und dem Wein, der ein Wein des Zornes bleibt, wird man nicht an-

sehen, zu wieviel Teilen er vom Vater stammt und zu wievielen vom Sohn. Er wird der Wein des Grimmes beider sein, denn allmächtig ist Gott der Vater: mächtig auch über den Sohn, ihn hineinzunehmen — kraft seines Gehorsams — in seinen väterlichen Zorn, und mächtig über den Wein, der auch den Zorn des Sohnes enthält.

Johannes sieht drei Möglichkeiten, wie Menschen von der Gerechtigkeit des Zornes von Vater und Sohn getroffen werden können, Möglichkeiten, die in einer Wahrheit stehen, zu der man mit der menschlichen Liebe nicht hingelangt, mit der Liebe, die die Menschen für Gott oder füreinander besitzen können. Diese menschliche Liebe, die zwar von Gott geschenkt ist, reicht nicht aus, um diese Weisen der Kraft Gottes im Gericht nach dem Tode zu messen und zu beurteilen.

Die erste Weise trifft den Menschen so, daß Kraft und Erkenntnis ihn gleichzeitig berühren. Das Schwert trifft ihn, scharf und hart, und schneidet das Schlechte hinweg, aber der Kranke, der sich vor dem Messer fürchtet, weiß zugleich, daß es notwendig ist, und dem Eingriff folgt seine große Dankbarkeit, obwohl das Ganze sich innerhalb des Gerichtes begibt. Das sind die Menschen, die durch das Schwert gerichtet werden, das aus dem Munde des Herrn kommt.

Die zweite Weise des Gerichts besteht im Geweidet-werden mit der eisernen Rute. Diese beläßt dem zu Strafenden noch die Möglichkeit einer Erkenntnis vor einer endgültigen Strafe. Vielleicht nur einen Augenblick, aber dieser genügt.

Die dritte Weise des Gerichts ist das Treten der Kelter des grimmigen Zornes, die endgültige Strafe, in der der Gerichtete nichts anderes mehr sieht als den Zorn des Vaters und des Sohnes, ohne Erkenntnis ihres inneren Wesens: ihrer richtenden Güte.

Diese drei Weisen des Gerichts entsprechen den drei Weisen, in denen der Mensch stirbt und vor Gottes Angesicht tritt. Der Erste fühlt zwar die Härte des Sterbens, aber er erkennt im

Tod eine Strafe des Herrn; er begreift, daß er als Sünder den Tod verdient hat, und nimmt ihn als gerechte Verfügung entgegen. Der Zweite sieht vorerst nur die Strafe, die eiserne Rute, und erst im Übergang des Todes selbst erkennt er die harte Notwendigkeit dieser Strafe des Vaters. Der Dritte weigert sich bis zuletzt, die Strafe als Strafe zu erleiden, darum wird ihm jede Sicht des Vaters und des Sohnes genommen; er sieht nur eine zornige Allmacht über sich und wird in der Zorneskelter getreten, und er erhält die Einsicht nicht früher, als bis er die ganze Strafe durchgelitten hat. Das alles sagt nichts aus über die Härte, die Länge des Fegfeuers. Es zeigt nur verschiedene Verfassungen an, in welchen die Menschen hineingehen und es durchleben.

19, 16. Und er trug auf seinem Kleid und auf seinem Schenkel einen Namen geschrieben: König der Könige und Herr der Herrscher.

Der Name steht auf dem Kleid geschrieben als die Anerkennung derer, die das Kleid gewirkt und diesen Namen darauf geschrieben haben, im Wissen für wen das Kleid bestimmt sei und wem es gehöre. Der Name steht aber auch auf dem Schenkel: das ist der Name, den Gott der Vater ihm gab, der ihm eignet, der so sehr zu ihm gehört, daß er von ihm nicht getrennt werden kann. Die Glaubenden und der Vater haben ein gemeinsames Wissen um diesen Namen: er stammt vom Vater, aber dieser hat ihn denen preisgegeben, die an den Sohn glauben. Und indem er ihnen den Namen preisgab, gab er ihnen zugleich den Sohn preis.

König der Könige: ein König über alle Könige; ein König, der seine Würde vom Vater erhält, sie ihm aber auch zurückbringt; ein König, der über die Könige der Welt gesetzt wird, aber dem Vater die Könige der Welt zurückbringen muß. Und *Herr der Herrscher:* da seine Herrschaft jede Herrschaft um-

faßt, die ihm anvertraut wird, die er aber nicht für sich behält, aus der er eine Gabe an den Vater gestaltet. In diesem Namen liegt ein Totalitätsanspruch: der Sohn wird nicht aufhören, König der Könige und Herr der Herrscher zu sein, bis er alle Könige und Herrscher in seinen Gehorsam gebracht hat, der ein Gehorsam zum Vater ist.

19, 17. Und ich sah einen Engel, der in der Sonne stand, und er rief mit lauter Stimme und sagte zu allen Vögeln, die durch die Mitte des Himmels flogen: Kommt und versammelt euch zum großen Mable Gottes.

Der Engel steht mitten in der Sonne, dort wo keiner stehen kann. Er steht trotzdem dort, kraft der Allmacht Gottes. Er tut das Unmögliche, das für ihn nicht unmöglich ist, weil Gott es tut, weil er den Auftrag Gottes damit erfüllt, der ihn dorthin gestellt hat. Der Auftrag ist etwas Absolutes, etwas, das durch keine geschöpfliche Vernunft gemessen werden kann und soll, das sich der Macht Gottes anvertrauen soll, durch die Unmögliches möglich wird. Der Engel steht dort, ohne zu wissen, wie er hinkam. Oft zeigt Gott nur Ergebnisse, nicht die Wege. Er zeigt das Absolute dessen, was er verlangt, und der Gehorchende gelangt blind dorthin, wo Gott ihn haben will. Ohne eine Wegspur, ohne eine Sicherung wird er hingestellt, mitten in die Sonne, an den Ort, von dem aus man den ganzen Himmel beherrscht. Und steht einer so mitten in der Sonne, dann wird er den andern unsichtbar bleiben, nicht weil die Sonne unsichtbar ist, sondern weil die Menschen das Übermaß ihrer Sichtbarkeit nicht ertragen. Johannes aber wird die Stellung des Engels geoffenbart. Sowenig der Engel zögerte, sich im Auftrag Gottes mitten in die Sonne zu stellen, sowenig zögert Johannes, in diesem Auftrag mitten in die Sonne zu schauen. Wie es geschehen kann, wird weder beim Engel noch bei Johannes enthüllt.

Und er rief mit lauter Stimme, ebenso laut wie jene Engel, die an weniger unerklärlichen Orten standen, obwohl auch für ihre Standorte keine Erklärung möglich und zugänglich war. Indem der Engel mit derselben lauten Stimme ruft, bezeugt er seine Gemeinschaft mit den andern, bisher gesehenen Engeln. Und sagte zu allen Vögeln, die durch die Mitte des Himmels fliegen. Alle Vögel, die kleinen und die großen, die zahmen und die wilden, die durch die Mitte des Himmels fliegen, hören seine Stimme und empfangen dadurch den Auftrag, der von Gott stammt: Kommt und versammelt euch zum großen Mable Gottes. Die Vögel werden an einem bestimmten Ort zusammengerufen; sie können dem Befehl nicht an beliebigen Orten Folge leisten, sondern nur an einem angegebenen Ort, einem Ort, der allerdings außerhalb des Rufes gar nicht zu finden wäre, weil er außerhalb auch gar nicht existiert, denn er ist eben der Ort des Rufes. Die Vögel sollen dort einem Auftrag dienen, in ihrer tierischen Unwissenheit, ohne davon Kenntnis zu erhalten, welchem Zweck ihre Tat zu dienen hat. An der Rache Gottes, die sie vollziehen sollen, nehmen Menschen nicht teil, nur Vögel können, in ihrer Unwissenheit, sie vollstrecken.

19, 18. Um das Fleisch der Könige und das Fleisch der Heerführer und das Fleisch der Mächtigen und das Fleisch der Pferde und derer, die darauf saßen, zu fressen, und das Fleisch aller Freien und Sklaven und Kleinen und Großen.

An allen, die gegen den Herrn aufgestanden sind, soll sich die Rache vollziehen. Und zwar zuerst an den Königen, den Führern, den Mächtigen, aber schließlich doch an allen. Und mitten drin auch an den Pferden, die als unfreie Tiere keine Entscheidung getroffen haben, und doch mit denen zusammen umkommen, die sie mißbrauchten. Und die Rache soll sich bis zu Ende vollziehen: das ganze Fleisch aller soll den

Vögeln als Nahrung dienen. Das Fleisch ist das, was die Gestalt noch bewahrt hat, und damit den die Rache Vollstreckenden als Erkennungszeichen dient.

Die Vögel, die nicht wählen können, werden gesandt, um die Pferde, die ebenso unfrei sind wie sie, zu verzehren. Die Scheidung zwischen Gut und Böse ist so radikal, daß sie in ihrer Sachlichkeit auch dort hindurch geht, wo nur die Auswirkungen von Gut und Böse noch sichtbar sind. Die ganze unerbittliche Sachlichkeit der Hölle kommt hier zum Austrag. Weder für Mitleid noch für Bekehrung ist hier der Ort. Es ist die Situation des absoluten Zuspät. Diese Toten sind nicht solche, für die keine Hoffnung bestanden hätte. Sie hätten die Möglichkeit gehabt, zu Gott zu stehen und sich unter seine Macht zu beugen. Jetzt, da alles verpaßt ist, erkennt man nachträglich am Verlust der Macht, was damals an Möglichkeit des Glaubens bestanden hätte. Es wäre möglich gewesen, sich führen zu lassen und einfach zu gehorchen, so wie auch die Tiere einfach zum Dienst geführt werden können. Ganz wenig wäre nötig gewesen, über sich selbst hinauszugehen: man erkennt es erst jetzt, da es ans eigene Fleisch geht, das aufgezehrt werden soll.

Die Schicksalsverkettung von Reiter und Pferd zeigt die ungeheure Verantwortung derer, die Verstand haben und in irgendeiner Weise berufen sind. „Wer einem von diesen Kleinen Ärgernis gibt . . .“ Die Wirkungen übersetzen sich in einer kaum glaublichen Proportion und werfen phantastische Projektionen. Aber diese Wirkungen sind nicht allein solche der äußeren Werke: man kann sich, um sie zu berechnen, nicht auf diese allein beziehen, denn beständig ist in allem der innere Glaube, die Entscheidung zu Gott, ausschlaggebend. Jetzt, im Gericht, ist diese Entscheidung verpaßt.

Freie und Sklaven werden verzehrt, auch jene, deren Taten durch die Taten anderer bestimmt wurden, die, menschlich gesehen, das kleinste Maß an freier Bewegung und Urteilskraft

besaßen. Sie werden mitgerissen in die Verzehrung hinein, weil hier vorausgesetzt ist, daß der Glaube durch die Gnade des Herrn allen zugänglich war. Keiner kann sagen, seine äußern Umstände hätten ihm nicht erlaubt, zu glauben, ob diese Umstände nun solche der Macht oder der Ohnmacht waren.

19, 19. Und ich sah das Tier und die Könige der Erde und ihre Heere versammelt, um Krieg zu führen mit dem, der auf dem Pferde saß, und mit seinem Heere.

Johannes erblickt von neuem das Tier. Und zwar sieht er zuerst nichts anderes, er sieht es (wie in einer „Großaufnahme“, die alles andere beherrscht) mit seinen Gedanken und Absichten, die man ihm von weitem ansieht, die sein ganzes Wesen verrät. Dann erst wird die Erscheinung dessen, was es vorhat, bestätigt durch die Schau der Umgebung: *die Könige der Erde und ihre Heere*. Das Tier hat einen Anhang, zu dem die Mächtigen der Erde gehören, die von der gleichen Absicht beseelt sind. Die Bösen sind unter sich einig; ihre Absichten stimmen überein. Sie bilden eine Einheit des Bösen, weil sie sowohl in ihrer Zusammensetzung wie als Einheit das schlechthin Böse verkörpern. Sie haben sich gesammelt, um gegen den Herrn und die Seinen Krieg zu führen. Sie sind von diesem Gedanken so besessen, daß sie an nichts anderes denken als an diesen Krieg, nicht an den möglichen Ausgang und nicht an die Folgen. Sie wägen nichts ab, berechnen nichts, sie sehen nur die endlich gekommene Gelegenheit, sich völlig auszutoben in ihrem leidenschaftlichen Haß gegen den Herrn.

19, 20. Und das Tier wurde gefangengenommen und mit ihm der falsche Prophet, der vor ihm Zeichen gewirkt hatte, durch die er jene verführte, welche das Mal des Tieres empfangen und sein Bild angebetet hatten. Lebendig wurden die beiden in den Feuerpfuhl geworfen, der mit Schwefel brennt.

Gefangen wird die zweite und dritte Erscheinung des Bösen, das Tier, dessen Bild angebetet wird, und der falsche Prophet. Der letztere wurde vorher von Johannes gar nicht eigens bemerkt, er erscheint erst im Augenblick der Gefangennahme. Er ist sowohl das dritte Tier, wie alle, die sich die Macht der Prophezeiung, der Weissagung, des Urteils fälschlich aneignen. Von ihm geht (vgl. 13, 16) die Macht der Ansteckung aus. Wie der Christ nicht angebetet werden will, sondern zur Anbetung des Herrn zu führen versucht, so genügt es dem falschen Propheten, die Macht zu besitzen, die Menschen zur Anbetung des zweiten Tieres zu verführen. Aber der Wille des Christen, der zur Anbetung des Herrn führen will, ist Demut. Wäre er es nicht, suchte auch er um irgendeiner äußern Macht willen eine Anbetung, so wäre er im Dienst der falschen Propheten und nähme die Eigenschaft des Tieres an. Denn mit der eigenen Macht kann man nicht zum Glauben an den Herrn, wie er ist, führen, sondern nur zum Glauben an ein unterschobenes Bild des Herrn. Im falschen Propheten ist demnach alles enthalten, was die Anbetung einer Macht verlangt, die nicht der Herr ist, auch wenn sie vielleicht einmal früher der Herr war. Unmerklich ist oft der Übergang von einem Zum-Herrn-hin-Bekehren zu einem Zu-sich-hin-Bekehren.

Beide Tiere werden *gefangengenommen*. Bei dieser Gefangennahme wird kein Unterschied mehr zwischen beiden gemacht, zwischen dem Bösen an sich und dem, was zum Bösen führt, zwischen Babylon und den Zuhältern Babylons, zwischen denen, die die Sünde selber begehen, und denen, die zur Sünde verführen, zwischen denen, die nur das Schlechte zu verkünden haben, und denen, die etwas Gutes zu verkünden hätten, aber das eigene Schlechte in diese Verkündigung mischen. So werden auch alle falschen Mystiker mit dem falschen Propheten in den Pfuhl geworfen. Sie haben die Botschaft Gottes verändert und das Ihrige unterschoben. Im Gebiet der Mystik ist die Lüge viel schneller bei der Hand als in der gewöhnlichen

Welt, weil alles hier viel zarter ist. Wenn Freunde miteinander reden, können sie sich mit halben Worten verstehen; ihr Gespräch ist ein solches der Freundschaft, nicht des Auftrags. Solange alles in der Liebe geschieht, braucht man wenig Gewicht auf das Wort und den Ausdruck zu legen. Man kann später ergänzen, verbessern, abziehen, vertauschen, ohne daß dadurch die Freundschaft und die Liebe angetastet wird. Hat man aber einem andern, den man nicht kennt, einen Auftrag zu vermitteln, so erhält das geringste Wort ein Gewicht. Das Gespräch sollte keiner Verbesserung bedürfen, in einer unwandelbaren Objektivität geführt sein. In der Mystik ist die Forderung nochmals strenger. Auch wenn der Mystiker Zweck und Tragweite des Auftrags, den er zu vermitteln hat, nicht voll überblickt, so weiß er doch, daß er als Werkzeug der Aufnahme und Weitergabe zu dienen hat. Ja, daß sogar die persönliche Weise des Perzipierens dem Auftrag untergeordnet ist. So kann in einer Vision manches gezeigt werden, was in der Wiedergabe zugunsten ihrer Verständlichkeit zu verschwinden hat. Würde ein Musiker zum Beispiel in einer Vision eine unerhörte Offenbarung aus dem Jenseits vernehmen und er wäre beauftragt, ihren Inhalt einem Maler klarzumachen, so müßte er das, was er mehr mit dem Ohr empfangen hat, in einer mehr für das Auge gültigen Form wiedergeben. Das wäre keine Verdrehung, sondern Wahrheit im Dienste des Auftrags. Wer immer dagegen in den Auftrag Persönliches hineinmischt, vom reinen Dienst in die Selbstbetrachtung und den Selbstgenuß abschweift, lebt vom Geist des falschen Propheten.

Lebendig wurden die beiden in den Feuerpfuhl geworfen, der mit Schwefel brennt. Beide werden ohne Unterschied, als wären sie gleichwertig in ihrer Bosheit, ins brennende Element geworfen. Das ist ein Gericht über sie. Sie sind so sehr Sünde, daß ihre Sünde gar nicht abgewogen zu werden braucht; sie sind Sünde schlechthin und erleiden sofort die Strafe schlechthin: daß die Niederlage für sie keinen andern Ausgang kennen

kann als den Schwefelpfuhl. Bei dieser Niederlage wird verwirklicht, was sie seit je beabsichtigt hatten. Die böse Absicht, die Johannes vorher am Tier und an seinem Anhang sah, wird verwirklicht im Pfuhl. Sie zogen gegen den Herrn aus, um ihm und den Seinen alles Böse zuzufügen. Und so wird ihnen alles Böse zugefügt. Ganz übergangslos ist diese Erfüllung ihrer Absicht. An dieser Übergangslosigkeit der Strafe kann man verstehen, wie übergangslos auch die Erlösung ist.

19, 21. Und die andern wurden durch das Schwert dessen getötet, der auf dem Pferde saß, und das aus seinem Munde hervorging, und alle Vögel sättigten sich an ihrem Fleisch.

Die andern werden getötet, ohne erst gefangen worden zu sein. Man sieht nicht, was aus ihnen wird, man sieht nur, daß sie dem Leben, dem sie bisher lebten, entrissen werden, und zwar unmittelbar, durch den Willen des Herrn. Er führt an ihnen seinen Auftrag aus. Sein Schwert hat nicht nur die Macht, zu richten, um der Gerechtigkeit Genüge zu tun, sondern auch das Urteil zu sprechen. Nur ist dieses von vornherein eindeutig und bedarf so wenig einer Auslegung, daß die Strafe sofort zu seinem Ausdruck wird. Sobald sie getötet sind, erscheinen die Vögel, um ihren Auftrag zu erfüllen und das Fleisch zu verzehren. Sie werden dadurch gesättigt, es erwächst ihnen aus der Ausführung ihres Auftrags eine Art von Befriedigung. Ihr Leben wird durch den Auftrag selber genährt. So hat der einzige Auftrag eine doppelte Wirkung.

DIE ERSTE AUFERSTEHUNG

20, 1. *Und ich sah einen Engel niedersteigen vom Himmel; er hatte den Schlüssel des Abgrunds und eine große Kette in seiner Hand.*

Der herabsteigende Engel wird an seinen Insignien erkannt: Schlüssel und Kette. Er kommt ohne ein Wort, in völliger Stille. Johannes weiß, sobald er ihn sieht, daß er mit einem neuen Auftrag erscheint. Er hat nicht zu verkünden, sondern zu handhaben, und zwar durch Trennung. Er trägt *den Schlüssel des Abgrunds* in der Hand. Er ist ein Pförtner der Hölle, mit der Gewalt ausgestattet, zu öffnen und zu schließen. Bisher sah man die Engel im Auftrag Gottes oder den Herrn selbst handeln. Man sah die unmittelbare Verbindung mit dem Auftraggeber, so wie der Sohn auf Erden bei seinen Taten immer unmittelbar auf den Vater blickte. Bei diesem neuen Engel wird nur eine Verwaltung sichtbar. Die andern Engel hatten, wenn sie sprachen, die Stimme Gottes im Mund, oder wenn sie handelten, die Schalen Gottes in der Hand. Sie verkörperten etwas von Gott, wie der Priester, der den Kelch oder die Hostie zeigt, etwas in Händen hält, was die Kirche unmittelbar mit Gott verbindet. Dieser Engel dagegen ist wie ein Einzelner, der etwas ausführt, dessen Bindung an Gott man nicht sieht. Die früheren Visionen vollzogen sich in einer zweiten Ebene der Wahrheit; die jetzige vollzieht sich innerhalb der sichtbaren irdischen Wahrheit. Die Unterscheidung beider Ebenen wird dadurch deutlich, daß der Engel seine Verbindung mit Gott nicht vorweisen kann. Er trägt die Insignien seines Amtes, das selbstverständlich von Gott stammt, aber für den, der ihn sieht, die Zusammenhänge verdunkelt. Kette und Schlüssel sind

genau sichtbar, und Johannes weiß wohl, daß solch ein Engel nichts gegen Gott tut. Aber während die früheren in ihrer Verbindung mit Gott jeweils die Liebe oder Gerechtigkeit Gottes in ihren Vollzügen anzeigten, geht es hier nur noch um eine reine, abschließende Erfüllung in der Welt, eine rein diesseitige Wahrheit, obwohl sie in einer Vision geoffenbart wird. Die früheren Visionen enthielten mehr Drohungen als Akte und Taten. Hier wird die einzig mögliche Ausführung jener Drohungen vorgeführt, so wirklich und wahr, daß das unbezweifelbare Faktum alles beherrscht, und Johannes, ohne das geringste Mitleid zu verspüren, einfach sieht, was sich abspielt.

Der Engel hat Schlüssel und Kette: Er kann einsperren und zurückhalten. Der Raum, den er mit seinem Schlüssel öffnen kann, ist ein unendlicher, und dieser Raum kann nur die Form des *Abgrunds* haben, weil man sich in ihm immer mehr vom Himmel, aus dem der Engel niedersteigt, entfernt. Und die große Kette, die der Engel gleichfalls in der Hand hält, aus Metall wie der Schlüssel, steigert die Unerbittlichkeit und Unnachlässigkeit des Urteils. An der Kette ist jedes Glied dem andern gleich, mit dem nächsten zu verwechseln, gleich stark und unzerreißbar, und die Kette ist ohne Ende, denn sie kommt aus der Ewigkeit, sie war von Ewigkeit her für diesen Augenblick bereitgestellt.

20, 2. Und er ergriff den Drachen, die alte Schlange, welche der Teufel und der Satan ist, und band ihn auf tausend Jahre.

Er ergreift den Teufel, ohne daß ein Kampf voraufgeht. Er ist stärker, nicht in sich selbst — denn was vermöchte ein einzelner Engel gegen den Teufel? —, er ist stärker kraft seines Auftrags. Gerade diesen Auftrag hat er von Gott erhalten: den Teufel zu ergreifen; einen Auftrag, der seine Kräfte sichtlich übersteigt, innerhalb des Auftrags aber seinen Kräften angemessen ist. Jeder im Herrn ausgeführte Auftrag erreicht gerade das, was der Herr mit ihm voraussah.

Der Drache ist *die alte Schlange*, die Adam und Eva verführte, sie ist *der Teufel und der Satan*, die erste, ursprüngliche Form des Bösen, nachdem die zweite und dritte Form, das Tier und der falsche Prophet, bereits im Feuerpfuhl sind. Der Drache wird *auf tausend Jahre* gefesselt. Johannes übersieht von seinem Standort aus genau die Zeitspanne, in der Satan gefesselt ist. Er prophezeit nicht, er formuliert das, was er sieht. Er sieht es von der Ewigkeit aus, obwohl die Zeitspanne eine diesseitige ist. Vom Diesseits aus könnte er die Zeit nicht abschätzen, denn es sind nicht Jahre, die irdisch gezählt werden können, Kalenderjahre. Sie werden zwar an unsern Jahren gemessen, aber von der Ewigkeit her. Wenn Johannes von tausend Jahren spricht, so gleicht er einer Mutter, die ihrem kleinen Kind erklärt, wann Weihnachten ist: „Morgen, sagt sie, und dann wieder morgen, und vielmal morgen, und dann plötzlich ist es Weihnacht.“ Denn das Kind kann die Zeitspanne, die sie überblickt, nicht übersehen. Die tausend Jahre der Fesselung bewirken eine Dämpfung des Bösen, eine Hinderung, keine Vernichtung, noch weniger eine Besserung. Weil Satan zu keiner Einsicht gelangt, darum wird er nachher wieder erscheinen. Diese Dämpfung aber ist zugleich wie eine Gelegenheit für die Menschen, eine Zeitlang ohne den Satan zu leben: als würde den Leidenschaften ihre Nahrung entzogen, ohne daß sie als solche vernichtet würden.

20, 3. Und er warf ihn in den Abgrund und verschloß und versiegelte diesen über ihm, damit er die Völker nicht mehr weiter verführe, bis die tausend Jahre vollendet wären. Danach muß er auf kurze Zeit losgelassen werden.

Der Engel wirft Satan in den Abgrund. Er wirft ihn gefesselt hinein, so daß er liegenbleiben muß, wo er hinfällt, und keine Möglichkeit hat, seinen Ort innerhalb des Abgrunds zu wechseln. Dann schließt er den Abgrund wieder, so daß

während der Zeit der Schließung keiner hineinfallen kann. Er versiegelt sogar den Eingang dazu. Daraus ist ersichtlich, daß der Abgrund nicht von jedem Ort aus zugänglich ist, sondern einen bestimmten, jetzt versiegelten Eingang besitzt. Man muß sich wissend hinbegeben, wenn man ihn finden und in ihn hineingelangen will. Der Eingang in die Hölle ist denen vorbehalten, die selber hineinwollen, denen, die das Böse selber erstreben und wünschen, die klar und eindeutig ihre Absicht kundgeben, diesem Eingang zuzustreben.

Damit er die Völker nicht mehr verführe. Der in der Hölle gefesselte Teufel hat keine Gelegenheit zur Verführung mehr. Er kann nicht mehr an sich ziehen, auch nicht an die Hölle heranziehen. Denn er kann aus der Hölle nicht heraus, um den Weg zu ihr zu zeigen. Und der Eingang selbst ist versperrt, was letztlich dasselbe heißt, denn der Eingang ist, daß einer durch den Teufel willentlich hinstrebt. Die Frist, während der die Völker ohne Verführung leben können, ist wie eine von Gott gewährte Erholung nach dem Fall des Teufels. Es wird ihnen Gelegenheit gegeben, sich der Sünde zu entwöhnen, ihren Sündenfall zu vergessen. Hätten sie den Willen, sich zu bekehren, so würde es für sie eine Hilfe Gottes bedeuten, sie könnten sich von der Hölle abwenden und zu Gott hinkehren und dort das Endgültige finden, das sie von jetzt an für die Ewigkeit von ihrer Sünde trennen würde. Dann hätten sie die Sünde so gründlich vergessen, daß es ihnen leicht fiel, der Verführung endgültig zu widerstehen, wenn der Teufel von neuem losgelassen wird. Die tausend Jahre sind wie eine Zäsur im Leben der Völker: man gibt ihnen Gelegenheit, in der Gnade zu leben, indem man ihnen die Sünde wegrückt, sie verdeckt, so daß sie, wenn sie später wieder zur Sünde streben, einen neuen Anlauf, einen frischen Entschluß dazu fassen müssen. Diese Frist betrifft die Völker, nicht die Einzelnen. Sie ist etwas, das mit der Taufe vergleichbar ist, obwohl es nicht die Taufe selbst ist. Gott gibt dem Kind, das

der Kirche ist. Schließlich ist das Sitzen auf dem Throne die endgültige Erfüllung einer Sendung, wie etwa die Heiligen sie besitzen. Eine kleine Theresia, die sich auf Erden kaum von den übrigen guten Schwestern unterschied, erweist sich durch den Thron, auf den sie sich setzt, plötzlich als eine große Heilige. Wieder ist das Geheimnis des Übergangs sichtbar, in welchem fast grundlos hervortritt, was schon vorhanden war und doch erst jetzt seine Aktualisierung erhält.

Und (ich sab) die Seelen. Nach den Thronen sieht Johannes einzelne Seelen. Er erkennt sie als Seelen an Merkmalen, die seiner eigenen Seele entsprechen. Sie sehen aus wie Flammen, die für sich einzeln brennen, aber ihre Kraft des Feuers aus einem gemeinsamen großen Zentralfeuer beziehen. Sie sind mit dem großen Feuer nicht zu verwechseln, aber sie werden dauernd von ihm gespeist. Und wie ein Schatten im Licht begleitet sie die Eigenschaft, Seelen von Enthaupteten zu sein.

Es sind die Seelen *derer, die um des Zeugnisses Jesu und des Wortes Gottes willen enthauptet worden waren.* Daß sie Martyrer des Zeugnisses Jesu sind, ist an ihrem Zusammenhang mit dem Lichte abzulesen, denn das Licht, von dem sie sich nähren, ist nichts anderes als das Zeugnis Jesu selber, das Bekenntnis, die Aussage, der Glaube. Es ist nicht der Herr selber, als Substanz, sondern das von ihm, was im Zeugnis in ihnen lebt. Sie zehren und nähren sich von diesem Zeugnis, und leben so doch vom Herrn, der das Wort Gottes, der Logos ist. Johannes unterscheidet zwischen dem Zeugnis Jesu und dem Wort Gottes, obwohl beides der Sohn ist. Er unterscheidet, weil diese Vision ihren Ort im Übergang vom Alten zum Neuen Bund hat. Zeitlich ist der Herr schon geboren und schon zum Vater zurückgekehrt. Aber das Zeugnis der Enthaupteten verkündet jeweils neu den Übergang, es verkündet den Herrn als den, der die neue Botschaft bringt, die Erfüllung der Prophezeiung. Der Übergang vom Alten zum Neuen Bund ist nicht nur chronologisch zu fassen. Wer heute einen Juden

tauft, verwirklicht diesen Übergang hier und heute. Und Gott hat das Schicksal jedes Menschen so gebildet, daß er darin den lebendigen Übergang jederzeit neu herstellen kann.

Und alle jene, die das Tier und auch sein Bild nicht angebetet und sein Mal auf Stirne und Hand nicht angenommen hatten. Auch diese Seelen sehen wie Flammen aus, aber mehr wie in sich selber brennende Feuer. Alle hatten das Zeugnis, die Sendung, das Apostolat in sich wie ein lebendiges Zentrum. Sie bekennen nicht nur, sie handeln, kämpfen, stellen in ihrem Leben das Zeugnis dar. Ihre Sendung hat eine andere Form als die der Martyrer, was nicht heißt, daß sie höher gewertet wird. Der Schatten, der sie begleitet, ist die Erinnerung an das Tier, sein Bild und sein Mal, und diese Schatten sind wie Fahnen, wie Siegestrophäen, die die Bekenner Christi mit sich führen, auf denen das Bild des besiegtten Gegners zu sehen ist. Am Schattencharakter ersieht man zugleich die Schattenhaftigkeit des irdischen Daseins verglichen mit dem himmlischen Leben.

Und sie kamen zum Leben zurück. Johannes sieht in der Vision, wie die Flamme sich wandelt: sie wird zu einem lebendigen Körper. Das Leben, das die flammenden Seelen jetzt annehmen, verhält sich zu ihrem irdischen Leben wie ein Feuer sich zum Schatten verhält. Es ist so sehr ein Leben im Herrn, daß es ganz an den Eigenschaften des Herrn teilnimmt. Die lebendigen Körper, die da entstehen, lassen nichts vom Flammencharakter vermissen, der vorausging. Dem Apostel der Liebe wird es gegeben, diese Sichtbarkeit, diese Leibhaftigkeit der brennenden Liebe zu sehen, da ja das Leben derer, die in der Liebe des Herrn verzehrt und verbrannt werden, jeweils nur für die Liebe sichtbar ist. Er schaut dieses Feuer aus seiner eigenen Liebe heraus, die aber schließlich die gleiche ist wie jene, von der die Seelen brennen. Ob Johannes weiß, daß er von der gleichen Liebe brennt, oder ob er es nicht weiß, wird verschwiegen. Für die Eindringlichkeit des Bildes

ist es nicht notwendig, daß wir es erfahren, und so erfahren wir es eben nicht.

Und sie herrschten mit Christus zusammen tausend Jahre. Sie werden wieder lebendig in einer ersten Art der Auferstehung, die das Ziel hat, zu wirken im Mitherrschen mit Christus. Sie haben teil an seiner Sendung in der Welt. Sie sind jene, die vom Himmel aus mit dem Herrn zusammen die gemeinsame Sendung erfüllen. Gestorben sind sie dem Tiere und allem, was nicht Gott ist: der Sünde und sich selber. Das ist die erste Auferstehung: die Heiligkeit. Mit dem Herrn zusammen herrschen jene, die ihn lieben und die der Herr liebt, denen er Anteil am Erbe des Vaters gibt, die er mit sich bestimmen und regieren läßt. Die tausend Jahre entsprechen der Zeitspanne, während welcher der Satan gefesselt ist. Es ist dieselbe von der Ewigkeit aus gesehene Zeit. Die Zahl drückt eine lange Zeit aus, gemessen an unsern irdischen Lebensmaßen, und doch, an der Ewigkeit gemessen, eine sehr kurze Spanne. Für die Heiligen und ihr Herrschen ist sie wie ein Vorschuß, eine Vorläufigkeit zur ewigen kommenden Herrschaft.

20, 5. Die übrigen Toten kamen nicht zum Leben zurück, bis die tausend Jahre vollendet waren. Das ist die erste Auferstehung.

Die übrigen Toten, also jene, die nicht so in der Gnade des Herrn gelebt haben oder gestorben sind, die sich nicht um des Zeugnisses Jesu willen enthaupten ließen und nicht den Kampf gegen das Tier siegreich durchfochten, die also nicht in der Liebe lebten und darum nicht wie Flammen im Himmel sichtbar wurden: diese fehlen einfach; sie sind nicht da. Über ihr Schicksal und ihr Verbleiben während dieser Zeitspanne wird nichts berichtet; die ganze Vorstellung vom Fegfeuer und seinem Verhältnis zur Hölle bleibt hier in Dunkel gehüllt. Im Augenblick wird nichts anderes gezeigt,

als das Nicht-Dasein der übrigen Toten und daß sie auch nicht erscheinen werden, bevor die Frist des Teufels und die Frist des Herrn abgelaufen ist. Während der tausend Jahre, in denen der Herr vorerst mit seinen Auserwählten und Heiligen zusammen herrscht, bleiben sie verschwunden. Denn die Auferstehung der Heiligen ist *die erste Auferstehung*: die zum vollkommenen Leben im Herrn.

Wo diese Auferstehung, diese Vollkommenheit erreicht wird, ob im Tod oder vor dem Tod, danach wird hier nicht gefragt. Beides wird hier gleichgestellt: die Heiligkeit des Martyriums und die Heiligkeit der Bekennerchaft durch ein christliches Leben. Es führt zur gleichen Belohnung, für den Herrn zu sterben oder für ihn zu leben. Ob einer als Martyrer stirbt und nicht mehr sündigt, weil er beim Herrn ist, oder ob er in einem Leben der Liebe auf Erden von der Sünde getrennt ist und nicht mehr fällt, macht hier keinen Unterschied. Beide haben ihr Leben in Ganzheit dahingegeben. Ist aber die Bereitschaft auf beiden Seiten dieselbe, so ist doch die Art der göttlichen Gnade jeweils eine andere. Der Martyrer gelangt sofort in den Besitz der ganzen Gnade, der Bekenner erst im Lauf eines langen, schwierigen Lebens. Dies macht die Gnade des letzteren zwar nicht größer, aber sie gibt ihm die Möglichkeit eines Wirkens in die Kirche hinein, die der erstere nicht in gleicher Weise besitzt. Beide können angerufen werden, beide können helfen, im Dienste des Herrn seiner Christenheit die Gnade Gottes zu vermitteln. Der aber, der den kleinen Kampf im Alltag gekämpft hat, kann der Kirche als der Braut Christi Verdienste zur Verfügung stellen, die dem täglichen irdischen Kampf der Kirche irgendwie angepaßter sind und besser Rechnung tragen. Daraus ist ersichtlich, wie wenig die Verdienste des Einzelnen diesem selbst gehören, wie sehr sie mit ihrer besondern persönlichen Qualität der Allgemeinheit zugute kommen. Der Thron dessen, der länger auf Erden gekämpft hat, wird im Himmel nicht geschmückter sein als der

des Martyrers, aber die Kirche empfängt von ihm etwas von seiner Kampfsubstanz, um selber besser kämpfen zu können.

Das ist die erste Auferstehung, die Auferstehung in den Herrn, in sein Leben hinein. Auferstehung ist hier gleichbedeutend mit Geschenk eines neuen Lebens, das ganz innerhalb der vom Herrn geschenkten Gnade sich vollzieht und wirklich keine Möglichkeit zur Sünde mehr besitzt (was nicht heißt, daß der Heilige keine Fehler mehr begeht), weil die Gnade so überschwenglich geworden ist.

20, 6. Selig und heilig ist, wer an der ersten Auferstehung teilhat. Über diese hat der zweite Tod keine Macht, sondern sie werden Priester Gottes und Christi sein und mit ihm zusammen während der tausend Jahre herrschen.

Selig und heilig sind sie, denn die erste Auferstehung bedeutet Erfüllung der Sendung, Erhörung des Rufes, Antwort des Menschen auf die Frage des Herrn, wirklich gelebtes Leben. Leben, das so gelebt worden ist, daß es jetzt zur vollkommenen Entfaltung gelangt. Leben, das nichts anderes war als Vorbereitung auf das ewige Leben. Die Teilnahme am ewigen Leben fängt für diese Seligen, Heiligen schon hier und jetzt an, ob nun der, der dahin gelangt, eines leiblichen Todes stirbt, oder ob er sich selber im Geiste stirbt: auf beide Arten beginnt er dem Herrn zu leben. Auf beide Arten kann er selig und heilig werden. Man kann es werden in einer Heiligkeit, die im Augenblick des Todes erworben wird, und in einer solchen, die bei Lebzeiten auf alles eigene verzichtet, um anzunehmen, was der Herr will. Beidemale bietet der Heilige alles an, was er hat: soviel Leben, als ihm zur Verfügung steht. Dieses „Alles“ ist freilich vom Menschen aus gesehen immer nur „etwas“ und der Herr ist es, der diesem schüchternen, unvollkommenen Angebot mit seinem „Alles“ entspricht, indem er alles in Besitz nimmt und die Hingabe aufrundet. Die Heiligkeit besteht nicht darin, daß der Mensch

alles gibt, sondern darin, daß der Herr alles nimmt. Zwischen Angebot und Erhörung ist immer wie ein Aufklaffen, ein Irrtum, ein Versehen. Der Mensch bietet vielleicht in Worten alles an, er spricht dieses Angebot mit den Lippen aus. Aber er denkt sich dabei immer etwas Beschränktes. Sein Angebot hat, trotz seinem Willen, nichts zurückzubehalten, eine Gestalt, die dieser Welt entspricht. Der Herr aber hört es so, wie es hätte ausgesprochen werden sollen. Und wenn er dann in seinem Sinn alles nimmt, dann schreit der Mensch vielleicht auf und weint dem Genommenen nach, aber die Gnade der Heiligkeit besteht eben darin, daß der Herr das Versehen erlaubt.

Über diese hat der zweite Tod keine Macht. Sie werden den Tod, der das Ende des menschlichen Lebens bedeutet, den Übergang zum Gericht, nicht erleben. Denn für die, die Johannes zuerst sah, bestand das Gericht darin, daß sie zugelassen wurden und daß auf ihre Enthauptung als einzige Antwort des Herrn die volle Erlösung erfolgte. Für sie steht an Stelle des Gerichts die fast versehentlich anmutende Annahme durch den Herrn. So daß sie den angstvollen Tod, den Tod als Abnahme und als schließliche Preisgabe aller geistigen und leiblichen Fähigkeiten, und dann das passive Zur-Verfügung-des-Gerichts-gestellt-Werden gar nicht durchmachen müssen. Im Augenblick, da einer auf alles verzichtet und sich ganz zur Verfügung gestellt hat, auch wenn er es voller Freude tut, ist er gerichtet und wird irgendein Leiden als Folge davon zu tragen bekommen. Es wird in ihm und um ihn auf jeden Fall eine Art Gericht stattfinden. Das Leben eines Heiligen ist auf jeden Fall ein schweres Leben, das an sich den Stempel des Gerichts trägt. Und sein tiefstes Leiden ist das an der Kluft zwischen seinem Angebot und dem, was der Herr zu nehmen hat. Er lebt von diesem Gericht an im unschließbaren Je-mehr Gottes. Dem gewöhnlichen Christen wird die Zunahme im Guten nicht verheim-

licht, er gleicht dem Schüler, der von einer Stunde zur andern seinen Fortschritt macht und registriert. Von einem Heiligen dagegen erwartet man, daß er, wenn er kaum einen Buchstaben gelernt hat, schon die ganze Schrift wie ein Erwachsener beherrsche. Und selbst dann wird niemand ihn loben, er wird keine Zufriedenheit ernten, weil er sich immer nur am Absoluten messen kann, an dem kein Fortschritt sichtbar wird.

Der zweite Tod hat über sie *keine Macht*, weil sie den ersten Tod sterben. Jeder Christ erhält den Ruf nach dem ersten Tod. Nicht als Ruf zum Martyrium, aber als Ruf zum Verzicht auf sich selber. Christliches Leben ist Leben im Herrn, und das irdische Leben ist ein Weg dazu. Der Ruf ergeht mehrmals im Leben, aber wenn man dem ersten nicht entspricht, wird er bei jedem folgenden Mal immer schwächer. Irgendeinmal in der Jugend ist sehr klar die Stimme des Herrn zu vernehmen, doch die meisten decken sie zu, überhören sie im Lärm ihrer Sorgen und Geschäfte. So klingt der nächste Ruf schon wie leise enttäuscht. Und so muß der Herr die, die den ersten Tod nicht sterben wollen, dem zweiten überantworten. Wer aber den ersten Tod gestorben ist — der Enthauptung, die des Gerichts enthebt, oder der Selbstverleugnung, die das Gericht schon in sich schließt —, der hat vom zweiten nichts mehr zu fürchten.

Sondern sie werden Priester Gottes und Christi sein. Sie werden Amt und Auftrag sowohl vom Vater wie vom Sohn empfangen, im Diesseits und im Jenseits, und nichts mehr tun, was außerhalb ihrer Sendung wäre. Alles, was sie vom ersten Tod an tun, trägt den Stempel ihrer Sendung und dadurch einen priesterlichen Stempel. Der Begriff der Priesterlichen erscheint hier ausgeweitet, indem die Heiligen als solche an der priesterlichen Gnade teilhaben, ein inneres Verhältnis zwischen dem amtlichen Priestertum und dem Amt der Heiligen sichtbar wird. Beide ergänzen sich in der irdischen

Kirche, da der Priester, der sich auf das Dasein und Wirken der Heiligen auf Erden stützen kann — auf ihr Gebet und ihr Opfer —, darin eine Art Aufrundung seines priesterlichen Werkes findet. Natürlich kann anderseits der Heilige nur innerhalb der Kirche leben; er braucht die Sakramente, nicht nur als Quelle der Gnade, sondern auch als Regulativ, das ihn hindert, ins Allzupersönliche abzugleiten, und als den Ort, wo der Herr ihm das in der Kirche zu Wirkende vermittelt. Der realen Gegenwart des Herrn in der Eucharistie entspricht seine reale sakramentale Aktion in ihr, die der persönlichen Gnade des Heiligen ihre kirchliche Bahn vorzeichnet. Entsprechend wirkt auch der Priester bahnend, wegweisend auf den Heiligen, er erhält ihn innerhalb seines Amtes. Aber seiner Leistung entspricht die Gegenleistung: der Heilige muß auf das kirchliche Amt öffnend und beschwingend wirken. Und wenn der Priester bei der Messe die ganze Kirche Gott empfiehlt, kann er sich auf die Heiligen stützen, sie belasten, auf sie verweisen. So stehen beide in inniger Wechselbeziehung, in einem gegenseitigen Amt, das sich ergänzt.

Die Heiligen sind *Priester Gottes und Christi* zugleich, Priester also innerhalb einer beweglichen, überbordenden Gnade. Die Gnade des Vaters, in der Christus seine Sendung erfüllt, hebt auch ihn über sich selbst hinaus. Am Kreuz kann er nicht mehr, und doch harret er aus bis zum Tod, in einer Kraft des Vaters in ihm, in der Sendung über sich selber hinaus, die ihm unsichtbar und unoffenbar bleibt, seine Qual vielleicht nur verlängert und doch der Ausdruck des lebendigen Austausches zwischen ihm und dem Vater ist. So kann auch der Priester in der Kirche über sich selber hinaus sein, dort, wo die irdischen Kräfte versagen. Als Mensch ist er am Ende, in der Gnade kann er noch immer. Darin sind die Heiligen den Priestern gleichgestellt; sie haben teil an derselben überpersönlichen Gnade, einer amtlichen Gnade, die zugleich im Gebetsschatz der Kirche verborgen ist. Die Kraft

des Martyrers zum Beispiel, eine bestimmte schreckliche Qual auszuhalten, die zu ertragen er sich nie für fähig hielt, ist eine amtliche Gnade, die ihm zum Teil aus dem Schatz der Kirche zufließt.

Und sowohl der Priester, der sein Unvermögen kennt, wie der andere Gerufene, der weiß, wie schwach er Gott antwortet, beide dürfen auf Grund ihres Glaubens mit Recht vertrauen. Wie tief auch beide ihr Versagen kennen und empfinden, sie werden doch niemals zum Schaden Gottes oder der Kirche ihr Jawort zu ihrem Amt sprechen, wenn sie nur im Glauben verharren. Sie werden Gott, und Gott wird sie nie enttäuschen, auch wenn sie äußerlich nichts als Mißerfolge haben. Auch hierin haben beide an einem einzigen Priestertum teil. Priestertum so verstanden ist einfach Antwort und Dienst für Gott.

Und werden mit ihm zusammen während der tausend Jahre herrschen, während der angesetztten Zeitspanne, bis das andere geschieht, die Erlösung der übrigen. Jene, die noch eines zweiten Todes sterben müssen, werden durch die schon Gestorbenen bestätigt. Die Zeit ist begrenzt, sie hat ihre besondere Bestimmung und sie drückt sich aus in den tausend Jahren.

20, 7. Und wenn die tausend Jahre erfüllt sind, wird der Satan aus seinem Gewahrsam freigelassen werden.

Und er wird seine Macht aufs neue ausüben können, seine Versuchungen an den noch Lebenden spielen lassen, aber nicht mehr in derselben Weise wie vorher. Etwas ist dazwischen gekommen. Alle wissen, daß Satan unterdessen durch den Engel Gottes überwältigt wurde. Sein neues Erscheinen wird nicht das Zeugnis seiner Übermacht Gott gegenüber sein, sondern dafür zeugen, daß Gott sich an seine Abmachungen hält. Satan wird also für die Menschen eine veränderte Bedeutung haben. Für die einen eine verringerte

Bedeutung, denn sie werden gerade an der Freilassung Satans die größere Macht Gottes erkennen. Andere werden aus der Freilassung schließen, daß, wenn Gott die Macht hat, den Teufel immer aufs neue einzufangen, die Sünde nicht so schrecklich sein kann, wie es die Drohungen Gottes annehmen lassen. Beide Folgerungen entspringen nicht der wahren Haltung des Glaubens: mit der ersten schlägt man sich zu Gott aus Gründen der Macht, die zweite mißbraucht direkt den Begriff seiner Macht.

20, 8. Und er wird heraustreten, um die Völker der vier Enden der Erde zu verführen, Gog und Magog, und sie zum Krieg zu versammeln, ihre Zahl ist wie der Sand am Meere.

Sobald der Teufel wieder losgelassen wird, muß er sofort wieder verführen. Seine Macht hat durch seine Einsperrung nicht gelitten, und er versucht nun, das Versäumte einzuholen, indem er die Völker aller vier Himmelsrichtungen zu verführen trachtet. Er spezialisiert sich dabei nicht auf eine bestimmte Richtung; er verführt die so und die anders Gerichteten; es gibt unter den Völkern keine so großen Gegensätzlichkeiten, daß sie nicht vom Teufel unter das gleiche Joch des Widerspruchs zu Gott gebracht werden könnten. Auch Todfeinde unter sich — *Gog und Magog* — treffen sich im Teufel und seiner Verführung. Diese Begegnung schlichtet den Streit nicht, sondern schürt ihn nur noch mehr.

Und er wird sie zum Krieg versammeln, so zwar, daß jeder für jeden Krieg bereit ist, jeder gegen jeden aufstehen wird und alle dabei trotz ihrer Uneinigkeit eins sein werden im Krieg für die Zwecke des Teufels gegen den Herrn.

Und ihre Zahl ist wie der Sand am Meere, unzählbar, weil der Teufel sich an alle wendet: an die Völker als ganze und an jeden Einzelnen in ihnen. Er kommt mit der alten Kraft, aber zugleich mit einer neuen Kraft, die er sich daraus schafft,

daß Gott Wort gehalten hat. Daraus, daß Gott ihn frei ließ, glaubt er einen Titel für die Zukunft erhalten zu haben. Er wird zu einem Spiegelbild des Je-mehr des Herrn, als ob dieses auch für ihn Geltung hätte.

20, 9. Und sie stiegen auf die Oberfläche der Erde empor und umzingelten das Heerlager der Heiligen und auch die geliebte Stadt. Und es kam Feuer vom Himmel herab und verzehrte sie.

Sie steigen empor, weil der Teufel sie im Abgrund gesammelt hatte, wo er vorher gefangen war. Die Rachegefühle, die ihn wegen seines langen Gefängnisses erfüllen, beseelen jetzt auch die andern, und er hat sie mit Absicht im Abgrund gesammelt, im Schreckensvollen und Bodenlosen, dort, wo sie wissen, daß sie ihm immer weiter folgen können. Seine Verführung ist eine so vollständige, daß sie ihr ganzes Vertrauen auf ihn gesetzt haben und keine Grenze ihrer Macht mehr fühlen. Und sie erfüllen die ganze Erdoberfläche. Sie kamen aus allen vier Weltrichtungen, um gesammelt zu werden; jetzt verteilen sie sich wieder, aber als Gesammelte. Und sie mußten gesammelt werden, um nachher die ganze Erde besetzen zu können, weil in der Sammlung eine neue teuflische Kraftausspendung vor sich ging. *Und umzingelten das Heerlager der Heiligen.* Das ist der erste Ort, den sie aufsuchen. Sie sind so siegesbewußt, daß sie die Stätte zuerst aufsuchen, wo der heftigste Kampf vor auszusehen ist. Und sie umkreisen einstweilen kampflos das Lager, sie verteilen sich dort, wo die Heiligen sind, sie wählen günstige Plätze, von denen aus ihr Sieg gesichert erscheint. *Und auch die geliebte Stadt.* Die Stadt, die Gott sich vorbehalten hat, in die er der Sünde nicht einzudringen erlaubt. Die Stadt, in der die Gesetze des Himmels gelten und nicht die der Menschen. Diese geliebte Stadt ist nicht als ein bestimmter Ort in der Welt zu denken, sie besteht aus einzelnen Wohn-

stätten, die über die Erde hin zerstreut liegen, und die doch zusammen eine einzige Stadt bilden. Sie sind der Ort, wo man Gott liebt, und wo sein Sohn sich zu Hause weiß. Dorthin ziehen die Verführten, um gerade diesen Ort zu besetzen.

Und es kam Feuer herab vom Himmel und verzehrte sie. Mit irdischer Gewalt ist den Verführten nicht beizukommen. Aber ein einziger Feuerstrahl vom Himmel genügt, sie alle zu verzehren. Ein im Himmel gesammeltes Feuer, das über die Erde hin in unzähligen Zungen auseinanderfällt und jeweils den zu Treffenden sofort und unmittelbar trifft. Es trifft ihn im selben Augenblick, da es herabkommt, obwohl die Einzelnen so zahlreich sind *wie der Sand am Meere*. Und sie beginnen nicht erst langsam zu brennen, sie sind sofort von der Flamme ganz umhüllt, als bestünden sie schon aus einer brennbaren Substanz, die nur noch angezündet zu werden braucht, als wären sie Vorbestimmte für die Rache des Feuers.

20, 10. Und der Teufel, der sie verführt hatte, wurde in den Pfuhl aus Feuer und Schwefel geworfen, wo auch das Tier und der falsche Prophet sind, und sie werden Tag und Nacht von Ewigkeit zu Ewigkeit gepeinigt werden.

Nachdem das Tier und der falsche Prophet, die zweite und dritte Offenbarung des Bösen, bereits gerichtet sind, wird nun auch der Grundteufel, das Urböse, in den Feuerpfuhl geworfen. Er war vorher im Abgrund, eingesperrt und aufgespart, der Abgrund war ein Gefängnis für eine Zeit. Aus dem Pfuhl dagegen gibt es keine Rettung.

In der Sünde Adams und Evas wird die Folge der drei Manifestationen des Bösen klar. Erst erfolgt die Verführung durch den Urteufel, die Erkenntnis von Gut und Böse, in der sie aus der unmittelbaren Liebe und dem Glauben herausfallen. Dann erwacht die Sinnlichkeit, und sie sehen, daß sie nackt sind. Die Sinnlichkeit ist wie die Lust, der Zeitvertreib

in der Sünde, der ihr Beharrlichkeit gibt. Dann endlich erfolgt die ganze Wendung gegen Gott, indem das Außer-Gott-sein, die Lust an sich selbst, der Wahrheit Gottes als eine andere, zweite Wahrheit gegenübergestellt wird, die sich selber genügt. Die Folge der drei Zustände der Sünde kann eine sehr rasche sein, so daß man oft nur das Dritte, das Ergebnis, sieht. Und doch besteht ein Ablauf.

Jetzt sind die zweite und dritte Phase der Sünde schon in der Hölle, ohne daß die erste, die Grundsubstanz des Bösen, noch angegriffen wäre. Das Anziehende und Vergnügliche an der Sünde ist überwunden; Babylon ist gefallen. Aber der Teufel braucht dies alles nicht, um zu verführen; er hat Adam auch nur als die alte Schlange verführt. Bei der Schilderung Babylons sah man nur das zweite Tier, Satan selbst blieb ganz im Hintergrund. Jetzt, da Babylon und das Tier gefallen sind, wird sichtbar, daß damit das Urböse noch nicht erledigt ist, daß es noch eigens getroffen und zu seinen Ausgeburten hinabgestürzt werden muß. Die Qual, in die Satan fällt, ist für ihn berechnet, es ist die, für die er am empfindlichsten ist, *Feuer und Schwefel*, das Element, das unter Qual auflöst und zersetzt. Denn Satan ist seiner ganzen Aktion nach zersetzend. Er selbst ist gegen dieses Gift immun, solange er es speit, aber es greift ihn am meisten an, wenn es auf ihn selber angewendet wird. Gerade das, was er ausspeit, ist für ihn das Tödlichste, das für ihn nicht im geringsten ein Vergnügen bedeutet. Die von ihm Verführten werden von seinem Feuer und Schwefel angezogen, er selber durchaus nicht.

Johannes, der Liebesjünger, der in allem das Je-mehr der Liebe sieht, weiß, daß das Leben der Liebe an ihrer ewigen offenen Steigerung hängt. Wüßte er einmal, daß er mit der Liebe Schritt halten kann, so wüßte er auch, daß er die Liebe verloren hat. Liebe ist für ihn das, was ewig zum Herrn hin wächst. Und nun sieht er den Sturz des Bösen in die ewige Hölle. Er sieht die Überwindung des Bösen darin, daß im

Bösen nichts mehr wächst, sondern alles zurückgebunden wird, daß es zunächst einmal ohne seine zwei Akolyten wirken muß, und dann, im Sturz in den Pfuhl, mit ihnen zusammen in der ewigen Monotonie eines Maximums an Verzehrung und Qual gefoltert wird. In dieser Monotonie ist der absolute Gegensatz zum Himmel verwirklicht. Die drei Manifestationen des Bösen werden zum reinen Gegenbild der Trinität. Satan, der Vater des Bösen und Verführer Adams, steht Gott Vater als dem Schöpfer und Vater Adams gegenüber. Das Tier der Sinnlichkeit steht gegen den menschengewordenen Sohn und seine Jungfräulichkeit. Der falsche Prophet steht gegen den Heiligen Geist und das wahre Zeugnis in ihm.

Die tausend Jahre des Reiches Christi auf Erden sind die Zeit, in der der Vater allein steht (da ihm das ganze Reich noch nicht übergeben ist), der Teufel allein im Abgrund gefesselt ist, das zweite und dritte Tier im Pfuhl gepeinigt werden, während der Herr durch seine Keuschheit und in der Wahrheit des Geistes herrscht. Die Schöpfung der Welt und des Menschen wird vom Vater berichtet, ohne daß die Mitwirkung des Sohnes und des Geistes erwähnt wird. Bei der Verführung Adams ist allein vom Satan die Rede, ohne daß das Tier und der falsche Prophet erwähnt werden. Aber wie bei der Schöpfung Sohn und Geist mitwirkten, so war die zweite und dritte Sünde schon in der ersten verborgen. Daß es eine Trinität gibt, wissen wir aus den Aussagen des Wortes als der menschengewordenen Liebe. Daß es einen dreifachen Teufel gibt, wissen wir aus den Aussagen des der Liebe beraubten Liebesapostels. Um ihn sehen zu können, mußte er der Liebe beraubt werden, an der Hölle Anteil erhalten. Aus dem in ihm ausgesparten Platz, diesem Hohlraum der entzogenen und bei Gott hinterlegten Liebe heraus erkennt Johannes das dreifache Wesen der Sünde. Aber hätte man es einem gezeigt, der nicht in der absoluten Liebe lebte, so hätte er nicht in so absoluter Sachlichkeit darüber berichten können, es hätte

in ihm den Punkt gegeben, wo die Sünde Lockung gewesen wäre. Etwas in ihm hätte ihr entsprochen: das, was an seiner Liebe nicht vollkommen war. Daher mußte gerade Johannes dieses Geheimnis des Bösen sehen. Jeder Heilige, in dem die Liebe vollkommen ist, ist vor der Sünde gefeit, auch wenn sie ihm (wie dem Pfarrer von Ars im Beichtstuhl) ganz nah auf den Leib rückt.

So sieht Johannes auch die Entsprechung zwischen der Trinität und der Sünde. Er sieht die Wirkung des Vaters im Alten Bund: in der Schöpfung, im Gesetz, in Vision und Prophezeiung. Gott ist sehr verborgen, nur hie und da tritt einer auf, der in seinem Namen etwas tut oder ausruft. Daneben ist das mosaische Gesetz, nachher das jüdische, mit seinen vielen menschlichen Auslegungen. Dann kommt der Sohn, der den Vater enthüllt und verherrlicht, der unter den Menschen weilt und wirkt, in einer Wirkung von Mensch zu Mensch, der die Ferne des Vaters in Nähe verwandelt. Dann der Heilige Geist, der dieses ganze Verhältnis der Liebe zwischen Gott und Mensch objektiviert, weil er bereits die Einheit zwischen Vater und Sohn objektiviert hat und die Menschen objektiv darin einbezieht, und weil er zugleich ein sachliches, vernunftmäßiges Verstehen vermittelt, indem er die Unmittelbarkeit zwischen Ich und Du, Gott und Sünder erweitert und andere Weisen des Sehens berücksichtigt und einbezieht.

Dementsprechend die drei Teufel: der erste bleibt irgendwo einsam und fern; der zweite, der das Du und Ich in der Sünde zusammenbringt, läßt den ersten konkret werden: er berührt, er enthüllt, er verführt, in einer Art Freude zunächst, einer Genußsucht, Leichtigkeit, Gewichtslosigkeit und, weil die Sünde an sich monoton ist, in einem rastlosen Drang nach mehr. Der dritte endlich erklärt, räsioniert, gibt der ganzen Sünde einen vernunftmäßigen, vorweisbaren Charakter. Die unendliche Bewegung Christi vom Vater im Geist zum Vater

zurück sucht der Teufel durch seine Akolyten zu bekommen: durch die Steigerung der bösen Lust sowohl zum ersten Teufel hin — der die eine, übersteigende Quelle des Bösen ist — wie zum dritten hin, der das vollkommenste Gegengottsein ist.

In der Schau dieser Teufel ist die Liebe des Johannes sich selbst entschwunden. Aber man zeigt ihm, wie auch der Ersatz der Liebe im Bösen verschwindet: wie die Unzucht und die Lüge sich selber verbrennen und dann das nackte Böse übrig bleibt, um ausdrücklich und endgültig ins Feuer geworfen zu werden.

DAS LETZTE GERICHT

20, 11. Und ich sah einen großen weißen Thron und den, der darauf saß. Die Erde und der Himmel flohen vor seinem Angesicht, und es wurde kein Raum mehr für sie gefunden.

Johannes sieht den Thron Gottes; er sieht ihn ganz weiß, weil er ganz im Zustand der Gnade ist. Nicht alle, die ihn sehen, sehen ihn weiß. Und er sieht auch den, der darauf sitzt, im gleichen weißen, leuchtenden Licht. Er hat die Fähigkeit dieses Licht zu sehen nicht von seinen natürlichen Augen, er schaut mit den Augen dessen, der am Kreuz, da sein Meister und Freund starb, einsam zurückblieb, und doch gerade durch diese Einsamkeit in eine neue Einheit der Sündelosigkeit mit ihm geriet, in eine Einheit der Fähigkeit, leuchtend weiß zu sehen. So strahlend, als habe er gerade die ganze Macht der Erlösung an sich erfahren, nicht als etwas von außen Herankommendes, sondern von innen her Reinigendes und Verwandlendes. Er hat durch die Erfahrung des Kreuzes den Herrn in sich. Er ist im Zustand dessen, der gerade eine vollkommene Beichte abgelegt hat. Bevor der Herr zurückkommt und sein Beichtgebot erläßt, hat er die Beichte in ihrer ganzen Fülle und Ausweitung erfahren, als habe der Herr für ihn am Kreuz das Bekenntnis seiner Sünden abgelegt. Und die Erfahrung war so, als sei er plötzlich von der ganzen Last vollkommen befreit, einer Last, die er, solange er auf Erden freundschaftlich mit dem Herrn umging, gar nicht als solche empfand, die ihm erst im Augenblick, da sie weggehoben wird, bewußt wird, um so mehr als er jetzt die Fähigkeit hat, weiß zu sehen. (Und daß diese Last jetzt in der Hölle ist, weiß er nicht.) Vorher besaß er die Sinne nicht, um das, was nicht stimmte, wahr-

zunehmen. Jetzt aber, da er nicht irgendeine Reinheit hat, sondern mit der Reinheit des Herrn beschenkt wurde, erscheint ihm die vergangene Schuld so lastend, wie der Herr sie empfand. Und so ist es, als sähe er jetzt auch zum erstenmal, was weiß ist. Alles, was er früher für weiß hielt, erscheint ihm jetzt wie grau. Aber keinen Augenblick ist er versucht, diese Schau seinen eigenen Fähigkeiten zuzuschreiben. Er weiß, daß er mit den Augen des Herrn schaut: mit den Augen seines Meisters, und auch seines Freundes und am meisten seines Erlösers.

Und er sieht denjenigen, der auf dem Throne sitzt. Er kann nicht daran zweifeln, daß er ihn sieht, und weiß doch zugleich, daß niemand den Vater gesehen hat, es sei denn der Sohn. Beides ist ihm gleich klar. Er hat den Auftrag, zu wissen, daß der Vater da ist; er hat nicht den Auftrag, ihn so anzuschauen, daß er sagen könnte, wie er aussieht. Er sieht nur, daß der Vater da ist. Er sieht ihn, ohne ihn zu sehen; in der unvollkommenen Art, die ihn daran erinnert, daß er, auch wenn er die Gnade der Reinheit des Herrn empfangen hat, doch nicht der Sohn ist, sondern Jünger und Knecht bleibt. Jeder, der durch die Beichte und die Reinigung rein wird, bleibt doch die Person, die er war. Und wenn auch jeder Heilige aus der Kraft des Herrn die Sprache des Herrn reden kann, so behält doch der Herr seine eigene Sprache. Er löst sich im Akt seiner Gnade nicht in seinen Heiligen auf.

Die Erde und der Himmel flohen vor seinem Angesicht. Johannes erblickt Erde und Himmel in einer Gesamtschau, er sieht damit alles, was nicht der Thron und der Sitzende auf dem Thron ist. Und er sieht, daß Himmel und Erde vor dem, was er schaut, in solche Angst geraten, daß sie fliehen. Dabei wird ihm klar, daß Erde und Himmel etwas völlig anderes schauen als er. Was er schaut, zwingt ihn dazubleiben, zu verharren, und zwar in Freude und Dankbarkeit. Was jene schauen, zwingt sie zur Flucht. Und so versteht er, daß etwas

in ihm vorgegangen ist, was ihn von den andern unterscheidet. Wo er die Herrlichkeit sieht, sehen sie Schrecken, wo er Glaube, Liebe und Hoffnung in der Einheit verkörpert sieht, sehen sie das Gegenteil, alles, was ihr Verweilen verunmöglicht. Ihre gemeinsame Schau ist eine solche, die notwendig Stellungnahme erheischt. Man kann nur Ja und Nein zu ihr sagen. Und sein Ja ist das Ja des Verharrens, und ihr Nein ist das Nein der Flucht. Einer Flucht, die kein Ende hat; das kaum ausgesprochene Nein gebiert immer neues Nein, in einer solchen Schwellung, daß es Flucht in die Unendlichkeit wird, daß *kein Raum mehr für sie gefunden wurde*. Die Fliehenden fliehen sosehr, daß keine Stätte mehr für sie existiert; sie fliehen in die reine Flucht hinein. Und ihr Nein erstarrt in ein immer neu lebendigwerdendes Nein.

Himmel und Erde stehen zunächst wie beisammen vor dem Thron, und von dort aus beginnt die Flucht. In der Nähe des Thrones ist der Schrecken gleichsam so kompakt, daß man die Bewegung der Flucht gar nicht sieht; je größer die Entfernung, um so deutlicher die Flucht. Wie wenn in einem Theater Feuer ausgebrochen ist: man sieht zuerst bei den Ausgängen die rennenden Menschen. Die Flucht vom Thron weg erfolgt parallel: die Himmel nach oben, die Erde nach unten, beide in sich hinein sich aufschluckend. Himmel und Erde sind an sich anonym, aber je weiter weg vom Thron die Flucht vor sich geht, um so unterscheidbarer werden die Fliehenden, um so persönlicher werden sie. Und der Ort, der für sie gefunden werden müßte, müßte ein Raum sein, der zugleich der Anonymität wie der Unterscheidbarkeit genüge. Aber einen solchen gibt es nicht. Am Ursprung der Flucht ist man einfach einer der Menge, die rennt, dann wird immer mehr das Rennen des Einzelnen zur Hauptsache, aber so, daß der Einzelne sich mit seinem Rennen identifiziert hat. Das Rennen entspricht keiner Idee, keiner Vorstellung mehr. Thron und Vater scheinen längst vergangen, und es bleibt nur noch die leere Angst übrig. Es

wäre geradezu beruhigend, zum Anfang zurückkehren zu dürfen und sagen zu können: ich hatte, ich habe Angst vor Gott. Im Ursprung, beim Thron sind Himmel und Erde wie Begriffe, wie Inbegriffe, und beide berühren sich in einem Horizont. Fliehend vor Gott fliehen sie auch auseinander, der Horizont verschwindet, es ist nur noch die immer größere Kluft da, und so fliehen sie auch in sich selbst, in das immer Einzelnere der Wesen, die Himmel und Erde ausmachen. Vorher nahmen sie einen Raum ein. Aber fliehend zerstören sie diesen Raum. Man kann nicht sagen, daß sie auf ihrer Flucht einfach den Platz wechseln. Denn sobald sie sich fliehend getrennt haben, sind Raum und Ort von der Flucht mitfortgerissen, in der Trennung selbst aufgegangen.

20, 12. Und ich sah die Toten, die großen und die kleinen, die vor dem Throne standen. Und Bücher wurden geöffnet. Und ein anderes Buch wurde geöffnet, das Buch des Lebens, und es wurden die Toten gerichtet aus dem, was in den Büchern aufgezeichnet war, gemäß ihren Werken.

Johannes sieht die Toten bereit zum Gericht. Und das Gericht wird in ihnen eine gleiche Entfaltung erhalten wie soeben die Beichte in ihm. Beide Erkenntnisse werden sehr verwandt sein.

Er sieht *die großen und die kleinen Toten*. Jene, die durch ihren Glauben groß waren, und jene, die in ihrem Glaubensleben klein geblieben sind. Aber auch die Toten, die erwachsen waren und lange gelebt haben, und jene, die ein kürzestes Leben hatten. Die Teilung zwischen Groß und Klein mit allen entsprechenden Zwischenstufen geht durch alle denkbaren Gebiete des menschlichen Lebens hindurch. Es gibt keine menschliche Tat und Eigenschaft, die nicht in verschiedener Hinsicht von dieser Einteilung betroffen würde. So daß schließlich die meisten Toten zugleich groß und klein sind.

Johannes ist groß, weil er in der Gemeinschaft mit dem

Herrn lebt und weil diese Gemeinschaft ihm die Katholizität geschenkt hat. Und damit er jetzt sehen kann, gibt er gleichsam seine eine Hand dem Herrn, die andere all diesen Toten. *Er ist mit ihnen verbunden. Aber er ist es so, daß der Herr überall mit ihm ist und ihm die Schau vermittelt. Und dies nicht nur im allgemeinen, sondern so, daß er jede Einzelheit der Toten zu sehen bekommt. Er sieht in ihnen die Vielfalt: das dem Herrn Zustrebende und das von ihm Abgewendete, und er sieht es in jedem Einzelnen besonders. Er sieht das Katholische in allem, das, was sie mit dem Herrn verbindet und aus ihnen seine Brüder macht, er sieht, was der Herr jedem Einzelnen geschenkt hat, und auf Grund dessen, in analoger, menschlicher Weise, wie der Vater in allen die Brüder seines Sohnes erkennen wird. Und wie der Vater dem Sohn schenkt, so schenkt in dieser Schau der Sohn dem Jünger weiter.*

Was die Toten von Himmel und Erde unterscheidet, ist, daß sie *vor dem Throne standen*. Das Gericht entspricht ihrer Erwartung. Und indem sie dastehen, erfüllen sie die Bedingungen des Gerichts; sie erfüllen zugleich ihren Glauben, der sich im Gericht bestätigt finden wird. Johannes hält sich nicht bei der Art auf, wie sie das Gericht erwarten; nur das eine ist ihm wichtig: sie stehen und bleiben. Sie erwarten und in ihrer Erwartung erfüllen sie, erfüllen letztlich nicht nur ihren Glauben, sondern auch den der Dreieinigkeit an das Gericht. Sie erfüllen in der von ihnen verlangten Weise die an sie ergangene Aufforderung, die Menschwerdung des Sohnes als für sie persönlich gedachten Akt nicht nur zu empfangen, sondern durch ihr Verharren zu bestätigen. Und indem sie das tun, zeigen sie ihr Wissen, daß der Vater nicht allein auf dem Throne sitzt. Er thront in der Einheit mit dem Sohn, dem er das Gericht übergeben hat, und mit dem Geist, der hier wie die Verbindung des väterlichen und des sohnlichen Gerichtes ist. Und wenn Johannes den auf dem Throne Sitzenden sah, dann sah

er den Sohn im Vater und den Vater im Sohn. Aber nicht in einer Schau der Personen, sondern im Glauben an sie. Der Herr hatte ihm das Wesen des Gerichts so erklärt, daß er wußte, Vater, Sohn und Geist haben in einer Einheit Teil am Gericht. Und wenn er den Thron zum Gericht aufgeschlagen sah und einen darauf Sitzenden, so wußte er im Glauben, daß in der Einheit die Dreiheit auf dem Throne war. Johannes und die Wartenden sind hier im Glauben eins, wodurch sich erneut die Katholizität des Jüngers mit den andern erweist.

Würden die Toten nicht verharren, so könnte die Erwartung der Dreieinigkeit nicht erfüllt werden. Der Vater müßte den Sohn fragen: wo sind denn deine Erlösten? Er könnte am Sohn zweifeln und an seiner vollbrachten Sendung. Aber die Einheit der Katholizität wird ebenso durch die Dreieinigkeit wie durch die Einheit des Johannes mit den Wartenden gebunden. Johannes sieht weiß, er ist also erlöst, vollkommen glaubend, und doch nicht als Einzelner glaubend, sondern in der Einheit mit dem Herrn, der selber in der Einheit der Dreieinigkeit ist, sowie in der Einheit mit dem glaubenden Volk, das dasteht. Er ist in seiner Schau nach beiden Seiten hin verbunden. Die Katholizität wird — wie es selbstverständlich ist — durch den dreieinigen Gott hergestellt, der innerhalb seiner Einheit Raum schafft dem Volk und somit jedem Einzelnen, da ja jeder Einzelne nur in der Einheit des Glaubens wartet. Des Glaubens, der vom dreieinigen Gott durch den Sohn dem Volk und dem Einzelnen geschenkt wird. Die Wartenden stehen im dreieinigen Glauben; sie sind nicht allein, sie sind nicht Verdammte, Verfluchte, Verlassene; sie sind in einer Entsprechung, sie sind wie zu Hause, in einer Entsprechung nicht nur Gott, sondern ebenso auch den Mitglaubenden gegenüber. Dem Glauben entsprechend sind sie Antwortende, den Glauben Erfüllende. Kein Glaubender ist je allein; auch wenn er in der Einsamkeit betet, betet er in der Gemeinschaft. Auch das Gericht ist eine Weise des Voll-

zugs der Glaubenseinheit, und schon indem die Glaubenden warten, vollziehen sie etwas zum Glauben Gehöriges im Glauben.

Und Bücher wurden geöffnet. Von diesen Büchern erfährt man zunächst nichts weiter, als daß sie Bücher sind und sich unterscheiden von einem andern Buch: *und ein anderes Buch wurde geöffnet, das Buch des Lebens.* Das Buch des Lebens, das anders ist, steht also schon da, und es begegnen sich an dieser Stelle das vollzogene Gericht mit dem sich vollziehenden. Es ist der Ort, wo das ewige Leben mit dem Heute zusammenfällt, wo alle meine Beichten mit dem Gericht zusammenfallen, wo ich selbst als erfüllte Prädestination dastehe. Der lebende Mensch sieht die Linie der Forderungen Gottes an ihn, er weiß auch, daß er sie nie so erfüllt hat, wie sie in ihrer Ganzheit ergangen sind. Darum erwartet ihn das Gericht. Und auch Gott weiß voraus, daß der Mensch nicht erfüllen wird, und es steht schon in der Ewigkeit aufgeschrieben. Der Sinn des Gerichts ist, daß der Mensch das Getane vergleichen muß mit dem, was er hätte tun sollen. Daß er im Licht der Ewigkeit die Sicht in das Fehlende erhält. Das Gericht ist also das Geschenk der Einsicht, und zwar wesenhaft dessen, was fehlt. Für die Einsicht in das, was er mit der Gnade erreicht hat, braucht er jetzt die Gnade des Gerichts nicht, sondern für die Sicht der abgewiesenen Gnade.

Wer beichtet, weiß, daß er mehr gesündigt hat, als er mit Worten ausdrücken kann. Und dieses Mehr ist in der Beichte eingeschlossen und nachgelassen. Aber dem Losgesprochenen bleibt es seinem Umfang nach verschleiert. Zur Beichte gehören als Voraussetzung Reue und Bekenntnis, aber das Wesentliche an ihr ist die Absolution, der Empfang der je-größeren Gnade des Herrn. Und wenn der Beichtende diese Gnade mit dem Glauben empfängt, so wie Johannes ihn versteht, im Sinn der je-größeren Glaubensannahme, dann genügt es, wenn er seine Sünde so darstellt, wie er sie jetzt erkennt und mit der

gegenwärtigen Reue bereut. Er wird sich bewußt bleiben, daß Gott sie in seiner Objektivität viel richtiger sieht und daß eine viel tiefere Reue angemessen wäre. Aber Gott nimmt ihm diese Sorge um das absolute Gewicht seiner Sünde weg (etwas davon übergibt er dem Amt des Beichtvaters). Beim Jüngsten Gericht jedoch kann Gott es dem Glaubenden nicht ersparen, daß er das sehe, was er einst nicht gesehen hatte: seine Sünde im Licht der Objektivität Gottes. Und vor allem die Differenz zwischen der früheren, verschleierte und der jetzigen, offenen Sicht. Damals wirkte die Lossprechung rückwirkend; sie verhinderte den Menschen nicht, in Zukunft wieder zu sündigen. Jetzt aber muß das ganze alte Leben endgültig aufgeräumt werden. Es wird nach dem Gericht keine Möglichkeit mehr zur Sünde geben. Darum muß gerade im Ablegen der Sünde auch die abschließende und vollständige Erkenntnis über das Wesen der begangenen Sünde eingeholt werden: dieser Sünder war ich!

Johannes steht nicht unter den Gerichteten. Er hat einen ähnlichen Standort wie der Beichtvater bei der Beichte. Und ein Beichtvater erhält ja bei jeder Beichte ein Gnadengeschenk. Weil die Beichte vor allem ein Geschenk der Liebe des Herrn ist, darum ist Johannes auch der, der über die Beichte am meisten erfahren sollte. Deshalb hat in seinem Evangelium die Beichte eine so große Rolle gespielt. Jetzt wird er in das Gericht eingeführt, wie er vorher in die Beichte eingeführt worden war, damit er dich und mich und alle Kommenden auf das Gericht aufmerksam machen kann, so wie der liebende Christ es erlebt.

Das *Buch des Lebens* wird also aufgeschlagen. Es ist das Buch, in dem alles eingetragen ist, was aus dem Leben stammt und zum Leben bestimmt ist. Sobald ein Mensch den Glauben ergriffen hat, hat er nur ein Leben, das seine Erfüllung allein im Herrn erfährt. Dieses Leben wird bestimmend für das, was man sonst als Leben zu bezeichnen gewohnt ist. Und alles, was

zum Herrn gerichtet ist, was auf das Eigene verzichtet, um Zusage an Gott zu sein, ist im Sinn des Glaubens Leben. So könnte zum Beispiel das Buch des Lebens eines Menschen als erste Eintragung die Taufe haben, und alle Ereignisse der folgenden Jahre wären wie eingeschlossen in die Taufgnade, sie bildeten keine neue Eintragung, sondern wie die ununterbrochene Verlängerung der ersten Eintragung bis zum fünften oder sechsten Jahr. Dann folgen vielleicht leere Stellen, unter Umständen können ganze Jahrzehnte ohne Eintragung bleiben, denn nicht die geschenkten Gnaden werden eingetragen, sondern nur die, die lebendig aufgenommen werden. Erst dort, wo der Mensch sich Gott wieder zukehrt, setzen sich die Eintragungen fort, vielleicht erst ganz am Ende seines Lebens. Und was der Mensch im Gericht jetzt zu sehen hat, ist die Leere. Weil der Gerichtete im Zustand des Pönitenten ist, wird er ganz passiv gerichtet. Man zeigt ihm seine Sünde, indem man ihm fortlaufend erklärt, wo er überall versagt hat, den Finger auf alle Mängel und Sünden legt. Den Blick auf das Positive behält sich Gott jetzt vor. Und die leeren Stellen sind Fragen an den Gerichteten: Hast du nicht alle diese Gnaden abgewiesen? Diese Lieblosigkeiten begangen? Weniger die begangenen Sünden des Menschen als die Unterlassungen des Guten, der Liebe, sind jetzt wichtig, und zwar weil das weißleuchtende Licht des Thrones, das er nicht sieht, auf sein Lebensblatt fällt und alle Lücken aufdeckt und als das Wesentliche erscheinen läßt. Gott sieht noch etwas im Lebensbuch: kleine schwache Linien über die leeren Stellen hin, die doch das stärkste sind, was der Mensch besitzt: die ihn begleitende Gnade. Wie ein kleiner Seidenfaden läuft sie neben ihm her, und er ist sich dieser Begleitung nicht ganz unbewußt. Er weiß: ich könnte Ja sagen zur Gnade, dann würde der kleine Faden zu einem Rettungsseil werden. Dieses Wissen ist etwas Positives, das, was an Glaube noch in ihm lebt. Und er versteht im Gericht, daß die positiven Taten, die er früher viel-

leicht als die seinigen buchen wollte, nur Taten der ihm geschenkten Gnade sind; um so schmerzlicher wird ihm jetzt der Anblick der Leere, alles dessen, was er trotz der Gnade versäumt hat.

Und es wurden die Toten gerichtet aus dem, was in den Büchern aufgezeichnet war, gemäß ihren Werken. Das Gericht setzt sich zusammen aus dem Buch des Lebens und den andern Büchern. In diesen sieht das Bild ganz anders aus. Hier stehen vor allem zwei Dinge verzeichnet: die Taten an und für sich, als gute und schlechte, und die Abweisungen. Diese Bücher sind unendlich gefüllt: alle Taten sind darin verzeichnet, die gleichgültigen und die andern: solche, die so gut sind, daß sie auch spätere Zeilen im voraus beschreiben (wie sehr lange Buchstaben, die über mehrere Zeilen gehen), aber auch böse, die spätere Zeilen durchschneiden und vorausbestimmen, und solche, die nur Ansätze zum Guten und Bösen geblieben sind. Während im Buch des Lebens die Leere gähnt, überrascht hier die Fülle. Eine Fülle, die beunruhigend wirkt; man sieht, daß die guten Taten nicht genügt haben, den schlechten ein Ende zu bereiten. Und auch die Zustimmungen zur Gnade haben nicht genügt, die Abweisungen aufzuhalten. Die Gnade einer heiligen Messe enthält eine Forderung für das kommende Tagwerk in sich, das ihr antworten soll. Im Gericht sieht man diese Messe samt allen verpaßten Möglichkeiten der in ihr liegenden Gnade.

Und während der Gerichtete sein Leben in einem absoluten Licht zu sehen bekommt, ist Johannes dabei, wie mit einem absoluten Amt bekleidet, das absolut aufrundet. Und er behält die Gnade dieses Amtes nicht für sich; er kann davon den Priestern vermitteln. Hier wird völlig verständlich, warum gerade er dieses Amt erhält. Er ist in der großen Beichte des Kreuzes sosehr damit bedacht worden, sosehr in das Licht und in die Schau des Herrn einbezogen worden, daß er gar nicht mehr in der Weise des natürlichen Menschen sehen kann. Er

schaut in der Bindung der Liebe und der Gelübde. Er schaut als der vollkommene Ordensmann. Er scheint zunächst in der Apokalypse wie mit verschiedenen, abgeteilten Ämtern und Aufgaben bedacht worden zu sein. Hier im Gericht wird sichtbar, daß er ein totales Amt hat, und zwar gerade als Ordensmann.

Die Toten werden gerichtet nach dem, was in der Objektivität Gottes gesehen wird, vermittelt durch die Liebe des Sohnes. Die Objektivität Gottes wird gebildet von seiner Gerechtigkeit und Liebe, sieht aber nie ab von der Liebe, die der Sohn durch die Erlösung kundgetan hat. Dadurch entsteht eine neue Schau. Vorher sahen wir, wie wir in der Objektivität Gottes durch das Buch des Lebens und die Bücher unserer Taten aussehen. Wir sahen die Gnade Gottes als unerfüllte Forderung in unserem vergangenen Leben. Wir sahen unser Versagen in jedem Augenblick, auch in der Begrenztheit unserer Zusage. Und während wir als Erkennende die gleichen waren wie im vergangenen Leben, bekamen wir als neue Gnade das Wissen um unsere Durchsichtigkeit vor Gott, ja die Gnade, uns mitsamt unseren Taten vor Gott durchsichtig zu sehen. Wir wissen uns nackt vor Gott, und in dieser Nacktheit wissen wir auch, wie alles Unebene an uns vor Gott aussieht.

Aber im selben Moment, da wir zur Einsicht unserer selbst gelangen, erhalten wir die Einsicht in die Gnade des Sohnes geschenkt, die ein so großes Geschenk ist, daß sie alles überstrahlt. Gerade dort, wo im Gericht das Eigene wirklich begriffen ist, überkommt uns elementar wie eine Naturkatastrophe die Einsicht in die Gnade des Sohnes. Unbedingt erst des Sohnes: weil diese unserem Menschsein am nächsten steht, weil sie unser Menschsein an dem seinigen teilnehmen läßt, um uns desto besser hineinreißen zu können in die göttliche Gnade. Durch die Verbindung seiner Gottheit und Menschheit ist der Weg geöffnet zum Vater und zum Geist, zum ganzen dreieinigen Gott. Dennoch vollzieht sich das Gericht nach dem,

was in den Büchern verzeichnet steht. Die Eröffnung der Bücher ist der Auftakt zur Eröffnung der göttlichen Gnade, so, daß die Aufzeichnungen eingehen in die Gnade. Aber die Gnade hebt sie nicht auf. Hier liegt ein unerforschliches Geheimnis, unerforschlich, weil es Anteil hat am Geheimnis zwischen Vater, Sohn und Geist, am Geheimnis des in der Dreieinigkeit lebenden einen Gottes und seines Planes zur Erlösung der Menschheit. Man kann nicht sagen, daß die Menschheit ausschließlich durch das Leiden des Sohnes erlöst werden konnte und erlöst wurde. Alle drei Personen sind an diesem Plan beteiligt, und jede von ihnen souverän.

Wenn der Vater den Plan hat, die Menschheit zu erlösen, dann will er dabei zugleich dem Sohn und dem Geist seine Liebe erweisen. Er will, daß seine Tat der Erlösung zu einem Beweis seiner eigenen Liebe werde, er will aber auch, daß die gleiche Tat zu einem Beweis der Liebe des Sohnes und des Geistes werde. Und dasselbe gilt entsprechend, sofern der Sohn und der Geist den gleichen Plan hegen. Und so faßt das Gericht alles zusammen, was mit der Erlösung der Menschheit zu tun hat: es ist eine Begegnung der Gerechtigkeit des Vaters und des Kreuzes des Sohnes in der Liebe des Geistes, die zugleich ist die Vereinigung des Vaters mit dem Sohn. Und nun, da Gericht und Kreuz zu einer Einheit werden, versteht Johannes, wie in ihm die Sichtbarkeit der Weiße des Thrones mit dem Gnadengeschenk des beim Herrn mitgelittenen Kreuzes eins geworden ist. Er hat zunächst den Thron weiß gesehen, dann hat er anderes gesehen; die Beichte, die ihn befähigte, weiß zu sehen, wirkt weiter, in Neues hinein. Aber was für uns als ein Nacheinander der Erweiterung sichtbar wird, das ist für ihn, der es im Himmel erlebt, im Je-jetzt der Ewigkeit beisammen. Nur muß er, um seine Schau mitzuteilen, seine Apokalypse der Kirche zu vermitteln, Worte brauchen, die hintereinandergesetzt werden, damit wir überhaupt etwas begreifen. Was für ihn zeitlos, weil ewig ist, muß er der Zeitlichkeit

seiner Hörer und Leser anpassen. Und so wird es auch in der Kirche bleiben: Worte, die eine Schau ausdrücken, enthielten im Himmel Größeres als auf Erden, denn Ewigkeit an sich, als Form des Daseins, hat am Je-größeren des Herrn Anteil. Aber sie müssen nach Menschenart ausgelegt werden, so wie Johannes es getan hat.

20, 13. Das Meer gab die Toten heraus, die in ihm waren, und der Tod und der Hades gaben die Toten heraus, die in ihnen waren, und sie wurden gerichtet, jeder Einzelne, nach ihren Werken.

Die Toten kommen aus den Orten, an denen sie sich befinden. Sie kommen nicht von sich aus, sondern der Ort gibt sie zurück. Als läge es am Ort, eine Mission zu erfüllen, die hier in der Herausgabe besteht. Die Orte geben sie heraus, weil ihre Bestimmung war, sie nur zeitweilig zu besitzen. Die Einheit dieser Orte besteht darin, daß sie alle nicht innerhalb des ewigen Lebens sind. Sie haben eine ablaufende Zeit, und in diese Zeit zeichnet die Zeit des Gerichts eine Zäsur. Ein Abschnitt ist zu Ende und der neue beginnende Abschnitt entzieht die Toten der Gewalt jener Orte.

Zunächst gibt *das Meer die Toten heraus, die in ihm waren*. Diese Toten sind durch nichts anderes gekennzeichnet als durch ihr Weilen im Meer. Über ihre Größe und Kleinheit, über das, wodurch sie den Tod im Meer gefunden haben, wird nichts ausgesagt. Sie kommen gekennzeichnet durch dieses eine: im Meere verborgen gewesen zu sein. Dann gibt *der Tod die Toten heraus*. Der Tod ist ein Tod, der die Toten schon besaß, als sie noch lebendig waren. Seine Toten sind Menschen, die nicht leben wollten, die also zeitlebens schon das Leben verneinten und im Tode gefangen waren, für die der leibliche Tod wie eine Bestätigung ihrer Absage an das Leben bedeutete. Als habe sich der Tod selber ihre Absage zu eigen gemacht, bestätigt und ihr eine Endgültigkeit verliehen, die

bis zum Gericht zu dauern hat. Aber der Tod selber, sofern er eine Absage des Menschen an das Leben ist, hat keine Gewalt über das Gericht und wird vom Gericht gezwungen, seine Toten herauszugeben. Diese Toten sind ganz anders gekennzeichnet als die Toten des Meeres. Sie sind Neinsager; sie haben das von Gott verliehene Leibesleben verachtet, und in dieser Verachtung lag eingeschlossen ihre Absage an das von Gott angebotene geistige Leben. Im Tode sind alle Selbstmörder; aber auch alle geistigen Selbstmörder sind dort, alle, die Gott abgesagt haben. Jede Abweisung von Gnade bringt dem Selbstmord näher, weil das Leben die freudige Annahme aller Gnaden ist, die Gott anbietet, durch sich, durch Christus und durch die Kirche. Endlich gibt *der Hades*, der beinahe endgültig scheinende Aufenthaltsort der Toten, seine Toten zurück. Auch der Hades hat dem Gericht gegenüber keine Macht. Das Gericht spielt sich im ewigen Leben ab; und nun zeigt sich, wie sehr das ewige Leben den Primat über das zeitliche Leben besitzt. Es kann also ein zeitliches Leben, das in Glaube und Liebe gelebt wird, gleichsam eine Funktion des ewigen Lebens werden, schon mitten in der Zeit, indem es immer mehr das ewige Leben in sich überhandnehmen läßt. Es kann aber auch ein zeitliches Leben, nachdem es eine Zeitlang dem ewigen Leben entgegenging, sich auf sich selber zurückbiegen und den Kontakt mit dem ewigen Leben vermeiden. Dann wird der Tod und der Hades zu seinem Aufenthalt, aber so, daß ihr Inhalt schließlich doch dem ewigen Leben entgegengeführt werden muß. Auch die Neinsager und die Abgewandten werden im Gericht Kontakt nehmen müssen mit dem ewigen Leben, weil das Gericht im ewigen Leben sich vollzieht, und alle somit wenigstens im Gericht das ewige Leben berühren.

Das Meer kennzeichnet hier den Moment des Zufalls des Sterbens in der Zeitlichkeit; es steht stellvertretend für alle irdischen Zufälligkeiten des Sterbens. Der Tod steht für die

geistige Haltung des Neinsagens, der Hades kennzeichnet den vorläufigen Aufenthalt der zu Richtenden nach dem Tod. Die drei Begriffe sind wie rasche Querschnitte durch die Herkünfte der Toten, Begriffe, die sich nicht adäquat aufteilen (da ein Toter zweien angehören kann), sondern wie Andeutungen vielfältiger Möglichkeiten sind.

Und sie wurden gerichtet, jeder Einzelne, nach ihren Werken. Denn jeder besitzt die Eintragung in beiden Büchern. Und selbst wenn das Blatt im Buch des Lebens vollkommen leer bleiben sollte: es war doch das für den Betreffenden geführte Blatt. Gott geht nicht so weit, das leere Blatt herauszureißen oder es für mehrere gelten zu lassen, sondern an und für sich erhält jeder von vornherein in der Buchführung Gottes den gleichen Platz eingeräumt. Der größte Heilige hat im Buche Gottes nicht mehr Platz als der größte Sünder, er füllt seinen Platz nur anders. Und indem Gott diesen Platz einräumt, zeigt er, daß er erwartet, auch dort, wo er nichts bekommt. Sein Wissen, daß er nichts erhalten wird, enthebt ihn nicht der Hoffnung, daß er trotzdem etwas erhalten wird. Das Buch, in dem alles verzeichnet steht, das Gute wie das Böse, ist ein Buch der Gerechtigkeit, das dem Alten wie dem Neuen Bund gleicherweise eignet; hier stehen das Positive und das Negative sich gegenüber. Das Buch des Lebens dagegen ist das Buch, das Gott der Vater dem Sohn geschenkt hat im Namen eines jeden Menschen. Es ist wie eine Entsprechung zur Eucharistie. Wenn der Sohn sich eucharistisch verschenkt, dann verschenkt er sich allen. Und wenn Gott dem Sohn das Buch des Lebens schenkt, dann schenkt er ihm die Möglichkeit, in jedem Einzelnen etwas zu wirken, das würdig wäre, aufgezeichnet zu werden. Der Herr wird zum Beispiel einem begegnen und ihn anblicken, ohne daß der Mensch es mit Bewußtsein wahrnimmt. Aber etwas ist durch den Blick des Herrn in ihm vorgegangen. Er wäre ein noch größerer Sünder gewesen, wenn der Herr ihn nicht angeblickt hätte. Und es wird ihm wie ein

Positives angerechnet, daß er es nicht ist. Der Herr hat die Möglichkeit, seine Gnade nicht nur objektiv existieren zu lassen, sondern sie so zuzuwenden, daß sie für jeden Einzelnen zu etwas Subjektivem wird. Schon dadurch, daß er für alle gestorben ist, hat er im Leben jedes Einzelnen etwas verändert.

Das erste Buch ist der Alte Bund, der im Neuen Bund fort-dauert. Das zweite Buch ist der Neue Bund. Aber wie beide Bünde in der Einheit des Willens Gottes eine Einheit bilden, so auch beide Bücher im Gericht. Das Buch des Lebens ist wie die Verwirklichung des Willens des Vaters, der seinen Willen dem Sohn schenkt, indem er ihm die Möglichkeit der Erlösung übergibt. Der Beschenkte, gleichsam Überraschte, ist der Sohn, der erkennt, daß die Erlösung, die er wirken wird, ihm vom Vater in dieser Weise geschenkt wird, oder auch, daß die Erlösung, die er auf Erden gewirkt hat, vom Vater unterdessen in der Ewigkeit im Buch des Lebens gutgeschrieben worden ist.

Für Johannes besteht kein Zweifel daran, daß das Aufgezeichnete wirklich jeweils das Werk des Einzelnen ist. Er blickt in die Bücher und sieht die ganzen Kurven der Entwicklung zwischen dem Ja und dem Nein zur Gnade. *Werke* sind für Johannes alles, was entweder Annahme oder Ablehnung des Werkes des Sohnes, der Liebe des Sohnes ist: und wie das schwächste Nein verzeichnet ist, so auch das schwächste Ja.

20, 14. Und der Tod und der Hades wurden in den Feuer-teich geworfen. Das ist der zweite Tod, der Feuer-teich.

Geworfen werden zunächst Aufenthaltsorte: der Tod und der Hades. Diese Orte werden dem Feuer übergeben, und zwar einem Feuer, das nicht vergeht, sondern als Feuer stagniert: *in den Feuer-teich*. Das somit eingegrenzt ist, keine weitere Ausdehnung kennt, überall die gleiche Konsistenz hat, und

das ebenso sehr nach dem Tod wie nach dem Hades schnappt. Die Orte also sind es, die im Feuer verschwinden und von ihm verzehrt werden. Aber das Feuer bleibt am Verzehren dieser Orte. Die Verzehrung ist — im Gegensatz zum Fegfeuer — keine solche, die auf ein Ergebnis hinzielt; sie geschieht nicht durch ein reinigendes Feuer, das trennt und tilgt, um das Geläuterte übrigzulassen. *Der Feuerteich ist der zweite Tod*, der endgültige. Der erste Tod war wie endgültig, bis die zeitliche Zeit des Todes durch das Gericht aufgehoben wurde. Er war das Endgültige innerhalb der zeitlichen Zeit. Er dauerte so lange wie die zeitliche Zeit, war an sie gebunden und fand mit ihr sein Ende. Jetzt kommt das Endgültige innerhalb der Ewigkeit. Es ist das Stagnierende des Feuers.

Bei Adam war anfänglich das zeitliche Leben von der Ewigkeit umgeben. Solange er nicht sündigte, stand ihm der Übergang vom gottgegebenen zeitlichen Leben zu dem von Gott bereitgehaltenen ewigen Leben offen. Zwischen beiden bestand keine Lücke, kein Gegensatz, kein Mißverhältnis. Sichtbar und bewußt besaß er das zeitliche Leben, aber das ewige war damit so innig verbunden, war so offen und bereitstehend, daß es ihm ebenso sehr zur Verfügung stand, daß er, solange er nicht sündigte, die Möglichkeit besaß, jeden Augenblick seines zeitlichen Lebens schon im ewigen Leben zu verbringen. Aber Sinn und Wesen und Wert des ewigen Lebens gingen ihm doch erst im Augenblick auf, da er es durch die Sünde von sich wies, da er Nein sagte zur angebotenen Gnade. Und im selben Augenblick mußte das Buch des Lebens, das für Adam bereitstand, weil er es nicht wollte, durch das Buch der Gerechtigkeit ergänzt werden, und damit trat der Tod ins Leben. Alle, die ins Gericht kommen und in der Zweiheit der Bücher gerichtet werden, hätten, von Gott aus gesehen, die Möglichkeit gehabt, nur durch das Buch des Lebens gerichtet zu werden, das Gott für den Sohn geführt hat. Wäre die Sünde nicht eingetreten, dann hätte es keinen zweiten Tod

gegeben, der noch weit mehr als der erste Ausdruck der Sünde ist. Auch der erste, der leibliche Tod, ist Ausdruck der Sünde; aber er ist zugleich Mündung ins Gericht und damit Zugang zum ewigen Leben. Er wird auch nach der Erlösung bleiben, da Gott ihn seinen Heiligen ebensowenig erspart wie seinem Sohn, und ebensowenig wie er den Christen die Taufe erspart. Auch das Leben der Heiligen kommt von der Erbsünde her und geht in die Folge der Erbsünde, in den leiblichen Tod über. Wer aber auf dieser Strecke in der Gnade leben will und dazu durch das Tor der Taufe eintritt, für den wird der erste Tod nicht in den zweiten münden. (Johannes hat, indem er dies zeigt, ganz das Gericht derer vor Augen, die zwischen Glauben und Unglauben wählen konnten; er sagt nichts vom Gericht jener Heiden, die vom Glauben nichts gewußt haben.)

20, 15. Wer immer nicht im Buch des Lebens aufgezeichnet gefunden wurde, der wurde in den Feuerreich geworfen.

Das Buch des Lebens bedeutet die Öffnung des zeitlichen Lebens zum ewigen Leben hin, es bürgt für die Aufnahme des zeitlichen Lebens in das ewige. Aber zu dieser Aufnahme genügt nicht das Vorhandensein des leeren Blattes im Buch des Lebens. Es bedarf einer Aufzeichnung. Und zwar erstreckt sich das Gericht von der einen Aufzeichnung bis zu den ungezählten, und es wird in den Fällen, da wenigstens eine Aufzeichnung vorhanden ist, ins ewige Leben führen. Darin besteht die Gnade des Gerichts, daß es in sich das ewige Leben schließt und daß es den, den es wirklich in sich aufnimmt, zum ewigen Leben führt. Dazu ist das Mindestmaß einer Aufzeichnung erforderlich. Und es ist nicht so, daß jeder Sünder auf Grund dieser Stelle von sich behaupten könnte, er werde zum ewigen Leben eingehen, da er wenigstens einmal oder ein paarmal in seinem Leben ein Werk der Liebe oder des Glaubens getan habe. Über die Art der Buchführung bleibt Ungewißheit bis zum Tag des Gerichts. Und sollte einer

wirklich ein ganz leeres Blatt aufweisen, so würde er von dem zum Leben führenden Gericht gar nicht aufgenommen, sondern aus dem Gericht ausgeschieden und in den gnadenlosen Feuerteich geworfen.

Und so tritt einer nach dem andern vor den Richterstuhl Gottes. Nicht die Flichenden treten so vor, sondern jene, die in irgendeiner Hoffnung ausgeharrt haben. Auch jene sind darunter, die vom Meer, vom Tod und vom Hades hoffnungslos herausgegeben wurden. Die eigentlich keine Zeit zur Flucht mehr fanden. Die vom Gericht, so wie es jetzt wirklich ist, überrascht worden sind, obwohl sie schon Tote waren, obwohl sie schon ihren Tod in der Erwartung des Gerichts verbrachten. Und in diesem je-einzeln-Vortreten, um als dieser Je-Einzelne gerichtet zu werden, kann sich das ganze Gericht verändern. Wirft man einen raschen Blick in das Buch des Guten und Bösen, so scheinen vielleicht die Aufzeichnungen nicht sehr verschieden voneinander zu sein. Und da (so könnten die zu Richtenden meinen) schon manche mit ähnlichen Aufzeichnungen gnädig durch das Gericht gekommen sind, so scheint kein Anlaß zu größerer Beunruhigung zu bestehen. Aber um ihren vollen Sinn zu erhalten, bedürfen die Aufzeichnungen des Guten und Bösen der Beleuchtung durch die Gnade, der Konfrontierung mit dem Buch des Lebens. Vorher sahen sie sich ziemlich ähnlich. Wenn aber zur Beurteilung das Buch des Lebens zu Rate gezogen wird, dann hört jene Vergleichbarkeit auf. Denn jetzt geht es um die Gnade, die Gott jedem Einzelnen einzeln angeboten hat: um die je nur ihm zgedachte, ihm aufgesparte Gnade. Die Entscheidung liegt im Buch des Lebens; das andere Buch erhält erst durch das Buch des Lebens seine Bestätigung. Und das Buch des Lebens erscheint jetzt wie das Buch der Absolutionen, während das andere Buch das Buch der Sünden ist. Nicht das Buch der Beichte, denn schon damit die Sünde zum Beichtbekenntnis werde, ist Gnade erforderlich, und die Gnade erhält im

Augenblick ihre ganze Sichtbarkeit aus dem Vergleich mit dem Buch der Sünde. Für Gott ist eine solche Vergleichung nicht nötig; er braucht nur auf das Buch des Guten und Bösen zu schauen, um alles zu sehen, auch die Gnade. Für den Menschen ist die Gegenüberstellung notwendig, damit er die Konturen der Gnade wirklich erkenne und auch ersehe, wie er Gottes Gnade benützt hat.

Alle erwarten das Gericht, und viele meinen, daß, weil sie warten, es auch bei ihnen glücken wird. Aber Warten ist noch nicht Glauben und Hoffen. Viele haben dies ihr Leben lang nicht begriffen. Sie sahen immer wieder, daß andere in so etwas mußten wie ein Gericht, daß zwei Bücher verglichen wurden; aber worum es in diesem Gericht genau ging, darüber dachten sie nicht nach. Sie hielten es nicht für nötig, ihr Leben im Licht des kommenden Gerichts zu sehen. Jetzt, da sie selber vortreten müssen, sehen sie beides: die Unwideruflichkeit ihres Gerichtetwerdens und ihr vergangenes Leben. Im Lichte der Unwideruflichkeit des Gerichts begreifen sie ihre Sünde. Andere haben ihr Leben im Licht der Gnade begreifen dürfen. Nun müssen sie es begreifen im Licht des Gerichts. Das eine Licht wird durch das andere ersetzt. Es bleibt die dauernde Möglichkeit, daß an Stelle des Buches der Gnade das Gericht die Funktion übernehmen muß, das wahre Antlitz des bisherigen Lebens in seiner vollen Sündhaftigkeit zu entlarven.

Vorher schien es, als gebe es kein leeres Blatt der Gnade. Jetzt wiederum scheint es, als gebe es im Buch des Lebens auch leere Blätter. Und man weiß jetzt nicht, ob das, was für den Menschen als leer erscheint, es auch für Gott ist. Gilt die erste Aussage, dann könnte eine Eintragung der Gnade dem Sünder so fremd sein — weil er auf die Gnade nie geantwortet hat —, daß er sie gar nicht als Gnade sieht und erkennt und im höchsten Schrecken und in der äußersten Not sich werfen lassen muß — in den Feuerteich, der wirklich

existiert und dessen Existenz auf Grund der Gerechtigkeit Gottes eine vollkommene Berechtigung hat. Johannes sieht die Gerichteten in der Bewegung des Geworfenwerdens, weil er von dieser Möglichkeit Zeugnis ablegen muß; dieses Zeugnis ist Teil seiner Sendung. Er muß berichten können, daß er es gesehen hat, denn es gehört als Möglichkeit zum Wesen des Gerichts, und um es berichten zu können, muß er es gesehen haben. An dieser Stelle bleibt alles offen: die Hoffnung, die er für alle läßt, ist nicht so beschaffen, daß nicht auch der Schrecken des möglichen Geworfenwerdens verbliebe.

DIE NEUE WELT

21, 1. Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde, denn der erste Himmel und die erste Erde waren vergangen, und auch das Meer ist nicht mehr.

Johannes sieht die ganze Welt neu, und zwar in der Unterscheidung von Himmel und Erde. Er sieht sie einmal neu, weil die alte Welt vergangen ist, dann aber auch, weil er selber neu geworden ist. Er ist zu dem geworden, der er im Himmel sein wird. Auf der Welt war er heilig; dann wurde er durch den Dienst der Apokalypse neu gemacht, und dann nochmals innerhalb dieses Auftrags verwandelt. Er hat in seiner Wandlung alle Schrecken der Apokalypse durchlebt, immer genau in dem Zustand, in dem er zu sein hatte, um zu genügen. Er empfing in diesem Zustand eine Unzahl von Gnaden, die er weiter zu vermitteln hat, aber was er selber empfing, war eigentlich nicht in einem Darüber-hinaus. Solange er auf Erden der Freund des Herrn war, hatte er die persönliche und christliche Liebe des Herrn in einem Darüber-hinaus empfangen. Sein Bedürfnis nach Liebe wurde in einer Weise gestillt, die jede Erwartung übertraf. Und auch dieses Mehr behielt er nicht für sich, aber er hatte persönlichen Anteil daran. Im neuen Auftrag der Apokalypse war es, als müßte er persönlich knapp gehalten werden. Der neue Auftrag wird sich auswirken, wenn sein Geist wiederum auf Erden weilen wird. Aber zwischen dem jetzigen Empfang und dem nachherigen Verschenken gibt es keine Öffnung des Mehr. Der Auftrag hat sachlich erledigt zu werden, ohne daß der Apostel seine Subjektivität einzuschalten hätte. Jede Verarbeitung fällt weg. Und doch wird er durch das Erfahrene ge-

wandelt, aber rein dem Auftrag gemäß. Er wird einfach dem angepaßt, was er zu schauen hat. Und auch das Gericht war so sehr Auftrag, daß er auch dessen Wandlung durchmachte. Und so begriff er genau, was das Gericht objektiv ist und was es subjektiv für den Gerichteten ist. Seine Kenntnis von Gott und den Menschen wurde dadurch gewaltig erweitert, und zwar nicht nur für den Augenblick des Erlebnisses, sondern dauernd, weil er von jetzt an auch andere Dinge im Licht des Erfahrenen betrachten kann. Nach all diesen Wandlungen wird er nun auch noch in den gewandelt, der er in der Ewigkeit im Himmel sein wird.

Auch der Mensch, der durch die Gnade des Gerichts hindurchgeht, wird vom Gericht bearbeitet, verwandelt, zu einem himmlischen umgeschaffen. Und das nicht nur so, daß sein Böses weggebrannt wird, sondern auch so, daß seine guten Ansätze entwickelt werden. Am Ende der Reinigung wird er zu dem, der er hätte sein sollen und im Spiel der Kräfte von Natur und Übernatur auch wirklich hätte sein können. Bis zu diesem Punkt muß er geführt werden, um für das himmlische Leben geeignet zu sein. Johannes ist in diesem Zustand bereits, während er den Vorgang sieht, in welchem die Menschen durch das Gericht geführt und von ihm geläutert werden. Aber auch er ist in diesem Zustand erst geeignet, erst vorbereitet für den Himmel. Und auch er geht in einer Art von unendlichem Sprung in den Himmel selber, in die neue Welt hinüber, wo wir zu himmlischen Geschöpfen umgeschaffen werden. Mit dem Eintritt in diesen Zustand hört alles auf, was den „Werken“ des irdischen Lebens gleicht. Im Fegfeuer gab es zwar auch schon keine Werke im Sinne freier, persönlicher Entschlüsse mehr. Aber man ließ doch die Gnade arbeiten und gab dazu eine gewisse Zustimmung. Und so gab es dort immer noch ein gewisses Zusammenwirken zwischen der Gnade und den persönlichen Kräften des Menschen, ein Zueinander zwischen Gott einerseits und der Seele anderseits. Wo das

Fegfeuer zu Ende ist, hört diese Gegenstellung auf. Von jetzt an ist die Gnade so sehr eins mit dem Ich, daß sie nicht mehr als zwei unterscheidbare Prinzipien betrachtet werden können, aus deren Zusammenwirken ein „Werk“ sich ergibt. Es ist wie ein völliges Überschwemmtwerden des Ichs durch die Gnade Gottes. Und doch wird dadurch im Menschen nichts verzerrt: Alles ist vollkommen entsprechend, im größten wie im kleinsten. Jetzt hört auch jene Überforderung auf, weil zwischen dem, was wir sind, und dem, was uns gegeben wird, kein Riß mehr klafft; weil Gott in seiner Gnade alle Spannungen überbrückt hat. Der Himmel ist keine Verstiegenheit, wie er von der Erde aus betrachtet erscheinen mag, wenn etwa der Mensch darüber nachsinnt, daß er Gott schauen wird. So erging es auch Johannes, als er auf Erden mit dem Herrn umging: er hatte Zutritt zu seinen Worten, seinem Denken, seiner Liebe. Aber dann kam immer der plötzliche Riß im Gedanken: dieser, mit dem ich rede, spricht nicht nur, er ist das Wort, er liebt nicht nur, er ist die Liebe! Das Je-mehr des Herrn erschien wie das völlig Überspannende, Zerreißende, und man mußte sich nach Entspannung und Ruhe umsehen. Und der Herr gönnte sie einem auch, wie er sie sich selber gönnte, weil er sich ja den Menschen anpassen mußte, die immer so wenig von ihm wollen und fordern... Aber auch so war es schwer, mit dem Sohn zusammen als Mensch zu leben, so schwer oft, daß es schien, der Sohn und der Vater hätten vergessen, daß man auch als Jünger nur ein Mensch ist. Ständig wurde von einem die Leistung erwartet, sich vollkommen übertreffen zu lassen. Jetzt im Himmel hört alles das auf; man wird neu angeglichen. Man wird als Geschöpf an die göttliche Form des Je-Größeren angepaßt. Es braucht der Versuch dieser Anpassung nicht mehr immer neu vom Menschen geleistet zu werden; Gott selbst leistet sie ein für allemal, indem er die Geschöpfe in die Welt seiner Erfüllung emporhebt. Und Gott, der ewig in sich Erfüllte, ist nun auch

in ihnen erfüllt. Und so sind auch alle Begriffe der Katholizität, die man von der Erde her besitzt, nur verschwommene Ahnungen, verglichen mit der erfüllten Katholizität im Himmel: der Gemeinschaft aller Heiligen, der Verfügbarkeit aller für alle, des vollkommenen Gesiegthabens aller im Herrn und der Unbegrenztheit dieses Sieges in alle Ewigkeit.

Gott bleibt in Ewigkeit der Je-Größere; aber die Geschöpfe stehen in einer Art Gleichgewicht dazu. Nicht so, daß sie sich damit abgefunden hätten, nur Geschöpfe zu sein; im Gegenteil: sie haben das Geschenk des je neuen Staunens erhalten, daß er ist. Sie wissen es für immer und doch jede Sekunde der Ewigkeit unabgeschwächt frisch und neu. Diese Frische, dieses Unabgeschwächte der Empfindung gehört wesentlich zur Erfüllung. Es gibt im Himmel keine Angewöhnung. Was einem in der Zeit zeitlich neu aufgeht, das geht einem in der Ewigkeit ewig neu auf. Auf Erden muß man oft das Geliebte wieder verlieren, damit es neuen Wert erhält. Im Himmel braucht man darum nicht zu zittern, weil kein Überdruß den Entzug notwendig macht. Und umgekehrt wird auf Erden der Reiche, dem alle Bedürfnisse erfüllt sind, rasch verwöhnt, und er wird persönlich seine Bedürfnisse steigern, um persönlich neue Erfüllungen zu erleben. Im Himmel dagegen werden beide, die Bedürfnisse wie die Erfüllungen, von Gott eingegeben. Und so kommt es zu keiner Verwöhnung, wie sie auf Erden unvermeidlich ist, wenn einem Menschen alles nach Wunsch geht.

Und wenn einer auf Erden einen ganz heiligen und übernatürlichen Wunsch hat, zum Beispiel zu glauben, so hat er ihn doch als irdischer Mensch, und es wird kaum zu vermeiden sein, daß etwas Menschliches darin mitspielt, der Blick auf einen Vorteil, eine Annehmlichkeit sich lenkt. Im Himmel ist das ganz unmöglich. Hier wird der vollkommene Wunsch von Gott gegeben; er ist vollkommen, nicht nur in der Erfüllung, sondern als Wunsch und als Weg vom Wunsch

bis zur Erfüllung, weil alles in der vollen Wahrheit Gottes vor sich geht und nicht mehr in jenem irdischen Kompromiß zwischen Natur und Gnade, zwischen irdischer und göttlicher Wahrheit, wie er für die Welt der Erbsünde kennzeichnend war. Der Mensch, auch sein auferstandener Leib, wird so restlos begnadet sein, daß alles Geschöpfliche dauernd die Erfüllung durch Gott erfährt.

So sieht Johannes jetzt *einen neuen Himmel und eine neue Erde*. Sie sind wie die letzte Bestätigung des Neuen Bundes; indem das Gericht jetzt zur himmlischen Gnade geworden ist. Und der neue Himmel ist das Geschenk des Vaters an den Sohn, die neue Erde das Geschenk des Sohnes an den Vater. Und daß beide neu sind, ist die Bestätigung der göttlichen Dreieinigkeit durch den Heiligen Geist. Und dies alles, weil *der erste Himmel und die erste Erde vergangen* sind, die ihren Bestand hatten bis zur Auferstehung des Sohnes. Und es sieht jetzt so aus, als habe der Sohn bei seiner Auferstehung das neue Gericht sofort in die Hände genommen und als habe diese von ihm übernommene Gewalt alles Vorherige zum Schwinden gebracht. Und zwar restlos und endgültig. Ebenso sehr für ewig, wie das Entstehen der neuen Welt ewige Dauer besitzt. Das Erste kann nicht wiederentstehen, denn das käme einem Widerruf des Kreuzes gleich. Und das Neue kann nicht aufhören, weil Vater, Sohn und Geist sich im Neuen ewig gefunden haben. Es ist also nicht das Ende der Welt, sondern die *neue Erde* ist da, in der alle, die glauben, Anteil haben am Leben des Himmels, und der *neue Himmel*, in den alle, die glauben, in der Gnade des Herrn als seine Brüder aufgenommen werden. Und es gibt wie ein neues Erkennen sowohl der Erde wie des Himmels, das einerseits dem dreieinigen Gott vorbehalten bleibt — er erkennt innerhalb seines ewigen Beschlusses der Gründung des Neuen Bundes den neuen Himmel, aber auch die neue Erde —, das andererseits den Menschen geschenkt wird: sie erkennen kraft

des Glaubens des Neuen Bundes sowohl die neue Erde wie den neuen Himmel.

Himmel und Erde waren im Gericht getrennt, da der Horizont zwischen ihnen auseinanderklaffte. Jetzt sind Himmel und Erde so stark ineinander, daß nicht einmal mehr eine Horizontlinie gezeichnet werden kann. Gott will jetzt die Erde gleichsam nicht mehr aus seinem Himmel entlassen; er, der den Sohn hat Geschöpf werden lassen, hat jetzt ein ganz anderes Interesse für die Erde, die die Stätte seines Sohnes war. Und die Erde ihrerseits weiß, daß sie Gott beherbergt hat, und kann dem Himmel gegenüber nicht mehr gleichgültig sein. Wenn ein Mensch eine schlimme Erfahrung gemacht hat, dann vergißt er sie nicht; der Schreck davon bleibt ihm in den Gliedern, und nie mehr wird er solches durchmachen wollen. Auch Gott hat eine Erfahrung gemacht, und es bleibt eine Stelle in ihm, die Stelle, an der der Sohn das Menschsein durchgemacht hat, an der wie ein neues Erbarmen mit der Erde, eine neue Schonung für die Erde hervorquillt. Und seither steht die Erde unvergeßlich vor dem Angesicht des Vaters, wie auch der Sohn der Erde nicht mehr den Rücken kehrt, sondern ewig bei ihr bleiben will durch sein Gebot „Was ihr dem geringsten meiner Brüder tut . . .“, und durch sein Bleiben im Geringsten uns dasselbe gibt, was der Vater jetzt für die Erde hat: eine neue, andere Liebe auf Grund des Dagesenseins des Sohnes. Gott tut etwas Ähnliches wie wir, wenn wir Feste feiern, er kommemoriert ein Ereignis: das Ereignis der Menschwerdung seines Sohnes.

Die Neuheit, die Johannes schaut, ist in der Gnade Gottes enthüllt, aber auch in ihr verhüllt. Denn Neuheit heißt nicht, daß jetzt alles geheimnislos geworden ist. Nur sind es jetzt himmlische Geheimnisse und nicht mehr irdische Verborgheiten. Wenn Gott auch jetzt in seinen ewigen Geheimnissen der Je-Größere bleibt, so erfüllt er doch jeweils, was die Himmlischen von seinem Geheimnis zu erfahren wünschen,

aber der Wunsch geht von ihm selbst aus und wird von ihm eingegeben. Die guten Fragen dagegen, die wir uns auf Erden gestellt haben, werden im Himmel alle beantwortet sein: vom Himmel aus wird die Erde klar. Was hier Unruhe bereitet hat, was an den irdischen Fragen nicht völlig gottförmig war, das wird bis zum Grunde durchsichtig werden.

Und auch das Meer, das seine Toten hergegeben hatte, *war nicht mehr*. Das Meer hatte wie eine Zwischenstellung zwischen Erde und Himmel, die jetzt hinfällig geworden ist. Alles, was zwischen ist und an einen Kompromiß erinnert, ist aufgehoben. Das Meer ist verschwunden, damit Irdisch und Himmlisch in einem neuerlebten Zusammenspiel ineinandertreten, ungetrennt durch das Meer, unmittelbar aneinandergerückt. Die Möglichkeit des gleichzeitigen Ja und Nein ist aufgehoben, im Neuen ist jedes Nein überholt, und alles ist nur noch Ja.

21, 2. Und ich sah die Heilige Stadt, das neue Jerusalem herabsteigen aus dem Himmel von Gott her, ausgestattet wie eine Braut, die für ihren Mann geschmückt ist.

Johannes sieht die Stadt im Geist und somit im Auftrag, aber er sieht sie im neuen Auftrag als ein neuer; er sieht ihren neuen Geist der Heiligkeit mit seinen Augen des neugewordenen Geistes. Was ihm als erstes auffällt, ist, daß Jerusalem zur Heiligen Stadt geworden ist, daß der Geist der Stadt vollkommen heilig ist, daß die ganze Stadt eine Stätte der Heiligkeit ist, daß Jerusalem und Heilig eine neue Einheit eingegangen sind. Und zwar ist Jerusalem jetzt *herabsteigend von Gott*, heilig von Gott her, aus dem Geist der Heiligkeit Gottes, der ein dreieiniger Geist ist. Um das zu sehen, muß Johannes selber von diesem Geist der Heiligkeit Gottes erfüllt worden sein, in seinem Auftrag als Seher zur höchsten Höhe emporgeführt worden sein, bis zur Entsprechung gegenüber dem Gegenstand, den er sieht. Ein anderer, der den gleichen Gegenstand nicht in diesem Geist erblickt hätte,

hätte Jerusalem gar nicht so sehr als die Heilige, die von Gott her kommende Stadt empfunden. Wenn zwei Menschen ein Bild betrachten, dann finden beide es vielleicht schön, aber sie reagieren innerlich ganz verschieden darauf. Oder wenn sie einen Menschen beurteilen, dann ist ihr Urteil, auch wenn es ähnlich lautet, stets durch ihre Persönlichkeit gefärbt. Je mehr aber das Persönliche zweier Menschen dem Persönlichen des Geistes Gottes sich nähert, je heiliger die Personen sind, die einander begegnen, um so persönlicher wird auch ihr Verhältnis, um so mehr wird ihre Begegnung zu einem gegenseitigen Geben und Nehmen im Heiligen Geiste Gottes. In diesem Verhältnis steht Johannes hier zur heiligen Stadt.

Er beschreibt sie durch ein Bild — als die *Braut*, die sich für ihren Gatten geschmückt hat —, um etwas von dieser Begegnung mitzuteilen, in der er die Heiligkeit der Stadt trifft, ihre von Gott her zu Gott hin geöffnete Erwartung. Heiligkeit kommt immer von Gott und geht zu ihm zurück. Sie ist die vom Sohn vorgezeichnete Bahn vom Vater zum Vater. Und sie wird verliehen vom Sohn, der damit sein Eigenstes, das, was seinen Lebenswandel auszeichnete, seinen Erwählten verlieh. Diese streifen dadurch ihr Menschenwesen nicht ab; es wird erhoben und in den Dienst der göttlichen Gnade gestellt, aber dieser Dienst wird nicht mehr auf Grund einer freiwilligen Überlegung geleistet. Die Freiwilligkeit stand am Anfang, bei der Übernahme der Sendung, sie bleibt auch im jeweiligen Entschluß bestehen, dem Herrn treu zu bleiben, aber sie wird immer mehr aufgenommen in die vom Herrn geleistete Freiwilligkeit seines Weges. Es ist, als habe der Herr in seinem Jawort an den Vater von Anfang an und das ganze Leben hindurch und in der Bestätigung seines Jaworts am Kreuz einen solchen Überfluß je-größerer Freiwilligkeit geleistet, daß er daraus die Freiwilligkeit der Heiligen übernimmt und das göttliche Dürfen formt, in welchem das menschliche Müssen verschwindet. Und wie der ganze

Lebenslauf des Sohnes immer wieder der Beweis seiner Liebe zum Vater, eigentlich sein eigenes Sich-für-den-Vater-Schmücken war, so bedeutet die Heiligkeit ein ewiges Sich-Schmücken für den dreieinigen Gott, das aber der Heilige wie unwissend leistet, während er sich von Gott selber ausstatten läßt. Und seine Demut ist es, sich dieser Ausstattung nicht zu widersetzen, sie geschehen zu lassen, sie als einen Teil seiner Werkzeuglichkeit zu betrachten, sie sich vom Herrn ganz so schenken zu lassen, wie es diesem beliebt, sie zu geben.

Der ganze christliche Glaube, der Glaube des kleinen Mannes wie der Glaube des größten Heiligen, besteht in einem sich für den Bräutigam Schmücken-lassen. Schmücken im Sinne einer Annahme jeder von Gott geforderten Eigenschaft, wie sie dann ihre Bestätigung und ihren Ausfluß findet im christlichen Dienst. Dieses Sich-ausstatten-lassen gleicht einem Sich-durch-den-Herrn-vorbereiten-lassen auf seine eigene Ankunft. Und wenn der Sohn seiner Mutter von jeher eine ganze Heiligkeit zuteil werden ließ, dann bedeutet das, daß er sie seinen ganzen Weg, so wie er ihr zgedacht war, gehen ließ, aber zugleich, daß er sie dauernd auf sein Kommen vorbereitete. Und Johannes sieht jetzt die Heilige Stadt, die von Gott kommt, von Gott herabsteigt, um im Himmel ihren Platz einzunehmen. Die also, da sie im Himmel Gott findet, von Gott zu Gott geht. Die als ganze Stadt den ganzen Auftrag der vollkommenen Heiligkeit übernommen hat und den Weg des Sohnes — geschmückt auf das Kommen des Bräutigams hin — geht. Wenn Johannes das so klar und durchdringend sieht, dann ist es, weil er selber jetzt im Himmel des Weges des Sohnes teilhaftig ist, den er auf Erden schon in der Liebe zu ihm verkörperte. Es ist, als habe die Bahn des Johannes im Himmel sich seiner Bahn auf Erden bedient, um ihre Geringheit jetzt in die Ausmaße des Himmels zu übersetzen. Zwischen beiden Bahnen besteht

kein Gegensatz: es ist im Himmel die gleiche Heiligkeit wie auf Erden, aber vom Sohn aufgerundet und vollzogen. Die persönlich geprägte Kurve eines Heiligenlebens auf Erden zeichnet sich im Himmel in unendlich vergrößerter Form vor oder nach, aber es ist die gleiche Kurve. Auf Erden ist es die kleine zeitliche Bahn vom Sohn zum Sohn, im Himmel die ewige Bahn von Gott zu Gott.

21, 3. Und ich hörte eine laute Stimme, die vom Thron her sprach: Siehe das Zelt Gottes mit den Menschen, und er wird unter ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und Gott selber wird mit ihnen sein.

Johannes hört diese laute Stimme, die für ihn eine neue Stärke hat. So neu und so stark ist, daß sie ganz Besitz von ihm nimmt; nicht nur seine Ohren werden von ihr berührt, sondern alle seine Sinne, und nicht nur seine Sinne, sondern sein ganzes Wesen, und nicht nur sein Wesen als Mensch, sondern sein Wesen als Glaube, Liebe und Hoffnung, die in ihm zu einer neuen himmlischen Einheit geworden sind. Alles in Johannes ist wie von der Stelle gerückt. Alles ist in allem überall in ihm. Und er hört mit seinem Geiste, er hört mit seinem Dienste, er hört mit seiner Hingabe, er hört mit seiner Heiligkeit. Am stärksten vielleicht hört er mit seiner Heiligkeit, weil die Stimme seiner Heiligkeit entspricht. Weil die Stimme, die er vom Thron her hört, gleichzeitig auch in ihm wohnt, und die Hörbarkeit der Stimme nicht nur den Weg vom Thron zu ihm hingeht, sondern ebenso sehr den Weg von ihm hin zum Thron. Es ist eine *laute Stimme*, weil sie als Stimme Gottes Forderung und Zusage ist, in einem neuen Verhältnis des Zusammengeschmolzenseins. Es gibt im Himmel und in seiner dreieinigen Glückseligkeit nur noch die Einheit zwischen Forderung Gottes und Annahme durch den Menschen. Der Mensch geht mit seiner ganzen Heiligkeit von Gott zu Gott, er beschreibt einen Weg: die Stimme aber

beschreibt keinen Weg mehr: sie ist das je-Daseiende. Die Stimme ist Frage und Antwort, fast so, daß die Frage beantwortet ist, bevor sie gestellt ist, weil Gott jetzt seinen Heiligen eine Bereitschaft verleiht, die seine Forderung übersteigt.

Die Stimme sagt: *Siehe das Zelt Gottes mit den Menschen.* Sie weist auf dieses Zelt, diesen Wohnort Gottes hin, der aber als *Zelt mit den Menschen* ein Ort der Vereinigung ist. Ein Ort, an dem Gott bewirkt, daß die Menschen seinen Willen in sich geschehen lassen. In einer Gemeinschaft des Werdens, des Weges, des Gehorsams, der Heiligkeit, in der jeder jedem alles, was er besitzt, anbietet, und Gott als der Je-Größere den Menschen alles zur Verfügung stellt, was zu ihrer Erfüllung dient. Und das Zelt, das die Stimme verheißt, ist da: *Siehe!* Es wird auf nichts Kommendes hingewiesen, alles Kommende ist das jeweils Daseiende. Das *Zelt* ist Gegenwart, die Gemeinschaft besteht und wird von Gott und von allen, die mit ihm sind, bejaht. Es war von jeher das *Zelt Gottes*, und jetzt nimmt es die Menschen in sich auf. Sie sind in himmlischer Gemeinschaft mit Gott. Und er wohnt nicht verborgen unter ihnen, er wohnt auch nicht so in ihnen, daß nicht mehr sie leben, nur noch Gott, sondern er wohnt *mit den Menschen zusammen*, in einer göttlichen Gemeinschaft mit ihnen, in der die Menschen nicht vernichtet sind, obwohl Gott in allem und durch alles hindurch wohnt. *Und er wird unter ihnen wohnen und sie werden sein Volk sein.* Alle zusammen werden sein Volk sein. Es wird keine Neinsager unter ihnen geben, keine Zweifler oder Ungläubigen, sie werden alle sein Volk sein, das heißt kein größeres Glück kennen, als Gott in sich wohnen zu lassen, aber ebensowohl Gott im Nächsten wohnen zu lassen. Und jeder wird dankbar sein, daß er und sein Nächster aufgenommen worden ist in das Zelt Gottes. Jeder hat darin seinen bestimmten Platz, und dieser Platz entspricht der Stelle, die er von jeher im Herzen Gottes einnahm. Aber dieser Platz wird nicht nur erfüllt,

weil für jeden ein Raum ist, sondern weil jeder weiß, daß alle ihren Raum haben. Weil jeder weiß, daß Gott einen jeden an seinem Platz hat. *Und Gott selber wird mit ihnen sein.* Es wird keine Einsamkeit und keine Trennung mehr geben. Gott wird dasein, unter ihnen, mit einem jeden von ihnen, in einem dauernden Zusammensein; und sie werden keinen Augenblick vergessen können, daß Gott als ihr Gott bei ihnen ist. Sie werden wissen, daß nicht nur seine Zugehörigkeit zu ihnen bejaht ist, sondern auch ihre Zugehörigkeit zu ihm. Dieses Einandergehören wird die Kraft der Einheit sein. Und darum wird Trennung unmöglich sein. Es wird die vollkommene Schau Gottes sein: das Zusammensein mit ihm, das Einbezogensein in seine heiligen Geheimnisse, das Dazugehören als seine heiligen Kinder. Die Intimität und das Gebet werden so groß und so natürlich sein, daß nie irgend etwas in Frage gestellt sein wird; die Nähe so groß, daß alles selbstverständlich erscheinen wird. Und diese Selbstverständlichkeit wird Liebe sein, und die Liebe wird die ganze Ehrfurcht einschließen, und die ganze Ehrfurcht wird Teilnahme sein am ewigen Gebet des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Es wird in diesem Zusammenwohnen im Zelt Gottes kein Wort und keine Stimme mehr vernommen werden, die nicht Gebet wäre. Die nicht das ewig vom Sohn zum Vater gesprochene Gebet wäre, nicht Teil hätte am dreieinigen Gespräch des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Gott wird nicht für sein Zusammenwohnen mit seinem Volk eine neue Sphäre oder Sprache erfinden, die vorher nicht war, er wird sein ganzes Volk hinein in die Sphäre des ewigen Gespräches Gottes nehmen.

Auf Erden ist dieses Zelt Gottes vorgeschattet im Tabernakel des Herrn, in welchem und vor welchem auch schon eine Gemeinschaft des Gebetes besteht, eine Katholizität des Gebetes, wo jeder Beter durch alle andern hineingenommen wird in die Gemeinschaft des Gebetes, ohne daß er zu wissen

braucht, wer mit ihm betet. So wie man einen Beter in die Kirche einführt, nicht indem man ihn allein beten läßt, sondern indem man mit ihm zusammen betet, ihn im Gebet die *Communio Sanctorum* erfahren läßt. Dieses ganze Irdische ist wie eingeschaltet in das große Himmlische von Gott zu Gott. Das himmlische Zelt ist auch die Bestätigung der irdischen Gebetsgemeinschaft in Gott: ein ewiger Weg von Gott zu Gott mit einer irdischen Phase in der Mitte. Aber auch im Himmel ist es wiederum *Zelt*, das heißt sichtbares Wohnen Gottes im Volk, in einer Entsprechung zur Sichtbarkeit des irdischen Tabernakels und der sichtbaren Kirche mit ihren Riten und Sakramenten. Fallen im Himmel diese äußeren Formen auch weg, so ist doch die Sichtbarkeit nicht ausgelöscht, sondern durch eine neue ersetzt. Die Sichtbarkeit der Kirche ist als solche nichts Äußerliches und Vorläufiges, sondern je mehr einer einen persönlichen Auftrag Gottes hat, um so mehr muß er in der Sichtbarkeit der Kirche wohnen, seinen Mann in der sichtbaren Kirche stellen. Und so ist auch der Himmel nicht ein verschwommenes Glück und Wohlbefinden, sondern eine stete Beziehung zum Zelt Gottes unter dem Volk.

21, 4. Und trocken wird er jede Träne von ihren Augen. Und der Tod wird nicht mehr sein, und keine Trauer und keine Klage und kein Schmerz wird mehr sein, denn das Frühere ist vergangen.

Gott wird sich ihrer so annehmen, daß er alles Leidvolle von ihnen abwendet. Gott wird *jede Träne trocken*. Er wird sie also trösten, nicht auf eine abstrakte Art, sondern höchst konkret, indem er sogar die Spuren ihrer früheren Schmerzen wegwischen wird. Dieses Wegwischen wird wie eine Übernahme der Tränen durch Gott sein. Er wird sie nicht sich selber trösten lassen, auch nicht warten, bis das Leiden vorbei ist; er wird das Zeichen geben, daß er übernimmt, er

wird eingreifen in ihren Schmerz. Man kann sich fragen, wie es im Himmel noch dazu kommen kann, daß Gott Tränen wegwischt. Wenn sie in der Gemeinschaft mit ihm leben, was kann da noch Anlaß zu Tränen sein? Und doch können sie wie einen Anfang von Tränen haben, damit Gott sie wegwischen kann, damit Gott zeigen kann, daß er den Schmerz im ersten Erstehen schon aufhebt, daß er der sofortige Tröster ist, und damit sie nicht in ihrem ewigen Leben der Meinung seien, der Schmerz bliebe ihnen einstweilen aufgespart, es könnten aber irgendeinmal Ereignisse eintreten, vor denen sie sich jetzt schon zu fürchten hätten. Indem Gott jede Träne trocknet, beweist er, daß er der ewige Tröster bleibt, daß nichts mehr sie erreichen kann, was er nicht sofort bereit und fähig wäre zu übernehmen. Und er schafft dadurch auch ein neues Verhältnis, eine neue Abhängigkeit, ein neues Kindsein. Schon auf Erden gab es Schmerzen, die der Mensch nicht missen möchte, weil sie zu einem Anlaß der Betätigung der Liebe wurden und in seiner Erinnerung fortleben als die untrüglichen Beweise der Liebe. Im Himmel kommt es nicht bis zum Schmerz, sondern höchstens zum Ansatz dessen, was auf Erden Schmerz gewesen wäre, damit das, was der irdischen Erinnerung entspricht, auch im Himmel im Sinne der Liebe wach werde und der, der seine Tränen von Gott wegwischen läßt, desto besser um Gottes bereitwillige Liebe wisse. Auf Erden ist das Wegwischen-lassen von Tränen ein Zeichen der Liebe; statt den Selbständigen zu spielen, hat man die Liebe, sich trösten zu lassen. Man hat die Liebe, das Werk der Liebe geschehen zu lassen, wissend, daß es für den Geliebten eine große Freude ist, etwas tun zu dürfen, und wäre es auch nur das Wegwischen der Tränen.

Und der Tod wird nicht mehr sein. Jede Art der Trennung, des Endes, des Aufhörens wird fortgenommen von Gott, aufgenommen in Gott. Aber nicht weggenommen wird der Wiederbeginn, das Neuansetzen. Wir werden immer mehr mit Gott

sein, ohne daß wir vorher weniger mit Gott gewesen wären. Unsere Gemeinschaft mit Gott wird immer bestätigter erscheinen, ohne daß sie vorher minder bestätigt gewesen wäre. Gott hatte den Tod als Strafe einsetzen müssen. Jetzt ist diese Strafe ein für allemal aufgehoben. Und wenn Johannes diese Aufhebung ausdrücklich bemerkt, dann geschieht es, damit wir auch im Himmel ausdrücklich darum wissen und an dieser tiefen Veränderung einen neuen Beweis für die Gnade Gottes besitzen, einen Grund mehr zur Dankbarkeit, ein tiefere Ruhe unserer Liebe zu ihm.

Und keine Trauer. Weil alles in den je größeren Dienst Gottes einbezogen ist und seiner Verherrlichung dient, so daß alles, was wir an Gefühlen besitzen, innerhalb dieser Verherrlichung zu finden sein wird. Unsere Trauer könnte nur sein, daß Gott nicht genügend verherrlicht wird; aber Gott läßt es an unserer Verherrlichung genug sein, weil der Sohn Mensch geworden ist, um den Vater vollkommen zu verherrlichen, und weil der Sohn jeden der im Himmel Wohnenden in seine Verherrlichung einbezogen hat, so daß der Vater in unserer Verherrlichung jeweils die vollkommene Verherrlichung des Sohnes erblickt.

Und keine Klage. Weil unsere Gedanken in Gott sein werden. Sie werden ihn als Gegenstand haben, ihm zugewendet sein, sich mit ihm beschäftigen, aber auch von ihm erfüllt sein. Klagen könnten wir nur über eines: die Abwendung von Gott. Aber eine solche besteht nicht; Gott wendet alles sich zu, nimmt alles in sich auf und erfüllt alles.

Und kein Schmerz wird mehr sein. Weil der Sohn alle Schmerzen auf sich genommen hat und der Vater ihm die ganze Sühne überlassen hat. Der Vater hat dem Sohn den ganzen Schmerz der Welt geschenkt, als er ihm die Macht der Erlösung übergab. Und indem er ihm den Schmerz der Welt überließ, hat er ihm gewissermaßen auch die Verfügung darüber eingeräumt. Außerhalb der Erlösung kann die Erde

wie ein Chaos von Sünde und Schmerz aussehen. Aber der Sohn, der kommt, um zu leiden, leidet in einer Ordnung, weil er in Gott und in seinem Willen leidet, und er bringt dadurch eine geheimnisvolle Ordnung auch in das Leiden der Welt, das ihm gehört. Im Himmel wird aber nichts mehr von der alten Welt und von ihrer Ordnung bestehen, und darum auch kein Schmerz mehr.

Denn das Frühere ist vergangen. Das Frühere ist jetzt nicht mehr der Alte Bund gegenüber dem Neuen Bund, sondern die Einheit des Alten und des Neuen Bundes bis zu unserer Aufnahme in den Himmel als Volk Gottes. So hat sich die Grenze des *Früheren* jetzt verschoben; zu ihm gehört jetzt auch unser christliches Leben auf Erden, das bereits ein Anfang des Himmlischen war. Aber vom Jetztigen, Endgültigen aus betrachtet ist es nicht mehr das Frühere, Erste, sondern als früheres vergangen und als bleibendes einbezogen in das eine und einzige neue Verhältnis der himmlischen Gnade, des Weges von Gott zu Gott in Gott.

21, 5. Und es sprach der auf dem Throne saß: Siehe, ich mache alles neu. Und er sagte: Schreibe, denn diese Worte sind zuverlässig und wahrhaft.

Der auf dem Throne sitzt, redet zu Johannes, und seine Sprache ist verständlich. Die Sprache Gottes ist für den, an den er sich wendet, immer vollkommen verständlich. Er spricht dessen Sprache, bevor er fordert, daß dieser die Sprache Gottes spreche. Es gibt für den Glaubenden keine Ausflucht, keine Möglichkeit, zu behaupten, er habe das, was Gott verlangt, nicht verstanden. Denn Gott bedient sich nicht nur seiner Worte, sondern gibt ihnen auch vollkommen den Sinn (wenn es sich um einen Auftrag handelt), den der Glaubende zu erfassen vermag, den dieser von sich aus diesen Worten gäbe, wenn er sie von einem andern hörte. Es ist für den Glaubenden nie so, daß, wenn er die Worte eines

Mitmenschen hört, er ihnen einen andern Sinn geben müßte, als wenn Gott sie ihm sagt. Gott redet zu ihm wie ein Freund zu ihm reden würde. In der ersten Aufforderung gibt es keine Kluft zwischen dem, was Gott fordert und dem, was der Angeredete versteht, was nicht heißen soll, daß das Wort Gottes in diesem Augenblick seines je-größer-Seins beraubt wäre. Aber sein Mehr wird sich während der Ausführung des Auftrags offenbaren.

Und die Stimme sagt: *Siehe, ich mache alles neu.* Die Stimme weiß, daß der Himmel neu und die Erde neu ist, und daß Johannes in seinem Hören ein Neuer geworden ist. Dennoch sagt sie nicht: ich habe alles neu gemacht. Sie setzt keinerlei Schlußpunkt hinter das Neumachen. Sie macht in alle Ewigkeit hinein ewig alles neu. Sie macht alles neu, was bestand, aber auch alles, was kommt. Johannes versteht das. Er hätte es auch auf Erden verstanden, aber was er dort verstanden hätte, wäre seinem irdischen Zustand angepaßt gewesen. Er hätte es auch am Anfang der Vision verstanden, wiederum in einer Anpassung an den dort geforderten Zustand. Denn der Dienst fordert nicht nur einen jeweiligen Akt, die einzelne Tat, sondern auch den jeweils angepaßten Zustand. Von Johannes wird nicht nur ein Wachstum in der Heiligkeit verlangt, damit er die Stimme Gottes hören kann, es wird auch der Zustand des Hören-könnens von ihm gefordert und ihm geschenkt. Es wird ihm nicht nur die Schau vermittelt, die er auffassen kann, sondern zugleich der Zustand, in dem er sie auffassen kann. Der Mystiker hat also seine eigene Zuständlichkeit und deren Begrenztheiten aufzugeben, um sich von Gott her neue Bestimmungen und Grenzen seiner Zuständlichkeit setzen zu lassen. Es ist nicht gesagt, daß die Zuständlichkeit dadurch an sich selber thematisch wird oder in den Vordergrund tritt; die Wandlung des Zustands geschieht in einem wie selbstverständlichen Nebenbei. So wie es notwendig ist, sich gewisser Stoffe zu entledigen, um zu leben,

so muß man sich einer falschen oder hemmenden Zuständigkeit entledigen, um für die Aufnahme der Sendung bereit zu sein. Je besser einer den Auftrag Gottes erfaßt und ausführt, um so weniger Aufsehen wird er aus seinen mystischen Zuständigkeiten machen. Oft ist die Sichtbarkeit einer mystischen Zuständigkeit mehr für einen Zuschauer bestimmt — um ihn zu beruhigen, zu überzeugen —, als für den Erlebenden selbst. Oder zur Vereinfachung des Erlebens, wenn zum Beispiel gewisse Dinge gesagt werden müssen, die im gewöhnlichen Bewußtseinszustand den Erlebenden zu sehr bedrücken oder beschämen würden. Aber all das ist höchstens Begleitung des Wesentlichen, des Auftrags, den die Stimme erteilt.

Schreibe, denn diese Worte sind zuverlässig und wahrhaft. Johannes soll schreiben, damit er ein Zeugnis in Händen halte. Selbst wenn dieses Zeugnis nach der Vision nicht mehr sichtbar sein sollte, soll er es tun. Johannes wird aus der Schau der Apokalypse nicht zurückkehren wie Moses vom Berge mit den Tafeln des Gesetzes. Er wird mit leeren Händen zurückkommen. Und doch wird er in der Schau Dauerndes geschrieben haben. Wenn er es später aufzeichnet, ist es doch so, daß er es auch gleichzeitig geschrieben hat. Und das Zeugnis, daß er durch die befohlene Aufzeichnung dessen gibt, was er hört, ist ein Zeugnis, das er selber braucht. Er wird in die Welt zurückkehren. Er wird vieles von dem, was er im Himmel vernommen hat, wie ein schweres Geheimnis mit sich ins Leben zurücknehmen. Er wird in seinen zukünftigen Jahren nicht der sein, der er jetzt im Himmel ist. Und doch ist es wichtig, daß er sich an diesen Johannes im Himmel erinnert. Wichtig für ihn, damit ihm die Liebe des Herrn keinen Augenblick irreell werde. Damit er sich nach seiner Rückkehr nicht ganz verlassen fühle. Damit er nicht das Gefühl habe, es sei ein Spiel mit ihm getrieben worden; Gott habe ihm den Himmel gezeigt, um diesen nachher wieder zu verschließen. Er muß wissen, daß dieser Himmel, den er erfahren hat, dessen

Zeugnis in dem, was er geschrieben hat, steht, ihn fortan begleitet. Und er muß um diese Begleitung wissen, weil sie nicht nur ihm persönlich zgedacht ist, sondern ebensosehr den Seinen, den Glaubenden, die mit ihm auf Erden weilen, und denen, die nach ihm kommen.

Und er soll die Worte aufzeichnen, weil sie *zuverlässig* sind. Sie stammen von Gott, bei dem es keine Untreue gibt. Sie enthalten kein Versprechen, das nicht gehalten werden wird. Sie sind keine Verheißung, die ohne Erfüllung bleibt. Sie sind schlechthin Gottes Wort, das Gott auf bestimmte Weise dem Jünger zukommen ließ, damit es durch ihn zu allen Brüdern des Herrn gelange. Und Johannes muß schreiben, damit die Brüder dieses Zeugnis erhalten, denn ihnen ist es als christliches Zeugnis zgedacht, sosehr ihnen, daß Johannes es gleichsam nur insofern erhalten hat, als er sich willig zeigen wird, es weiter zu vermitteln. Und die Worte sind auch *wahrhaft*. Sie enthalten die ganze Wahrheit, indem sie ausgesprochen werden, eine Wahrheit, die von jeher bestand, von jeher in Erfüllung ging und ewig in Erfüllung gehen wird; die Wahrheit Gottes, die Gott in diesem Augenblick in einer dem Zustand des Apostels angepaßten Form mitteilt, und der die Nachkommenden sich anzupassen haben werden. Sie sollen wissen, daß Johannes nicht etwas gesehen hat, was ohne Zusammenhang ist mit dem Leben der übrigen Glaubenden, was nur für ihn Geltung hat, daß er vielmehr etwas so Wahrhaftiges erlebt hat, daß die Wahrheit des Erlebnisses selbst die Glaubenden zwingen wird, von dieser Wahrheit Kenntnis zu nehmen und in diese Wahrheit hineinzuwachsen.

21, 6. Und er sagte zu mir: Es ist geschehen. Ich bin das Alpha und das Omega, der Ursprung und das Ende. Ich werde dem Dürstenden aus der Quelle des Wassers des Lebens geben, umsonst.

Es ist geschehen, sagt der auf dem Thron, als sei auch für ihn ein Anfang erreicht, ein Anfang, in dem er hinter sich gebracht hat, was nicht Anfang war. In dem er sich hat lösen müssen vom Gewesenen, um für das Neue frei zu sein. Erst da geschehen ist, was geschah, kann er seine Aussage machen: *Ich bin das Alpha und das Omega, der Ursprung und das Ende*. Nicht so, als wäre er es vorher nicht gewesen. Wenn er der Ursprung ist, dann war er es eben seit Anfang. Und wenn er das Ende ist, so wird er es in alle Ewigkeit sein. Ursprung und Ende von jeher im Je-jetzt der Ewigkeit auf ewig. Und doch ist geschehen, was ihm erlaubt, die Aussage zu machen. Er hat jetzt Hörer gefunden. Seine Aussage ist nicht nur von ihm allein abhängig, sie ist es auch von denen, für die sie bestimmt war. Jetzt ist es so weit, daß er enthüllen kann, daß er Alpha und Omega ist. Da die alte Welt verschwunden ist und die neue nach dem Gericht hat entstehen können, haben die Glaubenden die nötige Sicht erhalten. Sie begreifen jetzt, daß er am Anfang da war und daß er auch das Ende ist; daß er alles umfaßt, so sehr, daß sein Wesen sich nicht von einem Anfang her zu einem Ende hin erstreckt, sondern daß er Ursprung und Ende in sich selber einfaßt. Er selber ist Anfang und Ende, so daß Anfang und Ende in ihm zu einer Einheit geworden sind. Daß sie in ihm sich zusammenfinden, um alles, was ist, was war und was sein wird, in sich einzuschließen. Vorher waren die Glaubenden nicht fähig, das zu erfassen. Jetzt werden sie fähig, jeder in seiner Art, im Glauben das zu erfassen, was der Herr ihnen mitteilt: Ursprung und Ende. Und indem Gott selber beides ist, erhalten diese Begriffe am Göttlichen teil; und indem Gott sich ihrer bedient (nicht wie man sich einer Sache bedient, die einem äußerlich ist, sondern wie eines Eigenen) und jeden Ursprung und jedes Ende sinnlos werden läßt, die nicht in ihm sind, und damit alles Übrige sinnlos werden läßt, das nicht von ihm einbegriffen wäre, sehen die Glaubenden plötzlich,

daß Gott über alles die vollkommene Macht besitzt. Daß er nichts anrührt, was er nicht sogleich nach seinem Sinn verwandelt, in sich aufnimmt, um ihm seinen ganzen unteilbaren göttlichen Sinn mitzuteilen. Wie ein gutes Theaterstück schon in der ersten Szene sein Ende enthält und in seinem Ende den Anfang enthüllt, so enthält Gott als Ursprung Gott als Ende in sich, und Gottes Ende beweist Gott, der Ursprung war. Das gute Stück schließt sich wie ein Kreis; es reiht nicht Szene an Szene, sondern läßt jede aus einer vollkommenen Einheit der Mitte hervorgehen. So ist Gott. Und das ist seine Allgegenwart, sein Allesumfassen, seine Katholizität.

Ich werde dem Dürstenden aus der Quelle des Wassers des Lebens geben, umsonst. Es wird also noch Dürstende geben. Es wird auf der neuen Erde noch einen Durst geben, aber einen himmlischen Durst. Es wird ihn geben, damit er vom Herrn gestillt werden kann, damit die Erfüllung durch Gott einem Bedürfnis entspreche. Und was Gott spenden wird, ihn zu stillen, wird *Wasser des Lebens* sein, Wasser, das Gott aus der Quelle schöpfen wird, und diese Quelle liegt in ihm. In ihm, dem Vater, in ihm, dem Sohn, und in ihm, dem Geist. Und sie liegt in dem, was ihre Einheit bewirkt; die Quelle wird zum Gleichnis für die dreieinige Bewegung. Und überall, wo dieses Wasser fließt, fließt es unmittelbar aus der Quelle. Nirgends ist es abgestandenes Wasser, nirgends getrübbtes, überall Quellwasser. Und weil er der dreieinigen Bewegung entstammt, verfügt Gott in seinen drei Personen darüber unmittelbar. Und wie sie darüber verfügen, so verschenken sie es, von der Quelle unmittelbar dem Dürstenden. Dieses Wasser ist die Antwort auf den Durst, und der Durst war Frage. Und wie der Durst Frage war und die Quelle Antwort, so ist das Wasser Leben. Und das Leben vermittelt den Durst sowohl wie die Stillung, weil das Leben Leben in Gott ist, und dem Einzelnen nicht mehr anders geschenkt wird als im Zusammenhang mit Gott, und weil es darum immer fließt, immer weiter

öffnet, immer fähiger macht, das Je-Größere Gottes zu erfassen. Das Je-Größere Gottes erfassen heißt nicht einfach, den Abstand zwischen dem Glaubenden und Gott vergrößern, es heißt, die Bejahung des größeren Abstands in den Glauben so einbauen, daß der Glaube selber zur Quelle des Wassers des Lebens wird, so daß letztlich Durst und Stillung des Durstes eine Einheit des Nehmens und Gebens im Glauben sind. Und Gott wird diesen Durst stillen, weil er Ursprung und Ende ist, Ursprung des Dürstens und Ende der Stillung, und weil Ursprung und Ende zugleich überall in ihm sind und sich widerspiegelnd finden im Glaubenden, der zugleich dürstet und willig ist, seinen Durst gerade je jetzt von Gott stillen zu lassen. Gott als Ursprung und Ende bewirkt den Durst und stillt ihn, und so erscheint er wie in einer neuen Beziehung zum Glaubenden: so als brauche ihn Gott im Himmel, um seinen Ursprung und sein Ende in ihm bestätigt zu finden.

Umsonst wird Gott den Durst stillen. Der Glaubende wird nichts zu leisten haben, um seine Stillung zu erhalten. Gott wird es ihm in der Umsonstheit der göttlichen Gnade geben. Denn die Dürstenden, von denen Gott jetzt spricht, sind die Dürstenden im Himmel, deren Leistung ganz von Gott aufgenommen wurde. Gott leistet den Dank, indem er die Verpflichtung zum Dank übernimmt, die den Durst entstehen läßt. Der Liebende dankt, daß er dem Geliebten dienen darf. So dankt Gott, daß er den Durst der Dürstenden stillen darf. Gott hat die Welt so geliebt, daß er ihr seinen Sohn schenkte, das Liebste also, was er besaß. Und der Dank der Menschen wäre, daß sie nun wenigstens glauben. Die, die im Himmel sind, haben diesen Dank geleistet. Und weil sie einen Dank geleistet haben, enthebt sie Gott jedes weiteren Dankes, übernimmt ihn an ihrer Stelle, um nun seinerseits zu danken: dafür, daß sie bereit waren, zu dürsten und darüber hinaus die Stillung ihres Durstes von ihm entgegenzunehmen. Schon daß er ihnen den Sohn schenkte, war *umsonst*. Schon damals

verlangte er keinen Dank für sich, den Vater, sondern übergab den Dank dem Sohn, und auch der Sohn wollte nur, daß wir dem Vater danken. Eigentlich hat jede Person auf den eigenen Dank verzichtet und nur erlaubt, daß wir den anderen Personen danken.

21, 7. Der Sieger wird diese Dinge erben, und ich werde ihm Gott sein, und er wird mir Sohn sein.

Der Sieger ist der, der den Himmel erreicht hat und im Himmel ist, der, für den der Herr die Welt überwunden hat. Er hat sie nicht überwunden, um allein Sieger zu sein über die Welt, sondern daß zugleich der Vater Sieger sei und die Glaubenden teilhaben an seinem Sieg und zu Siegern werden. Daß er uns zu Siegern werden läßt, zeigt er uns in seiner Begleitung durch das irdische Leben. Er überwindet unsere Schwierigkeiten und läßt uns siegend an dieser Überwindung teilhaben. Und indem er die ganze Welt überwand, hat er sie nicht als eine ganze einmalig besiegt, er hat sie in jedem Sünder, in jedem von uns vielmals und immer wieder überwinden müssen. Und wenn auch der Sieg, an dem wir teilnehmen dürfen, in unsern Augen wie nur einmalig erscheint und wir von unserem Glauben, unserer Bekehrung, unserer Antwort an Gott als von einem umrissenen, in uns nur weiterwirkenden Ereignis sprechen, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß Gott der Sohn dauernd in uns am Überwinden ist. Daß seine Überwindung der Welt in ungezählten persönlichen Siegen seines Leidens in jedem einzelnen Glaubenden sich ereignet und auswirkt.

Gott begnügt sich nicht damit, uns während des Lebens zum Sieg zu verhelfen. Er krönt diesen seinen Sieg dadurch, daß er uns im Himmel an seinem ewigen Leben teilnehmen läßt. Und dies nicht wie Fremdlinge, die immer wieder um Teilnahme betteln müssen, sondern als die Eigenen, als seine

Nächsten. Als seine berechtigten *Erben* all dessen, was er tut. Erben seines Ursprungs und Erben seines Endes, Erben des von ihm verliehenen Durstes, Erben der von ihm geschenkten Quelle dieses Durstes. Er wird dem Sieger *Gott sein*, und er geht darin wie eine neue Verpflichtung ein. Jedem von uns wird er Gott sein. Er wird dieses Bedürfnis, diesen Durst nach Gott, den er in uns erweckt hat, in jedem von uns zur Fülle seiner gegebenen Antwort werden lassen. Der Durst wird gestillt, und je stärker er war, desto mehr wird er gestillt. Er wird nicht einmalig gestillt. Er wird im gleichen Maß gestillt, als er fortschreitend von Gott selber in uns geweckt wird. Und jeder von uns wird in ihm seinen eigenen Gott erkennen. Den Gott aller andern, aber auch den Gott, an den er geglaubt hat, auf dessen Kommen er sehnsüchtig gewartet hat. Diese Erfüllung wird alles sein: wie ein Bräutigam sich nach der Braut sehnt, oder Kinder sich nach ihren Eltern sehnen und Eltern nach ihren Kindern, so schafft Gott alle diese Sehnsüchte wie kleine Abbilder seiner eigenen Sehnsucht, uns Gott sein zu wollen. Es ist der Inbegriff jeder Liebe, daß er das will. Und in seiner Verpflichtung schließt er für uns ein die Erlaubnis, ihm *Sohn* zu sein. Der Glaubende darf sein Sohn sein. Der Glaubende darf diese Fülle der Liebe Gottes als ein ihm Zukommendes annehmen. Er darf Sohn sein, in der Unbeholfenheit der Sohnschaft, in der Kindlichkeit des Sich-Übergebens, Sich-Anvertrauens, Glaubens. Und der ganze Glaube erscheint jetzt wie ein neues Geschenk: der Glaube nicht mehr als Forderung, der Glaube jetzt als unbedingte, letzte Erfüllung der Liebe Gottes in uns. Und jeder Glaube, den wir auf Erden hatten, und jede Erfüllung, die Gott uns auf der Welt gewährt hat, war wie ein Ansatz, als habe unser Glaube nur den Versuch gemacht, uns für die himmlische, im Himmel zu erfahrende Liebe Gottes zu öffnen und auszuweiten. Sie uns ebenso selbstverständlich wie unerwartet beglückend empfinden zu lassen. Nicht nur als die letzte Erfül-

lung dessen, was wir zu erwarten berechtigt waren, sondern als Bestätigung jeder neu erwachenden Hoffnung in seiner Liebe. Jede Liebe zu Gott gebiert Hoffnung und wird selbst aus Hoffnung geboren; sie wird dauernd durch neue Hoffnung gesprengt, um selber wieder als Liebe die Hoffnung zu sprengen. Der Liebende kennt im Himmel das Je-mehr Gottes nicht nur theoretisch; er kann nicht anders, als vom je-größeren Gott je-mehr zu erwarten. Gott nimmt dem Liebenden im Himmel jede Genügsamkeit. Die Hoffnung erscheint hier gleichsam als der Durst in der Liebe.

21, 8. Die Feigen dagegen, die Ungläubigen, die Verworfenen und Mörder und Unzüchtigen und Zauberer und Götzendiener und alle Lügner haben ihren Anteil im Teich, der von Feuer und Schwefel brennt, was der zweite Tod ist.

Nachdem Gott gezeigt hat, wie beschaffen das Zusammenwohnen mit ihm im heiligen Zelte sein wird, nachdem er Johannes aufgetragen hat, die ihm vermittelte Wahrheit aufzuschreiben, und ihm ein Bild davon entworfen hat, wie er für jeden Gott sein wird, und ihm die Sohnschaft des Glaubenden in ihm gezeigt hat, entwirft er das Bild dessen, was die Bösen erwartet. Er benennt sie der Reihe nach gemäß ihren Sünden und faßt sie zusammen im Begriff *alle Lügner*, alle, die die Wahrheit nicht angenommen haben. Lügner sind ebensowohl die Feigen wie die Ungläubigen, alle, die im Gegensatz zu seinem Gebot der Wahrheit stehen. Denn das Gebot der Wahrheit und das Gebot der Liebe sind eins. Und jeder, der sich von ihm abwendet, jeder, der ihm den Glauben verweigert, der das Seine in sich selber sucht, ist ein Lügner, weil Gott ihm seine Wahrheit nicht vorenthielt, der Lügner aber sich eine eigene Wahrheit schuf, die in Gegensatz stand zur Wahrheit Gottes. Und vielleicht hat er es nicht einmal so weit gebracht, sich eine eigene Wahrheit aufzu-

bauen, sondern begnügte sich damit, der eindrücklichen Wahrheit Gottes sein endgültiges Nein entgegenzusetzen. Er kann Lügner sein nur in der Aussage und Lügner sein ohne Aussage. Aber wenn die Lüge den Menschen wirklich erfaßt, dann wird sie zu seiner Herrin; sie formt nicht nur seine Haltung, sondern dauernd sein aktuelles Sein. Er verharret im Zustand der Lüge, er wandelt jedes Jawort, das Gott von ihm erwartet, in ein unerbittliches Nein, das er jedesmal ausspricht, wenn irgendeine Forderung an ihn gelangt, so daß er als Lügner sein Antlitz Gott nie mehr zuwendet. Und wenn Gott ihn zu erfassen versucht, dann kehrt er sich ab, und Gott bekommt immer nur seine Abweisung zu sehen. Und je mehr Gott ihn an sich zu ziehen sucht, um so mehr verstärkt sich seine Abwehr. So kann er zuletzt nur in den Feuer- und Schwefel- teich geworfen werden. Gott kann keinen an sich ziehen, der die Kraft, die Gott ihm leiht, dazu benützt, sich von Gott noch mehr zu entfernen. *Was der zweite Tod ist.* Wer in den Teich geworfen wird, fühlt es, wie Gott ihn wirft. Im Geworfenwerden weiß er, daß Gott ist, den er leugnet, daß es die Stimme Gottes gegeben hat, die er nicht hat hören wollen und weggeleugnet und umgelogen hat. Aber der Teich ist der zweite Tod nicht nur sofern die Lüge ihre eigene Erfüllung findet, sondern auch sofern die Lüge als Lüge sich verzehrt. Sie hat die Möglichkeit nicht mehr, sich eine Scheinwelt aufzubauen, sie hat kein Material mehr, das sie verdrehen kann, sie ist endgültig entkräftigt. Aber dieser Tod der Lüge besagt nicht die Möglichkeit einer Rückkehr zur Wahrheit, sondern vielmehr die Notwendigkeit, im Tod der Lüge zu verharren. Es ist nicht nur das Weiterdauern des leiblichen Gestorbenseins in der Vorläufigkeit bis zur Auferstehung. Es ist der Tod des Geistes selbst. Wer auf Erden nur einen schwachen Glauben besaß, aber zu Gott gewendet war, der kann so geweitet werden, daß sein Glaube im Himmel bis in die letzten Winkel hinein erfüllt wird; alles in ihm,

was leer stand, was ihm selber unbekannt war, wird ans Licht gezogen, gereinigt, gefüllt. Wer dagegen bis zuletzt ein Lügner war, der wird zwar wissen, daß es eine Wahrheit gibt, daß es einen dreieinigen Gott gibt, aber er wird diese Wahrheit niemals als Erfüllung seines Geistes besitzen; es wird ihm etwas vollkommen Fremdes, Unzugängliches, etwas in keiner Weise Erfüllendes sein. Und weil die Abwendung hoffnungslose Lüge ist, wird er dauernd ohne Hoffnung bleiben.

DIE GATTIN DES LAMMES

21, 9. Und es kam einer der sieben Engel, die die sieben Schalen haben, gefüllt mit den sieben letzten Plagen, und er redete mich an und sprach: Komm, ich werde dir die Braut zeigen, die Gattin des Lammes.

Jetzt sieht Johannes in seinem neuen Geist, im Geist des Im-erfüllten-Himmel-Seins, einen der Engel, den er schon vorher gesehen hatte. Dieser Engel spricht ihn wie die bisherigen an, wissend aber, daß er den neuen Johannes vor sich hat. Am Engel selbst ist keine Veränderung wahrzunehmen. Und er erfüllt von neuem an ihm den Auftrag des Zeigens. *Komm!* Er ruft ihn mit einer Unbedingtheit, die des Erfolges sicher ist. Er weiß, daß die Bereitschaft des Apostels, zu gehorchen, sich in eine Stetigkeit des Gehorsams gewandelt hat. Denn auch der Gehorsam wandelt sich im neuen Himmel; er ist synchron geworden mit der Aufforderung. Man ist im Himmel je schon am Gehorchen. Es gibt die Pause zwischen dem Befehl und seiner Ergreifung nicht mehr, und gar erst der nachfolgenden Ausführung. Das Je-jetzt der Ewigkeit zeigt sich auch darin, daß das Je-jetzt des Hörens auch das Je-jetzt des Gehorchens ist. Und auch darum folgt man im Himmel sofort, damit man stets im Folgen frei sei für das nachfolgende Folgen, somit auch Gott sogleich frei sei für die nachfolgende Forderung. Die Bereitschaft des Dienens hat eine innere Unermüdlichkeit erhalten, die der Ewigkeit entspricht, eine Nicht-Ermüdung durch den Vollzug des Auftrags. Wer im Auftrag eine Last trägt, verzehrt auf dieser Welt einen Teil der Kraft, die er gehabt hätte, um eine andere Last zu tragen. Im Himmel ist es umgekehrt: wer

die Last trägt, verbraucht keine Kraft, er erhält vielmehr tragend die Kraft, den nächsten Auftrag auszuführen. Und darüber hinaus gibt es auch diese Beziehung: daß Erschöpfung auf der Welt im Ausführen des Dienstes zu einem Zuwachs an Kraft im Himmel wird, um weitere Aufgaben zu übernehmen.

So ruft der Engel, und Johannes geht. Und der Engel zeigt zugleich das Wohin des Gehens. Denn im Himmel hört die Unübersichtlichkeit des Gehorsams auf. Auf Erden weiß man oft nicht, wozu Gott einen ruft. Man weiß nur unbestimmt, daß sein Wille die Wahrheit ist, wahrer als der eigene Wille. Und daraufhin gehorcht man, ohne Übersicht über den Inhalt des Befehls. Im Himmel ist auch der Inhalt übersichtlich; man weiß, wozu Gott ruft, auch wenn alles schließlich in sein Geheimnis hineinmündet. Wer auf Erden mitten in Leiden und Überforderung den Willen Gottes erfüllt, tut ein „Werk“, hat „Verdienst“. Im Himmel ist mit der Forderung sosehr die Erfüllung mitgeschenkt, daß man von keinem Gott gegenüberstehenden Werk mehr reden kann. Was an Unübersichtlichkeit bleibt, fällt mit dem Geheimnis Gottes selbst zusammen. Johannes folgt, eingeschlossen im Willen Gottes, und Gott selber leistet das Folgen. Und dennoch tut Johannes ganz das, was er selber will, nämlich Gott gehorchen. Aber sein Gehorsam ist ganz Funktion seines Glaubens geworden, weit mehr als auf Erden, wo sein Wollen immer auch noch Funktion seines eigenen Denkens und Überlegens war.

Ich werde dir die Braut zeigen. Der Engel zeigt im Auftrag die Braut, wie er vorher im Auftrag die gefallene Stadt gezeigt hat. Er fordert von Johannes die vollkommene Demut, alles Gezeigte und auch diese Schau der Herrlichkeit anzunehmen. Die Demut im Himmel ist wie ein dauerndes Nicht-Abwehren der Gnaden. Sie hat in sich die Erkenntnis des vollkommenen Abstandes zwischen Gott und Geschöpf — wie sie auf Erden im Domine non sum dignus sich ausspricht —

und ist doch innerhalb dieser Erkenntnis die volle Zustimmung zu allem, was Gott schenkt und mitteilt. Und beides in Einheit, ohne das Hin und Her, das auf der Welt herrscht. Man kommt nicht auf sich zurück, um den Abstand zu ermessen. Man ist in einem Zustand des Wissens darum, in einer Stabilität der Erkenntnis. Kein Geschenk Gottes wird „erwartet“.

Die Gattin des Lammes. Was Johannes sieht, ist die Braut, die zugleich die Gattin des Lammes ist. Sie ist die Einzige. Und sie ist die Verherrlichung des Lammes, wie das Lamm die Verherrlichung des Vaters ist. Es ist notwendig, daß Johannes diese ganze Herrlichkeit sieht, notwendig, wie alles Bisherige, zur Erfüllung seines Auftrags. Und weil die Gattin des Lammes seine Verherrlichung ist, ist der Herr darauf angewiesen, daß der Engel sie dem Apostel zeigt, daß diese indirekte Form der Vermittlung gewählt wird. Der Herr offenbart direkt nur das, was den Vater, nicht was ihn selber verherrlicht. Darin liegt ein Zugang für das Verständnis der Vermittlung in der Kirche, der Heiligen. Die Heiligen weisen alle mehr auf den Sohn als auf den Vater; sie sind da, um den Sohn zu verherrlichen, welcher den Vater verherrlicht. Und wie im dreieinigen Gott eine Wahl getroffen wird, und nur der Sohn den Auftrag der Menschwerdung übernimmt, so übernimmt im Geiste dieser Wahl der Sohn die Wahl seiner eigenen Vermittler.

21, 10—11a. Und er entrückte mich im Geist auf einen großen und hohen Berg und zeigte mir die Heilige Stadt Jerusalem, herabsteigend aus dem Himmel von Gott her, im Besitz der Herrlichkeit Gottes.

Johannes hat die Heilige Stadt schon einmal erlebt, aber ganz anders als jetzt. Vorher sah er sie als Ganzes, jetzt wird sie ihm im Einzelnen gezeigt und in ihrer Eigenschaft als Gattin des Lammes. Um sie sehen zu können, wird er auf

einen Berg versetzt. Er muß also seinen Standort wechseln. Er wechselt ihn im Gehorsam gegenüber dem Engel. Dieser Wechsel ist nötig, um verständlich zu machen, daß im Himmel nicht alles auf der gleichen Ebene liegt, daß die Aufträge eine ganz bestimmte Prägung erhalten, daß die Sicht eine verschiedene sein kann. Und andererseits ist es so, daß Johannes sich jetzt mit dem Engel allein entfernen muß. Es gibt jetzt für ihn ein Zweisein mit dem Engel, beinahe wie eine leichte Entfernung von der Stimme Gottes. Aber diese Entfernung bedeutet keine Entfremdung, sondern zeigt die Weite, die Spannung innerhalb der einen himmlischen Existenz an. In seinem Gehorsam an den Engel hat Johannes keine Einwände, er erhebt nicht den Anspruch, weiter in der unmittelbaren Nähe des Thrones zu bleiben. Er weiß, daß der Gehorsam an den Engel der gleiche Gehorsam ist wie der, den er Gott leistet. Und er gibt sich hin, aber die Hingabe, die von ihm gefordert wird, wird nicht als Werk von ihm geleistet, sondern von Gott selber in ihm vollzogen. Er weiß das, und es bleibt nichts übrig, als in dieser Leistung der Hingabe zu bleiben. Und seine Freude steigert sich, denn wenn auch die Forderung wie verringert aussieht, ist sie doch in Wahrheit vermehrt. Er ist vollkommen innerhalb des göttlichen Je-mehr. Und wenn der Engel ihn nochmals *im Geiste entrückte*, so ist dieses Getragenwerden eine Erhöhung des Gehorsams, eine Vollendung seines ganzen Gelübdelebens. Er wird entrückt, um in einem Geist, der jetzt vom Engel vermittelt wird, die Heilige Stadt zu schauen.

Er sieht sie in doppelter Weise: wie eine Stadt und als von Gott her kommend. Und weil er selbst von Gott kommt, auf der Bahn von Gott zum Engel in den jetzt zu erlebenden Gehorsam hinein sich befindet, sieht er auch die Stadt als von Gott zu Gott gehend, als Heilige Stadt, ja, als den Geist der Heiligkeit überhaupt, weil sie Gott gehört, von Gott her kommt, sich für Gott schmücken läßt, somit alles Gott über-

geben hat. Und als solche ist die Stadt Gattin des Lammes. Sie ist auserwählt, sie hat Ja zu ihrer Erwählung gesagt, sie bleibt in der ewigen Schmückung für den Bräutigam. Das ist ihre Heiligkeit. Und alles, was in ihr ist, ist ganz heilig; die Braut des Herrn kann nicht anders als in ihrem ganzen Wesen, in jedem ihrer Gedanken, in allen ihren Absichten und Verwirklichungen heilig sein. Heilig, um den Bräutigam zu verherrlichen; heilig vor allem aus Gehorsam. Aus dem Gehorsam, der heilig macht. Aus dem Gehorsam, der in ihr die vollkommene Verwirklichung des Willens Gottes besagt, die absolute Hinnahme der Liebe. Und ihre Heiligkeit ist nichts Allgemeines, das ihr nur im Ganzen anhaftet. Die Heiligkeit der Gattin wird Johannes in alle Einzelheiten hinein gezeigt, und er erlebt dabei die Entstehung und Prägung der Heiligkeit. Denn alles, was im Himmel schon heilig ist, wird jetzt heiliger. Und die Heiligkeit der Stadt wird ihm außerdem in einer besonderen Durchsichtigkeit gezeigt, so daß er ihre ganze Zusammensetzung erlebt. Sie wird vor seinen Augen wie auseinandergefaltet. Er bekommt durch den Einblick in das Wesen der Heiligen Stadt eine Art Anatomie der von Gott mitgeteilten Heiligkeit, um sie innerlich zu verstehen, zu ermessen, in ihrer ganzen Struktur zu ergründen.

Jerusalem kommt *von Gott her* und ist *im Besitz der Herrlichkeit Gottes*. Aber obwohl sie ganz durchsichtig ist in Gott, ist sie doch eine Stadt mit ihren Konturen und einer inneren Vielheit. Ihre Heiligkeit ist darum nicht undifferenziert. Es gibt in ihr Formen, Typen der Heiligkeit, dargestellt an einzelnen Heiligen, die wie die Bausteine und Strukturelemente ihrer Heiligkeit bilden. Aber wiederum bilden alle diese Elemente nur die eine Heiligkeit, die von Gott kommt, die gefordert und geschenkt wird, um die Heiligkeit Gottes zu offenbaren.

Und indem Johannes diese ganze Heiligkeit sieht, hat er mitsamt dem Engel Anteil an ihr, und für die Heilige Stadt

ist dieses Betrachtetwerden durch Johannes und durch den Engel eine Bestätigung ihrer Heiligkeit. Wenn man auf Erden einem Heiligen sagt, er sei heilig, dann wird er es nicht glauben, oder wenn er es glaubt, dann wird es seiner Heiligkeit Abbruch tun. Im Himmel dagegen kann der Heilige ohne Schaden um seine Heiligkeit wissen, weil die Heiligkeit, die auf Erden schon Dienst war, es im Himmel nochmals neu wird. Hier muß man um die Heiligkeit wissen, um sie voll für den Dienst verwenden zu können. Was auf Erden unmöglich ist, das ist im Himmel notwendig. Im Himmel besteht keine Gefahr mehr, daß dieses Wissen schadet. Der Heilige muß dieses besondere Geschenk Gottes jetzt nicht nur annehmen, sondern auch verdanken können. Und dazu muß er es kennen. Es gibt dabei keine Nivellierung in der Heiligkeit, um gleichsam das Wissen darum durch den Gedanken zu erleichtern, daß alle gleich heilig sind. Es gibt noch immer die Auszeichnung und Besonderheit, auch wenn sie jetzt allen offenbar ist und allen zugute kommt. Auf Erden muß nur so viel vom Eigenen sichtbar sein, als es dem Gehorsam förderlich ist, als es Mut macht, im Dienste auszuharren, als es den Kleinmut verhindert, für die Sendung festigt. Es braucht auch auf Erden ein Mindestmaß von Wissen um den Gnadenbesitz, etwas, woran der Gesendete sich halten kann, um neu zu versprechen, sich neu hinzugeben. Aber viel mehr als das, was man weiß, bleibt einem verborgen. Im Himmel faßt die Heiligkeit alle positiven Seiten zusammen, und ihre Bewußtheit, die nicht mehr schaden kann, läßt den Dienst bewußter und gewollter werden.

21, 11b. Ihr Glanz glich dem eines sehr kostbaren Steines, wie der Stein Jaspis, durchsichtig wie Kristall.

Durch das Gefunkel wird man aufmerksam auf den Stein wie durch den Duft auf eine Blume. Die Heiligkeit Jerusalems funkelt wie ein kostbarer Stein, an ihrem Glanz wird sie

erkannt. Es ist ein Strahlen, das von überall ausgeht. Denn alles an der Heiligen Stadt dient jetzt dazu, ihre Heiligkeit zu steigern, auf daß Gott mehr verherrlicht werde. Und die Strahlen des vom Edelstein zurückgesendeten Lichtes sind ja die Strahlen des Lichtes Gottes. Aufgenommen nur, um desto besser zurückgespiegelt zu werden. Alles fällt auf Gott zurück, aber auch auf den, der Gott anschaut oder die Heilige Stadt. Denn die Schau im Himmel ist überall göttliche Schau, von Gott geschenkt, auf Gott gerichtet, auch hier, da Johannes die Heiligkeit der Stadt betrachtet. Es ist das Gebet des Himmels, die vollkommene Kontemplation. Es ist das direkte Geschenk Gottes, das er so unbedingt verstrahlt: an die Dreieinigkeit, an die Heiligen, an jeden der Erlösten. Alle sind im gleichen Gebet eingeschlossen. Nicht als ob die Heiligen zu Gott würden, sondern Gott ist so sehr gegenwärtig, daß er überall sichtbar wird, aus allem herausstrahlt und auf alles hinstrahlt. Alles redet von der Liebe Gottes, alle Wesen erzählen einander von Gott, nicht so, daß sie selber verschwinden, sondern aus ihrem Sein strahlt das Wesen Gottes hervor. Wie die ganze Schöpfung vom Glaubenden in sein Glaubensleben einbezogen werden kann, als das, was von ihm verklärt wird, worin sich der Glaube aber auch ausruhen darf, so wird im Himmel die ganze Schöpfung in die Kontemplation Gottes einbezogen, ohne dadurch aufzuhören, Schöpfung zu sein. Und dies alles immer wieder in der Einheit der Braut und Gattin. Die Heiligkeit, die die Stadt ausstrahlt, ist die Heiligkeit der einen Braut Christi. Die ganze Stadt, jeder ihrer Einwohner, alles, was sich in ihr befindet: alles wird bräutlich und Braut, so wie die Braut zugleich Stadt wird. In der Einheit von beidem liegt die Katholizität der Heiligkeit.

Ihr Strahlen ist *durchsichtig wie Kristall*. Man sieht hindurch, man erkennt jede Einzelheit, aber immer im Funkeln des einen Lichtes Gottes. Und alles, was bisher als bekannt vorausgesetzt wurde, erstrahlt jetzt im neuen, vollkommenen

Licht der himmlischen, vollkommenen Heiligkeit. Und an der Schönheit der Braut ersieht der Apostel, daß keine Mühe zu groß war, sie so zu schmücken. Er ersieht daraus die Berechtigung aller Schmückung, die für den Herrn vorgenommen wird. Aber ihre Schönheit erscheint nur in diesem Licht, das sie trifft und von dem sie widerstrahlt. Es ist nicht ihr eigenes Licht, sondern einzig das Licht Gottes. Alles, was sie tun kann, ist, das Licht so voll wie möglich aufzufangen und so rein wie möglich zurückzustrahlen zu dem, der es ausgesendet hat. Das Prunkvollste an der Kirche ist gerechtfertigt, wenn es einzig dazu dient, die Herrlichkeit Gottes besser sichtbar werden zu lassen. Sich besser von Gott bestrahlen lassen ist die wahre Heiligkeit; jede andere wäre Parodie und Betrug. Alle Anstrengung kann nur darauf gerichtet sein, daß Gottes Licht besser auf uns und durch uns strahlen kann. Das Kleinste aber, was im Lichte Gottes getan wird, strahlt wirklich und unabgeschwächt sein Licht. Der Ansatzpunkt, die Wurzel jeder Heiligkeit ist darum die Demut: sich von Gott lieben lassen zu wollen und in dieser Liebe Gottes selbst lieben zu wollen. Jeder, der als Heiliger sein eigenes Licht strahlen lassen wollte, wäre nicht durchsichtig wie Kristall, er wäre im Gegenteil undurchsichtig. Er würde das Leben Gottes ersticken durch sein eigenes Leben. Wahre Heiligkeit ist reine Werkzeuglichkeit: Einstrahlen und Durchstrahlenlassen des einzigen Lichtes in der vollen Durchsichtigkeit.

Der Vergleich mit dem *Stein Jaspis* dient dazu, die Nicht-Farblosigkeit der Heiligen zu bezeugen. Das Licht Gottes ist keine Vereinerleiung der verschiedenen Heiligen. Diese werden vielmehr in ihrer Persönlichkeit noch unterstrichen. Die Färbung der Heiligkeit ist in jedem verschieden, und zwar so, daß Gott jeden Heiligen, der sein persönliches Wesen besitzt, von vornherein schon mit jenem Licht bestrahlt, das der besonderen Gestalt dieser Heiligkeit entsprechen soll. Die ihm zugeteilte Gnade ist wie bestehend aus einer allgemeinen

Gnade, die wie indifferentes Licht ist, und einer besonderen Gnade, die dem Wesen und der Forderung dieser bestimmten Heiligkeit entspricht. Und der Heilige, der in die Idee hineinwächst, die Gott von seiner Heiligkeit hat, strahlt dann nicht bloß das persönlich gefärbte Licht der Gnade aus, das Gott ihm geschenkt hat, sondern in einer Einheit beides, das besondere und das allgemeine, das beides von Gott stammt und in ihm eine Einheit geworden ist.

Wenn ein Mensch begreift, daß er eine besondere Sendung hat, dann heißt das vom Himmel aus, daß er zum Heiligen in diesem differenzierten Sinn erkoren ist. Er wird dann auf Erden diese Sendung zu erfüllen haben und keine Vorliebe für irgend etwas anderes an den Tag legen dürfen. Und das, was auf Erden als Aufgabe aussah — sichtbare oder verborgene, aktive oder kontemplative —, das wird sich im Himmel als Heiligkeit enthüllen. Er wird daher im Himmel keine andere Prägung und Färbung erhalten, als er sie schon auf Erden besaß. Er wird nur vollkommen das sein dürfen, wozu die Gnade Gottes ihn von jeher erkor.

21, 12. Sie hatte eine große und hohe Mauer; sie hatte zwölf Tore und über den Toren zwölf Engel, und Namen darauf geschrieben, die der zwölf Stämme der Söhne Israels.

Jerusalem ist wie ein richtige Stadt von einer hohen Mauer umgeben. Sie bestimmt ihre Gestalt nach innen und nach außen. Denn die Heiligkeit muß zugleich von innen und von außen geschützt werden. Der innere Schutz besteht darin, daß nichts Schlechtes in die Stadt aufgenommen wird, was nicht heißt, daß sie das Böse nur negativ von sich abweist. Aber wenn es in irgendeiner Form innerhalb ihres Auftrags auftaucht, dann muß es im Augenblick, da es sie berührt, umgewandelt werden. Und so kommt es doch zu keiner direkten Berührung zwischen der Heiligkeit und dem Bösen. Und diese Trennung versinnbildet die Mauer. Das Böse wird

verwandelt oder abgewiesen oder auch gewissermaßen übersehen, nicht erlebt, nicht empfunden. Das Böse kann sich herandrängen und es wird doch nicht bemerkt, weil es gar nicht zum Auftrag gehört, sich mit ihm abzugeben. Es ist da, als wäre es nicht da. Die Heiligkeit ist innerlich durch eine Mauer davon getrennt. Und sie hat nicht nur ein Recht auf diesen Schutz, sie ist auch verpflichtet dazu, denn es darf keinerlei Vermengung zwischen beiden stattfinden, damit Jerusalem dauernd die Heiligkeit Gottes zurückstrahlen kann.

Andererseits sorgt die Mauer für einen Schutz nach außen. Sie begrenzt die Heilige Stadt, was nicht heißt, daß sie auch ihr Wirken beschränkt. Es heißt nur, daß das Heilige in ihr behütet bleibt, in einem Drinnen verharnt und somit auch in einer Einheit. Die Mauer verhindert jede Zersplitterung. So gibt es auch keine Rechnung, keine Buchung von Ausgaben, die eine Verminderung anzeigen würden. Und die Mauer ist ringsum gleich stark, gleich angemessen und bewirkt, daß die Brechung zu Gott hin überall die gleiche ist. Solange der Heilige auf Erden ist, gibt es in ihm immer Reste des Allzumenschlichen; und doch strahlen auch sie, weil sie gesehen und bekämpft werden, etwas von der Kraft Gottes aus. Es gibt hier eine Art Überkompensierung durch die von Gott verliehene Heiligkeit. Und so gibt es den Moment, wo der Unterschied zwischen dem auf Erden noch strebenden, noch nicht abgerundeten Heiligen und dem Heiligen im Himmel sich aufhebt, unwichtig wird, und entsprechend der Unterschied zwischen dem himmlischen Jerusalem und der irdischen Kirche.

Die Mauer versinnbildet schließlich den Schutz durch Gott selber. Sie erinnert daran, daß Gott sich seiner Heiligen so annimmt, daß sie wie von einer Mauer geschützt sind. Mögen sie menschlich noch so verwundbar sein, noch so empfindsam und leicht zu verletzen, ein Schutz ist stets für sie bereit. Gott hält sie in seiner ganz besonderen Obhut. Er gibt

ihnen Gnaden und Geschenke, die etwas Festigendes und Dauerndes haben. So kann die Welt die Heiligen nicht verführen und nicht verbittern. Die Heiligkeit der Heiligen ist so sehr die Heiligkeit Gottes, daß Gott ihre Verletzung nicht duldet. Darum ist die Heiligkeit auch nur so lange im Menschen, als er sich durch Gott schützen läßt und nicht dazu übergeht, sich selbst zu schützen. Er muß also jede Beleidigung durch das Böse, die auf ihn zukommt, zuerst als Beleidigung Gottes fühlen und sie mit der Mauer Gottes abwehren. Finge er an, sich selber angegriffen zu fühlen und entsprechend sich selber zu verteidigen, dann würde er die Mauer Gottes immer mehr durch eine von ihm selbst aufgebaute Mauer ersetzen, an Stelle der Gnade immer mehr das Verdienst stellen, er wäre auch nicht mehr imstande, einen ungerechten Vorwurf auf sich sitzen zu lassen. Es gehört eine gewisse Demut dazu, eine Mauer Gottes um sich zu haben, weil sie den Anschein erweckt, als würde dadurch die Übersicht nach außen und nach innen behindert. Sie scheint die freie Entfaltung zu hemmen, sie sondert ab, sie drängt einen bestimmten Umriss auf. Aber dieses Gefühl kommt nur auf, wenn der Mensch im geheimen versucht, sich über die Gnade zu erheben. Für die Gattin ist das Lamm nicht übersichtlich. Sie gibt ihre eigene Übersicht preis in die Übersicht des Lammes hinein. Und irgendwie wird das Lamm ihr dadurch noch unübersichtlicher, weil die Gattin nicht weiß, was sie übergibt, was das Lamm von ihr hat, wie das Geheimnis, das sie dem Lamm übergeben hat, sich mit dem Geheimnis des Lammes paart. So ist auch der Mann ein Geheimnis für die Jungfrau, die sich ihm hingibt, weder übersieht sie, was sie ihm gibt, noch was er daraus machen wird; sie weiß nur — nicht wissend — daß, was er tun wird, richtig ist.

Sie hatte zwölf Tore. Zwölf ist die Zahl, die von jetzt an in der Heiligen Stadt beherrschend wird, die Zahl der Apostel. Alles mündet in das Apostolat hinein, in die Mitteilung des

Auftrags des Bräutigams, in die Vor-Eucharistie. Als hätte der Herr seinen Leib und sein Blut zunächst einmal Zwölfen geschenkt, und durch sie hindurch allen übrigen. Die zwölf Tore sind zwölf Öffnungen in der Mauer, die Gott selber eingelassen hat. Zunächst sieht man nur die Tore, ohne zu wissen, warum sie angebracht sind. Man ahnt wohl, daß sie zum Apostolat führen, doch ist dies vorerst wie verdeckt. Die Tore sind, weil die Heiligkeit der Stadt überall gleich ist, ganz regelmäßig verteilt. Die Stadt wird durch die Öffnungen nicht schutzlos. Aber sie hat an dieser Stelle eine besondere Empfindsamkeit: sie ist hier exponiert. Wären die Tore nicht, so würde der Heilige keinerlei Unruhe kennen. Aber weil er nicht nur heilig ist, um die Heiligkeit Gottes an sich geschehen zu lassen, die Herrlichkeit Gottes nur passiv widerzuspiegeln, sondern auch, um sie zu formen und persönlich werden zu lassen, in seinem spezifischen Auftrag zu verwirklichen, darum kennt er die Unruhe. So zielsicher sein Apostolat auch sein mag, es ist doch von Unruhe umgeben, und zwar von einer Unruhe, die von Anfang an da ist und die Johannes in den Toren sieht. Die Tore unterbrechen die Gleichmäßigkeit der Mauer, und die Tore sind von Anfang an da. Mauer und Tore werden gleichzeitig gebaut und geschenkt; der Zweck der Mauer und der Zweck der Tore sind vollkommen synchron. Und Heiligkeit ist in diesem Sinne nicht eine Tugendübung: als ob man irgendwo anfangen könnte zu bauen und einfach Steine auf Steine zu setzen. Sondern die ganze Form der Heiligkeit ist da, vorgegeben, und so muß sie im Menschen auch als ganze gleichzeitig entfaltet werden. Gott überschüttet ihn mit seiner Heiligkeit, aber er bestimmt dabei Weise und Maß, wie man sie aufzufassen und in sie hineinzuwachsen hat. Vielleicht erreicht der Heilige auf Erden nicht ganz das vorgegebene Maß seiner Sendung. Dann wird die Ganzheit bei seinem Eintritt in den Himmel aufgerundet und verwirklicht.

Und über den Toren zwölf Engel, nach außenhin schauend, zu Gott hin, da die Braut ja Gott entgegengeht. Und die Engel haben die Schau Gottes. Wohl haben sie teil an der Heiligkeit der Stadt und wissen um sie. Aber sie haben noch viel mehr teil an der Schau Gottes. Denn in ihrer Schau zu Gott hin lenken sie gleichsam den Blick der Heiligen Stadt auf Gott. Und sie werden selbst von der Stadt dem Bräutigam zugekehrt: die Stadt will, daß ihre Engel an der Verherrlichung des Bräutigams teilnehmen — das ist ja der Sinn der Stadt —, indem sie ihn anschauen. Und dann zeigen die Engel über den Toren auch, daß sie stets ihres Amtes walten. Sie sind wie Wächter über der Stadt, Beschützer ihrer Herrlichkeit, aber auch Vorbereiter ihres Apostolats, das sie wie vorahnend beschützen: das Apostolat der Heiligen Stadt, der Heiligkeit überhaupt. Hier überall sind die Grenzen zwischen der Heiligen Stadt und dem einzelnen Heiligen fließend.

Und Namen darauf geschrieben, die der zwölf Stämme der Söhne Israels. Die Stämme haben die Verheißung der Heiligkeit; bei ihnen ist sie hinterlegt. Sie erfüllen die Verheißung nicht selbst, das tut der Herr. Aber sie haben einen Anteil daran, da sie wissen, daß er kommt und sie ihn erkennen müssen. Sie haben die Verheißung wie ein Pfand, an dem sie sein Kommen erkennen können. Und weil sie an der Verheißung so beteiligt sind, müssen sie die Braut dem Bräutigam bringen. Sie werden gleichsam zu Trauzeugen. Es genügt nicht, daß sie den Bräutigam erkennen, sie müssen ihm in einem weiteren Sinn dazu verhelfen, die Braut zu finden. Als Besitzer des Pfandes wissen sie, wer es ist, und können auf ihn weisen, aber dieser Hinweis ist schon Dienst am Herrn und deshalb schon Dienst an der Zusammenführung von Bräutigam und Braut. Sie dürfen an der Hochzeit teilnehmen und dem Herrn die geschmückte Braut vorstellen. Das ist ihr „Apostolat“, daß sie das tun, aber erst an die Stämme, noch nicht an die Person gebundenes Apostolat. Es geht noch nicht darum,

jemanden zu bekehren, eine Wahrheit zu verkünden, sondern der Herr bringt seine Wahrheit mit und die Braut bringt von Gott ihre Wahrheit mit; in einer himmlischen Zeremonie, die es zuläßt, daß die Stämme, die die Verheißung hatten, dabei einheitsstiftend mitwirken. Und was sie tun, ist kein leeres Symbol, es kommt darin eine wahre Dankbarkeit des Herrn für die Stämme zum Ausdruck. Die Beschriftung der Tore mit den Namen der zwölf Stämme hat wohl etwas Symbolisches, zumal keine einzelnen Menschen da sind, die diese Symbole real vertreten. Sie weisen voraus auf einen kommenden Dienst, ein kommendes Apostolat; das ist ihre Bedeutung, ihre Realität, und darin sind sie einheitsstiftend zwischen Bräutigam und Braut.

21, 13. Im Osten drei Tore und im Norden drei Tore und im Süden drei Tore und im Westen drei Tore.

Die Mauer der Stadt bildet ein Viereck, dessen vier Seiten den vier Himmelsrichtungen zugekehrt sind. Jede der gleichlangen Seiten ist mit drei Toren versehen, so daß den Toren des Ostens die des Westens gegenüberstehen, denen des Südens die des Nordens. Und von einem Tor zum gegenüberliegenden gehen gerade, parallele Wege, so daß jedem Eingang ein entsprechender Ausgang gegenüberliegt, wobei jeweils die Stadt durchquert werden muß. Die Heilige Stadt und der Heilige mit ihr lassen also das Licht Gottes nicht an der Mauer abprallen, sie strahlen es nicht zurück, ohne es ganz aufgenommen, ganz durch sich hindurch gelassen zu haben. Heiligkeit ist nichts so Billiges, daß es genüge, das Göttliche nur an der Oberfläche zu empfangen und zurückzusenden. Gott zieht jedesmal den ganzen Menschen in die von ihm verliehene Heiligkeit hinein. Und die Entsprechung der Tore ist so vollkommen, daß man sich nicht vorstellen kann, wie das Licht in der Stadt gebrochen werden sollte. Es geht ungebrochen von Tor zu Tor, und geht doch einen

bestimmten Weg, entsprechend der Aufnahme und Verarbeitung durch den bestimmten Heiligen. Aber es gibt auch keine Möglichkeit, das Licht in sich zu behalten; die Stadt ist so angelegt, daß es notwendig durch das andere Tor wieder ausströmt. Gott hat seine Heiligen wie einen Garten angelegt; es gibt einen Plan in der Heiligkeit, dem der einzelne Heilige eingeordnet ist. Es wird ihm gar nicht überlassen, nachzudenken, was er selbst mit dem erhaltenen Licht anfangen will. Das Licht ist so sehr Auftrag, daß es durch den Heiligen hindurch, mit dem, was dieser ihm mitzugeben hat, nach Vollführung des Auftrags sich in Gott wiederfindet. Aber da die Stadt ja nicht leer ist, sondern gefüllt mit vielerlei Dingen, so muß das Licht, wenn es seinen geraden Weg durch die Stadt verfolgt und durch diese Dinge hindurchgeht, gerade die, die es antrifft, in Dienst nehmen: den Charakter, die Begabung, das bisherige Schicksal, auch das künftige, alles, was den, der heilig sein soll, als Menschen und als Glaubenden kennzeichnet. Was das Licht selber als Auftrag mitbringt, ist nicht vorzuberechnen, der Mensch aber weiß, daß es alles, was in ihm ist, durchqueren muß, und in ihm erst dann zum Auftrag wird, wenn er Ja dazu gesagt hat. Hat er Ja gesagt, dann weiß er, daß er für den Durchgang des Lichtes durch ihn verantwortlich ist. Nachher, wenn das Licht die Stadt wieder verlassen hat, ist er dafür nicht mehr verantwortlich. Nur das muß er verantworten, daß das Licht Gottes ihn überall dort treffe, wo es ihn treffen will, und ihn dort verlasse, wo Gott es vorgesehen hat. Wie der Weg von Tor zu Tor beschaffen ist, ist sehr geheimnisvoll, wie das Licht durch den Heiligen hindurchgeht, ist für ihn selber nicht verstehbar. Er von sich aus hat nur dafür zu sorgen, daß er vollkommen durchsichtig sei: vor Gott wie vor der Kirche (die im Beichtvater konkret wird), und daß das Licht ihn an keiner andern Stelle und in keiner andern Brechung verlasse, als es in der von Gott bestimmten Bahn des Lichtes

vorgesehen war. Die Auswahl dessen, was in der Person des Betroffenen wichtig und was unwichtig ist, liegt ganz im Ermessen des Lichtes. Die Person hat weder das Licht zu lenken oder zu gestalten noch gewisse Teile dem Licht zuzuwenden, andere zu entziehen, noch überhaupt von sich aus irgendeinen Plan aufzustellen — und wäre es ein Plan der Heiligkeit —, was aus dem Licht in ihr zu werden hat. Der Plan nicht nur der Aufgabe, sondern letztlich auch der für die Aufgabe werkzeuglich gebrauchten Person liegt ganz im Licht selber, das von sich aus das Vorgefundene, von ihm Durchflutete gestaltet und dem Auftrag dienstbar macht.

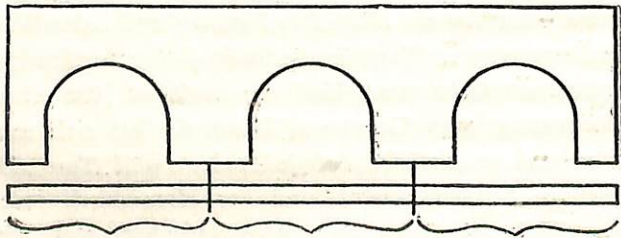
Wie jeder Heilige in ein besonderes Verhältnis zum Herrn tritt und ihm dabei all das Seine zu übergeben hat, so tritt die ganze Stadt als ein geschlossenes Ganzes vor den Herrn. Sie ist eine auf den Bräutigam wartende Braut. Und die Tore zeigen, daß sie bereit ist, zum Herrn hin sich zu öffnen und daß sie ihn, von welcher Seite er auch kommen mag, einlassen wird. Sie wird ihn und sein Licht durch die ganze Stadt hindurchgehen lassen. Sie hat die Wege bereitet, indem sie sie zwischen die ihr in der Mauer gegebenen Tore gelegt hat. Als wäre jedes Tor ein möglicher Eingang und jeder Weg — als Verlängerung des Tores in die Stadt — der Ausdruck ihres vollkommenen Gehorsams. Und die Stadt ist jetzt schon in der Erwartung ganz Gehorsam. Denn sie hat sich so hergerichtet und geschmückt, daß jedes der zwölf Tore als das vorgesehene betrachtet wird und der Herr durch jedes in gleicher Weise einziehen kann. Die Stadt hat nicht nur die vollständige Bereitschaft zur Hingabe; diese Bereitschaft ist auch begründet und bezeugt: der Herr wird sie sehen, so wie der Engel sie jetzt Johannes zeigt.

In der Anordnung der Tore liegt noch ein Symbol. In der Errichtung der vier Mauern hat sich der Bräutigam gleichsam der vier Windrichtungen bedient, also das Irdische der Braut für seinen Einzug hergerichtet, aber in der jeweiligen Drei-

zahl der Tore sein Kommen als das Kommen des Sohnes im dreieinigen Gott vorbereitet. Denn der Sohn kommt nie allein, sondern in der Begleitung des Vaters und des Geistes. Auch da die Mutter überschattet wurde, gab es einen Augenblick, da sie Vater, Sohn und Geist empfing, damit der Sohn in ihr Fleisch werde. Und die Stadt ist jetzt wie ein Bild Marias, die den Sohn erwartet. Zwar wohnte der dreieinige Gott von jeher in ihr, aber als Dreieiniger erfassbar wird er im Augenblick der Beschattung: der Geist drückt den Willen des Vaters aus, indem er den Sohn bringt. Hier tritt die Dreiheit in der Einheit ganz konkret hervor, während sie nachher für uns wieder abstrakter in der Einheit verborgen ist.

21, 14. Und die Mauer der Stadt hatte zwölf Grundsteine und auf ihnen die zwölf Namen der zwölf Apostel des Lammes.

Die Grundsteine unterfassen die Tore. Die Mauer zwischen den Toren ruht auf ihnen, aber auch der, der durch das Tor eingeht, überschreitet sie. Wer durch das Tor geht, bestätigt



die Festigkeit der Mauer. Und es gibt zwischen den Grundsteinen keine Zwischenräume; sie stoßen eng aneinander, sie ergänzen sich, sie bilden zusammen eine Einheit des Grundsteinseins. Sosehr, daß dort, wo die Grundsteine irgendeine Rauheit aufweisen, sie völlig ineinander verkittet sind. Und wenn am Anfang die Gestalt des einzelnen Grundsteins klar umrissen war, so wird sie im Lauf des Dienstes immer ver-

schwommener — obwohl seine Einheit nicht verlorenght —, weil das, was sie zusammenhält, der Dienst, immer vordergründiger wird. Der Dienst aber liegt in zwei Richtungen: in der Festigkeit der Mauer und in der Gewährleistung des Durchgangs.

Die Mauer ist jetzt das ganze sichtbare Gerüst der katholischen Kirche, die Stadt ist das Umfaßte, alles, was in der Kirche ist. Und die Apostel des Herrn sind diejenigen, auf welchen die Stadt gegründet ist, welchen die Braut ihre Entstehung zu verdanken hat. Dank ihrem Apostolat konnte der Herr seine Braut werden lassen. Sie selber gaben sich ihrem Dienst so hin, daß sie fast eine Art Unsichtbarkeit und scheinbare Bedeutungslosigkeit innerhalb der Kirche erhielten. Andererseits teilen sie unbedingt schon die Katholizität: Petrus der Fels, auf dem die Kirche gegründet ist, teilt als einer der Zwölf seine Eigenschaft des Felsseins mit den elf andern. Alle Zwölf bilden zusammen die Grundlage der heiligen Stadt. Und Petrus bleibt in der Hierarchie auf die vollkommene Mitarbeit aller übrigen angewiesen, wie er von Anfang an trotz der Gesondertheit seines Auftrags auf das Mitverstehen und Mitwirken der andern angewiesen war. Der Herr hat, bevor er die Mauer errichtete, ihnen den Platz im Bau angewiesen. Und die Apostel ließen sich benützen in Demut. Er hat mit ihnen den Platz seiner Braut ausgemessen, in ihnen die Konturen festgelegt. Er hat durch sie dem Kommenden, das für sie ganz unübersichtlich ist und auch nie vollkommen übersichtlich werden wird, eine grundsätzliche Gestalt gegeben. Der Apostel ist Fundament. Als solches sieht er wohl, was in ihm Tor ist, wo es aufgeht, durchgeht, er sieht aber nicht die Mauer über sich, das, was ihn bedeckt. Und indem der Herr die Mauer errichtet, baut er des Apostels Geheimnis ein in die Mauer. Es gibt Geheimnisse in der Kirche, die auch für die Apostel solche bleiben. Geheimnisse, die in die Kirche eingebaut sind und die, obwohl sie des Herrn

sind, für die Kirche nicht durchsichtig werden. Sie bleiben es auch in der Art, daß sie als Geheimnisse der Umfassungsmauer die Geheimnisse des Innern, der Stadt, der Braut, zu wahren verstehen. Die Vorstellung, daß die Braut vor dem Bräutigam ihre Schleier fallen läßt, stimmt hier nicht. Es gibt Schleier, die der Bräutigam um die Braut legt, als nähme er sie hinein in den Schutz seines eigenen Mantels. Die Enthüllung der Braut hat ihr Maß an der diesbezüglichen Forderung des Bräutigams, an ihr auch ihre Grenzen. Er läßt sie teilhaben an seinem Geheimnis, was aber auch so geschehen kann, daß sie teilnimmt, ohne zu verstehen. Es kann der Geliebte dem Liebenden ein Wort anvertrauen, das er nicht versteht, er wird es gehorsam behalten, und wenn der Geliebte sich des Wortes wieder erinnern muß, wird er es als ganzes Geheimnis zurückgeben. Und man kann nicht sagen, daß das Geheimnis unverändert zurückkommt, denn es hat nachher die Eigenschaft des Anvertrautwordenseins. Wenn der Bräutigam sein Geheimnis der Braut mitteilt, obwohl sie es nicht oder nur unvollkommen durchschaut, dann hat es für den Bräutigam eine Wandlung erfahren. Es ist jetzt sein Geheimnis in der Braut.

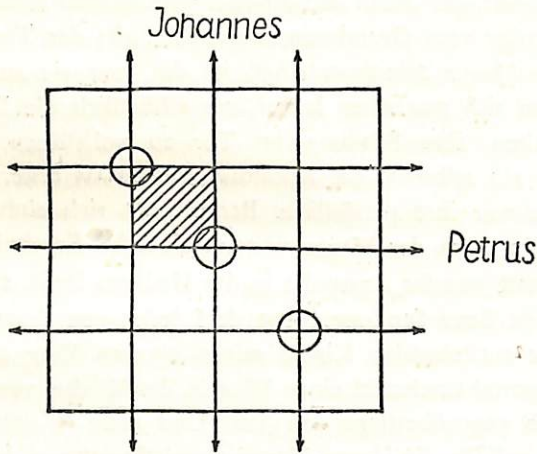
Die Apostel werden also als Grundsteine gelegt, und es sieht zunächst so aus, als sei ihre Aufgabe damit erfüllt, daß sie die ersten Steine der Mauer sind. Sie sind, als die erste Schicht, in einer Art Wartestellung; es ist die Zeit ihres irdischen Lebens mit dem Herrn. Er selber hat sie zu Grundsteinen geweiht, er hat ihnen die Funktion mitgeteilt, aber als Sendung, umgeben von seiner Gnade, badend in seiner Gnade. Er hat jedem Einzelnen eine bestimmte Form des Grundsteins, ein Maß, einen Platz gegeben, und sie haben lernen müssen, diesen Platz auszufüllen und der Stein zu sein, zu dem der Herr sie gemacht hat. Und indem sie so in ihr Wesen als Grundsteine und in ihre Funktion hineinwachsen, sieht Johannes, der das Ergebnis im Himmel betrachtet, wie

fruchtbar jeder Apostel gewesen ist. Jeder ist mit seiner Sendung zu einer Art Einheit zusammengewachsen, und dabei ist die Sendung viel wichtiger geworden als der Mensch, den sie füllt. Und doch ist der Apostel kein zufälliger Träger der Sendung, die ebensogut auch ein anderer hätte übernehmen können. Zwischen Sendung und Mensch ist es zu einer Einheit gekommen, und diese Einheit ist die Heiligkeit des Apostels, der durch den Apostel vollbrachten Sendung.

Dasjenige vom Grundstein, was beiderseits der Toröffnung mit der Mauer zusammenhängt, ist das, was sie auf Erden haben an sich geschehen lassen, um schließlich die Fähigkeit zu erhalten, ihre Sendung im Tor zu vollführen, welche jetzt als ein selbständiges Apostolat wirkt. Das erste, was sie leisteten, war ihre persönliche Bereitschaft, sich einbauen zu lassen, ein Stück der Mauer zu sein. Und das Ergebnis dieser Bereitschaft war ihr Apostolat in der Heiligen Stadt, sie selber im Dienst ihrer Sendung. Jetzt darf jeder von ihnen innerhalb der entstehenden Kirche seinen eigenen Weg zeichnen. Jeder Apostel beschreibt einen Weg in der Kirche, von seinem Tor zum gegenüberliegenden Tor. Und diese Wege werden bestimmend für die innere Planung und Gestaltung der Stadt. Nun ist aber klar, daß je zwei Apostelsendungen zusammen verknüpft sind. Wer durch das Tor des einen hineingeht, wird durch das Tor des gegenüberliegenden hinausgehen. Und die beiden verknüpften Sendungen unterscheiden sich in ihrem Wesen nur durch die Richtung: was dem einen Eingang ist, ist dem andern Ausgang. Für den einen Weg sind also jeweils zwei verantwortlich. Aber der Weg dieser beiden durchschneidet auf seiner Bahn andere apostolische Wege. Es gibt im Innern der Stadt Kreuzpunkte, ein Zusammentreffen der von den vier Himmelsrichtungen Kommenden, die zugleich die nach den vier Himmelsrichtungen Gehenden sind.

Darin wird schon etwas vom Hierarchischen sichtbar. Wo

der Weg geradeaus geht, genügen zwei, um ihn zu sichern. Wo es Kreuzungen gibt, braucht es vier, um es zu tun. Aber darüber hinaus gibt es noch das Seltsame, daß die Zwölf nie an einem einzigen Punkt sich treffen. Es gibt drei Treffpunkte, an denen Vier jeweils andere sich treffen, auf drei Treffpunkten treffen sich die Zwölf, nicht auf weniger; und diese drei Punkte bilden keinen Einheitsweg.



Nur die Stadt in ihrer Ganzheit hat teil an den zwölf Wegen. Aber jedes der vier innern Vierecke hat Anteil an acht Sendungen, während die Vierecke in den vier Winkeln der Stadt nur an vier teilhaben, die übrigen an der Mauer an sechs. Petrus geht durch eines der mittleren Tore, weil sein Weg möglichst vielen begegnen muß. Vertikal zu ihm, ebenfalls durch ein mittleres Tor, geht Johannes, weil die Liebe durch denselben zentralen Punkt geht wie das hierarchische Amt. Und Johannes sieht ja in der Vision die ganze Stadt; er erhält einen Überblick über alle Wege, darin liegt eine Überlegenheit der Liebe über das Amt. Jeder Weg geht in einer Richtung, in der noch zwei andere gehen; diese Parallelität ist bedingt durch das Mitgehen des dreieinigen Gottes in

jeder Sendung. Petrus und Johannes bilden ein Kreuz in der Mitte der Stadt: die Stadt trägt in ihrem Herzen das Zeichen des Bräutigams. Das Kreuz ist der ganzen Kirche eingeprägt, auch der himmlischen. Es ist nicht überholbar; es kann nicht mehr vergessen werden. Aber weil jeder Apostel von Gott kommt und zu Gott geht, jeder die Heiligkeit trägt, die die Stadt besitzt, ist es, als befasse sich jeder innerhalb seines Auftrags damit, das Kreuz von Gott zu Gott zu tragen. Denn neben dem zentralen Kreuz gibt es noch alle Andeutungen des Kreuzes innerhalb der Heiligkeit.

Die eingeschriebenen Namen der Stämme Israels hatten ein Pfand, ein Gleichnis, eine Andeutung ihrer Wahrheit. Das erfüllte Zeichen tragen jetzt die Apostel, die den irdischen Weg des Herrn mitgegangen sind. Während es den Juden verliehen war, durch die Verheißung Braut und Bräutigam zusammenzuführen, ist es den Christen gegeben, in der Braut die Prägung des Bräutigams zu finden. Die Gattin trägt in ihrem Innersten die Prägung des Mannes, wenn sie dessen Frucht trägt; das ist das intimste Geheimnis zwischen Braut und Bräutigam. Dieses Geheimnis wird hier preisgegeben: die Apostel tragen das Zeichen weiter. Ja, der Bund zwischen beiden wird geradezu dadurch vollzogen, daß das Kreuzeszeichen in der Braut erfunden wird. Das Kreuzeszeichen, das sich schon in Maria findet, während sie den Sohn erwartet. Sie hat den Sohn nicht wie etwas rein Menschliches, Abgeschlossenes in sich, sondern als ein zum Kreuz Geöffnetes, dem Kreuz Geweihtes. Und dadurch, daß sie ihn trägt, ist sie selbst dem Kreuz geweiht, und das Schwert wird ihr Herz durchbohren. Das Geheimnis aber, das sie in ihrer Intimität trägt, muß sie der ganzen Kirche preisgeben. Und indem die Apostel es in der Heiligen Stadt finden, müssen sie es Gott zurückgeben: Gott dem Bräutigam, aber auch dem dreieinigen Gott, weil auf ihrem Weg von Gott zu Gott der Sohn jetzt nicht mehr abgesondert und für sich betrachtet werden kann;

es geht ja alles in der neuen Welt vor sich. Hier liegt eigentlich der Beweis, daß der Heilige immer katholisch zu sein hat, nicht nur in seinem Glauben, sondern auch in seinem Zur-Verfügung-stehen: sofern der Heilige — wie die Stadt selbst — sein innerstes Geheimnis preiszugeben hat.

Jeder Apostel, der durch ein Tor geht, hat eine besondere, nur ihm verliehene Sendung, die er nirgends anders ausführen kann als in der Heiligen Stadt. Anfangs führte ihn seine Sendung an die Umgrenzung der Stadt; er wurde an ihren Rand gebracht, und es erwies sich zuletzt, daß der Herr die Gesamtheit der Apostel dazu brauchte, um die Umgrenzung als ganze werden zu lassen. Dann, in der weiteren Erfüllung der Sendung, hatte der Apostel durch die von ihm umgrenzte und gebildete Stadt zu gehen. Er hatte nicht nur ihr von seinem Eigenen zu geben; er hatte auch von ihrem gewordenen Eigenen zu nehmen. Und er erhielt, weil er auf seinem Wege andere Apostel traf, die Gewißheit, daß seine Sendung nur im Zusammenhang mit den vom Herrn ihm geschenkten Mitaposteln innerhalb der Kirche sich verwirklichen konnte. Er war zugleich Bildner der Stadt und Gebildeter durch die Stadt. Indem er alle Bausteine zur Verfügung fand und so die Kirche mitumgrenzen half, hatte er seinen besonderen Platz und Auftrag, innerhalb der Kirche eine Richtung anzugeben, die aber mitbedingt war durch die Plätze und Richtungen der andern apostolischen Aufträge. Anfänglich mochte es so aussehen, als sei der erste, dessen Grundstein gelegt wurde — Petrus, der der Fels bleibt —, einer, der nur bestimmt. Aber es zeigte sich, daß er innerhalb seiner Verfügung auch der Verfugte war, und ferner, daß der Herr, indem er die andern neben ihn setzte und so eine Hierarchie entstehen ließ, ihm den Weg vorschrieb, den er zu gehen hatte. Er war nicht mehr frei, sich anders zu bewegen als auf seinem Weg durch die Stadt. Er konnte sich nicht, um sich besser Gott zuzuwenden, von der Kirche abwenden; sein Auftrag

und sein Gehorsam und seine Zuwendung zu Gott begann damit, daß er sich dem Innern der Braut zuwandte. Daß er bereit war, innerhalb der Stadt zu erfahren, was der Herr ihm vorher schon mitgab auf seinem Weg von Gott zu Gott, der ihn durch die Stadt führen sollte. Und bei jedem der Zwölf war es das gleiche. Keiner von ihnen konnte behaupten, er sei zu mehr oder zu anderem ausersehen als die übrigen, denn alle Zwölf wurden gleichzeitig zu Mauer und Inhalt der Kirche, zu Arbeitern und zu Verarbeiteten. Und der Glaube war nirgendwo anders zu finden als auf diesem Weg, der da ging vom Orte aus, wo der Herr sie hingestellt hatte, durch die Stadt hindurch zu ihm hin. So daß man letztlich auch nicht sagen kann, ob die Apostel mehr der Stadt ihren Glauben gegeben oder ihn mehr von ihr mitbekommen haben.

Was sie vom Herrn empfangen, der sie rief, der sie als Grundsteine einsetzte, der sie teilnehmen ließ an der Heiligkeit seiner Braut, das gehört ihnen nicht. Es muß dazu verwendet werden, Braut und Bräutigam zu verherrlichen. Sie haben eine Sendung der Verherrlichung erhalten, und ihr ganzer Dienst, ihr ganzes Wesen erschöpft sich in dieser Verherrlichung Gottes. Ihr Apostolat hat kein anderes Ziel als dem Sohn zu dienen, der gekommen ist, den Vater zu verherrlichen. Sie werden einbezogen in sein Werk der Verherrlichung. Und sie können jetzt nichts mehr sein als die im Gehorsam Ausführenden, die das wollen und tun, was der Wille des Vaters ist.

Der Weg des Apostels: hin zur Stadt, durch die Stadt hindurch, aus der Stadt heraus ist kein Weg, dessen Stadien man in einem zeitlichen Nacheinander abschreitet. Obwohl er eine Bewegung ist, befindet sich der ihn Gehende immer an allen Punkten zugleich: zur Kirche hin, in der Kirche und mit der Sendung aus der Kirche heraus, um von neuem wie in einem Kreislauf alles, was er außerhalb der Kirche findet, mit in die Kirche hineinzubringen. Hier wird, was Johannes im Himmel

sieht, wie zu einem Vorbild dessen, was auf Erden zu geschehen hat. Aber es ist zugleich eine echte himmlische Vision, sofern der Apostel sich in der steten Bewegung von Gott zu Gott durch die Kirche hindurch befindet. Er nimmt dadurch teil an der Bewegung des Sohnes, der innerhalb seiner Ewigkeit die Zeitlichkeit seines irdischen Weges einschließt. Johannes sieht diese Vision im Himmel, um sie nachher mit den andern auf Erden zu übertragen und nachahmend zu verwirklichen. Indem die Zahl Gottes, drei, mit der Zahl der Schöpfung, vier, sich verbindet, entsteht die Stadt, und der Apostel wird zum Apostel, da er das Geistige im Menschlichen vollzieht, an beidem Anteil hat, das Himmlische auf Erden vollbringt.

21, 15. Der mit mir sprach, hatte als Maß ein goldenes Rohr, um die Stadt, ihre Tore und ihre Mauer zu messen.

Der Engel hat den Auftrag, die Stadt zu messen, und dieser Auftrag geht einher mit dem Auftrag, Johannes in die Geheimnisse der Stadt einzuführen. Anfänglich hatte er ihm nur Komm! gesagt. Jetzt, da Johannes gehorchte, erweitert sich sein Auftrag: Johannes sieht plötzlich, was er vorher nicht zu sehen brauchte, daß der Engel ihn hineingezogen hat in einen Auftrag, den er eben zu vollziehen im Begriff war, die Messung der Heiligen Stadt. Wiederum ist hier die Doppelheit der Aufträge ersichtbar: sowohl Johannes wie der Engel haben einen Auftrag; derjenige des Jüngers wird zuerst vom Engel übernommen, der erst dann den eigenen übernimmt, wenn der Jünger den seinen ausgeführt hat: zu schauen. Ein Stück des Auftrags des Engels lautet: den Jünger mitzunehmen. Dieses Stück geht gleichsam ganz unter in der Schau des Jüngers. Jetzt übernimmt der Engel seinen eigenen, sichtbar werdenden Auftrag des Messens, den Johannes begleitet, indem er ihm beim Messen zuschauen muß. An Hand dieses Urbilds sieht man in die Beschaffenheit der kirch-

lichen Aufträge hinein. Alle Aufträge in der Kirche überschneiden sich. Nicht notwendig so, wie die Wege der Apostel sich kreuzen; sie können auch, in der gleichen Richtung gehend, einander ablösen. Es herrscht hier eine besondere Art von Diskretion. Johannes hat von Anfang an gesehen, daß der Engel ein Rohr in der Hand hatte. Der Auftrag wird sich also nicht darin erschöpfen, daß Johannes kommt und schaut. Er braucht sich aber einstweilen um dieses Weitere nicht zu kümmern, weil das Nachherige in der Verwaltung des Engels liegt. Es genügt, daß Johannes im allgemeinen bereit ist, auch einem weiteren Auftrag zu gehorchen. Die Aufträge in der Kirche werden zueinander so geöffnet sein, daß sie gegenseitig mitarbeiten wollen, ohne sich von vornherein aufzudrängen. Diese Haltung ist etwas ganz Neutestamentliches; sehr entgegengesetzt der Haltung des Alten Bundes, der gerne alles durchschauen und erforschen wollte.

Es gibt also eine Ordnung in der Annahme und Ausführung und Sichtbarkeit und Verständlichkeit eines Auftrags. Alles wird zur gegebenen Stunde gezeigt, so man aufmerksam und gehorsam ist. Die Ordnung überspringen und Späteres vorauswissen wollen kann nur zum Nachteil des jetzt geforderten Gehorsams und Auftrags gereichen.

Das *Rohr* ist *golden*. Es gibt besondere Maßstäbe für besondere Aufträge. Der Auftrag ist vornehm, darum auch das Maß. Wie die Braut als ganze geschmückt ist, so herrscht auch in der Weise, wie die Aufträge ausgeführt werden, eine gewisse Formfülle. Es ist für Haltung, Anständigkeit, Repräsentation gesorgt, entsprechend der Heiligkeit des Auftrags. Und alles ist von einer unendlichen Zartheit der Liebe, weit von jeder Vergewaltigung entfernt. Es ist ein Himmel der Demut und der Willigkeit und der einfachen Liebe. Jeder erfüllt soviel er muß und tut es gern.

Der Auftrag des Johannes beginnt jetzt Schilderung des Auftrags des Engels zu werden. Dieser wird die Stadt messen,

das heißt, eine Prüfung ihrer Heiligkeit anstellen. Es ist selbstverständlich, daß sie vollkommen ist, denn die Heilige Stadt ist im Himmel heilig. Aber weil es der Auftrag des Johannes sein wird, den Menschen das im Himmel Erfahrene zu verkünden, soll man aus seiner Schilderung begreifen, daß auch das Heilige eines Maßstabes bedarf. Auf Erden, wo es nie ohne Maßstäbe geht, muß auch der Heilige gemessen werden können, und der Himmel kommt hier der Erde entgegen, da Gott dem Engel den Auftrag des Messens gibt. Es erweist sich somit, daß der Auftrag im Hinblick auf Johannes ergeht. In der Schau des Johannes findet der Engel die Möglichkeit, seinen eigenen Auftrag auszuführen, der ein auf Johannes hinielender Auftrag ist.

Er hat den Auftrag, *die Stadt, ihre Tore und ihre Mauer zu messen*: vom Innersten ausgehend das Äußere. Er muß die Stadt nicht in der Zeitfolge ihrer Entstehung messen, sondern gleichsam umgekehrt, etwa wie man aus der Frucht den Baum erkennt, aus der Stadt die Tauglichkeit ihrer Mauer. Aber alles ist wesentlich: die Stadt sowohl wie die Tore und die Mauer: es ist in der Kirche kein Eklektizismus erlaubt. Alles, was sie begründet, ist unentbehrlich, man kann nicht beim einen haltmachen und das andere übersehen. Und es gibt in bestimmten Fällen eine auftragsgemäße Reihenfolge der Bestandaufnahme und der Aufnahme überhaupt.

21, 16. Und die Stadt ist im Viereck angelegt, und ihre Länge entspricht ihrer Breite. Und er maß die Stadt mit dem Robr: zwölftausend Stadien. Ihre Länge, Breite und Höhe sind gleich.

Die Stadt ist viereckig, und zwar so gleichmäßig angelegt, daß man auf die Himmelsrichtungen angewiesen ist, um zu wissen, wo man vor ihr steht. Diese Anlage besagt zunächst, daß die Heiligkeit sowohl der Stadt wie des einzelnen Heiligen eine gleichmäßige Struktur hat. Sie werden alle gleichmäßig

umgeben von der Gnade Gottes. Gnade gleichsam auch als Grundlage der Sendung: als würde Gott, wenn er einen Heiligen will oder die Heilige Stadt will, zunächst das Gleichmaß schenken, das er dann mit der besonderen Gnade füllt. Die Mauer wird hier zum einmaligen, gleichmäßigen Maß eines jeden Heiligen. Und der Engel soll dieses Gleichmaß messen. So messen, daß Johannes von der Gleichmäßigkeit überzeugt wird.

Johannes, der die Liebe des Sohnes erfahren hat und eigentlich in doppelter Weise heilig war: einmal, weil ihm der Herr den ganzen Glauben schenkte, und dann, weil der Herr sich in ihm einen heiligen Freund erkor, war auf Erden so sehr an den Herrn gebunden, daß er als Freund eine ständige Nähe der Freundschaft nicht entbehren konnte. Nun muß er lernen, daß die einmal verliehene Heiligkeit eine Art Homogenität besitzt, eine Gleichmäßigkeit auch in der Verteilung, daß der Herr überall gleich nah ist und einen Anspruch darauf hat, auch vom Glaubenden überall als gleich nah betrachtet zu werden. Schon vorher war in der Durchsichtigkeit des Kristalls diese Gleichmäßigkeit sichtbar geworden. Man sieht sie jetzt noch einmal neu im Maß. Johannes besitzt durch seine Vorzugsstellung als Freund des Herrn etwas Einmaliges, ihm Zugedachtes, das aber der Kirche nicht verlorengehen darf. Jeder, der glaubt, wird zum Freund des Herrn. Und Johannes muß einsehen, daß die Freundschaft, die ihm der Herr gewährt hat, obwohl sie ihm eigen ist, doch durch ihn hindurch allen Glaubenden zukommen muß. Daß also seine Freundschaft von seinem Glauben unzertrennbar ist; daß sie mit ihm eine Einheit in der Liebe des Herrn eingegangen ist, die niemals bei ihm, dem Jünger, persönlich haltmachen kann. Er hat nicht nur die Liebe des Herrn in einer allgemein verpflichtenden Art weiterzugeben, er hat sie in ihrem Intimsten, in der persönlichen Freundschaft zum Herrn zu verschenken, so wie er sie erhalten hat. Er muß gewissermaßen den Preis dafür bezahlen,

daß er der besondere Freund des Herrn sein darf, indem er den andern Einblick und Teilnahme an dieser Freundschaft gewährt.

So erhält auch jeder andere Heilige seine besondere, persönliche Beziehung zum Herrn, die aber ihre Gleichmäßigkeit und Homogenität durch den Glauben bekommt und so zur Homogenität der Heiligkeit wird: diese ist dann sowohl vom Herrn geschenkt und bezogen, wie ihm durch den Heiligen zurückgebracht. Johannes hat in seiner persönlichen Liebe gewiß einen besonderen Schwung, eine einzigartige Hingabe. Aber auch diese muß, wo er seine Heiligkeit als Apostel zu vermitteln hat, in das Maß hinein ausgeglichen werden, was hier so geschieht, daß er im Himmel sieht, wie die Heiligkeit gemeint ist, auf welche Weise er dazu gelangt, mit seinem Auftrag zu integrieren. Daß der Engel die Stadt mißt und ihm zeigt, daß er ein Gleichmaß besitzt, dies muß Johannes menschlich betreffen und berühren und dadurch seinen Auftrag. Er schaut, was er zugleich auch braucht, um es so zu vermitteln, wie er es gesehen hat. Etwas vom himmlischen Zustand in der Apokalypse muß er auf die Erde zurücknehmen, um es in seine Person hinein zu integrieren, etwas, das zu seinem Ureigensten gehört, aber etwas im Himmel ihm Gezeigtes und deshalb Katholisches. Denn in der Heiligkeit und im Auftrag muß alles zentral und persönlich werden, so wie alles Persönliche werkzeuglich werden muß.

Und ihre Länge entspricht ihrer Breite. Johannes hatte die Stadt, von ihrer Mauer umgeben, geschaut, und es war ihm nicht eingefallen, daran zu zweifeln, daß sie viereckig sei. Trotzdem mißt sie der Engel, als könne ein Zweifel vorhanden sein, als müsse er eine letzte Sicherheit erlangen. Er mißt sie, um zu zeigen, daß er die Braut des Herrn im Auftrag Gottes zu prüfen hat. Weder in der Heiligen Stadt noch in der Heiligkeit an sich gibt es ein Ungefähreres. Es geht hier immer um vollkommen Erfülltes, und in diesem Sinn ist

die Heiligkeit auch immer Überforderung. Da, wo Gott ist, und weil er die Gnade gibt und die Heiligkeit ist, ist vollkommene Antwort gefordert. Diese Vollkommenheit wird vom Engel nachgeprüft, wenn er Länge und Breite mißt. *Und er maß die Stadt mit dem Rohr.* Er muß mit dem Mittel auskommen, das ihm sein Auftrag gegeben hat, auch wenn die Ausdehnung der Stadt unverhältnismäßig länger ist als der Maßstab, den er zur Verfügung hat. Er hat kein anderes Werkzeug zu verlangen, als das ihm gegebene, weil er selber Werkzeug ist: indem er das ihm anvertraute Werkzeug übernimmt, wie es ist, zeigt er seine Bereitschaft, Gott gegenüber Werkzeug zu bleiben. Die Forderung ergeht von Gott an ihn und nicht von ihm an Gott. Jeder Auftrag von Gott muß so ausgeführt werden, wie er in Gott (und nicht im Menschen) gemeint ist. Würde der Engel das Rohr zu kurz finden, dann müßte er hinterher folgerichtig auch sagen, daß er unwürdig sei, den Auftrag zu übernehmen, nämlich zu kurz als Werkzeug. Auch Johannes hat dies zu sehen und zu lernen, weil die Freundschaft des Herrn ihn so gehoben hatte, daß er diese Versuchung nicht gekannt hat. Alles aber wird in der größten Liebe gezeigt. Johannes ist ein Gast des Himmels, der mit jeder Zuverlässigkeit der Liebe behandelt wird.

Zwölftausend Stadien. Jedesmal tausend Stadien auf einen Grundstein. Jeder der zwölf Steine hat völlig gleichen Anteil am Umfang. Wenn jeder Apostel gleichviel am Umfang erhält, dann ist es, weil der Herr jedem ein volles Maß an Heiligkeit und an Sendung verliehen hat. Er hat einigen zwar mehr Licht zuteil werden lassen als andern; ihre Sendung erscheint uns wesentlicher als die der andern. Und dennoch ist, sofern der Herr jede Sendung vollkommen übernommen und sie bis zur letzten Fülle vollbracht hat, jede Sendung gleichwertig. Zehn ist die Zahl Gottes, bestehend aus dem Geheimnis Gottes in sich, der Drei, und dem der mitgeteilten Gaben Gottes, der Sieben; und die Zahl Gottes, multi-

pliziert mit sich selbst, ergibt Tausend. So viel erhält jeder der Apostel. Sie aber besitzen keine eigene Zahl, oder ihre eigene Zahl ist belanglos; nur ihre Summe ist wichtig: zwölf-tausend. Als Einzelne stehen sie nur wie Eins zu Tausend. Daß jeder beteiligt ist, zeigt sich erst in der Summenzahl zwölf-tausend.

Ihre Länge, Breite und Höhe sind gleich. Es ist sehr merkwürdig, daß die Stadt die gleiche Höhe besitzt als ihre Länge und Breite. Wäre sie nur breit und lang und fiele ihre Höhe nicht in Betracht, so gliche sie einer irdischen Stadt. Weil sie aber eine ausgezeichnete, einmalige Stadt ist, die Gattin des Lammes, darum ist sie auch in der Höhe ausgezeichnet. Ihre Höhe muß das Zu-Gott-hinstreben jeder Heiligkeit zeigen, das in sich enthält das Von-Gott-her-kommen. Sie ist von Gott, vom Himmel herabgestiegen, aber sie hat sich von Gott nicht entfernt; sie behält in ihrem Abstieg die Höhe bis zu Gott empor, weil Gott selber in die Stadt herabgestiegen ist und doch bleibt, wo er war, und ihr so diese Höhe verleiht.

21, 17. Und er maß ihre Mauer: hundertvierundvierzig Ellen, nach Menschenmaß, das das Maß des Engels ist.

Auch dieses Maß bezieht sich auf die Apostel. Jeder Apostel hat zwölf Ellen, weil er nicht nur seine ihm zukommende Elle besitzt, sondern auch die der elf andern, als Zeichen dafür, daß die Sendung jedes Apostels fest mit jeder der andern zusammenhängt. Es handelt sich hier nicht nur um den einzelnen Weg, den jeder beschreibt, sondern um die gegenseitige Verantwortung, um die Gebetssendung. Jeder ist vom Herrn direkt eingesetzt worden, und seine Sendung ist darum von der der andern nicht loszulösen, weil alle ihren Ursprung im Herrn selber haben. Es gibt einen Ort, wo keine Sendung von der andern mehr unterschieden werden kann. Dieser Ort ist das Gebet des Sohnes an den Vater. Dort ist der Ursprung vor jeder Unterscheidung. Auch wenn man diesen Ursprung

im Gebet des Sohnes angeben kann, wenn man weiß, wie sehr jedes seiner Worte an den Vater gerichtet war und Zeugnis von seiner Sendung und von der Verherrlichung des Vaters zugleich ablegte, und auch weiß, daß in diesem Gebet die ganze zu erlösende Menschheit gegenwärtig war, so bleibt doch sehr geheimnisvoll, wie jeder darin persönlich vertreten ist. Die Apostel genießen einen besonderen Platz in diesem Gebet; als wollte der Sohn jedes einzelne Wort zuerst ihnen zu hören geben. Sie sind seine Umgebung. Sie werden seine Sendung nach seiner Rückkehr zum Vater zu verwalten haben. Sie sind die ersten, die hören, die aufnehmen, aber auch die ersten, die schon in dem vom Herrn ausgesprochenen Wort enthalten waren. Von diesem Ursprung im Gebet des Herrn aus, der für alle zusammen trägt, lernen die Apostel ein jeder die Sendung des andern tragen. Ihre Sendung, die als Summe niemals an die Sendung des Herrn heranreichen wird, bleibt doch in einem engsten Zusammenhang mit der seinen, und jede einzelne mit der der elf übrigen. So ist jeder zwölfmal vertreten. Das ist die Kraft des Gebetes. Nicht nur des Gebetes des Herrn, sondern auch des Gebetes der Kirche. Denn am Anfang war das Gebet der Kirche das Gebet der Apostel mit dem Herrn, und dieses Gebet ist in die ganze Kirche eingegangen. Und wenn jetzt der Priester in der Kirche im Namen der Kirche betet, dann tut er es im Namen aller Glaubenden. So breitet sich der Umfang des Gebetes immer mehr aus. Petrus hat zwölf Ellen in seinem Gebet, weil er die elf andern in ihm hat, für die er betet, die aber auch für ihn beten. Heute weitet sich das zur Gemeinschaft aller Glaubenden im Gebet. Das Symbolum Apostolicum ist das, was die Kirche spricht als Erinnerung an diesen Ursprung ihres Gebetes im ganzen Glauben und im ganzen Gebet der Apostel. Und Apostel heißen wohl zunächst die ersten Zwölf, aber dann alle durch die Zeiten hin nachfolgenden apostolisch Wirkenden, und schließlich wird es zu einer Eigenschaft jedes Gebets

in der Kirche: jedes enthält die ganze Kirche in sich und ist wirksam in der ganzen Kirche. Aber immer innerhalb der Mauer, durch welche die Gemeinschaft der Kirche versinnbildet wird. Die Mauer kann wie starr aussehen: die Kirche hat sich gewisse dauernde Formen ihres Gebetes gesichert, die wie eine Umzäunung des ganzen kirchlichen Gebetes aussehen. Aber innerhalb dieser Umzäunung bleibt jedes Gebet frei, ohne daß es doch in dieser Freiheit die Möglichkeit hätte, sich zu vereinzeln. Keiner kann und darf betend aus der Gemeinschaft herausfallen, keiner nur für sich beten. Jeder muß wissen, daß er betend vom Gebet aller andern mitgetragen wird. Mag er ein kirchlich geformtes Gebet oder ein eigenes aussprechen, mag er aus Pflicht oder aus bloßer Freude beten, mit oder ohne Empfindung: alles ist aufgenommen und vorher schon zum Herrn hin getragen durch das Gebet aller Glaubenden. Wenn einer mit der Kirche betet, dann ist es wie eine Begegnung im Herrn seines Gebets und des Gebets der Kirche. Betet er außerhalb der Kirche, dann betet die Kirche zwar für ihn, aber er nicht für die Kirche. Es fehlt seinem Gebet eine wesentliche Kraft, in der die Verbindung beider im Herrn liegt.

Der Engel mißt aufmerksam die Mauer, und Johannes sieht ihm aufmerksam zu. Sie sind beide im gleichen Eifer des Auftrags. Und plötzlich merkt Johannes, wie sehr er im Geiste mit dem Engel zusammen mißt, wie sehr die Aufgabe des Engels ihre gemeinsame Aufgabe ist. Und gemeinsame Arbeit im Auftrag ist Gebet, jedes ihrer Worte und jede ihrer Begegnungen ist Auftrag im Himmel, Auftrag dort, wo der Ursprung des Auftrags des Herrn liegt. Aus der Quelle, aus dem Herzen des Auftrags des Herrn fließt ihr Auftrag. Johannes sieht und versteht diese Intimität des Auftrags. In dem, was er jetzt empfängt, erlebt er die gleiche Intimität der Freundschaft, wie er sie auf Erden beim Herrn erfahren hatte, nur unendlich schöner, weil alle Schranken des Irdischen weg-

gefallen sind. Er sieht aber, daß diese Freundschaft jetzt auch allen andern, allen Glaubenden zukommt, daß der Herr die ganze Gemeinschaft der Heiligen mit diesem Gürtel der Liebe umgibt; und diese Liebe ist im Himmel Gebet. Auf Erden ist das Gebet Liebe, im Himmel ist die Liebe Gebet. Sie kann es wohl auch auf Erden sein, aber nicht so stetig, so unwider-ruflich, so gewiß. Auch wird es im Himmel kein trockenes Gebet mehr geben, wo man freilich Sinn und Verständnis für das trockene Gebet der Erde haben wird und die Auf-gabe, das trockene Gebet der Glaubenden zu mildern, dort einzugreifen, wo es vor lauter Trockenheit droht, kein Gebet mehr zu sein. Man hat im Himmel Sinn für das, was man früher auf Erden erfahren hat. Und gerade weil man es im Himmel nicht empfindet, ist man um so empfindlicher für das, was auf Erden empfunden wird. Je mehr Liebe man im Him-mel erlangt, um so mehr versteht man jene auf Erden, die keine fühlbare Liebe empfangen. Auf Erden ist die Ver-bundenheit mehr durch den Mangel bedingt, im Himmel mehr durch die Fülle, weil eben alles katholisch und gemeinschaft-lich sich erfüllt.

Nach Menschenmaß, das das Maß des Engels ist. Somit ist das Maß des Engels dem Maß des Johannes durchaus ange-messen, und dieser hat keine Mühe, zu verstehen, wie die Maße gemeint sind. Es sind die Maße, die er kennt, mit denen er selber gemessen hätte, wenn er den Auftrag dazu erhalten hätte. Gott, der ihm die neue Welt zeigt und auch das ganze Geheimnis des aufgenommenen Gebets, läßt ihm sein eigenes Maß, weil das Maß des Johannes das Maß der Liebe ist, weil er nie anders zu messen verstanden hat als in der Liebe. Und der Engel, der den Meßauftrag erhalten hat, ist angewiesen worden, so zu messen, wie Johannes gemessen hätte; aber er besaß von sich aus schon dieses gleiche Maß. Und er war nicht irgendein Engel, sondern d e r Engel, der von vorherein den Auftrag hatte, mit Johannes zu messen. Der Engel, dem

die Liebe des Johannes wie eingefleischt war, dem sie angemessen war, der sie kannte. Er wurde gewählt, diesen Auftrag auszuführen, gerade weil sein Maß Menschenmaß war und das Menschenmaß das Maß des Johannes war. Von vornherein war eine Einheit geschaffen; nicht nur zwischen der Elle des Engels und der des Jüngers, sondern zwischen der Liebe des Engels und der des Jüngers. Und obwohl Johannes diesen subtilen himmlischen Auftrag hat, überall Maße und Einteilungen zu sehen, zu erforschen, zu begreifen, bleibt er gerade im Messen der Maßlose. Er, dem die ganze Liebe Gottes zur Verfügung steht, der in seiner Liebe und Freundschaft zum Herrn so viel begriffen hat, wie ein Heiliger auf Erden überhaupt begreifen kann, der aber in jedem Begriff das Darüber-hinaus sah, einen weitergehenden Auftrag besaß, kann auch jetzt bei der Elle, beim Maß, das er besitzt, nicht anders, als das Darüber-hinaus sehen. Meßbar ist dieses Darüber-hinaus nicht. Denn der Engel als Himmelsbewohner hat ein Himmelsmaß, ein wesensmäßig schon unmeßbares Maß. Und dieses Maß ist das Maß des Johannes. So daß, ob nun Johannes mißt — mit seinem sichtbaren Maß — oder ob er nicht-messend vor dem ihm anvertrauten Geheimnis steht, immer das Darüber-hinaus der Liebe hervortritt. Er empfängt es, er gibt es weiter, er läßt es dauernd werden innerhalb seines eigenen Auftrags.

Es liegt ein Entgegenkommen des Herrn seinem Jünger gegenüber darin, daß er erlaubt hat, daß die Elle des Engels dieselbe sei wie die Elle des Jüngers. Wenn Johannes auf die Erde zurückgekehrt sein wird, wird er sich daran erinnern, daß im Himmel gilt, was auf Erden gilt. Sein Gebet und seine Liebe werden von einer neuen Ruhe getragen sein: von der Ruhe dessen, der zuinnerst weiß, daß alles richtig ist, daß Gott es wirklich so meint, daß er weiterfahren muß innerhalb seines Auftrags, der für ihn im Himmel in der Einheit des Maßes seine Bestätigung gefunden hat.

21, 18. *Ihre Mauer war aus Jaspis gebaut, und die Stadt war reines Gold, vergleichbar reinem Glas.*

Die Mauer ist aus dem gleichen Stein aufgebaut, der vorher den Glanz der Stadt ausmachte, während die Stadt selber aus Gold besteht. Es ist also die Mauer, die der Stadt vorher den Jaspisglanz verlieh. Von der Mauer her empfängt die Stadt, was ihr zukommt; die Einheit der Mauer ist es, die die Einheit der Stadt bestimmt. Und die Einheit der Mauer hängt aufs engste zusammen mit der Einheit ihrer Grundsteine. Und nun tauchen in den Farben und im Glanz Unterschiede zwischen Mauer und Stadt auf, die zuerst nicht sichtbar gewesen waren, weil die Gattin auf den eigenen Glanz zunächst verzichtet hatte, um den Glanz des Bräutigams anzunehmen. Sie verherrlichte ihn, bevor sie sich verherrlichen ließ. Und bevor sie sich schmückte, empfing sie den Schmuck des Lammes. So ist auch dem Johannes, der im Himmel wissend ist, zunächst die ganze Stadt im Glanz ihrer Mauer erschienen, und erst jetzt, nachdem er durch das Messen des Engels und durch die längere, ihm gewährte Schau der Stadt mit ihr vertraut geworden ist, ihre Heiligkeit immer tiefer begriffen hat, wird ihm gegeben, Unterschiede zu sehen, welche die Einheit nicht zerstören, sondern im Gegenteil erhöhen, auf daß die Gattin das Lamm noch mehr verherrliche.

Die Stadt selber besteht aus dem kostbarsten Metall, aus *Gold*. Aber dieses himmlische Gold sieht aus wie *reines Glas*. Das Kostbarste sieht im Himmel wie das Einfachste aus, weil das Kostbare sich auf das Unscheinbare stützt; weil die Demut, die durch das Glas verdeutlicht wird, im Golde sichtbar wird. Und Johannes, der jetzt im Himmel an der vollkommenen Heiligkeit der Himmelsbewohner teilnimmt, weiß keinen besseren Vergleich, um die Reinheit des Goldes aufzuzeigen, als den mit Glas. Glas und Gold haben ihre Einheit in der Reinheit. So unterschieden sie sind, sie werden für Johannes hier eins. Das Gold muß, um zu wirken, den Vergleich mit dem

Glas aushalten, mehr noch, sich die Unscheinbarkeit des Glases als höchstes Lob für seinen Prunk gefallen lassen. Die Braut hat sich zu ihrem ganzen Schmuck die Demut gewählt; alles Kostbare, Sichtbare, Funkelnde daran beruht auf der Unsichtbarkeit der Demut. Johannes braucht diesen Vergleich, weil er die Demut der Braut erkennt, weil er weiß, daß die Demut die Grundlage jeder Heiligkeit ist, und weil er zugleich eine Sendung des Trostes auf die Erde mit zurücknehmen wird: er wird die Armen, die Unscheinbaren trösten, wird ihre Demut verherrlichen können, weil die Braut in ihrer Verherrlichung des Bräutigams ihren Schmuck in der Demut gewählt hat. Nicht für sich, für den Bräutigam! Nicht für den Bräutigam allein, auch für sich! Und jeder, der glaubt, und der an der Gemeinschaft der Heiligen teilhat, soll sich von diesem Schmuck der Braut die Demut wählen, in welcher Johannes die Grundlage der Liebe erblickt, ihre Voraussetzung, ihren Anfang und zugleich ihr Ende, weil in der Liebe nichts die Demut übertreffen kann.

Über die Färbung der Mauer, die wie Jaspis ist, verliert er jetzt kein weiteres Wort. Die Mauer ist so sehr des Bräutigams, daß er ihre Jaspis-Durchsichtigkeit nicht eigens schildert. Er will zeigen, was der Bräutigam aus der Braut gemacht hat. Denn auch wenn die Braut jetzt zum Bräutigam geht, ihm gewissermaßen vorgestellt wird, so ist doch er es, der die Braut gewählt und sie zu dem gemacht hat, was sie ist. Der Herr hat seine Kirche gewählt, wie er seine Mutter gewählt hat. Er hat Maria zu dem gemacht, was sie geworden ist; und wer sie schildern will, der kann, um zu erklären, wer sie ist, nur von dem ausgehen, was sie vom Herrn erhält. So wie Johannes am Anfang nur die Farbe der Mauer erwähnte (und als einzige empfand), um die innerhalb der Mauer liegende Stadt zu schildern.

21, 19—20. *Die Grundsteine der Stadtmauer waren von Edelsteinen jeglicher Art geschmückt. Der erste Grundstein war Jaspis, der zweite Saphir, der dritte Chalzedon, der vierte Smaragd, der fünfte Sardonyx, der sechste Sardis, der siebte Chrysolith, der achte Beryll, der neunte Topas, der zehnte Chrysopras, der elfte Hyazinth, der zwölfte Amethyst.*

Die Grundsteine der Mauer sind mit Edelsteinen geschmückt; es ist nicht die Eigenschaft der Grundsteine für sich genommen, daß sie teilhaben an der Pracht der Edelsteine. Es hat aber die Kirche auch ihre Mauer schmücken müssen; und die Grundsteine hatten, innerhalb dieses Auftrags der Braut, gleichfalls für ihren Schmuck zu sorgen. Die Grundsteine leben also in einer Einheit der Sendung mit der Heiligen Stadt. Sie sind so sehr an dem, was die Braut tut, beteiligt, daß man eigentlich nicht mehr sieht, wer den Auftrag zunächst erhielt, ob die Mauer oder die Stadt. Bleibend ist, daß beide am Auftrag teilhatten und beide ihn erfüllten. Und die Grundsteine, von denen man eigentlich erwartete, daß sie ihrer Bestimmung genügt hätten, indem sie sich zu Grundsteinen hergaben, sollen nun an der ganzen Herrlichkeit der Stadt teilhaben. Sie müssen mitmachen, sich schmücken für den Bräutigam. Und sie schmücken sich aus dem vom Bräutigam erhaltenen Schmuck. Und der Bräutigam hat sie nicht so geschmückt, daß ihre einzelnen Persönlichkeiten zu einer ununterscheidbaren Einheit verschmolzen worden wären. Es gibt in der Kirche vom Anfang an so grundlegende Unterschiede zwischen den Sendungen, daß sie niemals deutlicher gekennzeichnet werden können als gerade in der Grundlegung, in den Grundsteinen selbst. Sie, auf denen die ganze Mauer der Kirche aufgebaut ist, haben grundlegend verschiedene Sendungen. Gemeinsam haben sie das Gebet, gemeinsam die Sendung vom Herrn erhalten, gemeinsam haben sie sie durchzuführen, gemeinsam die vollbrachte dem Herrn zurückzubringen. Aber innerhalb dieser höchsten Gemeinsamkeit wird

jeder geschmückt mit eigenen, ihm persönlich bleibenden Eigenschaften, die ihn auf ewig kennzeichnen. Es wird nie mehr zu verwechseln sein, was dem einen gehört und was dem andern. Gott hat nicht in einem anonymen Auftrag jedem etwas mitgeteilt, was dieser in anonymer Art zu vollführen hatte, um es ihm anonym zurückzubringen. Er will die einmalig geprägten, unverwechselbaren Sendungen, deren jede in der Harmonie des Ganzen ihre eigene Farbe behält. Johannes zählt sie der Reihe nach auf, und ihre verschiedenen Farben bilden eine Einheit der Schönheit. Sie verhelfen dazu, der Kirche, damals wie heute, eine festliche Prägung zu geben, und zwar nicht einen oberflächlichen Schimmer, sondern eine Schönheit aus den Fundamenten. Sie ist enthalten in den zwölf Aposteln und in jedem der Heiligen, die in der Kirche zu wirken haben. Und die verschiedenen Farben und Schattierungen ergänzen einander, die eine spiegelt sich in der andern wider, und so dient jede dazu, die andere ins Licht zu stellen. Es gibt auch Farben, die beinahe all ihren Glanz davon erhalten, daß sie mit den andern zusammen sein dürfen. Und wenn die einzelnen Farben und Sendungen auch begrenzt sind, durch das Ineinanderspiegeln erhalten sie eine Art Unbegrenztheit. Sie geben einander gegenseitig das Stichwort; jede kann sich durch die andern und in ihnen entfalten. Das ist ein Werk der Liebe, das sie so einander erweisen. Es liegt in ihrer himmlischen Heiligkeit die Eigenschaft und die Sorge, die Heiligkeit der andern zu unterstreichen und ins Licht zu setzen. Es gibt Apostel, von denen man so gut wie nichts weiß und die doch ganz in der Einheit mit den andern sind und durch das Werk der andern innerhalb der Einheit des Werkes des Herrn.

Es könnte als eine Vereinfachung des Lebens erscheinen, zu sagen, jeder soll seine Sendung ausführen und sich um die Sendung der andern nicht kümmern. Man nähme an und hoffte, daß jeder dasselbe täte. Dadurch würde aber alles voll-

kommen lichtlos. Die Schätze der einzelnen Heiligen könnten nicht mehr ins Licht gestellt werden, sie müßten untergehen in der Glanzlosigkeit der allgemeinen Anonymität. Der Herr dagegen will, daß seine Heiligen ins Licht gestellt werden. Er will die Kirche damit schmücken. Er tut es im Himmel, und Johannes soll sehen, wie der Herr jeden seiner Heiligen besonders hervorhebt und schmückt, und diese Botschaft mit auf die Erde zurücknehmen, damit die Kirche wisse, wie sie sich, durch die Verehrung der Heiligen, für den Herrn zu schmücken habe. Was der Herr in der himmlischen Ewigkeit tut, das soll die Kirche, in Verbindung mit dem Himmel, auf Erden tun, indem sie ihren Heiligen innerhalb des lebendigen Heute der Kirche eine Art Ewigkeit verleiht. Und ihre Schmückung der Heiligen besteht weniger darin, daß sie äußerliche Feste für sie veranstaltet, als daß sie sie nachahmt und ihren Schmuck in sich widerspiegelt. Das Äußere ist gerechtfertigt, soweit es Ausdruck des Innern ist.

Was der Engel dem Apostel zeigt, ist volle Herrlichkeit, himmlische, wunderbare Schönheit, Reinheit, Ursprünglichkeit. Etwas davon muß die Verehrung der Heiligen auf Erden ausstrahlen. Alles Verstaubte, alles Kitschige, Süßliche und Unwahre widerspricht zutiefst dem, was Johannes hier schaut. Und vor allem ist es die Demut der Heiligen, das durchsichtige Glas, das sich in den Prunk des Goldes und der Edelsteine verwandelt, eine Demut, die so groß ist, daß sie nicht anders als vom Herrn verherrlicht werden kann. Es liegt ein Apostolat darin, auf diese Form der Verherrlichung immer neu hinzuweisen und sie auch auf Erden zu fordern; ein Apostolat im reinsten Sinne, denn die Apostel selbst sind es, die geschmückt sind.

21, 21. Und die zwölf Tore waren zwölf Perlen, und jedes der Tore bestand aus einer einzigen Perle. Und der Platz der Stadt war reines Gold wie durchsichtiges Glas.

Die Tore sind alle genau gleich. Jedes Tor erlaubt dem, der hindurchzugehen hat, vollkommen hindurchzugehen. Die Sendung jedes Apostels ist verbürgt, und zwar nicht die eine mehr als die andere. Die Tore bestehen aus Perlen. Perlen erhalten ihren Glanz vom Licht, das darauf fällt; sie sind wie nichts anderes von ihrer Umgebung abhängig; wie sie ihre Wirkung von ihr erhalten, so teilen sie sie ihr wieder mit. Darin sind alle Tore gleich. Nur im Hindurchgehen, im Gewährhaben des Tores zeigen die Sendungen ihre eigene Prägung, nicht im Tor selbst. Die Edelsteine, die in ihrer Buntheit die Grundsteine schmückten, haben alle als Kontrast und Ergänzung ein gleiches Tor und eine gleiche Perle. Eine Perle, die in Ganzheit das Tor ausmacht, wie die Wahl der Sendung, das Durchschreiten des Tores etwas Ganzes, Einmaliges, Unteilbares, Vollerfülltes ist. Hat man einmal gewählt, dann ist keine andere Wahl mehr möglich, dann kann auch innerhalb der Sendung keine Auswahl mehr getroffen werden. Man kann nicht einen Teil annehmen, den ändern verwerfen, das eine ausführen und das andere liegenlassen. Als die Apostel zur Wahl des Herrn Ja sagten, da war es das Durchschreiten des einen, vollkommenen Tores, da ging es um den Einsatz ihres ganzen Lebens, um den Kauf der einzigen Perle, die vom Herrn selber angeboten war. Und durch ihr Ja sagen nehmen die Apostel Verantwortung auf sich. Sie müssen, indem sie ihr Tor durchschreiten, die Perle ganz lassen. Sie müssen im Sinn der ganzen Perle wirken. Sie müssen sich bewußt sein, daß, wer das Tor durchschreitet, den Eingang in die volle Sendung der Heiligkeit durchschritten hat. Und die Kostbarkeit des persönlichen Schmuckes, die Kostbarkeit der Sendung, die jedem verliehen ist, wird durch die größere Kostbarkeit der Perle unterstrichen und vervollkommnet, ja sogar restlos übernommen.

Dann sieht Johannes den Platz der Stadt, der aus purem Gold ist wie die Stadt selber und darum wieder wie durch-

sichtiges Glas. Der Platz ist die wichtigste, zentrale Stätte, aber er ist aus keinem andern Material als das übrige. Zweierlei wird daran klar. Einmal, daß in der Heiligkeit alles gleichbedeutend ist, daß alles, Zentrum und Peripherie, vollkommen heilig zu sein hat. Der Gesendete hat in seinem Leben kein Gebiet, das dem Einfluß der Heiligkeit entzogen werden kann. Wie sie in sich eins ist, so soll sie in ihm eins sein. Wird trotzdem ein Platz unterschieden und dem Johannes gezeigt, dann ist es, weil der Himmel der Erde mehr Vergleichspunkte schaffen will. Es ist ähnlich wie bei der Gemeinsamkeit des Maßes. Die Menschen sollen sich im Himmel nicht nur das Ungewöhnliche, sondern auch das Gewöhnliche holen können, Anregungen für die Gestaltung ihres Alltags. Aber auch der Platz ist aus Glas: wie der Platz die Mitte der Stadt ist, so ist die Demut die Mitte der Heiligkeit. So ist es im Himmel, so soll es auf Erden sein. Im Bild des Platzes übernimmt der Himmel etwas von der Erde, um der Erde zu zeigen, was im Himmel der Kern der Heiligkeit ist.

21, 22. Und ich sah keinen Tempel in ihr, denn der Herr, Gott der Allmächtige, ist ihr Tempel, und das Lamm.

Johannes sieht in der Stadt keinen besonderen Ort, an dem Gott gehuldigt würde. Und der Grund ist zunächst nicht etwa der, daß die ganze Stadt in ihrer Heiligkeit gleichmäßig zu einem Tempel geworden wäre, daß irgendwie jeder Ort innerhalb der Kirche gleiche Rangordnung erhalten hätte, sondern vielmehr der, daß Gott selber, Vater und Sohn, ihr Tempel geworden ist. Und zwar in einem starken Kontrast: der Vater wird als der *Herr* und als *Gott der Allmächtige* beschrieben, jede Macht und jede Herrlichkeit wird ihm verliehen als dem unsichtbaren Gebieter, und neben ihm erscheint der Sohn als das *Lamm*, unscheinbar, schwach, mit einem Blick zu umfassen, beinahe unauffällig; es gibt ja

noch andere Lämmer. Aber der Vater in seiner Allmacht ist sein eigener Tempel nicht allein, sondern in Verbindung und in Einheit mit dem Lamm. Und die Braut hat sich für den Bräutigam geschmückt, für das Lamm. Es ist wie eine Verschiebung in der Schilderung. Der Machtvolle ist der Vater, der Unscheinbare der Sohn, und die vom Sohn so prunkvoll ausgestattete Braut ist gerade dem Sohn zugedacht. Und wie der Ohnmächtige in der Einheit mit dem Mächtigen der Tempel ist, so ist er der Bräutigam in der Einheit mit der Prunkvollen. Wenn Johannes die Worte so setzt, wie er es tut, dann ist es, weil er es genau so empfunden hat. Den Vater hat er nicht gesehen; das Lamm kennt er; die Stadt sieht er erst, seitdem er im Himmel ist: diese Stadt als Braut, als Kirche, als Inbegriff der Heiligkeit, die ihm in dieser Form neu ist, ist dem Sohn, den er von jeher besitzt und den er zum Freund hat, zugedacht. Die Schilderung, die er gibt, soll die Einheit der Kirche in Gott dem Vater, dem Sohn und dem Geist darstellen. Wie auch die Kirche äußerlich aussehen mag, sie ist in dieser Einheit. Sie ist bereit, als Braut dem Lamm zugeführt zu werden. Es mögen in ihr auf Erden noch so viel Nachlässigkeiten sein, sie bleibt kraft des Willens des Vaters die dem Sohn zugedachte Braut, und Vater und Sohn sind in ihrer Einheit diejenigen, die sich als ihr Tempel zur Verfügung stellen. In ihnen wird die Stadt jede Erfüllung ihrer Heiligkeit erlangen. Und es ist, als würde in diesem Entzug jedes sichtbaren Tempels Gott selber, als Vater und Sohn, der sichtbaren Kirche, der Heiligen Stadt, die Grenzen entziehen. Ihre Grenzen sollen sich nirgends anders finden als in ihm.

Johannes, der die Heilige Stadt sieht, sucht unwillkürlich nach dem Platz des Tempels, weil er es von der Erde her so gewohnt ist. Er findet ihn nicht, weil Gott selber ihr Tempel ist. Und er soll, auf die Erde zurückkehrend, der irdischen Kirche, die einen Tempel besitzt, einen irdischen, gott-

geweihten, klarmachen, daß im Himmel Gott selber ihr Tempel ist. Die Sichtbarkeit der Mauer sowohl wie die Sichtbarkeit der Stadt selber sind ein Mittel, dessen Gott sich bedient hat, um den Glaubenden auf Erden den Weg in die Kirche zu weisen. Sichtbarkeit und Strukturiertheit der Heiligen Stadt sind wohl Einführung, Weg, Begleitung in die Totalität und Katholizität der Heiligen Stadt. Sie sind aber nichts, was überholt wird in eine reine Unsichtbarkeit hinein. Auch das himmlische Jerusalem hat eine Sichtbarkeit und Struktur. Und indem Gott als ihr Tempel darin wohnt, sanktioniert er auch ihre Sichtbarkeit. Und dennoch ist er allein Tempel, er, der immer auch über alle Sichtbarkeit hinaus ist. Und er duldet keinen anderen Tempel in ihr neben sich. Auf Erden gibt es eine Sichtbarkeit der Kirche auch im Unzulänglichen, dort, wo erst gelernt wird. Gott bestimmt dann die Etappen der Entwicklung, die von ihm gegeben werden. An sie hat der Mensch sich zu halten, und nicht an „Stufen“, die er selber bestimmt und erfindet. Es ist dem Menschen nicht verwehrt, gewisse Marksteine für sich selber zu setzen, vorausgesetzt, daß er sich ihrer menschlichen Herkunft und Tragweite immer bewußt bleibt. Von Gott her gibt es keine „Stufen“, keine Marksteine, sondern nur die Begleitung durch alles Sichtbare hindurch zu ihm.

Und die Glaubenden sollen in Gott, in ihrem Tempel, die Macht und die Ohnmacht ganz nah nebeneinander sehen, wissend, daß, wo der Sohn zum Lamm geworden ist und die Ohnmacht verkörpert, er es getan hat, um ihnen die Ohnmacht zu nehmen, sie dem Vater zu bringen und sie eingehen zu lassen in des Vaters eigene Herrlichkeit und Allmacht. Das Lamm bleibt; es wird auch im Himmel nicht unsichtbar. Es bleibt der Altar, die Erfüllung auch der heiligen Messen; und wie es eine Summe aller irdischen Opfer gibt in einem himmlischen Opfer, so auch eine Summe von irdischen Orten und Kirchenräumen, die alle im Lamm eins werden.

Die Schau, die Johannes hier erzählt, bedeutet für ihn eine ungeheure Ausweitung. Der Herr ist auf Erden als Mensch gewandelt, und Johannes konnte sich später an seine Worte erinnern, an die Art, wie er sie vernommen hat, wie sie auf ihn gewirkt haben, als er der geliebte Jünger war. Und je mehr einer einen andern liebt, um so wirksamer werden seine Worte in ihm. Liebt er ihn aber vollkommen, dann sind diese Worte nicht nur wirksam, sie sind unmißverständlich, sie haben eine einzige Wahrheit, nicht zwei oder drei, und der Liebende weiß, daß er sich dieser Wahrheit zu fügen hat. Ist er eines Geistes mit dem Geliebten, dann weiß er, daß dieser ihm eine in der Liebe bindende Wahrheit gibt. Sagt er: „Das ist mein liebstes Buch“, dann ist das keine indifferente Feststellung, sondern für den Liebenden die Aufforderung, es zu lesen, sich damit auseinanderzusetzen, es durch die Augen der Liebe zu betrachten und es liezugewinnen. Die Wahrheit, die der Geliebte mitteilt, ist wohl zunächst seine persönliche Wahrheit, die aber in der Liebe den Liebenden einbezieht. Sind nun der Geliebte und der Liebende der Herr und Johannes, dann ist das vom Herrn gesprochene Wort von vornherein für Johannes vollkommen bindend, weil er den Herrn nicht nur liebt, sondern weil der Herr die Liebe schlechthin ist und weil somit sein Wort die Wahrheit ist. Und so versucht er, sich durch die Liebe führen zu lassen. Aber jetzt im Himmel erfährt er, indem er den Tempel sucht und nicht findet und zuletzt einsieht, daß Gott und das Lamm der Tempel sind, eine unerhörte Ausweitung all seiner den Sohn betreffenden Ansichten. Denn die Unsichtbarkeit des Sohnes ist größer als seine Sichtbarkeit. Von hier aus wird die Mission des Liebesjüngers noch einmal neu. Indem der Herr ihn rief, sein Leben mit ihm teilte, ihm Zeuge seines Todes werden ließ, ihm seine Mutter anvertraute, ihm schließlich den ganzen apokalyptischen Auftrag schenkte und letzte Geheimnisse des Himmels aufdeckte, hat er die Seele seines

Jüngers ununterbrochen in der Liebe geweitet. In Abschnitten wohl, aber keinesfalls in „Stufen“. Und er hat es nicht für den Jünger und dessen persönliche „Vervollkommnung“ allein getan, sondern um der Kirche willen, und so ein Vorbild geschaffen für alles, was in der Kirche „Führung“ genannt werden kann. Für Johannes beginnt alles im Allerpersönlichsten, im Ruf des Freundes, in der intimen Freundschaft, und alles endet mit der Ausweitung in die Kirche hinein, in welcher Johannes ganz ins Werkzeugliche des Dienstes aufgeht, in eine Art Paradigma der Liebe überhaupt für alle. Und es könnte irgendeinmal wie einen Augenblick der Bitterkeit für Johannes geben, wenn er bemerkt, daß seine Liebe und Freundschaft auf diese Weise benützt wird. Aber da der Herr wirklich ausweitet und führt, merkt er im gleichen Augenblick, daß das persönlichste Geschenk, das der Herr machen kann, der Dienst selber ist, und das Intimste, was es gibt, die Preisgabe an alle. Auch darin sollte die Erziehung des Liebesjüngers Vorbild für alle Führung in der Kirche sein.

Bis zum Moment, da Johannes sieht, daß kein Tempel da ist, wurde er gleichsam nur geführt: von Erkenntnis zu Erkenntnis. Jetzt, da er etwas sucht und nicht findet, sieht man, daß er mittätig ist. Und zwar in seinem nachher auf Erden wieder neu zu übernehmenden Amt, in welchem er wird schildern und erzählen müssen, zugunsten der Kirche.

21, 23. Und die Stadt bedarf weder der Sonne noch des Mondes, daß diese sie beleuchten, denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtete sie, und ihre Leuchte ist das Lamm.

Die Stadt muß wie jede Stadt beleuchtet werden; aber sie braucht nicht, was sonst jeder Stadt zur Verfügung steht, das Licht des Tages und der Nacht. Denn Gott und das Lamm beleuchten sie. Das Bedürfnis, Licht zu empfangen, ist im Himmel vorhanden, so wie der Durst vorhanden war, auf

daß er gestillt werde. Und die Stadt der Heiligkeit braucht mehr Licht als jede andere, weil kein Winkel in ihr unbeleuchtet sein darf. Sie braucht eine Fülle und Vollkommenheit an Licht, die schon daraus erhellt, daß sie eben eine Stadt des Himmels, der Vollkommenheit ist. Auf Erden haben wir die Sonne, die unsere Städte zur Zeit des Wirkens, den Mond, der sie zur Zeit der Ruhe beleuchtet. Und es ist fast, als richteten sich Sonne und Mond nach den Städten und weniger die Städte nach ihnen. Als fänden Sonne und Mond die Bestätigung ihrer Notwendigkeit in den Städten. Als verlören sie ihre Existenzberechtigung, wenn die Städte verschwinden. Im Himmel ist es anders. Und wenn Johannes zurückkehrend der Kirche verkünden wird, warum die Stadt im Himmel ohne Sonne und Mond auskommt, so wird er auch den Grund dafür angeben können: *die Herrlichkeit Gottes erleuchtete sie, und ihre Leuchte ist das Lamm*. Sie bedarf keines relativen Lichtes, sondern des ganzen Lichtes. Und dieses stellt ihr Gott der Vater zur Verfügung, indem er sie selber beleuchtet. Er gibt sich dazu her, ihr Licht zu sein. Und darin ist das Zeichen seiner Treue ausgedrückt. Er läßt nicht ab von dieser Beleuchtung, er bleibt bei ihr, er läßt keine Bangigkeit des Dunkels, keine Verwirrung des Nichtsehens in ihr aufkommen. Sie ist in dauernder Schau, weil Gott sich dauernd zur Verfügung stellt und der Sohn als Leuchte sie mitbeleuchtet. Das Licht des Allmächtigen und das Licht des Ohnmächtigen bilden eine Einheit zusammen, die für die Dauer der Ewigkeit die Stadt der Heiligkeit erhellt, so daß überall in ihr die Sichtbarkeit da ist. Sie braucht sich nicht zu sorgen, an keine Zukunft zu denken, es ist immer das von Gott gespendete Licht, das auf jede ihrer Fragen zur Antwort wird. Sonne und Mond lösen sich ab in ihrer Wirkung. Vater und Sohn wirken in Eintracht zusammen, als hätten sie beide eine Rolle übernommen, die einzeln gar nicht durchgeführt werden kann. Die Unterscheidung der Rolle ist da: der Vater

beleuchtet, der Sohn ist die *Leuchte*; aber ihre Einheit ist im Geist, in welchem ihr Licht zum untrennbaren dreieinigen Licht wird. Der Geist ist hier der, der Vater und Sohn die Spendung des Lichtes in der unteilbaren Einheit ermöglicht; wie das Umfassende, das die Einheit bewirkt. Sonne und Mond folgen einander im Ablauf, der wie eine dritte Ordnung neben ihnen ist. Vater und Sohn sind ineinander, und dieses Ineinander ist der Geist, der jedes Auseinander, jeden Ablauf verunmöglicht.

Indem die Stadt auf Licht angewiesen ist, zeigt sie eindeutig, daß sie sich selber nicht genügt, von sich aus nicht schaffen kann, was sie braucht. Wie die irdischen Städte die Sonne brauchen, so braucht die himmlische Stadt die Heiligkeit, die Beleuchtung durch Gott. Erst in ihr kann sie ihre Aufgabe erfüllen: heilig zu sein. Ein heilige Stadt, die versuchen wollte, das Licht selber auszustrahlen, wäre ein Widerspruch in sich selbst. Heiligkeit ist eine Gabe Gottes, die dauernd in seinem Besitz bleibt, auch dort, wo er sie unwiderruflich verliehen hat, und indem sie dauernd in seinem Besitz bleibt, wird sie dauernd von ihm gespeist. Gott bleibt, als Licht gekennzeichnet, in einer steten innigsten Verbindung mit der Stadt, so daß sie inniger nicht gedacht und geschildert werden kann. Das Licht ist das Leben der Stadt; Gott ist das Leben der Heiligkeit. Aber eben: Gott in seiner Einheit mit Sohn und Geist. Auch wenn die Stadt zur Braut des Lammes wird, so liefert Gott sie dem Sohn nicht aus, ohne eine dauernde Verbindung der Lichtspendung hergestellt zu haben. Wie er ewig seinem Sohn sein Licht gibt und das Licht des Sohnes empfängt — wie zum Beweis dafür, daß die Liebe zwischen ihnen sich ewig erfüllt —, so bleibt der Vater auch der Stadt gegenüber in einer nie unterbrochenen Einheit der Beleuchtung mit dem Sohn. Nichts, was des Sohnes ist, ist nicht auch des Vaters, und der Vater bekundet es, indem er die Stadt beleuchtet und den Sohn als Leuchte bei sich behält.

Die Herrlichkeit Gottes ist es, die beleuchtet. Der Sohn kam auf die Welt, um den Vater zu verherrlichen. Diese Verherrlichung hat als Frucht gezeitigt, daß für alle Glaubenden die Herrlichkeit Gottes eine neue Gestalt erhielt. Und indem es die Herrlichkeit Gottes ist, die die Stadt beleuchtet, ist es wie ein Geschenk des Vaters an den Sohn: als würde der Vater dem Sohn diese ihm vom Sohn in den Glaubenden neu gestaltete Herrlichkeit zur Verfügung stellen. Und in diesem Geschenk des Vaters an den Sohn offenbart sich die je-größere Liebe des Vaters nicht nur für die Menschen, sondern auch für den Sohn. Denn das Je-mehr Gottes ist keine Eigenschaft, die nur nach außenhin gelten würde. Es ist eine innere Eigenschaft Gottes in seinem dreipersönlichen Leben. Nicht als suchten die Personen sich gegenseitig zu überbieten, aber sie wollen sich einander in je-größerer Liebe verschwenden. Und dieser je-größere Kreislauf der Liebe ist offen nach außen, so, daß sie ihre Liebe zugleich an die Heiligkeit verschenken, die von ihnen hervorgebracht wird, durch die Gnade, die aus ihnen ausfließt. Und indem die Heiligkeit das Licht Gottes aufnimmt, läßt sie gleichsam für die Glaubenden ein deutlicheres Licht auf Gott zurückfallen. Das ist der Dienst der Heiligkeit an Gott, nachdem es der Dienst Gottes an ihr war, sie zu beleuchten.

21, 24. Und die Völker werden in ihrem Lichte wandeln, und die Könige der Erde werden ihre Herrlichkeit zu ihr bringen.

Johannes spricht nun eine Weissagung aus, die für die Welt von Bedeutung ist, die im Himmel geformt wird, die er aber nicht durch eine Stimme wahrnimmt, sondern die sich aus dem wahrgenommenen Sachverhalt ergibt. Er muß zeigen, wie groß die Herrlichkeit der Stadt in diesem Lichte ist, und daß sie es nicht nur für sich empfängt, nicht nur an Gott zurückzugeben hat, sondern daß auch die Welt daran Anteil

erhalten soll. Er muß zunächst die Allgemeinheit zeigen — die Völker — und dann die Auslese treffen: die Könige. *Die Völker werden in ihrem Lichte wandeln.* Die Völker der Glaubenden. Alle werden von ihr das Licht, das Gott ihr gibt, empfangen, nicht einmalig, sondern so, daß sie darin werden wandeln können. Das Licht wird sogar zu einem Teil ihrer Existenz werden, denn das Wandeln der Völker wird sich fortan in einer Abhängigkeit vom Lichte vollziehen. Johannes zeigt also, daß das, was er jetzt erfährt, den andern zukommt. Es kommt seine Erfahrung den Völkern zugute, aber auch direkt das Licht der Heiligkeit. Er weist damit auf das Wesen der Vermittlung durch die Heiligkeit hin: die Völker werden nicht in irgendeinem göttlichen Lichte wandeln, sondern genau in dem Licht, das von Gott der Stadt zukommt. Gott bedient sich der Heiligkeit, um die Welt zu beleuchten. Und es ist ein Geschenk an die Welt, daß er die Heilige Stadt und die einzelnen Heiligen geheiligt hat. Und das, was Gott an Gnaden den Heiligen geschenkt hat, das hat er der Welt geschenkt; in der Erwartung, daß die Heiligen es der Welt vermitteln und daß die Welt demütig genug sei, es auch von den Heiligen, als den Vermittlern Gottes, anzunehmen und nicht in einer Art Hochmut über die von Gott eingesetzte Vermittlung hinweggehen, um sich ein nicht durch die Stadt vermitteltes Licht Gottes zu erzwingen oder zu rauben.

Und die Könige der Erde werden ihre Herrlichkeit zu ihr bringen. Die Könige, wie die Glaubenden sie kennen, wie sie auf der Welt über die Glaubenden herrschen. Sie werden ihre eigene Pracht herbeibringen zur Stadt der Heiligen; jetzt weder in einem Müssen noch in einem Dürfen, sondern in einer unbedingten Tat. Sie werden es tun. Und es ist klar, daß, wenn sie der Stadt, welche die Herrlichkeit Gottes besitzt, ihre eigene Herrlichkeit bringen, diese sich verschwindend klein daneben ausnehmen wird. Die Heilige Stadt wird durch das Heranrücken der Könige nicht bereichert;

aber es wird die Könige bereichern, ihre Pracht bringen zu können. Es ist wiederum eine Vermittlung: innerhalb der Stadt wird die Pracht der Könige von Gott beleuchtet werden, und in diesem Licht wird auch diese Herrlichkeit der Welt ein neues Aussehen, eine neue Sichtbarkeit erhalten.

21, 25. Ihre Tore werden sich bei Tag niemals schließen, denn eine Nacht wird es dort nicht geben.

Es gibt dort keine Nacht, weil das Licht Gottes keine Schwankungen kennt. Und sollten die Tore geschlossen werden, dann müßte es während des Tages sein. Sie werden aber nicht geschlossen. Alle, die die Tore durchschreiten, die durch die Heilige Stadt den Weg der Heiligkeit zu gehen haben, werden ihn dauernd gehen können. Auch für die Heiligen gibt es keine Einschränkungen, sie werden nicht heilig nach irgendeinem System, das auf einen Bedarf abgestellt und begrenzt ist. Der Möglichkeiten der Heiligung sind ungezählte, die Tore stehen dauernd offen, die Gnade Gottes fließt in die Stadt hinein, aus der Stadt heraus, ist ständig zur Verfügung. Und wenn Gott auch Bestimmte erwählt hat, so sind die andern, die nicht gekennzeichnet sind durch eine besondere Sendung, vom Weg der Heiligkeit nicht ausgeschlossen. Die Bewohner der Erde müssen wissen, daß diese Tore stets offen sind. Keiner soll sagen dürfen, er habe nicht heilig werden können, weil die Umstände es nicht erlaubten, weil er gerade zu einer Stunde gekommen sei, da die Tore geschlossen waren. Oder weil ein anderer — zum Beispiel der Priester, auf den er gebaut hatte — die Stunde verpaßt hat. Höchstens kann ein Einzelner den Zugang verpassen, wenn er die Tore mit der Mauer verwechselt, wenn er das Offene dort verlangt, wo das Geschlossene ist, oder wenn er das Tor nicht sieht, das offensteht, das heißt, wenn er im eigenen Irrtum verharret, sich von seiner Sünde verblenden läßt, die Macht seiner Schuld mit dem Tag Gottes verwechselt.

Wer sich zu Gott führen läßt und sein Licht annimmt, demütig in die kristallene Klarheit der Heiligkeit geht, kann nichts versäumen. Am Anfang des Weges der Heiligkeit ist nichts weiter erfordert als Bereitschaft und Demut. Gott nimmt sich dieser Haltung des Glaubenden an, um ihn an das Tor zu geleiten. Und wenn der Glaubende sich vertrauend hingibt, wird er geführt. In der Verwechslung von Tor und Mauer liegt schon eine volle Abweisung, das Nein des Nichtwollens, das nicht zu verwechseln ist mit dem Nein des Nichtkönnens, weil das Nein des Nichtkönnens im Heiligen zu einem Ja des Durch-Gott-Könnens wird.

Die Tore sind offen, die Wege der Heiligkeit immer gegeben. Und wenn es den Anschein hat, als seien zu gewissen Zeiten die Heiligen häufiger gewesen als zu andern, dann liegt der Grund nicht darin, daß Gott mehr Heilige für diese Zeit vorgesehen hatte, sondern darin, daß zu einer andern mehr Einzelne sich weigerten, ihre Sendung nicht übernahmen und sich nicht führen ließen. Sich senden lassen in die Sendung der Heiligkeit heißt: sich vertrauend auch dort, wo jede Übersicht fehlt, dem Wege Gottes übergeben. Gewissermaßen den Weg vom offenen Tor in die Heilige Stadt vom Licht Gottes so begleiten lassen, daß der, der ihn geht, die ganze Sichtbarkeit seines Weges dem Licht übergibt.

21, 26. Und man wird die Herrlichkeit und die Ehre der Völker in sie hineinbringen.

Die Herrlichkeit und die Ehre der Völker sind Begriffe, die für jeden Menschen, mag er auch dem Glauben fernstehen, Sinn und Inhalt besitzen. Manche denken zunächst an etwas, das durch Waffen, durch günstige Verträge, durch Handelsbeziehungen oder sonstwie errungen worden ist; manche sind damit nicht zufrieden und suchen mehr, entweder auf der gleichen Linie oder vielleicht auf einer höheren Ebene, indem das vorige ihnen wie verschoben, falsch und

leer vorkommt. Aber wie immer dieser Ruhm der Völker bestimmt werden mag, er wird in die Stadt gebracht werden. Wiederum nicht um die Herrlichkeit der Stadt zu erhöhen, ihr eine neue Fülle zu verleihen, sondern um in ihrer schon vorhandenen Fülle aufzugehen. Es wird sich dabei zeigen, daß jeder weltliche Ruhm verschwindend klein und unbedeutend ist, gemessen an der Herrlichkeit der Stadt. Und dennoch ist es gut, daß die Völker dieses Weltliche bringen. Denn das Bringen gleicht einem Bekenntnis. Wenn sie das Beste, was sie erreicht haben, der Stadt bringen, so liefern sie damit den Beweis, daß die Herrlichkeit der Stadt größer als ihre eigene ist, und es liegt wie eine Bitte darin, die Stadt möge den Völkern ihr Licht, das von Gott kommt, zuteil werden lassen. Diese Weissagung des heiligen Johannes erfüllt sich immer wieder im Lauf der Jahrhunderte. Und sie verliert dabei, wie jede Verheißung der Apokalypse, nicht von ihrer Aktualität. Weil sie in ihrem Entstehen Anteil hat am Sein und Werden des Herrn im Himmel, an seinem steten Sich-Bewegen innerhalb des dreieinigen Lebens, ist sie immer wieder am Kommen. Auch eine erfüllte Verheißung der Apokalypse entbehrt nicht der Möglichkeit neuer Erfüllung in irgendeiner Zukunft. Und es wird auch dann gut sein, daß die Völker ihren Ruhm bringen, wenn ihnen die Dringlichkeit, die Wünschbarkeit ihres Tuns noch nicht deutlich genug geworden ist. Sie werden im Bringen selbst die Erfüllung erfahren. Sie werden nachträglich ersehen, wie notwendig es war, ihr Höchstes der Heiligkeit der Stadt preiszugeben.

Die Völker, die zur Stadt hingehen, sind solche, die um das Dasein der Stadt wissen. Es gibt für sie einen Weg zur Stadt hin, den sie kennen und von dem sie wissen, daß er zu Gott führt. Und wenn sie sich entschließen, ihren Ruhm der Stadt anzuvertrauen, dann ist es nicht darum, weil sie sich scheuen, ihn Gott direkt zu übergeben, sondern in der Erkenntnis, daß Gott selbst in der Stadt diese Vermittlung

geschaffen hat. Die ihnen ersichtliche Größe der Heiligkeit der Stadt wird ihnen dazu verhelfen, die Herrlichkeit des Vaters, des Sohnes und des Geistes besser zu erfassen. Durch die eingesetzte Vermittlung der Stadt hat Gott von den Völkern eine bestimmte Demut verlangt. Sie sollten die kristallene Klarheit des Jaspis, von der die Stadt ihren Glanz hat, eben die Demut, besitzen. Gott hat sie in sie hineingelegt, und deutlich wird sie ihnen erst, wenn sie der kristallinen Klarheit der Stadt begegnen, beide eine Einheit eingehen und die Völker wie die Stadt selbst sich vom allmächtigen Gott und vom Lamm beleuchten lassen.

21, 27. Und nichts Beflecktes wird in sie eingehen, kein Götzendiener, kein Lügner, sondern nur die, die im Buche des Lebens des Lammes verzeichnet sind.

Johannes setzt das Befleckte ins Neutrum, wie etwas, das vom einzelnen Menschen wie unabhängig wäre. Das Befleckte, unter welcher Form auch immer, wird das Tor nicht finden. Das Befleckte ist zugleich das Befleckte im Menschen, die Unreinheit in ihm, sofern er sie selber hervorgebracht hat, zum Beispiel in Form eines Götzen. Es kann nicht eintreten, weil das Tor nur der Reinheit sichtbar ist. Die Unreinheit prallt unweigerlich an der Mauer zurück. Um das Tor zu finden, muß das Licht Gottes im Auge des Eintretenden sein, das ihm die Tore sichtbar macht. Das Licht Gottes muß schon inwendig in dem sein, der sein Licht sehen soll, so wie die Gnade Gottes in dem schon vorhanden sein muß, der sie als volle Gnade empfängt. Im Lichte der Heiligkeit erscheint alles als unrein, als befleckt, was nicht heilig ist, was sich der Heiligkeit nicht anbietet, um von ihr im Sinne des Sohnes übernommen zu werden. Befleckung ist sowohl das leiseste Nein wie die schwärzeste Sünde, wie alles, was zwischen beidem ist. *Und nichts Beflecktes wird eingehen* in die Stadt.

Und *kein Götzendiener*, keiner, der einen Menschen oder eine Sache Gott vorzieht, oder der das Bild Gottes nach seinem eigenen Bild verzerrt hat. Und *kein Lügner*, keiner, dem die eigene Wahrheit bequemer, billiger erscheint als die Wahrheit Gottes. Die Lüge fängt überall dort an, wo einer sich selber Gott vorzieht. Wo er etwas tut, was nicht unbedingt zur größeren Verherrlichung Gottes dient, sondern zu seinem eigenen Vorteil. Nicht nur der Einsichtsvolle lügt, der einen Teil der Wahrheit besitzt und einen andern verwirft, nicht nur der Kenner der ganzen Wahrheit, der ihr aber den Gehorsam verweigert, nicht nur der Beter, der sein Gebet lau werden läßt, sondern letztlich jeder, der nicht dauernd in der Hand Gottes zu bleiben gewillt ist, der in seinem eigenen Wollen das Leiseste duldet, was das Verhältnis zu Gott trübt, was für das Licht Gottes nicht durchlässig ist. Die Lüge wechselt sofort das Tor und die Mauer, so, daß sie jeder Möglichkeit beraubt ist, durch das Tor zu gehen, weil sie unbedingt daran festhält, daß die Mauer das Tor sei.

Diese verschiedenen Formen der Abweisung sind nichts als Spielformen des einen Ungehorsams. Der Gehorsam wäre die einfache Demut. Der Verzicht auf das Eigene, auf die Führung durch sich selbst, auf den Eigenwillen in jeder Gestalt, um überall nur schlichte Antwort auf die Befehle Gottes zu sein, ungezierte Antwort, die ein für allemal in der Gnade Gottes auf eine andere Antwort als das Ja verzichtet hat.

Sondern nur die, die im Buche des Lebens des Lammes verzeichnet sind. Das Lamm ist auf die Welt gekommen, um das Leben zu bringen. Es bringt das Leben, das ewig ist, das durch sein Kommen in uns einen Anfang nimmt, aber durch sein Bleiben in uns die Sicherheit hat, daß es nicht aufhören wird. Der Herr bringt es in seiner ganzen Fülle, mit allen seinen Möglichkeiten, durch die es aus unserem begrenzten irdischen Leben ein grenzenloses himmlisches Leben machen

kann. Nicht nur im Sinne einer Fortsetzung nach dem Tode, sondern im Sinne einer Neuschöpfung. Er gibt jedem von uns ein Leben der Liebe, indem er uns befreit vom Leben der Sünde. Und diese Befreiung gelingt ihm vollkommen, indem er jede einzelne unserer Sünden auf sich nimmt, keine vergißt, sie so, als wäre sie die eigene, am Kreuze trägt, und nachdem er sie getilgt und uns gereinigt hat, in Wahrheit unsern Namen im Buch des Lebens eintragen kann. Er kann es tun, weil er uns losgelöst hat von unserer Sünde und weil seine Reinheit und Liebe uns so verändert haben, daß wir nach keiner Einheit mehr mit unserer Sünde verlangen. Und er führt dieses Buch immerfort nach, weil er dauernd sein Werk der Erlösung fortsetzt; weil die Späterkommenden nicht beeinträchtigt sein sollen, die gleiche Gnade erhalten sollen wie die ersten, die gleichzeitig mit ihm auf Erden weilten. Das Werk der Erlösung trägt den Charakter einer Kontinuität, welche diejenige des ewigen Lebens vorzeichnet. Weil das Lamm das ewige Leben besitzt und uns zum ewigen Leben führt, dauert sein Erlösungswerk solange es nötig ist, bis alle erlöst sind, die das Lamm erlösen wollte. Und solange es ein Leben auf Erden gibt, wird der Herr nicht müde, unsere Erlösung zu wirken, und er trägt jeden Einzelnen ohne Rücksicht darauf ein, ob er viel oder wenig für ihn zu tragen hatte. Aber das Wenig ist in der Sicht, die dem Johannes gewährt wurde, so groß, daß es schwerfällt, das Viele in einer Übersicht zusammenzutragen; der Unterschied zwischen Wenig und Viel, Schwer und Leicht verschwindet angesichts des einen Werkes des Herrn und seines Buches des Lebens. In unserer sorglosen Sprache reden wir oft von „leichten Sünden“, rühmen uns vielleicht gar, keine schweren begangen zu haben. Und wir überlegen nicht, wie schwer das Leichte schon für den Herrn ist, welche unvorstellbare Last alle läßlichen Sünden der Welt darstellen. Und vielleicht wird man sich gerade angesichts dieser Einsicht

davor hüten, je von sich zu behaupten, man habe keine schwere Sünde begangen.

Wer im Buche des Lebens verzeichnet ist, kann in die ewige Stadt aufgenommen werden. Der Herr bestätigt diese Aufnahme; er läßt sie sichtbar werden. Und dieses ist wieder Zeichen dafür, daß seine Verheißungen sich weiter erfüllen. Johannes kommt aus der Apokalypse mit einer Bestätigung der Erlösungsbotschaft des Herrn zurück; er kann bezeugen, daß im Himmel das gilt, was auf Erden. Was der Herr hienieden gesprochen hat, hält er im Himmel ein; indem er Johannes die Sicht in das Buch des Lebens gewährt hat, hat er ihm den Beweis dafür geliefert, daß seine Erlösung weitergeht und daß er seine Glaubenden als seine Kinder in die Stadt seiner himmlischen Braut einläßt.

22, 1. Und er zeigte mir einen Strom von Wasser des Lebens, durchsichtig wie Kristall, ausgehend aus dem Throne Gottes und des Lammes.

Der Strom des Lebenswassers fließt; er strömt immer weiter, und er ist immer da. Sein Ursprung liegt im Throne Gottes. Und während der Engel dem Jünger das Wasser zeigt, fällt diesem als erstes auf, daß es durchsichtig ist wie Kristall, klar und rein, in der Durchsichtigkeit der Demut der ewigen Stadt gleichend. Aber die Demut des Wassers hat ein anderes Aussehen als die der Stadt; sie ist vollkommen farblos. Und so wird der Demütige sich an der Klarheit dieses Wassers erfreuen, und um das zu können, wird er teilhaben müssen an diesem Wasser. Er kann es, weil die Gnade Gottes ihm dieses Wasser schon geschenkt hat. Und der Demütige wird in ihm nicht etwa seine eigene Demut, er wird in ihm das Göttliche erkennen, das, woraus er von jeher alle Kraft geschöpft hat, das, was ihm immer Nahrung und Erquickung und Freude war. Und weil dieses Wasser so klar ist und sich so wenig unterscheidet von anderen strömenden Wassern, wird der

Hochmütige, der Abweisende, der Lügner nichts wissen wollen von ihm. Es wird ihm zu unscheinbar sein. Der Demütige allein wird es erkennen, und er wird es im Gehorsam erkennen. Er wird wissen, daß dieses Wasser seinen Gehorsam ermöglicht. Er wird darum wissen, daß er in diesem Wasser die Kraft des Ausharrens in seinem Gehorsam erhält. Auch wenn, seiner Einsicht nach, Gehorsam und Demut in ihm selber noch bei weitem nicht eins geworden sind. Aber er wird sich nach dieser Einheit sehnen, weil er im Wasser, das für ihn die Farbe des Gehorsams angenommen hat, die Demut des Sohnes erkennt: die Demut, die sich im Gehorsam erwiesen hat. Und wenn der Engel den Jünger auf den Strom ausdrücklich aufmerksam macht, so ist es, damit er auf Grund der Bestätigung durch den Engel wisse, daß diese Schau nicht für ihn allein ist, sondern für alle Glaubenden. Sie sollen um die Herrlichkeit dieses Wassers wissen. Und der Glaube und die Offenbarung des Johannes werden ihnen in diesem klaren Wasser die ihnen zgedachte Herrlichkeit zeigen.

Der Engel zeigt nicht nur das strömende Wasser, er zeigt auch seinen Ursprung: *ausgehend aus dem Throne Gottes und des Lammes*, des Vaters und des Sohnes, strömt es in die Stadt und bedeutet die ihnen in der Einheit mit dem Geist inwohnende Fülle der ewig fließenden Gnade. Und wenn der Ursprung der Quelle dem Jünger so gezeigt wird, dann soll er sich erinnern an das Wasser, das er aus der Seite des gekreuzigten Sohnes fließen sah. Es ist das gleiche Wasser. Damals war es der Ausdruck des Letzten, was nach dem Leiden noch aus dem Sohne kam, das wie die unscheinbarste der Gnaden aussah, und das sich jetzt plötzlich in diesem Hervorbrechen aus dem Throne von Vater und Sohn als die ganze Herrlichkeit der göttlichen Gnade offenbart, eine Herrlichkeit, die nicht zuletzt darin sich äußert, daß der Vater bei der Rückkehr des Sohnes seine Seitenwunde aufnahm, um aus der Gnade, die ihr entströmt, die gemeinsame Gnade für die

Menschen werden zu lassen. Wie zur Bestätigung dafür, daß das Kreuz des Sohnes weiterlebt und der Vater in der Freude der Wiederkehr des Sohnes im Geiste diese Quelle ewig nicht versiegen lassen wird.

22, 2. Mitten auf ihrem Platz und auf beiden Seiten des Stromes steht der Baum des Lebens, zwölfmal Früchte treibend; jeden Monat bringt er seine Frucht, und die Blätter des Baumes dienen den Völkern zur Heilung.

Es gibt eine Einheit zwischen den drei Bäumen. Sie sind alle drei gleich: gleich in dem, was sie hervorbringen, gleich in der Zeit der Hervorbringung, gleich in der Heilkraft ihrer Blätter. Sie bedeuten die Aufnahme des dreieinigen Gottes, das Fruchttrogen in ihm und den vollkommenen Dienst in ihm auch im Unscheinbaren, in den Blättern. Sie sind wie eine von Gott der Stadt geschenkte Spiegelung seines dreieinigen Wesens. Wie in vielem das, was vom Vater, vom Sohne oder vom Geist kommt, von uns nicht unterschieden werden kann, weil ihre Essenz die gleiche ist und sie eine Einheit in der gleichen Liebe besitzen, so hier in den Bäumen. *Mitten auf dem Platz* ist der Sohn. Er ist dort, wo das Menschenleben sich abspielt, und nimmt an seinem Tun und Treiben teil. Er ist für jeden sichtbar und jedem zugänglich. Und weil der Strom des Wassers an die Seitenwunde des Sohnes erinnert, ist er von den beiden Bäumen gesäumt, die den Vater und den Geist versinnbilden: wie wachend über die Wunde des Sohnes, wie sie aufnehmend, dafür sorgend, daß ihre Gnade nicht verlorengelange, nicht mißachtet, nicht abgewiesen werde. Aber ist es wiederum der Vater, der auf dem Platze steht, der die Mitte ist und der Ursprung war, der den Geist und den Sohn mit der Sendung schickt, die über die Verteilung des Stromes der Gnade zu wachen haben. Und nochmals ist der Geist in der Mitte des Platzes versinnbildet, der von dort aus die Einheit bildet mit dem Vater und dem Sohn, die sich am Flusse

gegenüberstehen und aus ihrer gemeinsamen Quelle das Wasser des Lebens hervorströmen lassen. So sind diese drei Bäume Sinnbilder Gottes und seiner Herrlichkeit. Aber sie sind auch Sinnbilder der Christen. Derer, die sich im Namen des dreieinigen Gottes dort pflanzen lassen, wo Gott sie haben will, dort ihre Wurzeln schlagen, ihre Früchte tragen, ihr Letztes herzugeben versuchen, eingedenk, daß der Sohn über seinen Tod hinaus noch die Gnade seiner Seitenwunde uns zukommen ließ. Der Baum des Lebens bedeutet das Leben. Er wächst und bringt Frucht, und was an ihm abstirbt, die Blätter, dient dazu, neues Leben, das durch Heilung erzeugt wird, zu gewährleisten. Und die Glaubenden stehen mitten auf dem Platz, mitten im fruchtbarsten Leben der Stadt, umgeben von anderen Menschen, und in ihrem Wirken und Wenden von ihnen umringt. Aber sie sind zugleich abseits und hüten den Strom, der von Gott kommt. Sie sind auf dem Platz in der Aktion und lassen die Wahrheit, die sie erfahren haben, den Glauben, den sie erhalten haben, den andern zukommen und für sie Frucht tragen. Sie sind gleichzeitig in der Einsamkeit der Kontemplation und des Gebetes, in der Schau dessen, was Gott ihnen vermittelt, in der Anbetung Gottes selber, im Empfang und Weitergeben in ihrem Gebet des Wassers, das ihre Wurzeln nährt und ihnen die Kraft gibt, den Baum zu entfalten und ihre Frucht immer ergiebiger werden zu lassen.

Zwölfmal Früchte treibend. Darin steht der Baum des Lebens im Gegensatz zu gewöhnlichen Bäumen, die nach den irdischen Gesetzen der Zeitenfolge selten mehr als einmal im Jahre Frucht tragen. Aber dieser Baum ist der irdischen Gesetze entbunden; er folgt den Gesetzen des Himmels; nicht des Himmels von Regen und Sonne, von Tag und Nacht, von Kälte und Wärme, sondern des Himmels des Lichtes von Vater, Sohn und Geist. *Jeden Monat bringt er seine Frucht;* kaum hat man eingesammelt, sieht man schon wieder neue reifen. Dieses Zwölfmalige erinnert nicht nur an die Monate

des Jahres. Sondern vielmehr noch an die Zahl der Apostel, die als erste sich dem Herrn zur Verfügung stellten, seine Frucht zu tragen und sie so in sich reifen zu lassen, wie er es in seiner Gnade für gut hielt. Und Gott gab ihnen die Gnade, sich nicht mit andern Glaubenden oder Nichtglaubenden zu vergleichen, um die von ihnen geforderte Fruchtbarkeit als Überforderung zu empfinden und sich dagegen aufzulehnen. Sie wollten dem neuen, ihnen noch unbekanntem Gesetz des Fruchttragens sich unterwerfen, obwohl sie nicht einmal wußten, ob ihr Gehorsam sich irgendwie gesetzmäßig auswirken würde. Als sie dem Herrn Nachfolge versprachen, wußten sie noch nicht, daß er die Verantwortung für die Frucht übernahm, sie in seinem eigenen Licht reifen ließ und die Zeit ihrer Ernte bestimmte. Und alle Bäume tragen ihre Frucht gleichzeitig, so daß, wenn die Frucht zusammengetragen wird, nicht mehr errechnet werden kann, von welchem Baume die einzelne Frucht stammt. Es genügt, wenn der Herr der Ernte weiß, wie sie aussah, wann und von welchem Baum jede Frucht gepflückt wurde. Aber er erweist jedem tragenden Baum des Lebens die Gnade, seine Frucht mit den Früchten der andern Bäume gemeinsam tragen zu dürfen. Und die Apostel, die in der ihnen bekannten Zwölfzahl fruchttragen dürfen, wissen, daß diese Zahl nicht nur ihre Person, sondern auch ihre Frucht kennzeichnen wird. Daß sie ihren Dienst als erfüllt betrachten dürfen, weil zwölfmal im Jahr die Frucht gereift ist.

Der Frucht bleibt als Dauermerkmal, Frucht vom Baum des Lebens zu sein. Sie kommt also stets aus dem Leben, um Leben zu vermitteln. Und zwar nicht das eigene Leben, sondern das göttliche Leben, das immer von neuem geschenkt wird. Der Baum wünscht nichts anderes, als nur das Leben Gottes vermitteln zu dürfen. Er ist froh, daß seiner Frucht die eigenen Merkmale genommen werden, auf daß sie die Merkmale des Herrn und durch ihn des dreieinigen Gottes aufweise.

Die Zwölfmaligkeit der Frucht dient auch dazu, die Verbindung zwischen Himmel und Erde zu zeigen. Wenn die himmlische Fruchtbarkeit des Baumes die irdischen Gesetze auch vollkommen übertrifft, so hält sie sich doch an einen irdischen Rhythmus, den der Monate; denn Gott zerstört die Natur nicht, sondern läßt sie mit ihrem eigenen Rhythmus in den übernatürlichen Rhythmus eingehen.

Die Blätter des Baumes dienen den Völkern zur Heilung. Im Gegensatz zur Frucht kennen die Blätter keine Zeit der Reife. Sie haben der Frucht und ihrer Reifung gedient; ist diese gebildet, so fallen sie ab und verdorren. Aber weil es im Leben der Gnade Gottes nichts Überflüssiges gibt, und weil keiner, der wie die Apostel im Dienste steht, nur einerlei Frucht trägt, vielmehr auch das Unscheinbare in ihm, auch das, was nachträglich an die schon vollzogene Ernte erinnert, einen Sinn hat, haben auch die Blätter eine Art von Fruchtbarkeit. Diese ist schwerer zu erfassen als die der eigentlichen Früchte, sie ist auch nur den im Glauben Lebenden verständlich. Die Blätter in ihrem Abfall dienen der Heilung von Krankheiten. Die Völker sind krank. Damit sie geheilt werden können, muß eine Arbeit geleistet werden durch die Gnade des Herrn, so willig, daß der, der sie leistet, sein Äußerstes hergibt, auch das Nebensächlichste in den Dienst stellen läßt. Nicht nur die Glanzleistung seiner Frucht gehört dem Herrn, auch alles, was von seinem Leben abfällt, was ihn irgendwie vom Leben trennt: Verzicht, Entsagung, Lebendig-gestorben-sein. Auch seine Kontemplation, im Unterschied zur Frucht, die seine Aktion ist. Es soll eine Einheit sein von Aktion, die in der Vollkraft und der Freude geleistet wird, und Kontemplation, die auch in Verzicht, Leiden, Opfer und Schmerz gegeben wird. Scheinbar ist eine Zweiheit da: Kraft und Ohnmacht, aber in der Wahrheit Gottes ist tiefste Einheit; denn die Einheit findet sich nicht dort, wo das Äußere sich gleicht, sondern dort, wo das Innerste, die Quelle, gemeinsam ist. Man wird also auch

die Kirche nicht nach ihren äußeren Aktionen und Leistungen bewerten dürfen, nach ihrer Kraft und Frucht. Die Heilung der Völker stammt vor allem von den Blättern, gerade von dem, was nach der Frucht übrigbleibt. Und die Kontemplation hat die Heilung der Völker wirklich im Auge: wie etwa mancher beschauliche Orden durch sein anonymes Beten und Opfern sich in den Dienst der Bekehrung der Völker durch die Kirche stellt.

22, 3. Und es wird nichts Fluchwürdiges mehr geben. Und der Thron Gottes und des Lammes wird in ihr sein, und seine Knechte werden ihm dienen.

Bisher sah Johannes den Himmel der Gegenwart, einen Himmel, wie er seit der Himmelfahrt des Herrn besteht, einen Himmel, der eine uns nun sichtbar werdende Wandelbarkeit besitzt, weil die Erde immer noch neben diesem Himmel weiterbesteht, weil die Sünder immer noch sündigen. Wenn aber die Zeit gekommen ist, da nur noch das ewige Leben Gültigkeit besitzt, dann wird die letzte, endgültige Verwandlung des Himmels stattfinden. Er wird auf ewig zur Stätte aller Glaubenden; und die Glaubenden werden in der Heiligkeit Gottes leben. Es wird für sie nichts mehr Verbotenes geben, und sie werden nichts mehr begehen können, dem irgendein Fluch anhaftet. Sie werden keine Absichten haben, die denen Gottes zuwiderlaufen könnten, sie werden seinen Willen so sehr als den eigenen angenommen haben, daß ihr Wille und sein Wille eins geworden sind, und Gott nun alles, was bisher Verbot war, was mehr Gesetz als Liebe zu sein hatte, Gesetz, mit dem Zweck, die Sünder am Sündigen zu hindern, fallen lassen kann. Gott wird seine Liebe allein brauchen können, um seine Heiligen zu lenken und ihr ewiges Leben zu gestalten. Und sie werden nicht mehr auf sich selber stoßen, sich nicht mehr zum Hindernis werden, zum Gegenstand eines Stolperns und Fallens. Gott wird ihnen seinen

ganzen Himmel aufthun, er wird ihnen jegliche Freiheit, die innerhalb des göttlichen Willens liegt, schenken. Sie werden zu vollkommenen Kindern Gottes werden. Und so wird es *nichts Fluchwürdiges mehr geben*, weder in ihnen selbst noch in einer um sie herum aufgerichteten Schranke.

Und der Thron Gottes und des Lammes wird in ihr sein. Gott wird den Weg, der ihn jetzt noch von seinen Heiligen trennt, der die vollkommene Vereinigung des Lammes mit der Braut noch nicht erlaubt, verkürzen. Nicht indem er die Heiligkeit der Stadt noch steigern müßte, auch nicht indem er die Stadt gleichsam in sich hinein aufzehren würde, sondern indem er sich würdigt, seinen Thron in ihr aufzuschlagen. In Erinnerung daran, daß sein Sohn Mensch geworden ist, wird er den Weg zur Heiligen Stadt selber gehen. Aus Liebe zum Sohne, zu seiner Menschwerdung und seinem Opfer, aus Dank für seinen Tod und für die den Menschen gewährte Erlösung, wählt der dreieinige Gott einen Weg der Vereinigung mit der Heiligen Stadt, der wie ein himmlisches Gegenstück dazu ist. Und indem Gott den Weg macht, fällt die irdische Überforderung in der Heiligkeit dahin. Er schenkt seinen Heiligen das Stück, das sie von der vollkommenen Heiligkeit trennte, indem er durch seinen unter ihnen aufgeschlagenen Thron der Heiligkeit ihre Heiligkeit aufrundet und erfüllt.

Und seine Knechte werden ihm dienen. Seine Knechte sind alle jene, die glauben, die durch die Gnade des Herrn in ihrem Glauben so bestätigt wurden, daß sie auch im Himmel ihm dienen dürfen. Sie leben in einem Glauben, der von Gott ganz erfüllt ist; ihre ganze Absicht, ihre Gedanken, ihr Tun und ihr Lassen, alles wird davon bestimmt, daß sie wünschen, Gott so verherrlichen zu dürfen, wie der Sohn es auf Erden getan hat. Der Sohn hat den Vater verherrlicht, wie nur Gott allein Gott verherrlichen kann. Und als die Glaubenden auf Erden lernten, Gott zu dienen, war es ein langsames Sich-

einüben, ein Tasten, ein Stolpern und Wieder-Aufstehen. Jetzt im Himmel wird ihnen die ganze Fülle des Dienstes geschenkt, deren Eigenart es ist, daß jeder Dienst zu Anbetung wird. Dienen sie Gott in ihren Gedanken, dann kann Gott aus jedem ihrer Gedanken seine Verherrlichung ablesen, ebensosehr wie aus jeder ihrer Taten, und dieser Dienst wird sich nicht in einer persönlichen Verborgenheit abspielen, sondern in der Gemeinschaft der Heiligen. Und auch diese hat eine Wandlung erfahren, weil Gott jetzt mitten unter der Gemeinschaft derer wohnt, die das Licht seiner Heiligkeit zu vollkommenen Heiligen gemacht hat.

22, 4. Und sie werden sein Antlitz sehen und seinen Namen tragen an ihren Stirnen.

Der Dienst Gottes wird immer mehr zu Anbetung. Und wenn nichts mehr in ihm Platz haben wird, was nicht Anbetung ist, werden die Knechte sein Antlitz sehen dürfen. Diese Schau wird Gottes Antwort auf ihren Dienst sein, seine letzte Belohnung. Die größte Gnade, die Gott den Seinen gibt, ist diese, daß er das Antlitz, das bisher nur dem Sohne und dem Geist bekannt war, enthüllt, aus Liebe zum Sohn es preisgibt, und die Anbetung der Knechte mit der Schau seines Antlitzes erfüllt.

Gott hat schon angefangen, sein Antlitz zu enthüllen, da er den Sohn Mensch werden ließ. Ja, schon im Alten Bund war jede Verheißung Gottes eine beginnende Enthüllung seines Antlitzes, die in der Menschwerdung fortschreitet, in der Erfüllung des Willens des Sohnes weitergeht und vollkommen wird im Himmel, wenn die Knechte nur noch die Anbetung kennen. Die Kontemplation leert den Menschen so, daß in ihm Raum wird für das Wort Gottes, und als Antwort auf den menschlichen Versuch schafft Gott wirklich Raum, um ihn durch das Seine zu füllen und uns etwas davon verständlich zu machen. Die Kontemplation geleitet uns

immer weiter zu Gott hin, und nichts von dem, was auf Erden in der Kontemplation gezeigt wird, wird im Himmel verleugnet, vielmehr wird alles erweitert bis zur vollkommenen Schau Gottes. Es gibt Dinge, die wir in der Kontemplation erfassen und die wie Blitze, wie Ahnungen, wie Überraschungen sind und in denen Gott in uns die Enthüllung seines Antlitzes vorbereitet. Auf Erden muß man als Kind Dinge lernen, die man im Leben nie mehr braucht; aber sie haben den Geist ausgeweitet und damit ihren Dienst getan. In der Kontemplation gibt es das nicht; alles, was einmal aufgegangen ist, bleibt offen und gegenwärtig, und Gott wird immer darauf zurückgreifen können. Den Plan der Enthüllung übersehen wir nicht, aber es gibt ihn trotzdem. Und die einzelnen Erleuchtungen sind nicht zusammenhanglos; sie streben zum Ganzen, sowohl im einzelnen Glaubenden wie in ihrer Gesamtheit, zur Totalität der Schau, wie immer dabei die Schau der Christen beschaffen sein mag. So erhellt nochmals, daß die Kontemplation Dienst ist, eine höchste Form des Dienstes, die Gott uns schenkt, und die ihre letzte Erfüllung in der Schau seines Antlitzes findet.

Und seinen Namen tragen an ihren Stirnen. Gott prägt ihnen ein unauslöschliches Zeichen ein. Früher hatte Johannes Menschen wahrgenommen, die den Namen und das Zeichen der Tiere an der Stirne trugen. Man sah, daß sie sich dem Bösen verschrieben hatten, und es war eine Unwiderruflichkeit der Zeichnung an ihnen. Jetzt zeigt der Engel das Gegenstück dazu in der prophetischen Schau, daß die Knechte Gottes den Namen Gottes an ihrer Stirne tragen werden. Sie werden ihn tragen in einem katholischen Sinne: damit jeder von jedem erkenne, daß er zu Gott gehört und seinen Dienst so erfüllt, daß Gott sich nicht scheut, ihm seinen Namen sichtbar und endgültig auf die Stirne zu schreiben. Sie tragen diesen Namen wie eine Fahne, die verpflichtet, wie ein letztes, endgültiges Ja, das sie zu Gott sprechen, weil Gott es zu ihnen gesprochen hat.

Sie brauchen keine Entscheidung mehr, kein Entwerfen von Programmen des Dienstes, sie leben in dem Glück, die Bestätigung von Gott selber zu haben. Denn der Name, den sie tragen, ist zu ihrem Namen geworden. Sie sind Diener Gottes, sie werden als Diener Gottes angerufen, und wenn Gott seine Diener braucht, dann antwortet ihm die ganze Schar der Bezeichneten. Und wenn Gott etwas einschreibt, so ist es für immer. Er wird die Schrift nicht mehr wegwischen, und jene, die sie tragen, werden immer dankbar und stolz sein, sie zu führen. Für Gott sind sie jetzt nur noch die, die ihn anbeten, die er voll begnadigt hat, nur noch seine Heiligen. Jeder von ihnen hat den gleichen Namen, ohne daß eine Uniformierung stattfindet. Die Prägung und Beschaffenheit des Namens in ihm hängt von der Prägung und Beschaffenheit seines Charakters, seiner Sendung und seiner Heiligkeit ab. Sie ist anders in den „großen“ Heiligen als in den „kleinen“. In der Stadt wohnend, zerstört Gott die Unterscheidungen in der Kirche nicht, er erfüllt sie vielmehr. Das Prinzip des Hierarchischen bleibt, aber nicht nach dem System der amtlichen Weihen, sondern nach dem der Heiligkeit, obwohl in der Kirche beide Systeme nicht ohne Verwandtschaft wären, und wer höhere Weihen empfing, auch höhere Verpflichtungen zur Heiligkeit hatte. Und doch wird im Himmel jeder so erfüllt, daß kein Neid aufkommen kann.

22, 5. Und es wird keine Nacht mehr sein, und sie werden kein Lampenlicht und kein Sonnenlicht mehr brauchen, denn Gott der Herr wird über ihnen leuchten. Und sie werden herrschen von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Die Nacht ist nicht nur die Nacht, die wir von der Erde her kennen, sie ist hier zum Begriff all dessen geworden, was dunkel, schlecht, unerlöst und unerfüllt ist. *Es wird keine Nacht mehr sein*, weil alles Licht Gottes sein wird. Es wird im Herzen der Glaubenden keine dunkeln Winkel mehr geben,

denn Gott der Herr wird über ihnen leuchten und sie so durchsichtig machen, daß sie nicht mehr in der Lage sein werden, Schatten zu haben. Nicht den Schatten ihrer Sünde, nicht den Schatten der Abweisung, auch nicht den geringsten Schatten einer Lauheit. Alles wird von der Kraft Gottes erfüllt sein. Und damit dieser ewige Tag ganz sichtbar werde, umschreibt Johannes: *Sie werden kein Lampenlicht und kein Sonnenlicht mehr brauchen.* Die Glaubenden sollen an den ihnen bekannten Formen des Lichtes errathen können, wie unendlich viel größer die himmlische Erfüllung sein wird, die sie erwartet. Und sie sollen auf Erden schon anfangen, ihre Bedürfnisse so zu gestalten, daß sie in einem gewissen Einklang mit ihrer Erwartung stehen. Sie sollen verstehen, daß die ihnen auf Erden gewährte Frist der Vorbereitung des ewigen Lebens dient. Sie sollen lernen, die kleinen Ereignisse des Alltags zwar auch in einem irdischen Sinne zu meistern und zu verwenden, aber dies fast nebenbei, während die Hauptsache darin besteht, durch alles hindurch, auch im Lampenlicht oder Sonnenlicht, das Nahen des ewigen Lichtes zu sehen. Und vom Lichte Gottes aus, das Gott ihnen schon jetzt in einer für sie faßbaren Form schenkt, soll die Bewertung alles irdisch Sichtbaren und Leuchtenden erfolgen. Im Himmel wird Gott ihnen sein Licht schenken, nicht nur als Ersatz für die Sonne, nicht nur, damit die Tage zu seinen Tagen werden, sondern auch als Ersatz für die Lampe, damit auch die Nächte zu seinen Tagen gezählt werden können. Jede Nacht, jede Schwierigkeit, jede Dunkelheit oder Abwendung wird unmöglich sein, weil nichts sich dem Lichte Gottes entgegenstellen kann.

Und sie werden herrschen von Ewigkeit zu Ewigkeit. Die Knechte herrschen. Die ganze Macht wird ihnen geschenkt. Dienend werden sie diese Macht erobern, und es wird die Macht Gottes selber sein, die ihnen mitgeteilt wird. Denn Gott, den sie anbeten, wird ihnen die Erfüllung der Anbetung

geben, und sie dauernd geben. Je mächtiger aber ihre Macht wird, um so mehr werden sie einsehen, daß alle Macht in Gott liegt, um so näher werden sie aber auch der Allmacht Gottes sein. Durch diese Erfüllung ihrer Anbetung werden sie Gott immer besser schauen können, so daß die Erfüllung der Macht für sie schließlich in der Schau Gottes liegen wird und sie keinen andern Wunsch mehr empfinden, als Gott ewig zu schauen, nicht in der Abwendung von den übrigen Glaubenden, sondern in ihrer immer herrlicher werdenden Gemeinschaft. Und diese Macht wird von Ewigkeit zu Ewigkeit dauern, weil Gott im Himmel nichts schenkt, was er wieder zurückzieht, so daß jede von ihm verliehene Gabe teilhat an der Dauer seiner eigenen göttlichen Ewigkeit.

Es gibt im Himmel wie eine Wandlung der Demut. Unsere irdische Demut wäre dies: daß wir immer tiefer erkennen, wie wir nichts sind, wie Gott alles ist. Die himmlische Demut entbehrt des ersten Teiles: wir erkennen dort nur, daß Gott alles ist. Wir brauchen den Vergleich mit uns nicht mehr zu ziehen. Wenn in der ersten Exerzitienwoche die Größe der Barmherzigkeit Gottes aus der Betrachtung des eigenen sündigen Nichts erlebt werden soll, in den Betrachtungen der nächsten Wochen aber das Ich immer mehr verschwindet, dann bilden die Exerzitien wie eine Einübung in die himmlische Kontemplation. Und es ist möglich, den Schritt von der ersten zu den folgenden Wochen auf Erden bereits in einer gewissen Endgültigkeit zu tun. Wenn Gott einem Menschen die Kontemplation schenkt, dann ist es notwendig, daß er irgendeinmal wirklich weiß, wer er ist, daß er bittere Klarheit erhält über seine Sünden und Hindernisse. Aber diese Dinge sollen nicht als Gegenstand in die Kontemplation mitaufgenommen und überall mitgeschleppt werden. An der Schwelle haben sie ihre Berechtigung. Nachher geht es nur noch um Gott.

SCHLUSS

22, 6. Und er sagte zu mir: Diese Worte sind zuverlässig und wahr, und der Herr, der Gott der Geister der Propheten, hat seinen Engel gesandt, um seinen Dienern zu zeigen, was sich in Bälde ereignen soll.

Der Engel hat in der Apokalypse einen freudigen, aber schweren Auftrag überreicht. Freudig, weil seine Worte den Himmel neu geöffnet haben. Diese neue Öffnung des Himmels ist etwas, was im Glauben immer wieder geschieht. Das Je-mehr der Liebe im Glauben ist jeweils wie eine Mehr-Öffnung, Mehr-Offenbarung der Geheimnisse Gottes. Und der Engel bedient sich hier der gleichen Worte, die Gott selber vorher gebraucht hatte. Er tut es, um seinen Worten mehr Nachdruck zu geben, und zeigt damit, daß im Himmel die Wahrheit nur eine einzige ist und daß ihre Vermittlung keine Abschwächung und Abstufung mit sich führt. Jeder, der vermittelt, darf und soll mit seiner ganzen Persönlichkeit vermitteln, so wie er von Gott umgeformt und vollkommen in den Dienst genommen ward, bis er schließlich zur reinen Antwort auf seine Forderung wurde. Wenn er darum das Wort Gottes zu vermitteln hat, kann er es in seiner vollen Wahrheit weitergeben, und die eigenen Voraussetzungen wirken nicht störend. Es gibt keine Kluft zwischen der objektiven und der subjektiven Wahrheit, obwohl eine persönliche Färbung in den übernommenen Worten bemerkbar ist. Der Auftrag kann sein, die Worte so wiederzugeben, wie man sie in der Wahrheit verstanden hat; er kann auch sein, die Worte nur farblos wiederzugeben, ohne daß das vermittelnde Medium als solches ausgenützt worden wäre. Aber

beides sind nur Spielformen des gleichen Dienstes: ob das Medium nun, wie im ersten Fall, mitschwingt oder ob es, wie im zweiten Fall, sich gänzlich auslöscht. Auch die Demut ist in beiden Fällen die gleiche, im Himmel ohnedies, und auf Erden kann es größere Demut sein, mitzuschwingen und das eigene, versagende und fehlerhafte Licht dem ewigen Licht zur Verfügung zu stellen.

Der Engel sagt also: *Diese Worte sind zuverlässig und wahr.* Während er vorher im Zeigen und Erklären der Stadt die persönliche Vermittlung stärker hervorhob, geht er jetzt völlig auf die objektive Aussage Gottes selber zurück und gibt sie ungefärbt wieder. Es ist wie eine Besiegelung alles Gesagten, daß er am Ende seiner eigenen Worte die Worte des Herrn braucht. Er zeigt dabei seine Herkunft von Gott und die Reinheit seines Dienstes. Und diese Herkunft erklärt er im folgenden noch näher: *Und der Herr hat seinen Engel gesandt.* Er gibt sich seinen Rang und Platz. Als Engel gehört er zu Gott. Jeder im Himmel steht in einem bestimmten Verhältnis des Dienstes und der Anbetung zu Gott. Jeder erfüllt im Himmel etwas Bestimmtes, und die vollkommene Fülle des Himmels wird dadurch erreicht, daß kein Platz leer bleibt. Der Herr hat ja jeden, der im Himmel ist, eigens erlöst. Er wäre einem Dichter und Regisseur vergleichbar, der für alle eine Rolle geschrieben hat, und das Stück kann erst beginnen, wenn alle Rollen verteilt sind und jeder seine Rolle gelernt hat. Würde einer fehlen, der erlöst worden ist, so wäre ein leerer Platz, eine unbesetzte Rolle. Und bevor einer ins himmlische Spiel eintreten darf, wird er vom Herrn noch eigens geprüft: ob er es kann. Und weil alle Kinder Gottes geworden sind, übernehmen sie ihre Rolle mit der gleichen kindlichen Begeisterung, von einem gemeinsamen Enthusiasmus getragen, und jeder spielt seine Rolle mit gleicher Hingebung, sei es nun eine der Hauptrollen oder die des letzten Statisten.

Die Sendung, die der Engel hat und erfüllt, stammt vom

Gott der Geister der Propheten. Der Engel steht also auch in Beziehung zum Alten Bund. Johannes soll am Ende dieser Schau, die eine Schau ins ewige Leben ist, wissen, daß nicht nur Gott der alte Gott ist, sondern daß er Engel besitzt, die von ihm, dem alten Gott, dem Gott der Prophetengeister, ihren Auftrag erhalten haben. Von ihm, der die Propheten durch seinen Geist fähig machte, die Prophezeiung zu vernehmen; und der jetzt immer weiter die vollkommene Erfüllung der Prophezeiungen zeigt. Nicht nur für den Jünger, auch für den Engel, der schon vor der jetzigen Schau im himmlischen Dienste Gottes stand, ist die jetzige Schau eine Bestätigung der im Alten Bund ergangenen Prophezeiung. Und ferner war die Sendung des Engels wie die der Propheten eine direkt von Gott erlassene Sendung, gleich verpflichtend wie die nachkommenden Sendungen.

Der Inhalt der Sendung war, *seinen Dienern zu zeigen*, denen also, die verstehen können. Die Glaubenden haben von Gott einen Glauben erhalten, der in der Erwartung des Himmels steht, bereitmacht, die Dinge des Himmels aufzufassen. Als Nichtglaubende verstünden sie von der Prophezeiung nichts. Sie kämen in eine Welt, die sich mit der ihrigen nicht berührt und keine Fähigkeit hätte, ihre Welt zu erfüllen. Und was die Glaubenden verstehen sollen, ist das, *was sich in Bälde ereignen soll*. Etwas von ihrer Erwartung wird erfüllt: sie erhalten jetzt ein Wissen um das Kommende. Das Kommende selbst erhalten sie erst, wenn die Zeit dafür da ist. Aber sie sind in eine neue Beziehung zu ihm getreten. Das Kommende bleibt am Kommen, aber dieses Kommen ist durch den Hinweis des Engels so real geworden, daß es schon angebrochen ist, und daß jeder Wissende die Verpflichtung hat, sich so in Bereitschaft zu setzen, daß es jeden Augenblick kommen kann. Er hat sich in einen solchen Zustand der Erwartung zu versetzen, daß er jetzt schon der Erfüllung in dem von Gott im Glauben festgesetzten Maße entspricht.

In den Glaubenden wirkt das Kommende schon als Kommendes voraus; Gott wirft in sie das Licht des Kommenden als ein jetzt wirkendes Licht hinein. Das ist das Geschenk der Erwartung, das der Bräutigam seiner Braut gibt; und die Glaubenden haben Anteil an der Heiligkeit der Braut, indem sie ihre Erwartung teilen dürfen. Sie wissen dadurch, daß sie nicht unbeteiligt sind an der Hochzeit des Lammes. Sie sind also nicht nur Wissende, sie sind Vorgesehene, und so ist mit der Schau die Verpflichtung entstanden und aus dem Glauben eine sich steigernde Forderung. Je größer die Verheißung Gottes, um so mehr kann die Antwort darauf nur in einer noch besseren Vorbereitung bestehen. Es genügt keineswegs, daß man dankt und die Verheißung einstreicht. Man muß alles tun, ihr zu entsprechen.

In Bälde soll es sich ereignen, weil die Dinge des Himmels immer am Kommen sind, weil Gott sein ewiges Leben immer in unsern Alltag hinein anbietet und eingießt. Nehmen wir dieses Angebot an, so erfüllt sich das Bald in einem Jetzt, das nicht unähnlich ist dem Jetzt der Ewigkeit. Und das verheißene Bald wird mitverschenkt: je rascher man sich vorbereitet und je besser, um so baldere kommt die Verheißung zur Erfüllung.

22, 7. Und siehe, ich komme bald. Selig, wer die Worte der Weissagung dieses Buches bewahrt.

Das kommende Ich ist das Ich des Herrn. Er kommt als der Sohn Gottes. Er kommt als der, der von uns Rechenschaft fordern wird, der uns erlösen wird, um uns zum Vater zu führen. Und wir sollen wissen, daß er bald kommt, weil unser Glaube durch diese Nähe seines Kommens ausgeweitet, alles in uns in die Erwartung hineingesteigert werden soll. Und diese Erwartung ist Verpflichtung, sein Kommen in uns zu ermöglichen. Kommt dann der Herr, so muß unsere Antwort auf sein Kommen schon da sein. Wir müssen ihn, wenn

er kommt, so empfangen, daß seine Kunft sich ereignen kann. Er muß, um den Willen des Vater zu erfüllen — der darin liegt, daß er zu uns kommt —, von uns angenommen werden. Und nun gewährt Gott uns innerhalb seines Willens, der da ist, daß der Sohn kommt, gleichsam einen Raum der Freiheit, seinen Willen in uns sich erfüllen zu lassen oder nicht.

An dieser Stelle ist die Apokalypse abermals in engster Verbindung mit dem Evangelium: um die letzte Sicherheit zu gewähren, daß die Schau des Johannes dazu da war, die Erfüllung der Frohbotschaft vor auszusehen, verspricht der Herr am Schluß noch einmal neu seine baldige Ankunft. Die Apokalypse entfernte sich in ihrem Verlauf oft so weit von den bekannten Themen des Evangeliums, daß die Glaubenden befremdet sein konnten: war das wirklich der gleiche Herr, der ihnen auf Erden die erlösende Wiederkunft verhiß? Aber nun taucht das evangelische Leitmotiv wieder auf, und so erkennen sie neu die Zusammenhänge. Johannes selbst hat das alles am meisten empfunden. Es gab Momente, da er in der Schau wie versank; aber dann wurde er wieder zurückgerufen: die Schau war ein Auftrag, ein Auftrag, der mit der Schau nicht erlischt, sondern unbedingt weitergeht. Er wird auf der Erde des Evangeliums vermitteln, was er gesehen hat. Und während der Schau muß er sich festlegen, daß er diese Vermittlung nachher wieder übernehmen wird. In der Schau selbst tut er den Willen Gottes in Fraglosigkeit. Aber er muß sich dabei verpflichten, den Willen Gottes auch weiterhin in freiem und vielleicht schwerem Gehorsam zu tun. In einem neuen Gehorsam, weil er noch nicht weiß, wie schwer es sein wird, auf Erden das zu tun, was Gott in der himmlischen Schau grundgelegt hat.

Er wird dieses *Siehe, ich komme bald* verkünden, aber er wird es auch in sich behalten, mit dem schwereren Gewicht, das darauf lastet, wenn er wieder aus seiner Schau abgesetzt wird. Im Himmel gewesen zu sein, wie Johannes es jetzt

war, besagt keineswegs eine Erleichterung des nachfolgenden irdischen Lebens. Die Last der Verpflichtung wird so groß, daß, wenn der Himmel auch noch so schön ist und das Kommen des Herrn sich immer mehr erfüllt, die Verantwortung den Mitmenschen gegenüber nur desto drückender empfunden wird.

Selig, wer die Worte der Weissagung dieses Buches bewahrt. Der erste, der das getan hat, ist Johannes, der diese Worte erhalten hat. Und er nennt sich selig, weil er weiß, daß er die Gnade Gottes in besonderer Art empfangen hat, aber auch, weil ihm die Verantwortung für die andern Glaubenden in einer neuen Art zuteil geworden ist. Er darf künftig die Katholizität der gemeinsamen Verantwortung ganz besonders ins Licht setzen. Und weiter hat er im Himmel etwas empfangen, was er für seinen spätern Lebenswandel behält: eine neue Demut. Etwas von ihr liegt darin, daß er von jetzt an noch mehr als früher seiner Sendung leben wird, die Kluft zwischen seiner Person und der Größe seiner Sendung nicht mehr wie früher wird ermessen müssen. Das, was ihm zu geben dem Herrn gefiel, trägt er in einem besonderen Gehorsam, weil das Leiden des Herrn in der ganzen Erfahrung auf neue Weise miteingeschlossen ist. Früher auf Erden erlebte er das Leiden des Herrn als Mensch, als Freund, als Glaubender. Jetzt, da er die himmlische Erfahrung gemacht hat, sieht er an der Frucht der Erlösung, um wieviel größer das Leiden des Herrn war, als er sich vorgestellt hatte. Das Leiden lebt nicht mehr in ihm als die bloße Erinnerung an eine umgrenzte Zeit der Passion, und der Himmel hat für ihn nicht die Wirkung gehabt, das Leiden als erst recht inaktuell zu erleben: vielmehr hat das Leiden jetzt, da es im Lichte der Apokalypse geschaut worden ist, etwas von seiner eigentlichen Tiefe verraten. Und so werden auch die weitem Erfahrungen des Apostels auf Erden ihn ganz anders in die Passion des Herrn einführen. Es wird viel

schwerer sein, jetzt einen Sünder zu sehen, nachdem er soviel wirkliche Heilige gesehen hat, aber es wird auch viel verpflichtender sein. Und alles wird ihm so erscheinen, als sei es Tropfen um Tropfen erkaufte durch das Blut des Herrn. Und wenn er an den Fluß zurückdenkt, der aus dem Throne hervorquillt, dann wird er wissen um die unendliche Kraft der Ohnmacht der Seitenwunde des Herrn und des Wassers, das ihr entfloß. Vor dieser Erfahrung wußte er aus seiner eigenen Natur und Körperlichkeit, daß das Leiden irgendein Maß und damit eine Grenze hat. Jetzt weiß er aus der Frucht der Apokalypse heraus, daß alles Entscheidende im Leiden Christi göttlich war, daß Christus auch dort, wo er als Mensch litt, mit der Leidenskapazität eines Gottes litt, daß in jedem Schmerz, der ihm zugefügt wurde, die unendliche Empfindung stattfand, die Gott von einem bloßen Menschen unterscheidet. Und doch sagt Johannes: *Selig*. *Selig*, weil er diesen neuen, intimeren Anteil erhalten hat an dem, was der Herr litt.

Aber dann auch *selig* jeder, der *bewahrt*. Johannes hat ein Mittel in die Hand bekommen, die Glaubenden selig zu machen. Er vermittelt ihnen die Worte der Weissagung, damit sie dadurch glücklich, beseligt würden. Dieses Glück ist ein christliches, das vollkommen dem Herrn zu geöffnet ist, das bereit ist, alles vom Herrn anzunehmen, was immer er senden mag. Schließlich ist im Sohne immer alles in allem enthalten: ob er nun vom Vater zum Kreuz geht und dahin den Himmel mitbringt, weil er den Willen des Vaters erfüllt, oder ob er vom Kreuz zum Himmel geht und dorthin das Kreuz als den erfüllten Willen des Vaters zurückbringt, ob er im ewigen Kommen oder im ewigen Gehen begriffen ist: immer ist im Kommen das Gehen und im Gehen das Kommen. Und wenn er an irgendeinem Ausschnitt seiner Geheimnisse teilgibt, am irdischen oder am himmlischen, am freudigen oder am leidvollen: immer gibt er Anteil am ganzen, und diese Teilnahme ist immer Seligkeit. Nie teilt der Herr den Himmel

mit ohne das Kreuz, nie aber auch gibt er Teilnahme an seinem Leiden ohne Seligkeit, hier schon auf Erden.

Die Worte der Weissagung dieses Buches. Dieses Buch enthält viele Weissagungen, die bereits in den Propheten enthalten waren und in den verschiedenen Abschnitten des Lebens des Herrn (auf Erden und im Himmel) ihre Erfüllung fanden, die aber alle das Gemeinsame besaßen, Weissagungen der Wahrheit zu sein. Und weil die Wahrheit immer aus der Liebe Gottes stammt, macht sie immer glücklich, weil ihre Erfüllung in uns, in unserem Behalten der Worte uns führt zum ewigen Leben Gottes. *Dieses Buches.* Das Buch ist für Johannes als der Niederschlag seiner Schau, als der Ausdruck der empfangenen Wahrheit sehr wichtig. Er muß zu diesem Buch Sorge tragen, zusehen, daß es richtig aufgenommen wird, denn die Apokalypse ist das Buch seiner Sendung.

22, 8. Ich, Johannes, bin es, der das gehört und gesehen hat. Und als ich gehört und gesehen hatte, fiel ich nieder vor den Füßen des Engels, der mir das zeigte, um anzubeten.

Der Evangelist stellt sich abermals der Gemeinde persönlich vor, denen, die, nach ihm sein Buch lesend, die Apokalypse erfahren. Sie kennen ihn schon; sie haben Vertrauen zu ihm, weil er der Freund des Herrn war, weil er ihnen in ihren Anliegen geholfen hat, weil sie um ihn herum Zeichen seiner Heiligkeit erfahren haben (und das untrügliche Zeichen seiner Heiligkeit war für sie vielleicht, daß der Herr ihm seine Mutter anvertraut hatte). Aber wie wenn das alles nicht genügte, um die Größe seiner neuen Botschaft zu verstehen, stellt sich Johannes abermals vor. *Ich, Johannes, bin es.* Als fürchtete er, sie zu erschrecken. Als meinte er, sie könnten ihn unter diesem neuen Gesicht nicht wiedererkennen. Und andererseits auch, als fürchtete er, sie könnten dem Ganzen nicht genug Gewicht beilegen, es nur als eine unverbindliche Ausschmückung seines Evangeliums nehmen, als seine

privaten Vorstellungen über die Welt des Gerichts, der Strafe und des Himmels. Und so gebraucht er seine Vorzüge (die sich in ihrem bisherigen Vertrauen spiegeln), um seiner Botschaft Nachdruck zu verschaffen. Er erfüllt damit den persönlichen Teil der Sendung, wie sie an alle Heiligen ergeht: sich selber ihrer Sendung nach dem Maß ihrer Kräfte und ihres Einflusses zur Verfügung zu stellen. Er muß alles tun, damit diese Sendung anerkannt werde, das, was der Herr ihm zu berichten gebot, Nachhall finde. Es gilt nicht zu überlegen, was für ihn bequemer wäre, es gilt nur zu tun, was klug und gut ist, damit Gott ein voller Gehorsam geleistet werde. Er benützt also ihr Vertrauen und sagt:

Ich bin es, der das gehört und gesehen hat. Er hat diese Dinge mit seinen eigenen Sinnen wahrgenommen, mit den Sinnen, die ihm gehören, und zu ihm haben sie ja doch sonst Vertrauen. Sie sollen wissen, daß seine Sinne sie wirklich vernommen haben und sich nicht durch irgend etwas haben trügen lassen. Seine Sinne haben die Fähigkeit gehabt, Wahrnehmungen zu machen, die, weil sie im Himmel entgegengenommen wurden, eine außergewöhnliche Objektivität besitzen. Johannes, der Freund des Herrn, steht im „Geruch der Heiligkeit“; darum wird sein Wort, hinter das er sich so feierlich stellt, kein Betrug sein. Die Glaubenden haben zwar keine Möglichkeit, dieses Hören und Sehen des Apostels unmittelbar zu prüfen. Sie haben aber eine doppelte indirekte Möglichkeit, zur Sicherheit zu gelangen, und beide müssen gleichzeitig angewendet werden. Sie haben einmal auf Johannes selber zu blicken und zuzusehen, ob er wirklich Anteil hat am Leben des Herrn. Ob sein Leben dem Leben des Evangeliums entspricht. Aber sie haben gleichzeitig auf sich selber zu sehen und zu prüfen, ob sie in der Lage sind, die Dinge, die des Herrn sind, zu begreifen. Ob sie in der rechten Verfassung sind, Offenbarungen des Herrn entgegenzunehmen. Welche Forderungen sie in der christlichen

Gerechtigkeit Johannes gegenüber erheben dürfen. Und wenn eine Unstimmigkeit zwischen ihnen und dem Apostel bestünde, dann wäre die Frage, ob die Kluft nicht durch ihre Unfähigkeit oder Entfernung verursacht ist. Johannes kann sich ihnen gegenüber nicht ändern. Er kann an seiner Sendung nicht herumdeuteln. Er kann ihnen höchstens, sofern es innerhalb seines Auftrags liegt, wiederholen oder klarstellen, was er gesagt hat. Er kann nichts von seinem Auftrag abstreichen. Und an ihnen ist es, die Einheit zwischen dem, was des Herrn ist, und dem, was des Apostels ist, auch für sich zu vollziehen.

Und als ich gehört und gesehen hatte. Es gibt also am Ende der Visionen wie einen Augenblick des Stillstands: der Engel hat dem Jünger gezeigt, was dieser sehen sollte, und er hat nun den nächsten Schritt selbständig zu setzen. Die Kraft der Gestaltung wird ihm belassen, die dort einsetzen muß, wo der Auftrag sichtbar eine Zäsur erfahren hat. Und Johannes will etwas tun. Er will es frei, aber er muß es auch, damit die folgende Erklärung des Engels möglich werde. Er ist voll Liebe und Ehrfurcht und möchte ausdrücken, daß er verstanden hat. Und so *fiel ich nieder*, sagt er, *vor den Füßen des Engels, der mir das zeigte, um anzubeten.* Er kehrt jetzt langsam in die Rolle des Apostels zurück. Auch dort, wo die Apostel sehr vieles verstanden hatten von dem, was der Herr ihnen sagte, hatten sie doch nie alles begriffen. Immer konnte der Herr an ihrem Handeln etwas finden, was nicht richtig war. Und sich an jenes Gesetz des irdischen Apostolats erinnernd, verfällt Johannes wieder dem irdischen Gesetz. Er will zeigen, daß er verstanden hat, und er zeigt damit, daß er etwas nicht verstanden hat. Er empfindet den Engel jetzt so sehr größer als sich, daß er den Abstand zwischen dem Engel und Gott nicht mehr überblickt. Die kristallklare Demut des Himmels wird weggerückt, und es überkommt ihn wieder die irdische Demut, in welcher das Vergleichen einen wichtigen Platz einnimmt. Er fühlt sich unwürdig. Er erlebt den Abstand.

Und ferner hat ihm der Engel die Schau Gottes gezeigt. Und wenn Johannes jetzt den Engel statt Gott anbeten will, zeigt er doch, was er richtig verstanden hat: daß die Schau von Gott stammt, daß der Engel nichts anderes getan hat, als ihm zeigen, was Gott selber ihm zeigen wollte. Johannes kniet vor dem Engel, wie einfache Gläubige vor dem Priester knien können, wenn sie durch ihn in die Geheimnisse der Kirche eingeführt und vor das Je-größere Gottes gestellt worden sind. Weil beide, der Priester und der Engel, sowohl auf Gott wie auf die Kirche hinweisen müssen, ergibt sich die Möglichkeit der Verwechslung. Beide haben sich in einer Art Gleichgewicht zwischen Gott und der Kirche zu halten, da sie beide auf den Treffpunkt zwischen Braut und Bräutigam hinzuweisen haben, als Zeugen der Hochzeit des Lammes. Und nur durch eine volle Demut werden sie von sich aus keinen Anlaß zur Verwechslung geben.

22, 9. Er sprach zu mir: Tu es nicht. Denn ich bin ein Mitknecht von dir und von deinen Brüdern, den Propheten, und von denen, die die Worte dieses Buches behalten. Gott bete an.

Der Engel bedient sich eines Warnungswortes, das Johannes schon einmal gehört hat. Der Jünger darf am Ende dieser Schau weniger als je irgendeinen Irrtum in seinen Glauben sich einschleichen lassen. Als Evangelist hatte er Dinge über den Herrn aussagen müssen, die auch andere gesehen hatten und wußten. An sich war es möglich gewesen, daß die Evangelisten nach Erledigung ihres Auftrags sich wieder ganz andern Aufgaben zuwenden konnten, profaneren Dingen (auch Johannes schreibt ja Briefe), und daß beim einen oder andern eine Spannung hätte eintreten können zwischen seinem Verhalten und der Erwartung, die Gott auf ihn gesetzt hatte. Aber bei einer so gewagten, so exponierten Sache wie der Apokalypse ist ein Rückfall ins Ungefähre nicht erlaubt; hier muß alles noch viel exakter stimmen als bei einem andern Buch der

Schrift. Schon als Evangelist hatte Johannes ein besonders sensibles Instrument erhalten (vorläufig freilich weder belegbar noch widerlegbar), das eine besondere Entsprechung von ihm verlangte. In der Apokalypse wird dieses Instrument voll verwendet. Und weil sein Spiel von ihm selbst und von seinem Leben nicht trennbar ist, weil Johannes als Ganzer mitvibriert, darum muß er vollkommen rein sein. Nicht nur in seinem Glauben, auch in jeder seiner Lebensäußerungen. Und so muß der Engel sogleich eingreifen.

In der Forderung des Engels liegt auch seine Hilfe: er hilft dem Apostel durch seine Erklärung auf die Füße. *Denn ich bin ein Mitknecht von dir.* Indem der Engel sich selbst enthüllt, enthüllt er gleichzeitig, wer Johannes ist. Der Engel steht schon immer im Dienste Gottes. Johannes fühlt sich wie neu darin und bedarf einer Einführung. Und diese ergeht an ihn in Form einer Erhöhung: sein Dienst ist dem des Engels vergleichbar. Beide sind im Glauben Knechte Gottes, sind durch den Glauben fähig geworden, Gott zu gehorchen. Und wenn es der Dienst des Engels war, die Geheimnisse des Himmels aufzuzeigen, dann war es der Dienst des Jüngers, sie dort zu vernehmen, um sie auf Erden zu verkünden. Johannes muß von der Wichtigkeit seiner Sendung überzeugt werden, er muß sich ihrer bewußt werden, im Aug-in-Aug zwischen der Sendung des Engels und der seinen. Als wäre der Engel der Vorläufer seiner Sendung, als hätte Johannes jetzt, mit der ganzen Verantwortung beladen, den Dienst des Himmels auf Erden fortzusetzen. Am Anfang der Apokalypse war er für den himmlischen Dienst verwandelt und angepaßt worden. Jetzt geschieht eine neue Verwandlung, bedingt durch die Rückkehr auf die Welt. Johannes muß jetzt so ausgestattet werden, daß er fähig ist, die im Himmel erhaltene Offenbarung seinen übrigen Mitknechten im Glauben auch mitzuteilen. Denn er wird, wenn der Engel ihn verlassen hat, nicht ohne Mitarbeiter bleiben. Und wie er sich durch die erste

Wandlung in den Himmel hinein hat gewöhnen müssen, mit dem Engel zu arbeiten, sich ihm anzupassen, so muß er jetzt, da er den Himmel verläßt, neu lernen, sich den Mitglaubenden anzupassen. Und dabei muß in beiden Fällen die Sendung vollkommen durchgeführt werden und ihr Inhalt unangetastet bleiben. Wegen dieser Unantastbarkeit des Inhalts spricht der Engel von *deinen Brüdern, den Propheten*, und läßt dadurch eine neue Einheit zwischen den Propheten und Johannes erstehen, eine Einheit, die ihre Mitte in der Aufnahme der Prophezeiung und in ihrer Wiedergabe besitzt. Keiner, der ein prophetisches Wort richtig hört, darf es außerhalb seiner Sendung hören. Die Sendung ist wie ein Schutz, der dem Worte Gottes mitgegeben wird. Der Einzelne, der hört, könnte das Gehörte nicht behalten, wenn er es nicht in der Kraft seiner Sendung behielte. Die Propheten hatten Sendungen, die denen des Engels und des Johannes sehr vergleichbar waren. Aber es gibt noch andere, die eine solche Sendung haben: es sind die, *die die Worte dieses Buches behalten*, alle jene also, für die dieses Buch geschrieben wurde. Und alle jene, deren Sendung es ist, dieses Buch so weiterzugeben, wie es ist, es vor Mißgriffen zu schützen, es in der Reinheit zu bewahren, wie sie den Büchern Gottes vorbehalten ist. Denn das Buch hat, weil es ein himmlisches Buch der Schau ist, eine eigene Reinheit, eine Reinheit, die Gott ihm verliehen hat, damit es eine Wirkung der Reinheit erzielen kann. Es sieht jetzt fast so aus, als habe das Buch eine eigene Existenz, unabhängig von Johannes, als sei es im Himmel schon dagewesen und als habe Johannes kraft dieses Buches, gewissermaßen nach seinem Programm, die ganze Erfahrung der Schau erhalten, so wie ein Stück, das geschrieben ist und dann aufgeführt wird. Vieles von diesem Buch war im Alten Bund schon vorhanden, viele Worte daraus, viele Bilder und ganze Szenen. So vieles, daß man auf den Gedanken kommen könnte, dieses Buch sei aus früheren Büchern zusammen-

gesetzt. Es sei die Übertragung gewisser prophetischer Stellen des Alten Bundes und ihre Anpassung an den Neuen. Aber dem ist nicht so. Vielmehr gibt es Wahrheiten Gottes, die in seinem Besitz sind, die er stückweise und vorbereitend mitteilen kann, um sie in späterer Zeit unverändert oder auch ergänzt und vertieft abermals zu offenbaren. Was er am Ende der Offenbarung seinem Jünger Johannes mitteilt, ist nicht zusammengetragenes Stückwerk, es ist die abschließende Einheit, von der er *deinen Brüdern, den Propheten*, bereits angemessene Teile gezeigt hatte. Aber die Einheit gehört Johannes, dem Freunde des Herrn. Für ihn ist sie geschaffen. Und was die Früheren davon zu sehen bekamen, in andern Beleuchtungen, in andern Zusammensetzungen, waren Vorläufer-Visionen.

Die Hüter *der Worte dieses Buches* bleiben geheimnisvoll. Es sind solche darunter, die im Himmel sind. Dann aber auch alle, die einen Dienst an diesem Wort zu verrichten haben, zum Beispiel die Priester, die es zu verwalten haben. Auch alle jene, die sich in irgendeiner Form mit der Apokalypse zu befassen haben. Ferner alle, die durch Johannes die Botschaft erhalten. Schließlich überhaupt alle Glaubenden. So daß um das Buch als Kern eine Art Gemeinschaft der Heiligen entsteht. Es gehört sowohl Gott, der es gegeben hat, wie seiner Braut, der Kirche, die es erhält, und sein Inhalt wird zum Zeugnis von der Hochzeit des Lammes in der Heiligen Stadt. Und alle, die an dieser Hochzeit mitbeteiligt sind, gehen diesem Buch gegenüber eine Verpflichtung ein.

Nachdem der Engel so eine ganze Gemeinschaft mit Mitknechten begründet hat, schließt er mit dem Hinweis: *Gott bete an*. Nach der Entfaltung des Bildes der Kirche führt er Johannes allein zu Gott zurück. Er soll anbeten. Es ist mehr denn je seine Aufgabe, anzubeten. Er soll, auf die Erde rückkehrend, die Schau des Himmels dazu benutzen, Gott so anzubeten, wie er sich ihm geoffenbart hat. Es gibt für ihn

keine Ruhe im Wissen um die ihm verliehene Sendung. Er soll nach Vollendung des Buches in keinen Zustand des Genießens übergehen. Er soll, weil er Mitknecht des Engels bleibt, vollkommene Anbetung üben. Weder die Sendung noch die Schau darf als abgeschlossen, als hinter ihm liegend betrachtet werden. Ist eine Sendung vollbracht, dann hat der Gesendete zu Gott zurückzukehren und nicht auf seiner Sendung auszuruhen. In der Anbetung hat er für die erhaltene Sendung zu danken, und sich, zum Zeichen seiner Bereitschaft für alles, was Gott mit ihm vorhaben mag, zu melden. Ist eine Schau abgeschlossen — und wäre es die größte, wie die der Apokalypse, die Schau des ganzen Himmels —, dann hat der Schauende nicht müde zu werden, Gott so zu schauen, wie ein Christ im Glauben ihn zu schauen vermag. Die besondere Schau, die ihm zuteil wurde, enthebt ihn nicht der allgemeinen Schau, wie sie jedem Glaubenden zugänglich ist. Er wird bereit sein, auf das ihm eingeräumte Vorrecht wiederum zu verzichten, um in der Menge der einfachen Glaubenden zu verschwinden. Und dieses Ganze gilt auch für den gewöhnlichen Beter: weder soll er im Gebet einen relativen Zustand der Schau, der gefühlten Nähe Gottes anstreben, noch, wenn ihm ein solcher zuteil wird, darob das gewöhnliche Gebet vernachlässigen. Er soll nicht auf die Schau trainieren, aber er soll erhaltene Tröstungen dazu verwenden, sein gewöhnliches Gebet lebendiger zu gestalten. Ein Gebet in der Schau und ein Gebet in der Trockenheit kann gleichviel wert sein.

22, 10. Und er sagte zu mir: Versiegle die Worte der Weissagung dieses Buches nicht, denn die Zeit ist nahe.

Die Worte sollen nicht so bewahrt werden, daß sie unzugänglich werden. Sie haben eine unmittelbare Bedeutung, man darf daher ihre Wirkung nicht verzögern. Johannes, der

bisher nichts anderes getan hat als seine Sendung im Geiste der Sendung durchzuleben, sich willig den verschiedenen Wandlungen, die sie forderte, hinzugeben, erfährt jetzt das Neue: daß das ganze Buch eine Bedeutung hat, eine Art gleichmäßige Wichtigkeit aller Worte, die aber nicht nur eine theoretische Wichtigkeit ist, sondern eine praktische Dringlichkeit. Das Buch muß also wirken können. Es darf nicht versiegelt werden. Man kann bei seiner Bekanntmachung nicht auf einen Spättern warten, der es öffnet und auslegt. *Denn die Zeit ist nahe.* Die Zeit hat in ihrem Verhältnis zur Apokalypse ein ganz besonderes Gewicht. Im Evangelium ist die Zeit, abgesehen von jenen Stunden, von denen der Herr sagt, sie seien noch nicht gekommen, immer wieder erfüllt. Das Wort des Evangeliums gilt innerhalb der Zeit, es ist ein ewiges Wort, das eine Art Zeitlichkeit gewonnen hat. In der Apokalypse bleibt alles in Erwartung der Zeit, nämlich der ewigen Zeit. Die Apokalypse ist nicht in unsere irdische Zeit eingebaut, sondern in das ewige Leben, und sie zwingt uns, unsere Zeit nach der ewigen Zeit auszurichten. Im Evangelium ist der Himmel wie eine auf später aufgesparte Erfüllung; das göttliche Je-größer-sein des Herrn bleibt überschattet von seiner menschlichen Erscheinung. Die Taten, die Worte und Parabeln des Herrn sind ganz nahe irdische Inhalte, die erst dadurch, daß der Herr sie ausspricht, einen jenseitigen Sinn erhalten. In der Apokalypse ist es umgekehrt. Die Ewigkeit und ihre Perspektiven werden offen geschildert, und das Diesseits wird ganz in das Jenseits hineingesogen; man redet zu uns in einer himmlischen Sprache und wir müssen sie verstehen, müssen die Schau der Erde vom Himmel aus mitvollziehen. Im Evangelium ist der Himmel auf Erden und lehrt uns, alles Irdische auf den Himmel hin beziehen. In der Apokalypse ist das Irdische schon abgeschlossen; Strafe und Belohnung sind da und schon hinter uns, und von dort aus müssen wir die Folgerungen für unser irdisches Leben ziehen.

Und noch etwas zeigt der Engel durch das Verbot der Versiegelung. Es ist, als hätten die Menschen, die nach dem Tode des Sohnes leben, das Dasein Gottes unter ihnen nicht ernst genug genommen, als sei die Entsiegelung der himmlischen Geheimnisse notwendig geworden, damit eine neue Warnung an sie ergehe. So ist auch für Johannes die Apokalypse gerechtfertigt. Seine Sendung enthält keine Anmaßung: als ob er, kaum ist der Herr fort, in den Himmel eindringe und dessen Geheimnisse lüfte. Sondern das Leben der Kirche und des Herrn in ihr geht weiter, und immer wieder werden solche kommen, die Anweisungen zu geben haben. Für sie, wie für die ersten Jünger, ist es sehr wichtig, zu sehen, daß die Offenbarung eine Fortsetzung über den Tod des Herrn hinaus erhält. Die Apokalypse ist eine solche erweiternde Fortsetzung, und durch sie wird dringend ein neues Verständnis und ein neuer Gehorsam für das Neue gefordert. Es geschieht so ausführlich, damit die Nachkommenden eine sichere Basis erhalten.

Johannes hat niemanden, in dessen Hände er irgendwelche Gelübde ablegen könnte. So vertritt der Engel an ihm die Stelle des Obern. Er fordert imperativ von ihm, und er fordert im Namen des Herrn. Er bindet ihn vom Himmel aus an einen Gehorsam, den er nachher auf Erden zu halten haben wird, zum Besten der Kirche.

22, 11. Der Ungerechte möge noch weiter unrecht tun, und der Besudelte sich noch weiter besudeln, und der Gerechte soll noch weiter Gerechtigkeit tun, und der Heilige sich noch weiter heiligen.

Es wird den Menschen eine Frist gewährt, aber innerhalb ihrer persönlichen Artung. Der Engel deutet damit an, daß beide Teile der Apokalypse sich zu verwirklichen haben: der dunkle und der helle. In der Mitte steht das Gericht. Und wenn diese Wahrheit vom Engel so seltsam formuliert wird,

so daß es fast aussieht, als erwarte er keine Bekehrung der Bösen, dann soll damit ausgedrückt sein, wie unfehlbar wahr das von Johannes Geschaute für die Guten wie für die Bösen ist. Sie werden die Erfüllung ihrer Werke so erleben, wie es in seinem Buche geschildert ist. Es ist eine Stelle des Stillstandes. Eine Stelle, die sehr befremdend anmuten könnte, wenn man nicht wüßte, daß auch der Engel hier gewissermaßen vom Standpunkt des Buches aus spricht. Er tut es, damit man wisse, daß im Buch das Unterpfand für die Richtigkeit des Verheißenen niedergelegt ist. Und Böse und Gute werden zu diesem Zweck wie entpersönlicht. Die Bahn der Guten ist ohnedies richtig und wird dort münden, wo das Buch es voraussagt. Die Bahn der Bösen ist nicht minder vorgesehen: für ihre Strafe ist gesorgt. Im Augenblick ist alles unwichtig geworden außer dem Buch. Alles ist relativ auf die absolute Wahrheit, die das Buch faßt.

Und wiederum erscheint das besondere Verhältnis der Apokalypse zur Zeit. In der Zeit des Herrn, im Evangelium, könnte dieser Satz nicht stehen. In der Überzeit der Apokalypse spielt die irdische Zeit keine Rolle mehr. Es liegt aber doch auch eine Drohung darin; als sagte man dem bösen Kind: „Mach nur so weiter!“ Und man holt unterdessen die Rute. Es kann für das Kind in diesem Wort ein viel tieferes Erschrecken liegen, als wenn man ihm sagt: „Höre auf, bekehre dich!“ Die Strafe wird ganz anders betrachtet. Im Evangelium ist sie die drohende Möglichkeit für den Fall, daß man sich nicht bessert. In der Apokalypse ist sie Strafe in der Ewigkeit, erfüllte Strafe.

22, 12. Siehe, ich komme bald, und mein Lohn ist mit mir, einem jeden zu vergelten nach seinem Werk.

Der Herr sagt es. Er sagt es vom Himmel aus, indem er die Verheißung seines Kommens in sichtbarer Weise ausspricht. Das baldige Kommen wurde im Alten Bund durch den unsichtbaren Herrn verheißt. Jetzt ist es der sichtbare

Herr, der Freund des Johannes, der aber Gott im Himmel ist, welcher das Wort dem Jünger sagt. Er sagt es so, daß Johannes es als erster vernimmt; die andern werden es durch seinen Mund erfahren. Johannes ist hier der Vermittler der Stimme des Herrn. Und wenn der Herr es jetzt im Himmel sagt, nachdem er die Erlösung der Menschen gewirkt hat, dann hat diese Verheißung, die sich der Worte der Alten Schrift bedient, für die Glaubenden einen ganz neuen Sinn. Denn sie wissen jetzt, worum es bei seiner Wiederkunft geht. Bei seinem ersten Kommen brachte er das Geschenk seines Menschenlebens mit sich, seines Verweilens unter uns, seiner Lehre, seiner Passion. Und er teilte alles mit uns. Er lebte in solcher Gemeinschaft mit uns, daß uns sein Besitz als unser Besitz erschien. Er kam mit leeren Händen, die doch voll waren von seiner Verschwendung des Göttlichen, in all seinen Worten und Wundern. Und wir wußten, daß wir gemeint waren, daß wir Anteil hatten an allem, was er tat, weil er einer von uns war. Wir sahen sein göttliches Geheimnis; wir wußten, daß vieles uns nur im Glauben geschenkt wurde, so daß es ihn bereicherte und mehr zu Gott öffnete, ohne daß unsere Überlegungen und Erkenntnisse damit Schritt halten konnten. Und es gab im Glauben auch eine unsichtbare Gemeinsamkeit mit dem Herrn; wir wußten, daß ein Teil unseres Glaubens Anteil hatte in ihm an der Schau des Vaters. Es war dasjenige in unserem Glauben, was wir dem Herrn gleichsam unbeschen überlassen konnten, zu seiner Verfügung. Dieser Teil lag wohlgeborgt in ihm, und der Herr bewirkte, daß dieses Hinterlegte keineswegs unfruchtbar war. Und jetzt, da er seine Wiederkunft verheißt, sagt er: *Mein Lohn ist mit mir*. Er bringt mit sich, was uns einstweilen völlig unbekannt bleibt, was nicht die Sichtbarkeit der Wunder, die Vernehmbarkeit der Worte besitzt, die er auf Erden sprach, was ein Geheimnis bleibt, obwohl wir innig damit verbunden sind, obwohl es eigentlich die Hauptsache dessen ist, was wir vom Herrn zu

erwarten haben. Wenn seine Hände auf Erden für uns wie leer waren, bis wir jeweils die Fülle seiner Taten erblickten, so sind seine Hände jetzt voll von diesem Geheimnis. Und wir wissen nur, daß er etwas mit sich trägt, etwas Großes, worin jeder von uns vorgemerkt ist. Es wird die Wirkung seines ganzen irdischen Lebens sein. Er hat sich von dieser Wirkung nie getrennt. Er besitzt sie wie in einem versiegelten Paket, das er erst öffnen wird, wenn er wieder unter uns ist und dann jedem seinen Teil herausgibt. Jeder wird daran teilhaben, aber in der Unmöglichkeit, selber durch eine Tat oder eine Haltung etwas am gefällten Entscheid zu ändern. Der Herr wird mit seiner Belohnung die Tatsache der Erfüllung des zeitlichen Lebens mit sich bringen. Vom Augenblick an, da er da ist, ist das zeitliche Leben vergangen, so daß wir aus Eigenem nichts mehr tun, uns kein Verdienst mehr erwerben können, keine Zeit mehr zum Wirken haben. Und so erscheint die Apokalypse als der Inbegriff der Gaben, die der Herr bei seiner Wiederkunft mitbringen wird. Und Johannes wurde im voraus ein Blick in diese Gaben gegönnt. Damit durch ihn alle wissen, daß die Aufhebung der Zeit nahe ist, daß der Herr seine Belohnung wirklich mit sich bringt, daß zwischen seinem irdischen Leben und seiner Wiederkunft kein Vergessen liegt.

Einem jeden zu vergelten nach seinem Werk. Dort, wo der unsichtbare Glaube im Herrn liegt, dort liegt das Werk: wo der Mensch wirklich etwas von sich selbst dem Herrn so übergibt, daß er nicht mehr darüber verfügt. Gesetzt, ein Maler hat einen Freund, den er sehr liebt; er malt für ihn und schenkt ihm seine Bilder. Der Freund aber würde eines Tages vom Maler seinen besten Pinsel verlangen, ohne ihm zu sagen, wozu. Er gibt ihn, vielleicht in der Meinung, es sei ein Scherz, aber der Pinsel kommt nicht zurück, und er erfährt nie, was der Freund damit angefangen hat. Und dann verlangt der Freund vielleicht noch mehr Dinge von ihm,

wichtige, scheinbar unentbehrliche. So wird von unserem Glauben immer gefordert; irgend etwas von uns, von unseren Kräften, von unserer Natur wird beim Herrn hinterlegt. Und von diesem „Werk“ aus werden alle anderen Werke bemessen.

22, 13. Ich bin das Alpha und das Omega, der Erste und der Letzte, der Ursprung und das Ende.

Zum drittenmal macht der Herr diese Aussage über sich. Er legt sehr Wert darauf, zu zeigen, wie er vom Anfang an da war und in Ewigkeit bleiben wird. Er, der unter uns gewelt hat, war vorher da und wird ewig da sein. Er umfaßt die ganze Ewigkeit. So entspricht es auch seinem Leben in der Dreifaltigkeit. Denn in der dreieinigen Ordnung sind alle Personen gleich ewig. Und während der Sohn in der Zeit auf Erden weilte, hat er diese Jahre nicht aus seiner Ewigkeit verloren, er hat sie auch nicht nur behalten (sie waren ein Teil seines ewigen Lebens), sondern er hat daraus unser ewiges Leben gestaltet. In einem Beschluß, der von der Ewigkeit her vorhanden war und in die Ewigkeit hinein wirken soll. Er hat sich also in seinem ewigen Leben eine Zeitspanne menschlichen Lebens genommen, ohne sie deswegen von seinem ewigen Leben zu trennen. Er hat sein Menschenleben emporgehoben in die Einheit seines ewigen Lebens. Und entsprechend hat er durch diese Zeit die Zeit seines ganzen ewigen Lebens für uns konkretisiert. Und zwar so, daß er alle unsere einzelnen Leben aus seinem zeitlichen Leben in unser ewiges Leben hinübergeführt hat, das da ist unser Anteil an seinem ewigen Leben. Er hat also aus der Kraft seines einen irdischen Lebens alle unsere irdischen Leben zum ewigen Leben befähigt. Und durch diese Tat hat er jedem von uns gezeigt, daß das zeitliche Leben schon innerhalb seiner Zeitlichkeit Anteil nimmt an der Überzeitlichkeit des ewigen Lebens.

Der rein-irdische Mensch stellt sich sein zeitliches Leben wie etwas Abgeschlossenes vor, und die nachfolgende Ewig-

keit wie eine Art höhere, vergrößerte Fortsetzung seines irdischen Lebens. An dem Punkt, wo beide, der kleine und der große Kreis sich berühren, ist ein Moment der Unsicherheit, des Übergangs; sonst aber ruhen beide Kreise klar in sich selbst. Wenn aber der Mensch anfängt zu glauben, so geschieht etwas Neues: er übergibt sein ganzes Sein in die Hand des Herrn, und der Herr übernimmt es; nicht nur die Sorge für sein noch bleibendes zeitliches Leben, sondern auch für sein künftiges ewiges Leben. Der Glaubende übergibt gleichsam sein „ewiges Leben“ dem Herrn, um das ewige Leben des Herrn an dessen Stelle zu empfangen und davon zu leben. Dieses aber ist kein verlängertes, verbessertes zeitliches Leben, sondern echte Ewigkeit, Leben Gottes in der Dreieinigkeit, an dem teilnehmend der Glaubende in das absolut Offene, sich nie wieder zu einem Kreis Schließende des ewigen Lebens Gottes eintritt. Und je mehr er im Glauben von seinem eigenen zeitlichen und ewigen Leben dem Herrn überläßt, um so mehr wird ihm selber unübersichtlich, um so tiefer wird er aber auch schon auf Erden in das ewige Leben des Herrn hineingezogen. Das ist das eigentliche Geschenk, das der Herr uns bringt, wenn er unser zeitliches Leben lebt und es aus seiner Ewigkeit heraus lebt: er wird dadurch auch in uns Anfang und Ende, nachdem er uns dieses Alpha-und-Omega-sein mitgeteilt hat durch sein Anfang-und-Ende-haben in unserer Zeit.

Jener Ausschnitt aus seiner Ewigkeit, aus welchem er sein zeitliches Leben gestaltete, war nicht irgendeine neutrale Mitte zwischen Anfang und Ende, sondern enthielt beide in sich, und so gingen beide mit ein in die Übertragung der Ewigkeit in unsere Zeit. Er ließ beide in die Zeit eingehen, damit wir Anfang und Ende nicht mehr in uns selber hätten, sondern in ihm. Um aber in ihm Anfang und Ende zu haben, müssen wir auf unsere vermeintliche „Mitte“ verzichten, auf alles, was bloße Natur ist ohne letzte Verwurzelung im Alpha und

Omega der Ewigkeit, auf alles, was Lauheit ist ohne Entscheidung zu Gut oder Böse, um schließlich unser ganzes Wesen durch sein ewiges Alpha und Omega bestimmt werden zu lassen. Der natürliche Mensch hat stets die Neigung, seine Werke, sein Leben, seine Tage in sich abzurunden und die Mitte dieser Einheiten selber festzulegen. Er weiß wohl, daß eine Unbekannte in seiner Rechnung bleibt: das Ende der Tage, der Zufall, die weitergehende Zeit, der Tod. Und an dieser Grenze, Anfang und Ende, begegnet er irgendwie Gott. Er fühlt sich aber dadurch nicht bemüßigt, die Mitte, die er sich ausbedungen hat, zu räumen, um sie Gott zu überlassen. Er versucht, so gut er kann, von seiner Mitte aus die Grenzen und Gott zu „bewältigen“. Wenn ihm aber der Glaube geschenkt wird, dann sprengt er alle diese sorgfältig gezogenen Kreise; das irdische Leben ist jetzt keine Mitte mehr, sondern eine Linie, deren Mitte das Alpha und Omega Gottes geworden ist. Gott beraubt den Menschen seiner Mitte, um sein immer größerer Mittelpunkt zu werden im unendlichen Öffnungswinkel der Ewigkeit. Und in dieser Sprengung besteht eben der Lohn, den der Herr mit sich bringt und der jedem so weit zuteil wird, als er den Herrn als Ersten und Letzten, Ursprung und Ende, anerkennt.

Und er ist nicht nur Ursprung, sondern auch Ende. Nicht in einem begrenzenden Sinn, sondern so, daß alles in ihm sowohl Anfang wie Ende ist, alles, auch das, was in ihm zwischen Anfang und Ende liegt. Und so hat es auch für uns Anfang und Ende zu sein, und wir haben es immer so zu verstehen. Ich kann zum Beispiel nicht mit ihm einen Anfang machen oder aus ihm einen Anfang machen (was nicht ganz dasselbe ist) und es dabei bewenden lassen; der Anfang meines Glaubens liegt dort, wo er im Herrn schon Anfang und Ende sieht. Im Herrn nur den Anfang sehen, wäre ein Denkversuch ohne Einsatz. In ihm nur das Ende sehen, wäre kein Glaube, sondern eine Versicherung. Sobald ich glaube, daß er Ursprung

und Ende ist, fängt die unmeßbare Forderung des Glaubens an: er hat beides zu sein, werde aus mir, was da wolle! Es nehme mit mir welches Ende auch immer, da ich kein Ende mehr habe, das nicht das seinige wäre.

22, 14. Selig, die ihre Kleider waschen, damit sie Anrecht haben auf den Baum des Lebens und eingehen durch die Tore in die Stadt.

Ziel dessen, was der Herr von uns verlangt, ist, daß wir durch die Tore in die Stadt eintreten können. Dieses Ziel ist die Antwort, die er gibt auf die Forderung, die er stellt. Es ist sein Ziel, das wir erreichen, wenn wir ihm antworten. Es ist nicht unser eigener Wille, den wir erfüllen, wenn wir in den Himmel kommen und wenn wir tun, was der Herr dazu als Weg vorschreibt. Es ist sein Wille, der da ist, daß wir in den Himmel kommen. Und nur wenn es in uns sein Wille ist, den wir anstreben und dem wir nachleben, ist unser Leben ein Weg zum Himmel. Gewiß kann der Mensch nicht sagen, es sei ihm gleichgültig, ob er in den Himmel kommt oder nicht. Aber er kann und soll die ganze Zielfrage dem Herrn überlassen. Gott soll sein Ziel stecken, wie er will. Und indem der Mensch so handelt, tut er dasselbe wie im Glaubensakt, wenn er die Unübersichtlichkeit seines Schicksals, seines Anfangs und Endes dem Herrn übergibt. Wie er ihm vorher seinen Glauben übergeben hat, so jetzt seinen Willen, um dafür den Willen Gottes zu übernehmen als Gesetz des eigenen Lebens, der in sich einschließt seinen Willen, den Menschen zum Himmel zu führen.

Selig, die ihre Kleider waschen. Das Waschen der Kleider wird nicht als direkte Forderung formuliert; es wird nur gesagt, daß, wenn wir es tun, wir selig sind. Und der Herr überläßt uns die Arbeit nicht allein, er stellt uns dazu sein Blut zur Verfügung. Das Waschen der Kleider ist die Annahme der Gnade, das Tun des Werkes des Herrn. Die Verbindlichkeit

dieses Tuns wird im zweiten Teil dann doch klar: damit wir *eingehen durch die Tore der Stadt*. Das ist ja sein Wille. Es wird betont: durch die Tore, durch den Weg der Heiligen also. Ob es andere Wege gibt, wird nicht gesagt, nur daß es der Weg ist, durch den man einzutreten hat. Gnade und Antwort in unserem Werk werden zum Weg, der bis zu den Stadttoren führt; der Weg vom Tor in die Stadt hinein ist der Weg, der dem Himmel überlassen bleibt. Der Herr steht jetzt gleichsam beim Tor; er hat uns in der Weise, die wir vom irdischen Leben her kennen, bis ans Tor begleitet, um uns dort neu zu empfangen. Begleitet, wie in einem Spiel und Gegenspiel von Gnade und Werk, von seiner Leistung und unserer Leistung. Und jetzt kommt das vollkommen Unerwartete, Unübersehbare, die himmlische Überraschung: daß wir dazu berufen werden, durch das Tor, durch das die Heiligen eintreten, in die Heilige Stadt einzugehen, dort unseren Platz zu finden, wo Gott der Tempel der Stadt ist, an der ewigen Vermählung des Lammes mit der Braut teilzuhaben, weil unsere Kleider schon durch das Blut des Lammes gewaschen sind. Wir sind solche, die angemeldet sind beim Kreuz, deren Kleider im Kreuze gewaschen wurden, die im Kreuz ihren Teil von Kreuzesbuße auf sich genommen haben: von der Beichtbuße bis zu der vom Herrn aufgegebenen persönlichen Buße.

Damit sie Anrecht haben auf den Baum des Lebens. Der Baum des Lebens ist der Baum der Heiligkeit, das Anrecht darauf ist die Teilnahme an der vom dreieinigen Gott gegebenen Heiligkeit, die er auf die Seinen übergehen läßt. Diese Heiligkeit, die Gott uns gibt, indem er uns durch den Genuß des Baumes vorbereitet auf den Eintritt in die Stadt, ist die gleiche Heiligkeit wie die des gewaschenen Kleides, eine Heiligkeit, die uns der Selbstanklage enthebt. Wer die Frucht dieses Baumes genossen hat, braucht nicht mehr „Herr, ich bin nicht würdig“ zu sagen. Der Herr gibt uns gleich-

sam Anteil an seinem eigenen Kleid, damit wir nicht auffallen, damit wir das gleiche Festgewand anhaben wie alle andern. Unsere besten Werke würden nicht genügen, uns dieses einfachste Kleid zu verschaffen, das nötig ist, um an diesem Fest der Heiligkeit teilzunehmen; darum bedeckt Gott unsere Fetzen mit seinem eigenen Kleid. Gott der Sohn, der Mensch geworden ist, weiß um unsere befleckten Kleider, und er zieht uns um des Vaters willen sein Festkleid an. Aber dieses Kleid gehört zugleich dem Vater und dem Geist. Es ist gewoben aus der dreieinigen Heiligkeit Gottes. Die Übergabe dieses Lebens der Heiligkeit Gottes an uns wird gezeigt im Baum des Lebens. Es wird nicht mehr von drei Bäumen gesprochen, sondern von einem, die Gnade der Heiligkeit hat sich jetzt aus den drei Quellen wie zu einem einzigen Strom vereint. Das *Anrecht*, das wir darauf haben, ist das Recht, das der Sohn durch sein Leben und Sterben erkaufte hat, das er jedem von uns gibt, und das sich in seinem Anrecht, es uns zu geben, verwirklicht. Unser Anrecht ist in dem seinigen eingebegriffen, aber es muß eigens herausgestellt werden, damit sich das seinige in seiner Fülle offenbare, wie er es erworben hat am Kreuz. Und so ist der ganze Klang dieses Verses schließlich der, daß der Herr uns dankbar ist, wenn wir uns zuletzt von ihm erlösen lassen, daß er dafür auf uns zählt, damit sein eigenes vollkommenes Werk vollkommen werde.

22, 15. Draußen die Hunde und die Zauberer und die Unzüchtigen und die Mörder und die Götzendiener, und jeder, der Lüge liebt und tut.

Alle, die den Ruf des Herrn nicht beantwortet haben, die in ihrer Sünde verharren, alle, besonders die, die in der Abweisung sind und in der Lüge, werden nicht zugelassen. Nachdem der Herr in der Heiligsprechung derer, die eintreten können, seinen Ruf nochmals hat erschallen lassen, erläßt er eine letzte, eindringliche Warnung an alle, die bisher nicht

gewollt haben. Vor dem Tor der Stadt wird keine neue Entscheidung mehr getroffen. Wer bis zum Tor kommt und die Heiligkeit des Herrn nicht angenommen hat, wird nicht zugelassen. Er wird wissen, was er versäumt hat, wird den Vergleich ziehen können zwischen der Herrlichkeit, die Gott ihm angeboten, und der Sünde, die er vorgezogen hat. Nur ein paar Formen der Sünde werden aufgezählt und wie früher schon zusammengefaßt im Begriff der Lüge. Der Geist der Lüge aber kann alles ergreifen, was den Menschen betrifft. Sein ganzes Leben kann zu einer einzigen Lüge werden, wenn er sich abschließt, einkreist, sich selbst bestimmen will. Der Glaube läge dann am Rand dieser Lüge, ein Ganzes, abgewiesen durch die Lüge. Der Mensch hätte dann mit dem Glauben getan, was der Herr jetzt mit dem Lügner tut: ihn nicht zugelassen. Und die zweite Abweisung ist nur die Folge der ersten. Die Lüge kann sogar den Herrn selbst betreffen. Man kann aus seiner Lehre, seiner Erlösung, seinem Leben in der Dreieinigkeit Irrlehren der Lüge aufbauen, und es ist ganz gleichgültig, wo die Lehre anfängt, Lüge zu sein: wo immer sie in das Besitztum des Menschen übergeht, zieht sie ihn in sich hinein und macht ihn zum Lügner. Vielleicht hat er sich die Irrlehre selber gebaut; er hat wohl die Notwendigkeit eines Glaubens eingesehen, ihn aber dann nach seinen Bedürfnissen ausgewählt. Vielleicht stimmt er einer Irrlehre zu, die schon da ist, weil sie ihm bequemer ist als der wahre Glaube. Vielleicht ist er je schon in der Irrlehre, und irgendeinmal empfindet er eine Beunruhigung, ein Gefühl, daß das nicht die Wahrheit ist, und trotzdem verharret er darin. Auch dann belügt er sich selbst. (Nur wenn er guten Willens in der Irrlehre lebt, kann man ihm nicht vorwerfen, er liebe und tue die Lüge.) Wer mordet oder Unzucht treibt, der lügt auf einer gewissen Ebene. Wer dagegen den Glauben abweist, etwa weil sein Hochmut nicht zuläßt, daß er sich beuge, dessen Lüge steht auf einer viel höheren Ebene und ist viel folgen-

schwerer. Der Mord hat seinen Ablauf, seine einmalige Geschichte. Die Abweisung Gottes dagegen ist nicht hinter sich zu bringen. Die Auseinandersetzung mit Gott ist eine dauernde Forderung, und so bleibt der Lügner im Zustand der Abweisung. Im Zustand des Mordes bleibt man nicht — womit freilich der Mord nicht im geringsten entschuldigt werden soll. Und da Gott uns in einem fort seine höchste Liebe beweist, kann niemand sagen, Gott sei für ihn ein Unbekannter (wie es der andere Mensch immer irgendwie bleibt); und diese innerste Beziehung zu Gott macht wiederum die Abweisung folgeschwerer, die Lüge krasser.

22, 16. Ich, Jesus, habe meinen Engel gesandt, euch diese Dinge zu bezeugen für die Kirchen. Ich bin der Wurzelproß und das Geschlecht Davids, der leuchtende Morgenstern.

Der Herr gibt sich mitten in der himmlischen Herrlichkeit seinen irdischen Namen. Er erinnert sich gerade jetzt daran, daß er seinen Menschennamen nie abgelegt hat. Daß er wohl in den Himmel einging, aber die Erde darum nicht verließ, daß seine Name Verbindung ist, Zeugnis dafür, daß er den Zusammenhang mit der Erde nicht verleugnet, sich im Gegenteil diesen Namen, den er als Mensch trug, im Himmel noch geben läßt. Er läßt seine irdische Zeit nicht in Vergessenheit versinken. Sie lebt in seinem ewigen Leben; sie lebt in ihm, er läßt sie leben in allen, die mit ihm zusammenkommen, damit sie wissen, wie sehr er auch jetzt die Verantwortung für die Erde weiterträgt, so wie er, da er auf sie kam, die Verantwortung für den Himmel mitnahm. Auf die Erde kommend, wollte er den Willen des Vaters im Himmel erfüllen; er wollte, daß im Himmel der Wille des Vaters durch die Erlösung der Welt erfüllt werde. Er verstärkte also seine Bindung an den Himmel durch seinen Wandel auf Erden. Und so stärkte er, in den Himmel zurückkehrend, seine Bindung an die Erde, weil er den Glauben seiner Glaubenden auf

Erden ganz in den himmlischen Glauben hineinnahm, und dies bestätigt er, indem er seinen irdischen Namen im Himmel trägt.

Johannes, der ihn kennt, hat diese Bestätigung durch den Namen nicht nötig. Und doch wird sie, weil der Herr ihn ausspricht, zu einem Teil seiner Sendung. Er weiß, daß der Herr seinen Namen nicht umsonst ausgesprochen hat. Und so muß er auch die Aussprache des Namens den Gemeinden weitergeben.

Ich habe meinen Engel gesandt. Der Herr zeigt damit, daß er die Macht über die Engel hat. Er ist es, der die Sendungen im Willen seines Vaters formt und schenkt. Er hat seinen Engel gesandt. Und der Engel, der sich senden ließ, erfüllte im Willen des Sohnes den Willen des Vaters. Und der Sinn der Sendung war: *euch diese Dinge zu bezeugen für die Kirchen.* Es erscheint zunächst schwierig, daß ein Engel, der im Himmel ist, der für die Glaubenden unsichtbar ist, eine Aufgabe zu erfüllen hat, die sich in der irdischen Kirche auswirken soll. Damit die englische Sendung erfüllt werden kann, muß sie mit einer Sendung der Sichtbarkeit verbunden werden. Und so hat der Herr, der die Sendung des Engels verwaltet, mitten in sie die Sendung des Johannes hineingepflanzt und die Einheit beider vollzogen. Johannes besaß schon vor der Schau der Apokalypse eine Sendung, und in dieser Sendung, die eine solche der Liebe und des Apostolats war, befand sich wie eine Öffnung. Alle Sendungen münden, wenn sie christlich sind, in die Sendung des Herrn hinein und haben, indem sie diese Mündung besitzen, Anteil am Je-größer-sein des Herrn. Darin besteht ihre Öffnung. Und so mündete auch die Sendung des Jüngers in die des Herrn: der Herr hielt etwas von ihr in der Hand, das offen blieb, und er konnte diese Öffnung mit der Öffnung einer anderen Sendung zusammenbringen. Denn natürlich sind auch die Sendungen der Engel zum Herrn hin offen. Und so hat der Herr beide zu einer einzigen

Doppelsendung verbunden. Er sendet den Engel, der bezeugen soll, und der Weg der Bezeugung liegt in Johannes, der die Dinge schaut, die der Engel bezeugen soll, und der sie, wenn er aus der Schau in die Welt zurückkehrt, in den Kirchen bezeugen kann.

Die Sendung des Johannes wie die des Engels liegt im Mantel der Heiligkeit des Herrn verborgen. Der Herr wird von seiner Heiligkeit zur Verfügung stellen, damit Johannes, der immer noch Mensch zu sein hat, seiner Sendung nicht untreu werde. Er wird nach der Begegnung mit dem Engel, nach der Entgegennahme der Sendung des Engels, die der Herr ihm gegeben hat, weiterhin in der Heiligkeit des Herrn leben und somit weiter vollbringen, was seiner Sendung ist: die Verwirklichung des Willens des Vaters im Willen des Sohnes durch die Engel in ihm, mit Hilfe der Gnade des Herrn. Und der Inhalt der Sendung ist die Bekanntgabe der Geheimnisse, die Johannes durch den Engel im Himmel erfahren hat, und die allesamt *für die Kirchen*, das heißt für die Gläubigen in ihrer Vereinigung als Gemeinschaft der Heiligen bestimmt sind. Und diese Dinge sollen bezeugt werden, dann werden sie anfangen zu wachsen. Die Glaubenden haben sie aufzunehmen in ihren Glauben. Wenn sie sie als Wahrheit aufnehmen — und anders können sie es ja nicht —, dann wird ihre Aufnahme zu einer Sache des Glaubens, und dann werden alle diese Dinge, so seltsam sie im einzelnen anmuten mögen, ihre Wirkung der Vergrößerung ihres Glaubens und ihrer Liebe in ihren Herzen notwendig erfüllen. Er, Jesus, ist seiner Liebe zum Vater, die die Liebe der Welt des Vaters in sich schließt, treu geblieben. Die Liebe, die er bezeugte, indem er auf die Welt kam, ist genau dieselbe, die er bezeugte, indem er jetzt alle diese Dinge offenbar werden ließ und sie durch Johannes auf Erden bezeugen läßt. Es ist wie eine ununterbrochene Kette der Liebe, die der Herr jetzt in der Hand hält: aus Liebe zum Vater und zu den Menschen,

die Abbilder Gottes sind, ist er auf die Welt gekommen. Aus Liebe zum Vater hat er Apostel eingesetzt, ihnen das in die Hände gelegt, was sie von seiner Sendung fassen konnten und was sie fähig macht, sein Werk nach menschlichem Maß weiterzuführen. Aus Liebe zur Welt und zum Vater ist er zum Vater zurückgekehrt und hat vom Himmel her aus Liebe dem Jünger, mit dem er in Liebe verbunden war, die Schau der Apokalypse gegeben. Er hat ihn also wie zweimal berufen: ein erstes Mal, da er ihm das Geheimnis seines In-der-Welt-Seins zur Verherrlichung des Vaters erklärte, das zweite Mal, da er ihm das Geheimnis, das sein Verweilen im Himmel beim Vater für die Welt birgt, aus Liebe offenbarte.

Aber das Zeugnis, das Johannes jetzt neu ablegen soll, ist nicht nur Bestätigung der Liebe, sondern Bezeugung des ganzen Seins des Herrn in der ewigen und in der zeitlichen Zeit. Denn er sagt weiter von sich: *Ich bin der Wurzelsproß und das Geschlecht Davids*. Bevor David war, war David in ihm. Das Sein Davids und seines Stammes liegt begründet im Sein des Herrn. Der Herr bedarf eines Stammes, an dem sich seine Verheißung seines Kommens erfüllt. Und wenn er den Stamm Davids dazu erwählt, so weil er vorher schon als Wurzel in diesem Stamm war, und zwar seit Anfang der Schöpfung; seitdem der Sohn dem Vater bei der Schöpfung beistand, war er in der Schöpfung selber vorhanden. Es gibt irgendwo eine Begegnung des Geheimnisses des Gezeugtwerdens des Sohnes aus dem Vater und seines Zugegen-gewesen-Seins bei der Schöpfung, die sich enthüllt in der Begleitung des Stammes Davids durch den Herrn bis zu seiner Geburt. Bei der Geburt des Herrn erfüllt sich die Weissagung seines Kommens, und in dieser Erfüllung werden himmlisch-irdische Geheimnisse preisgegeben und für den Glauben sichtbar, die bisher in einer unentwirrbaren Verborgenheit geruht hatten. In der Überschattung Marias vereinigt sich nicht nur der himmlische Sohn mit dem Fleisch im Schoß der Mutter, denn er ist auf Erden

bereits in der Form der Verheißung da, seit Anfang der Zeiten, und hat in wahrhafter Weise das Volk Israel begleitet, und die Vereinigung dieser Wirklichkeit im Himmel und dieser Wirklichkeit der Verheißung auf Erden vom Anfang der Schöpfung bis auf Maria, ja, vom Anfang der Schöpfung in Maria: diese Vereinigung ist die Empfängnis des Herrn. Aber sobald der Herr an dieses irdische Geheimnis rührt, geht er zurück in das Unberührbare und bezeichnet sich als den *leuchtenden Morgenstern*. Er ist also auch der Stern, der nach seiner Geburt den Königen den Weg zu seiner Mutter, zu seiner Krippe, zu ihm selber gewiesen hat. Der Morgenstern ist Wegweiser. Und der Herr ist der, der den Weg weist zum Herrn. Er ist auf Erden und im Himmel der, der alle, die seine Verheißung empfangen, doppelt erfüllt. Den, der in der Gnade der Verheißung nach ihm sucht, erfüllt er mit seiner Gnade der Erfüllung, so daß Gnade immer schon auf Gnade trifft, und das Suchen der Könige, in diesem Licht betrachtet, das erste christliche Werk ist. Die Gnade ist da, verborgen, unscheinbar im Kind in der Krippe, und darüber leuchtet die Gnade vom Himmel als Morgenstern. Und die Erfüllung, die Begegnung des Sterns mit dem Kinde, schließt das Werk der Könige in sich, die in der Gnade gesucht und gefunden haben.

Wurzel und Stern sind auch so das Doppelte des Herrn, daß er die himmlische Herrlichkeit unsichtbar beim Vater hinterlegt hat und vom Vater das Kleid der sichtbaren Geschöpflichkeit angenommen hat. Aber in diesem Doppelten ist er immer Einer. Als Kind und als Morgenstern ist er der Gleiche, weil er immer im dreieinigen Gott ist, weil der Vater ihn immer in sich birgt und der Geist ihn offenbart. Der Sohn kann nicht eine Hälfte seiner selbst im Himmel lassen und mit der andern auf die Erde kommen. Er hat ein ganzes Geheimnis seiner selbst im Himmel gelassen, ein ganzes auf die Erde genommen. Als sei das Lassen im Himmel ein Geheimnis des Geistes, der die Sichtbarwerdung erlaubt, und das Behalten im Himmel

das Werk des Vaters, der das hinterlegte Gottsein bei sich bewahrt. Und der Morgenstern, der der Sohn ist, ist zugleich wie die Verheißung des Vaters, beim Sohn auf Erden zu bleiben: er ist das begleitende Zeichen am Himmel über dem Kind. Mag der Stern auch verschwinden für die Könige, ja, für den Sohn selber, endgültig am Kreuz und in der Verlassenheit, er ist nur im Gefühl und Bewußtsein des Sohnes, nicht in der Wahrheit des Vaters verschwunden. An Weihnachten, zu Beginn des Weges, schenkt ihm der Vater diese Lampe in der Nacht der Welt, eine Leuchte, die das *Leuchtende*, das Himmlische des Sohnes selbst ist, das dann im Kreuz wie untergeht und sich völlig verhüllt. Aber für die ersten Schritte des Kindes bietet der Vater zärtliche Hilfe und Sorge. Denn der Sohn ist trotz seines Gottseins mit der ganzen Gebrechlichkeit des Kindseins behaftet, und der Vater bangt trotz allen Verheißungen um das kleine Wesen, das da sein Sohn ist.

22, 17. Und der Geist und die Braut rufen: Komm! Und wer hört, sage: Komm! Und wen dürstet, der komme; wer will, der nehme Wasser des Lebens, umsonst.

Der Geist ist es, der immer das Kommen des Herrn wünscht und danach ruft, und der dieses Kommen erfüllt, indem er dem Ruf entspricht. Wenn der Geist ruft: Komm!, dann zeigt er damit an, daß der Herr am Kommen ist, weil sein Ruf und das Kommen des Herrn eine ewige Gleichzeitigkeit besitzen. Daß der Geist das Kommen des Herrn bewirkt, mitverantwortlich ist am Kommen des Herrn, zeigt sich am deutlichsten bei der Empfängnis der Mutter, die durch den Geist den Sohn vom Vater erhielt. Der dreieinige Gott war am Kommen des Sohnes beteiligt, aber das Erscheinende daran, das uns das Kommen des Herrn am meisten verdeutlicht, war die Überschattung der Mutter durch den Geist. Die Mutter übergab sich dieser Beschattung, sie ließ sie an sich geschehen.

Sie stellte die Einheit ihres Leibes und Geistes zur Verfügung, auf daß der Geist das Kommen des Herrn in ihr verwirkliche. Und der Geist hat in der Mutter die Einheit der Sendung in Leib und Seele erfüllt, gleichsam durch die Beschattung eine Einheit zur Erfüllung gebracht, die vorher nur Verheißung war. Als der Herr sich seine Mutter wählte, war der Geist von Anfang an mitbeteiligt, indem er von jeher in ihr die Bereitschaft zum Rufe: Komm! gefordert und gefördert hat. Sie übernahm vom Geist den Ruf nach dem Kommen des Herrn. Nicht nur dadurch, daß sie sich der Verwirklichung des Rufes in einer Sendungswerkzeuglichkeit darbot und sie an sich geschehen ließ, sondern auch indem sie aktiv, einwilligend, wollend immer mehr das Kommen des Herrn wünschte, ersehnte und sich in der Zeit der Erwartung in einer wachsenden Art zur Verfügung stellte. Als habe die Beschattung den übernommenen Ruf des Geistes immer mehr in ihr zum eigenen Ruf verwandelt. Und wenn die Mutter im Laufe des Lebens ihres Sohnes sich immer mehr zur Braut Christi entwickelt, so läßt sie auch den Ruf des Geistes immer deutlicher werden, bis sie ihn der Kirche übergeben kann, die ihn zu ihrem eigenen Ruf macht und ihn in einer Art Wechselwirkung vom Geist übernimmt und dem Geiste zurückgibt.

Geist und Kirche rufen in einer durch die Bereitwilligkeit der Mutter zustande gekommenen Einheit den gemeinsamen Ruf: *Komm!*, und dieser Ruf wird zum Kennzeichen des Glaubens. Schließlich ruft jeder, der im Glauben lebt, dieses *Komm!* Er ruft es in seinem Gebet als Glaubender in der Kirche, er übernimmt es persönlich von der Kirche und macht es zu seinem eigensten Ruf. Er wünscht nichts sehnlicher, als daß der Herr komme: um in ihm, dem Glaubenden, sich zu erfüllen, um ihn auf seine Sendung vorzubereiten, um ihn zu dem zu machen, in welchem sich durch das Kommen des Herrn der Wille des Vaters erfüllt. Aber sobald der Glaubende

diesen Ruf der Kirche zu seinem persönlichsten Anliegen gemacht hat, übergibt er ihn wiederum der Kirche. Er darf das Kommen des Herrn in ihm nicht nur als eine ihm zugedachte Erfüllung seiner Sendung betrachten; er hat diese ganze Sendung, ihre Erfüllung, seinen ganzen Glauben, die Kraft des Kommens des Herrn, der Gemeinschaft der Heiligen zur Verfügung zu halten, damit der Herr sein Kommen in einem jeden Glaubenden verwirklichen kann. Und die Kirche wiederum ruft gemeinsam mit dem Geist, weil sie sich selber im Geist erfüllt, weil sie als Braut Christi durch den Geist die Verwirklichung des Kommens erlebt, weil sie nicht außerhalb des Willens des dreieinigen Gottes zu denken ist, weil ihr Geist der Geist des Heiligen Geistes ist.

Wer hört, sage: Komm! Hörend ist jeder, der die Stimme des Herrn in irgendeiner Weise vernimmt. Der Herr hat, indem er am Kreuz das Werk der Erlösung vollbrachte, sich ein Recht geschaffen, jedem Glaubenden eine besondere Sendung zu geben. Diese kann ganz einfach sein oder auch sehr kompliziert aussehen, sie ist und bleibt auch in ihrer Erfüllung stets eine Forderung. Es kann also erstens keiner hören und dabei behaupten, in ihm habe die Forderung des Herrn sich vollkommen verwirklicht. Es kann keiner, auch in der alltäglichsten Aufgabe nicht, rufen: Genug!, oder versichern, er habe alles getan. Andererseits kann eine Forderung so gestellt sein, daß sie den Menschen als ganze dauernd übersteigt, daß sie nirgendmehr Grenzen besitzt, und doch kann auch der Mensch im Erleben dieser totalen Überforderung nicht sagen, er habe verwirklicht, was Gott von ihm wollte. Und zweitens kann keiner behaupten, er habe die Forderung des Herrn nie vernommen, denn der Herr redet so, daß jeder, der will, hören kann. Seine Stimme kann sich von der leisesten Unruhe bis zur lautesten Forderung bewegen, sie kann vernehmbar sein in der Nacht, im Abgrund, sie kann auch in den Himmel entrücken, bis in die physische Wahrnehmung seiner Worte;

sie kann gehört werden beim Lesen der Schrift oder beim Hören der Predigt, bei der Entgegennahme des Beichtzuspruchs, aber auch im verborgenen Herzen: es ist immer die gleiche Stimme des Herrn, und keiner kann sagen, er habe sie nicht gehört. Und doch hat keiner je so gehört, wie der Herr selbst gesprochen hat. Auch wenn er richtig hört, im Wort ist mehr enthalten, als er faßt, und so ist jedes Wort an sich und als solches schon Forderung und Aufforderung, weiterzuhören.

Der Herr spricht aber auch in jedem wie unpersönlich dargebrachten Sakrament. In der Beichte ist es leicht, seine persönliche Rede zu vernehmen. Schwerer vielleicht schon in der Kommunion, wo sie anonym geworden scheint. Und noch unpersönlicher in der Messe, in einem Segen der Kirche... Und doch ist das alles persönlicher Ruf des Herrn, den wir zu vernehmen haben, um die einzig gültige Antwort zu geben: *Komm!* Sie ist sehr kurz und ganz eindeutig, aber in der Eindeutigkeit seines Kommens ist enthalten unsere Bereitschaft, sein Kommen ganz und ungeteilt anzunehmen. Wenn man ihn schon zu Gast bittet, dann stellt man an ihn keine Bedingungen, während er als geladener Gast jede Bedingung stellen darf. Und der Herr stellt diese unbedingte Forderung: Jeder, *der hört, sage: Komm!* Er soll sich dem Ruf des Geistes und der Braut anschließen. In diesem Ruf liegt für jeden der Gehorsam, bis zum letzten *Komm!* Bis zum letzten *So-wie-du-willst*. Und komm immer weiter und nimm Besitz von allem, was du willst, in mir und über mich hinaus durch mich. Doch wenn der Ruf verstummt und der Mensch ungehorsam wird, hört der Herr auf zu kommen.

Wer *Komm!* ruft, spricht nichts Einmaliges aus. Er weiß, daß der Herr es hört, der über das Zeitliche wie über das Ewige verfügt, daß sein Kommen daher kein einmaliges Kommen besagen kann, das in ein bloßes Angekommen-sein mündet. Dieses Kommen muß vielmehr die Eigenschaft des

Je-mehr besitzen und somit ewig sein. Als der Herr auf die Welt kam, fing sein Kommen an, sich in uns zu erfüllen. Und wir meinten, den Anfang seines Kommens zu fassen. Aber wir mußten erfahren, daß dieser Anfang viel weiter zurück lag. Daß der Sohn, der Zeuge der Schöpfung des Vaters war, schon damals am Kommen war, daß sein Kommen sich durch die Jahrtausende erstreckte und daß er, indem er sichtbar aus dem ewigen Leben in unser zeitliches Leben eintrat, unser Leben in sein ewiges Leben hineinnahm. Und so wird er in alle Ewigkeit derjenige sein, der kommt. Wäre er ein für allemal angekommen, so wäre seinem Kommen eine Grenze gesetzt; er wäre in unsere Zeitrechnung restlos eingegangen und hätte aufgehört, ewig zu sein. *Wer hört*, weiß aber, daß sein Ruf, den er nach dem Willen des Herrn ausspricht, für alle Ewigkeit gilt. Und daß er, der Glaubende, fortan nur noch im Hinblick auf das Kommen des Herrn, im Ereignis dieses Kommens zu leben hat. Er verzichtet auf seine eigene Sphäre, seine Selbstverfügung, um alles freizuhalten für das Kommen des Herrn. Damit der Herr sein Kommen so gestalte, wie es gemeint ist, wenn der Geist *Komm!* ruft.

Und wen dürstet, der komme. Bisher sagte der Herr, wer nach seinem Kommen rufen soll. Jetzt sagt er, wer zu ihm kommen soll. Vor allem der Dürstende, dessen Durst so groß ist, daß der Herr seine Stillung übernimmt. Er soll kommen. Der Hörende soll rufen, der Dürstende soll kommen. Hören könnte auch einer, in dem der Durst nach Gott noch ganz unentwickelt ist, der nicht sicher ist, ob er wirklich etwas wahrgenommen hat, der vielleicht sogar Angst hat, die vernommene Stimme entspreche wirklich der unklaren Sehnsucht auf dem Grund seines Herzens. Dieser darf rufen, und der Herr wird kommen und ihm die Sicherheit seiner Gegenwart schenken. Für den Dürstenden ist kein Irrtum möglich. Er kennt seinen Durst und erkennt ihn immer wieder, wenn

er ihn befällt. Von ihm wird die Leistung verlangt, den Weg zu gehen, der zum Herrn führt. So besitzt der Herr also zwei verschiedene Arten, seine Gnade zu verteilen. Beide sind Formen der Gnade, nur setzt er einmal eine sichtbare Leistung voraus, während das andere Mal die ganze Leistung der Ruf *Komm!* ist.

Wer will, der nehme Wasser des Lebens, umsonst. Er kann es selber nehmen. Er hat das Recht dazu, weil der Herr es ihm gibt. Und wenn er um dieses Recht weiß, weiß er also um den Herrn und um seine Gnade. Wenn er *will*, steht sein Wille im Einklang mit dem Willen des Herrn, der ja nichts anderes will als das Wasser des Lebens schenken. Es kann sein, daß einer zuerst hört, *Komm!* ruft, vom Herrn den Durst erhält, der ihn zum Herrn führt, und dann erst Zugang erhält zum Wasser des Lebens. Es gibt Gnadenwege, die alle Formen des Kommens und Rufens des Herrn enthalten, und es gibt andere, die nur eine zeigen. *Umsonst* ist das Wasser zu haben. Der Herr wird vom Schöpfenden keinen anderen Preis verlangen, als daß er dabei verweilt, dieses Wasser zu nehmen. Hat er es aber empfangen, so wird er nur noch einen Wunsch kennen: den Willen des Sohnes, der ihm dieses Wasser umsonst gab, in sich wirken zu lassen, so, daß nicht nur er, sondern mit ihm zusammen alle Hörenden und Dürstenden dieses Wasser erhalten, das dauernd wirkt und dessen Wirkung unerschöpflich ist, weil sein Strömen selbst ein ewiges ist. Wer einmal Gnade vom Herrn erfuhr, sollte im Grunde nicht immer weitere Gnaden für sich verlangen; er soll aus der einmaligen Gnadengewährung wissen, daß er jetzt in einem Verhältnis zum Herrn steht, in welchem er ihn allein gewähren lassen muß. Gott soll seine Gnaden verteilen, wie er will. Hat Gott mir einmal aus einer Schwierigkeit herausgeholfen, dann heißt das nicht, daß er mir aus jeder weiteren heraushelfen muß. Auch in diesem Sinn soll man der Gnade ihren Charakter des *Umsonst* belassen.

Das ganze Wasser des Lebens ist im Strom der Heiligen Stadt enthalten. So bleibt, wer sich Wasser holt, nicht außerhalb des Bereiches der Heiligen Stadt. Man kann zwar Gott anfänglich außerhalb der Heiligen Stadt erdürsten, ihn von außen her rufen, aber wenn er kommt und einen holt, dann geschieht es in die Stadt hinein. Und das Wasser des Lebens wird man erst innerhalb der Stadt zu trinken bekommen. Gott ist wohl oberhalb der Stadt und sendet sein Licht über sie, aber er ist auch in ihr als ihr Tempel. Der Strahl, der von Gott bis zur Stadt reicht, ist niemandem zugänglich. Und der Strahl, der aus der Stadt herausstrahlt, hat nur den Zweck, in die Stadt hineinzuführen. Sind wir aber einmal in der Stadt, dann rufen wir ein zweites Mal: *Komm!*, weil wir jetzt zur Braut geworden sind. Wir rufen, damit das Lamm zu seiner Hochzeit erscheine.

22, 18. Ich bezeuge jedem, der die Worte der Weissagung dieses Buches vernimmt: Wer zu ihnen etwas hinzufügt, dem wird Gott die Plagen zufügen, die in diesem Buche verzeichnet sind.

Alles, was das Buch enthält, ist Auftrag des Johannes, von ihm so geschaut, wie es wiedergegeben ist. Wollte einer etwas hinzutun, eine neue Plage oder einen andern Himmel, der müßte Gottes Strafe gewärtigen. Der Auftrag war ja von Gott, und Gott wacht über jeden Auftrag, den er gibt, und er will, daß er aufs genaueste ausgeführt werde. Jede Zutat kann nur abschwächen. Die Apokalypse ist ein Ganzes, das von Gott kommt. Und als solches ein Maximum. Jede Zutat wäre eine Gefährdung dieser Ganzheit. So ist auch die ganze Kirche in der Offenbarung enthalten, und man kann dieser Ganzheit in keiner Zeit etwas hinzufügen, was natürlich nicht heißt, daß man nicht auslegen, nicht entwickeln kann und soll. Aber jede eigenmächtige Zutat ist Frevel, ist auch Lüge, weil die Wahrheit Gottes immer ganz ist und keiner Ergänzung mensch-

licher Wahrheit bedarf. Wer zur Apokalypse Zusätze machte, der täte dasselbe wie der, der neue Worte oder Taten Jesu zum Evangelium hinzu erfände. Entweder hat er einen Auftrag Gottes, das eine, was gewesen ist und wovon die Evangelien berichten, auszulegen, oder er phantasiert und erfindet. Und dann ist das, was er tut, auch wenn es noch so fromm klingt, Lüge und wird bestraft. Und indem Gott ihn gerade mit den *Plagen, die in diesem Buche verzeichnet sind*, bestraft, zeigt er ihm, wie wahr dieses Buch ist. Am Lügner wird es seine Wahrheit beweisen. Und jeder, *der die Worte der Weissagung dieses Buches vernimmt*, sie gelesen oder gehört hat, hat diese Warnung erhalten. Warnung war im ganzen Buch in verschiedenster Form enthalten, aber immer so, daß jeder verstehen mußte: ich könnte der sein, der hier gewarnt wird.

22, 19. Und wer etwas wegnimmt von den Worten des Buches dieser Weissagung, dem wird Gott wegnehmen seinen Anteil am Baum des Lebens und an der Heiligen Stadt, von denen in diesem Buche geschrieben wurde.

Keiner darf etwas wegnehmen, auch nicht einen Satz, oder von einem Teil bestreiten, daß er die Wahrheit enthält. Sonst würde Gott ihm einen dem Frevel entsprechenden Teil seiner Seligkeit wegnehmen. Es ist fast der alttestamentliche Gott der Gerechtigkeit, der Entsprechung zwischen menschlicher und göttlicher Tat, den Johannes hier am Ende erstehen läßt, der Gott, der Gleiches mit Gleichem vergilt. Das ganze Buch wird in diesem Licht zu einer Art Äquivalent des Baumes des Lebens. Wie jeder Anteil hat am Baum des Lebens, so erkennt sich jeder im Buch. Wo er das Buch aber nicht anerkennt, dort bestreitet Gott seinen Anteil am Baum des Lebens. Denn wer sich gegen eine bestimmte Prophezeiung wendet, der sündigt gegen den Geist dieser Prophezeiung. Gerade daran, was einer in diesem Buche leugnet, erkennt man, worin seine Sünde besteht.

Johannes, der dies ausspricht, weiß genau um die Absichten Gottes. Er ist wie ein Seher in den Himmel gekommen. Er kehrt daraus wie ein Prophet zurück. Er ist durch die Schau nicht nur in den Besitz einzelner geoffenbarter Wahrheiten Gottes gelangt, er hat einen gewissen Anteil an den Absichten Gottes selber erhalten. Und so berichtet er jetzt Dinge von Gott, nicht weil der Engel sie ihm gesagt hat, sondern einfach auf Grund seiner innern Kenntnis Gottes, die er im Himmel gewonnen hat. Er hat gleichsam die Gesinnungen Gottes kennengelernt, und er behält diese Kenntnis bei, auch jetzt, da er auf die eigenen Füße zurückgestellt ist. Das ist die letzte Wandlung, die mit Johannes vor sich geht. Er hat die Möglichkeit, selbständig über seine Erfahrungen im Himmel zu berichten und Folgerungen daraus zu ziehen. Und indem er es tut, fügt er dem Buch nichts hinzu. Vielmehr gehört dies, daß er es tut, noch mit zum Buch.

Auch von der Heiligen Stadt wird der Frevler am Buch ausgeschlossen. Er wird an der Begegnung des Lammes mit der Braut nicht teilnehmen. Als könnte das Buch einem zu einer Heiligkeit verhelfen, die man durch das Nicht-ernstnehmen des Buches verscherzt. Denn auch das Nicht-durchgehend-hören der im Buch enthaltenen Prophezeiungen ist schon eine Wegnahme. Wer sie hingegen wirklich hört, der kann sie nur im Geiste dessen hören, der ihnen entspricht. So besagt die ganze Warnung eigentlich dies: daß jeder den ganzen Glauben haben muß, nichts dem Glauben hinzutun, nichts von ihm wegnehmen darf. Der Glaube ist eine Einheit, deren Verwirklichung sich im Baum des Lebens und in der Heiligen Stadt findet. Und Gott hat in dieser ganzen Prophezeiung seinen Himmel so offenbart, daß jeder jetzt weiß, wie ihm dieser Himmel offen steht und was er zu tun hat, um den Zugang zum Baum und zur Stadt zu finden.

22, 20. *Der das bezeugt, spricht: Ja, ich komme bald. Amen. Komm, Herr Jesus.*

Der Herr selber bezeugt die Wahrheit all dessen, was er gesagt und gezeigt hat. Die ganze Wahrheit seines Zeugnisses liegt von jeher sowohl in ihm wie auch in der Schau des Johannes. Johannes hat nichts gesehen, was der Herr nicht bezeugt. Er geht in seine irdische Sendung zurück mit der absoluten Sicherheit, daß der Herr das alles bezeugt. Es gibt für ihn keinen Zweifel, kein Vielleicht. Er weiß, daß er in der Wahrheit die ganze Wahrheit erfahren hat, die der Herr ihm vermitteln wollte. Es ist für die Sendung des Apostels wichtig, daß er diesen Augenblick der unbedingten Sicherheit kennt. Wenn er zurückkommt, muß er wieder als Mensch unter Glaubenden und Nicht-Glaubenden leben; er wird Mühe haben, alles, was seine Botschaft ausmacht, zu verteidigen; noch mehr Mühe, selber ganz zu verstehen, was mit ihm geschehen ist. Nicht zu verstehen braucht er, warum und wie er in den Himmel kam, aber bleibend muß er wissen, daß er Zeugnis ablegen muß von dem, was er gesehen hat. Und er muß ebenso dauernd davon durchdrungen sein, daß es den Augenblick gab, da er mit der letzten Gewißheit ausgesagt hat, der Herr bezeuge das alles, den Augenblick, da nicht die leiseste Abweichung war zwischen dem Ausgesagten und dem Zeugnis des Herrn, ebensowenig wie zwischen dem Herrn im Himmel und dem Herrn auf Erden. Den Augenblick, da er wußte: in der Vision gab es kein anderes Sein, keine Verdoppelung des Herrn, vielmehr gehört alles, was er in seinem Evangelium geschrieben hat, und alles, was er von der Apokalypse auf die Erde zurückbringt, zur gleichen einen und einzigen Einheit der Wahrheit. Der Herr ist wahr in seiner ewigen Schau des Vaters, er ist wahr in seinem Wandel auf Erden, er ist wahr in der Schau des Johannes. Das irdische Leben und die Vision bilden nur zwei verschiedene Einstiege, die den Menschen den Zugang zur einen Wahrheit erleichtern

sollen. Und der Herr hat auf diesen Zugang eigens hingewiesen, da er erlaubte, daß die Namen der zwölf Apostel die Grundsteine der Heiligen Stadt bildeten. Er hat durch diese Grundsteine den Weg in die Wahrheit hinein aufgedeckt. Johannes ist selber Apostel, und wenn er auf die Welt zurückkommt, wird er diese Schau auch im Namen der Apostel, der Grundsteine, zu verkünden haben. Und er wird dabei nie vergessen, daß er selber schon Grundstein der ewigen Stadt ist, und es wird dies wie eine Hinterlegung seiner eigenen Identität in die Hände des Herrn sein.

Johannes hat am Kreuz gelernt, wie der leidende Sohn seinen Geist in die Hände des Vaters übergab. Sein Geist war dort seine Persönlichkeit, das Unterscheidende, was ihn zum Sohn des Vaters machte. Und dies tat er im Augenblick des höchsten Leidens. Mitten in der Kreuzesleistung war es die vollkommene Übergabe der Leistung selbst und dessen, der leistet. Für Johannes bedeutet es den Anfang eines neuen Kreuzes, mit der Botschaft der Apokalypse in die Welt zurückkehren zu müssen. Und so übergibt er sich in die Hände des Sohnes, wie der Sohn sich in die Hände des Vaters übergab. Und seine eigene Leistung ist wie vorweggenommen, da der Engel ihm gezeigt hat, daß sein Name unter den zwölf Namen an den Toren prangt. Vielleicht hängt sehr vieles von der Anonymität der Zwölf mit diesem Vorhandensein des Johannes unter ihnen zusammen. Wären die andern alle genau umrissen, so hätte auch Johannes genau wissen müssen, wer er ist; er hätte seinen Standort in der Stadt, seinen besonderen Weg, seine Kreuzungen mit den andern erkennen müssen. Und er wäre vom Himmel fortgegangen im Bewußtsein, ein gemachter Heiliger zu sein. Er soll aber im Grunde nicht wissen, wer er ist, und dazu hat er am Kreuz das Beispiel der Hinterlegung erhalten, die der Sohn ein für allemal auch für seine Heiligen vollzogen hat. Aus dieser Gnade wird dem Heiligen etwas ganz Besonderes geschenkt: die Gnade, nicht zu untersuchen,

wer sie sind. Dasselbe gilt natürlich in abgestuftem Sinn für alle Christen, für welche die Hinterlegung des Geistes im Kreuz die Form der allgemeineren Demut annimmt: mehr auf den Herrn als auf die eigenen Fehler zu schauen.

Und der Herr, der das zeigt und bezeugt, gibt noch ein letztes Wort mit, ein Wort, das Dauer haben wird, solange die Erde besteht: *Ja, ich komme bald.* Und Johannes darf es als das endgültige Wort, als die Quintessenz der ganzen Apokalypse aufzeichnen. Es ist als letztes zur Erde hin gesprochen, und es wird den Jünger durch seine ganze Sendung begleiten, vom Ende der Schau bis zum Ende der Welt, solange die Apokalypse Geltung hat. Und es ist nicht von ungefähr das Wort, das sich an den Einzelnen wie an alle zusammen richtet. Es ist ein Wort für Johannes persönlich, in dessen Kraft er das Leben auf Erden ertragen wird, ein Wort, das aber auch im eucharistischen Sinne allen zugeht, das Johannes im Namen des Herrn an alle weiterleiten darf, ein Wort, das das ganze irdische und faßbare Leben des Herrn einschließt, aber auch die ganze Apokalypse, und letztlich ein ewiges Wort des ewigen Sohnes und darum ein absolut bindendes Versprechen, zurückzukommen und alle zu holen, die an ihn glauben und auf ihn hoffen.

Amen, antwortet Johannes. Es sei so. Er legt seine ganze Hoffnung in dieses Versprechen, wissend, daß jedes Versprechen des Herrn Erfüllung ist, wissend auch, daß er dieses Amen für sich und für alle Glaubenden ausspricht. Dann unterstreicht er das Wort des Herrn durch die Bitte: *Komm, Herr Jesus.* Es ist die Antwort des Glaubens an die Liebe des Herrn. Die Bitte: *Komm!* ist nicht nur die Bitte des Freundes und Apostels, sondern des Glaubenden, der im Namen aller Glaubenden zu antworten hat. Es ist eigentlich eine Siegesantwort. Die Antwort dessen, der den sichern Sieg Gottes in Händen hält. Johannes geht aus dem Wissen in den Glauben zurück, und er braucht sein Wissen, um den Glauben der

andern zu stärken. Sein Glaube hat eine Wissensgrundlage, und diese Wissensgrundlage hat untrennbar von seinem Glauben den andern den Glauben zu bezeugen. Das ist für die Theologie sehr wichtig. Und der Priester hat an diesem Geheimnis in gewisser Weise teil, weil er mehr Glaubenswissen besitzt als andere. Johannes hat geglaubt, und er hat auf Grund seines Glaubens das Mehr-Wissen der Apokalypse empfangen. Es ist ihm wie aufgezwungen worden, um damit seine Sendung zu vollführen, der Kirche mehr Glauben zu vermitteln. Er kann von seinem Glauben aus auf sein Wissen hinweisen, das aus diesem Glauben geworden ist, aber er kann auch von seinem Wissen aus auf seinen (vermehrten) Glauben hinweisen. Das Je-mehr seines Glaubens rechtfertigt das Je-mehr seines Wissens.

Herr Jesus. Johannes zeigt, daß sein Freund Jesus Herr und Gott ist. Er sagt es in der vollen Gnade dessen, der weiß, daß er sie empfangen hat, daß er sie weiter empfängt. Auch wenn er jetzt in die Einsamkeit seines weitem irdischen Wandels zurückgeht, geht er doch mit der Sicherheit der Gnade, die ihn bisher geführt hat und ihn weiterführen wird, weil der, der an ihn glaubt, ihm diese Gnade gibt. Und Johannes wünscht für sich, für die Glaubenden, für die Gemeinschaft der Heiligen dieses Kommen des Herrn und empfindet es von nun an als eine Tatsache. Der Herr ist am Kommen, und die Kirche, durch Johannes vertreten, bittet um dieses Kommen.

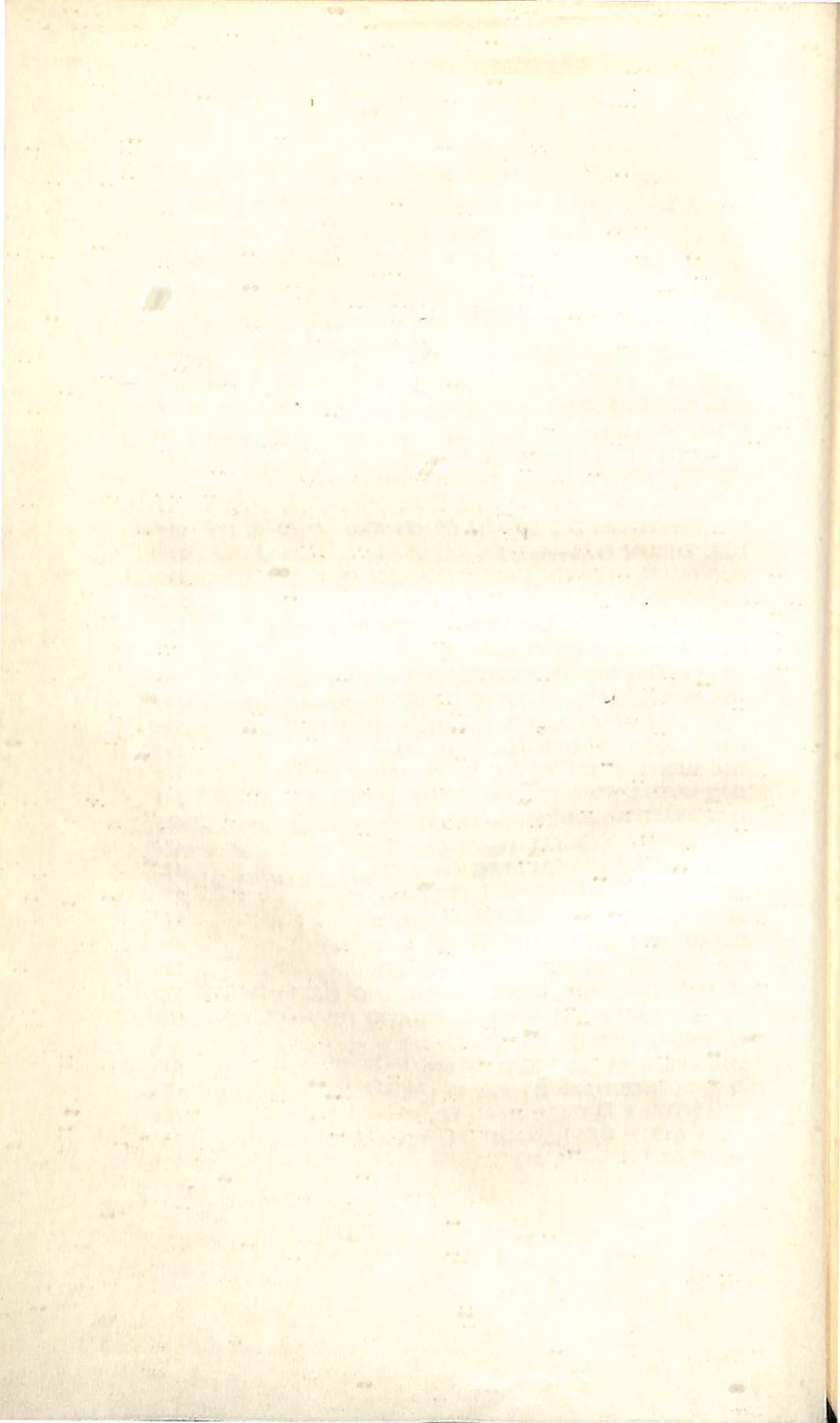
22, 21. Die Gnade des Herrn Jesus sei mit allen Heiligen. Amen.

Johannes erlebt die Überfülle der Gnade. Er erlebt sie wie einen Springbrunnen, dessen quellende Fluten nicht zu fassen sind. Er steht mitten in der Gnade und weiß, daß sie nach allen Seiten sich ausströmen muß. Er steht zentral an der Stelle, die im Herrn den Willen zu seiner eucharistischen Verströmung kennzeichnet. All den Seinen gibt der Herr sein

Fleisch und Blut; er nahm es an, um es verschenken zu können. Er mußte vom Vater diese Menschengestalt, die er auf Erden hatte, annehmen, um den Menschen die wirkliche Eucharistie verteilen zu können. Und auch der Glaube ist durch ihn zu einer realen Gegenwart geworden. Er hat also in der Eucharistie wie das geistige Bindeglied zwischen seinem Gottsein im Himmel und seinem Menschensohn-sein auf Erden geschaffen, und dies nur, damit dieses Bindeglied jeden Glaubenden an Gott binde und ihn lehre, das von Gott Empfangene auf Erden zu verschwenden. Und wie der Herr sich allen anbietet und nur von den Glaubenden empfangen wird, so bietet nun Johannes die Gnade, die ihn mit ihrer ganzen Fülle überschwemmt, *allen Heiligen* des Herrn an, allen denen, die an ihn glauben. Diese Gnade wird durch Johannes bewirken, daß mehr zum Glauben kommen; er wird sie durch seine Vermittlung des Glaubens anziehen, nicht in etwas Unbekanntes hinein, sondern in das, was er vom Herrn selber erhalten hat, damit es allen zuteil werde. Sein letzter Wunsch ist der, den er von der Kirche im Himmel und vom Herrn im Himmel in ihrer heiligen Einheit empfangen hat. Die Heiligkeit des Herrn, die Heiligkeit der Kirche, die ganze Heiligkeit des Himmels wünscht sich der Erde so mitzuteilen, daß alle ihren himmlischen Anteil erhalten, damit alle zu solchen werden, die dauernd vom Herrn die Überfülle seiner Gnaden empfangen, um ewig in der Heiligkeit seines Himmels zu leben.

INHALT

| | Seite |
|---|-------|
| ZUR EINFÜHRUNG | 7 |
| EINGANG (1, 1—1, 3) | 15 |
| DER GOTT DER KIRCHE (1, 4—1, 8) | 45 |
| DIE ERSCHENUNG DES MENSCHENSOHNES (1, 9—1, 20) | 72 |
| DIE BRIEFE AN DIE SIEBEN GEMEINDEN (2, 1—3, 22) | 114 |
| DER THRON (4, 1—4, 11) | 220 |
| DAS BUCH MIT DEN SIEBEN SIEGELN (5, 1—5, 14) | 238 |
| DIE SECHS ERSTEN SIEGEL (6, 1—6, 17) | 256 |
| DIE BESIEGELUNG DES ERWÄHLTEN (7, 1—8, 1) | 274 |
| DAS SIEBTE SIEGEL (8, 2—8, 6) | 274 |
| DIE ERSTEN VIER POSAUNEN (8, 7—8, 13) | 293 |
| DIE FÜNFTE UND SECHSTE POSAUNE (9, 1—9, 21) | 312 |
| DER ENGEL MIT DEM BUCH (10, 1—10, 11) | 343 |
| DIE BEIDEN ZEUGEN (11, 1—11, 14) | 357 |
| DIE SIEBTE POSAUNE (11, 15—11, 18) | 375 |
| DAS WEIB UND DER DRACHE (11, 19—12, 18) | 384 |
| DAS ZWEITE TIER (13, 1—13, 10) | 413 |
| DAS DRITTE TIER (13, 11—13, 18) | 432 |
| DAS LAMM AUF DEM BERG (14, 1—14, 5) | 442 |
| DIE DREI GERICHTSENGEL (14, 6—14, 13) | 455 |
| ERNTE UND WEINLESE (14, 14—14, 20) | 471 |
| DIE SIEBEN ZORNSCHALEN (15, 1—16, 21) | 484 |
| DIE GROSSE BABYLON (17, 1—17, 18) | 539 |
| KLAGE ÜBER BABYLONS UNTERGANG (18, 1—18, 24) | 575 |
| JUBEL ÜBER BABYLONS UNTERGANG (19, 1—19, 10) | 608 |
| DER SIEG CHRISTI (19, 11—19, 21) | 631 |
| DIE ERSTE AUFERSTEHUNG (20, 1—20, 10) | 648 |
| DAS LETZTE GERICHT (20, 11—20, 15) | 670 |
| DIE NEUE WELT (21, 1—21, 8) | 691 |
| DIE GATTIN DES LAMMES (21, 9—22, 5) | 718 |
| SCHLUSS (22, 6—22, 21) | 787 |



URTEILE

über das Werk

ADRIENNE VON SPEYRS

REINHOLD SCHNEIDER

Seit einiger Zeit erscheint im Johannes-Verlag, Einsiedeln, mit dem Imprimatur des Bischöflichen Ordinariates zu Chur eine Folge höchst ungewöhnlicher religiöser Bücher von Adrienne von Speyr. Es handelt sich nicht um systematische Theologie, sondern um die unmittelbare Begegnung mit dem Wort, eine Begegnung erregten höchst ungewöhnlicher religiöser Bücher von Adrienne von Speyr. lebt im Wort, weil sie in der Kirche lebt... Bezeichnend ist der immerwährende, aber ganz natürliche Wechsel vom Erkennen zum Gebot der Tat, vom Hören zum Wirken, von der Hingabe an die Wahrheit zum Bekenntnis des Lebens, von der Mystik und aus deren Kraft zur Durchleuchtung der Zeit.

Die vorliegenden Bände wirken wie Teile eines noch nicht überschaubaren Zusammenhanges, Zeichen eines mächtigen geistig-religiösen Prozesses, der noch im vollen Gange ist und dem das Urteil nicht vorgreifen soll. Weil diese Schriften, wie gesagt, nicht systematisch sind, weil sie immer wieder aus der Gegenwart in den Bereich überzeitlicher Mystik emporführen und aus diesem in die Zeit zurückkehren, weil sie unermüdlich und unerbittlich das Wirken aus dem Glauben, das tätige Zeugnis in unserem Tage fordern — ohne doch jemals zu vergessen, daß das Urteil, auf das es allein ankommt, erst im Jenseits fallen und daß dort erst ein von der Gnade geleitetes Leben vom ewigen Glanz beschenkt wird —, so kann eine bedeutende, anregende Wirkung von ihnen ausgehen, sowohl auf die Theologie wie auf das praktische Leben. Wir können diese Auslegungen zu Rate ziehen, an jeder Stelle unseres Tageslaufes, wir werden fühlen, daß sie uns erreichen; aus einer jeden Stelle, die wir aufschlagen, können wir helfende, weisende Kräfte gewinnen. Das Leben aus dem Wort und dem Sakrament wird von Adrienne von Speyr auf eine ursprüngliche und zugleich uns verpflichtende Weise geschildert. Verstehen wir diese gewiß nicht leicht zu erobernden Bücher recht, so geht es in ihnen um unsern Stand vor dem Kreuz, einen Stand des Glaubens, Wirkens, Erkennens; es ist eine Art Ordensstand des Laien, in den er nach dem Vorbild der heiligen Personen, vor allem der Gottesmutter und des ihr anbefohlenen Lieblingsjüngers, innerhalb der hierarchischen Ordnung gerufen ist. Aber auch das ist vielleicht nicht das letzte Wort dieser Schriften; wir werden sie einfach als Beichte im Sinne der Mystiker begreifen müssen: als bekenndes, erkennendes Gespräch heutigen Glaubens mit dem Wort.

ELISABETH LANGGÄSSER

Die Auslegung des Johannes-Evangeliums durch A. v. Speyr gehört zu den Kostbarkeiten, welche Laienexegese in vielen Jahrhunderten hervorgebracht hat. Kein Wort, das nicht jedes Kind versteht, kein Gedanke, der nicht auf dem Grund der ältesten Weisheit ruht. Eine moderne Mystikerin spricht aus der doppelten Intuition des Herzens und des Geistes zu unserer Gegenwart; eine Liebende, die das Wesen des Logos als reine Bewegung erfährt, verfolgt den Strom von der Quelle zur Mündung und führt ihn, gereinigt, erhellt und geläutert, in die Herzkammer ihres Wesens, wieder zum Ausgang zurück. Die Worte, die sie in der Erklärung der Stelle 8, 25 ausspricht: „Ich bin der, den ich euch von Anfang her verkünde“, könnte man über ihr ganzes Werk setzen, weil sie gewissermaßen die Grundmelodie, das stets wiederholte Motiv in tausendfältiger Abwandlung bilden: „Die Liebe ist ein unaufhörliches Strömen, sie bildet Seen und Flüsse, aber die Flüsse gehen in die Seen zurück, und die Seen ergießen sich wiederum in die Flüsse. Sie ist eine ständige Bewegung in der Ruhe, Ruhe in der Bewegung...“ Vielleicht am erstaunlichsten bleibt aber die Tatsache, daß die rein dynamische Begnadung von A. v. Speyr der Nüchternheit so wenig entbehrt wie nur irgendein modernes Gespräch aus jüngster Gegenwart. Überall Dämme, Konturen und Bühnen; eine Selbstkontrolle, die sich beständig dem objektiven Gehalt unterwirft und sich an ihm begrenzt.

DR. P. DAMASUS ZÄHRINGER OSB.

Herausgeber der „Benediktinischen Monatsschrift“, Beuron

Trotz der modernen Diktion ist die Gefahr der Vermenschlichung des Heiligen, der man heute sonst in hundert Spielarten begegnet, unbedingt vermieden. Die Autorin ist von der Substanz der Offenbarung viel zu sehr erfüllt, als daß sie den Ernst ihrer Aufgabe auch nur einen Augenblick vergessen könnte. Sicher darf man dieses Buch als eine der erfreulichsten Zeiterscheinungen auf der Berührungslinie von Christentum und modernem Menschentum begrüßen und bejahen. Laien oder Theologen werden es mit wesentlichem Gewinn lesen.

